This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

1351.

Per. 1202 c. 31

Mittheilungen

und

Nachrichten

für die

evangeliſche Kirche in Rußland,

begründet von

Biſchof Dr. C. C. Ulmann,

gegenwärtig redigirt

von

J. Th. Helmſing,

Oberlehrer in Riga,

unter Mitwirkung der Paſtoren: E. Kaehlbrandt in Neu-Pebalg, R. Räder in Goldingen, A. H. Haller in Reval u. A.

FOREIGN
BODL:LIBR
PERIODICALS

35. Band.

Neue Folge. Zwölfter Band.

Jahrgang 1879.

Riga 1879.

Im Selbſtverlage des Herausgebers.

1351.

Per. 1202.c.37

Mittheilungen

und

Nachrichten

für die

evangeliſche Kirche in Rußland,

begründet von

Biſchof Dr. C. C. Ulmann,

gegenwärtig redigirt

von

J. Th. Helmſing,
Oberlehrer in Riga,

unter Mitwirkung der Paſtoren: E. Kaehlbrandt in Neu-Pebalg, R. Räder in Goldingen, A. H. Haller in Reval u. A.

FOREIGN
BODL:LIBR
PERIODICALS

35. Band.

Neue Folge. Zwölfter Band.

Jahrgang 1879.

Riga 1879.
Im Selbſtverlage des Herausgebers.

Von der Cenſur erlaubt. Riga, den 6. December 1879.

Druck von W. F. Häcker in Riga.

Inhalt des Jahrganges 1879.

I. Leitende Artikel und Aufsätze.

Seite.

Fehrmann, A. W., der Sonntag . . . . . 1.
Sallmann, K., Luther im häuslichen Kreise . . . . . 49.
Jürgensen, E. L., die Stellung des Geistlichen zur Wissenschaft überhaupt und zur theologischen insbesondere . . . . . 145.
Hollmann, Fr., Bedeutung und Grenzen der häuslichen Erziehung in der Gegenwart . . . . . 201.
Murmann, J. W., über die Aufgabe der Revision der Gottesdienstordnung unserer Agende . . . . . 249.
Fechner, A. W., über Offenbarung Johannis 3, 15. 16 . . . . . 259.
Welzer, C. A., über die heilsgeschichtliche Bedeutung der Wunderthaten Jesu . . . . . 297.
Schilling, J. F., brüderliche Ansprache über Psalm 12 . . . . . 325.
Volck, W., der Messias im alten Testament . . . . . 381.
Groundström, J., inwieweit ist in unseren Gemeinden Kirchenzucht zu üben? . . . . . 392.
Findeisen, K., die Rechtfertigung durch den Glauben . . . . . 445.
Luther, F., was könnte zur Sammlung und Stärkung der in unseren Landgemeinden zerstreuten gläubigen Elemente geschehen? . . . 463.
Sallmann, K., Weihnachten in Sage, Spiel und Sitte . . . . . 509.

II. Kirchliche Nachrichten und Correspondenzen.

Aus Basel:
Die siebente allgemeine Versammlung der evangelischen Allianz . 474.
Aus China:
Mission . . . . . 183.
Dorpat:
Theologische und philosophische Vorlesungen . . . . . 46. 273.
Januar-Conferenz . . . . . 101.
Fellin:
Jubiläum des Propstes L. Krüger . . . . . 272.
Helsingfors:
Ueber den gegenwärtigen Bestand der theologischen Facultät . . 226.
Eine finnische Stimme über das Jahresfest der Leipziger Mission 1878 400.
Jerusalem:
Waisenhaus-Colonieen im heiligen Lande . . . . . 422.
Das syrische Waisenhaus . . . . . 426.
Kurland:
Zuviel des Guten . . . . . 221.
Willkommen! . . . . . 224.
Zu wenig des Guten . . . . . 356.

Seite.

Leipzig:
Das Missionsfest . . . . . 228.
Livland:
Die livländische Synode 1878 . . . . . 23.
Das livländische Synodalarchiv . . . . . 34.
Die Taubstummenanstalt zu Fennern . . . . . 177.
Zur Geschichte des Kirchspiels Lemburg . . . . . 331.
Jubiläum des Propstes K. L. Kaehlbrandt . . . . . 574.
Mitau:
Bericht über die lettische Taubstummenanstalt zu Carolinenhof . . 38.
Bericht über die Arbeit an Israel . . . . . 90.
Nishni-Nowgorod:
Ueber das Kirchenwesen . . . . . 270.
St. Petersburg:
Die Prediger-Synode . . . . . 178.
Bewilligungen des Central-Comité's der Unterstützungskasse . 267. 496.
Aus dem Bericht über die Wirksamkeit der Emeritalkasse . . . 269.
Auch ein Wort über das Leipziger Missionsfest . . . . . 413.
Riga:
Der Jahresbericht der Unterstützungskasse . . . . . 497.
Sezzen im kurischen Oberlande:
Ein neues Altarbild . . . . . 350.
Sibirien:
Die evangelischen Verbrecher-Colonieen . . . . . 180.
Stockholm:
Abschaffung des Confirmations- und Abendmahlszwanges . . . . 228.
Wenden:
Die Pastoral-Conferenz . . . . . 167.

III. Literärisches.

Aus der christlichen Volksschriftenliteratur . . . . . 586.
Barmherzige Liebe. Leben und Wirken der Elisabeth Fry und Amalie Sieveking . . . . . 198.
Baumgarten, F., Confirmationsscheine . . . . . 140.
Berkholz, C. A., zur Literatur in neuester Zeit I. II. . . . . 274. 429.
Bilder, hundert mit Versen . . . . . 141.
Böhme, G., Spruchkarten . . . . . 588.
Eckardt, J., Trahndorff, der Bewußtseinsphilosoph . . . . . 281.
Engelhardt, M. v., Justin der Märtyrer . . . . . 360.
Fechner, A. W., minutiae historico-ecclesiasticae . . . . . 506.
Haller, A. H., Predigten . . . . . 581.
Harnack, Th., praktische Theologie . . . . . 231.
Hartmann, E. v., Phänomenologie des ethischen Bewußtseins . . . . 118.
Hofmann, J. C. Chr. v., theologische Ethik . . . . . 191.
Hörschelmann, F., zur neuesten Literatur der praktischen Theologie . . 229.
Jakob, A., u. Richter, E., der Präludist . . . . . 292.
Kaehlbrandt, E., Jesus Christus gestern und heute, und derselbe in Ewigkeit. Zwölf Festpredigten . . . . . 379.
Kaehler, M., das Gewissen . . . . . 115.
Kempis, Thomas a, vier Bücher von der Nachfolge Christi . . . . 442.
Kröger, Dr. S., menschliches Denken und die Grundprincipien christlicher Weltanschauung . . . . . 429. 501. 583.
Lange, J. P., Grundriß der christlichen Ethik . . . . . 125.
Luther, F., der Smithismus und seine Gefahren . . . . . 46.
Martensen, H., christliche Ethik . . . . . 185.
Oehninger, Fr., der Beruf der Christen zum Zeugniß der Wahrheit in dieser Welt . . . . . 443.

Seite.
Oettingen, Al. v., zur neueren ethischen Literatur I. II. . . . 114. 185.
—, Hippel's Lebensläufe . . . . . 585.
Plath, K. J. Chr., Goßner's Mission unter Hindus und Kolhs . . . 198.
Quellwasser für's deutsche Haus . . . . . 199.
Rodgers, G., die Stiftshütte und ihre gottesdienstlichen Ordnungen im neutestamentlichen Lichte . . . . . 287.
Römheld, C. J., das heilige Evangelium in Predigten . . . . . 581.
Sammlung von 50 Sprüchen der heil. Schrift . . . . . 141.
Starck, R., Wegweiser durch Bibel und Gesangbuch . . . . . 588.
Stryk, A. G. v., Lehrbuch der biblischen Geschichte . . . . . 247.
Tiling, R., die pauliniſche Lehre vom *νόμος* . . . . . 127.
Verzeichniß im Jahre 1878 veröffentlichter Jahresberichte u. dgl. . . 141.
Wichern, Dr. J. H., aus der Büchermappe . . . . . 587.
—, unsere Lieder . . . . . 587.
Wichern, C., alte und neue Weihnachtslieder . . . . . 587.

Personal-Nachrichten . . . 48. 144. 200. 296. 380. 444. 508. 588.
Gotteskasten . . . . . 144.
Anfrage . . . . . 144.
Zurechtstellung . . . . . 199.
Erwiderung . . . . . 295.
Zuschrift . . . . . 380.

I.

Leitende Artikel und Aufsätze.

Der Sonntag.

Synodalvortrag von Pastor Fehrmann in St. Petersburg.

Der Sonntag ist ein König von Gottes Gnaden. Segen spendend zieht er von Woche zu Woche über die Erde und läßt sich huldigen, soweit die Kirche Christi ihre Grenzen zieht. Vor ihm her erschallt die Predigt des Evangeliums und andachtsvoll wallt die Gemeinde der Feiernden in seinem Gefolge. Ehrwürdiges Alter und jugendliche Schönheit zugleich schmückt sein Angesicht und himmlische Majestät krönt sein heiliges Haupt. Der König der Tage ist der Tag des Herrn, aber wie dieser, nach dem er genannt ist, trägt er eine Dornenkrone und muß sich's gefallen lassen, gemartert und geschändet, verachtet und gelästert zu werden. Die Welt will ihre Zeit nicht in den Dienst dieses Königs stellen, will ihn vielmehr zu ihrem Sclaven und Sündendiener entwürdigen. Mit Recht erheben sich darum seine Freunde und brechen für ihn eine Lanze.

Fast überall in der Christenheit ist neuerdings die Sonntagsfrage in Fluß gekommen. Nur bei uns scheint sie noch zu ruhen. Nicht als würde bei uns der Sonntag in gebührenden Ehren gehalten, — der Sonntag leidet auch bei uns schmachvolle Gewalt, nicht sowohl von dem abgesagten Christushaß und ausgesprochenen Atheismus, sondern von der vielgeschäftigen Gedankenlosigkeit, die Alles gehen läßt, wie es geht, oder von dem selbstgerechten Pharisäismus, der Mücken seigt und Kameele verschluckt. Darum thut es Noth und ist auch nicht ein aussichtsloses Beginnen, das öffentliche Gewissen zu wecken, daß der

Sonntag auch bei uns von den Stricken befreit werde, die ihn fesseln und seine Segensfülle weithin auszuspenden hindern.

Was ist's um den Sonntag und sein Recht? Darüber müssen wir uns klar sein, wenn wir für den Sonntag eintreten wollen. Diese Frage zu beantworten, werden wir weite Umschau halten und tief graben müssen, die Wurzeln zu entdecken, aus denen der Sonntag gewachsen ist.

Schöpfung und Erlösung, Zeit und Ewigkeit, Sünde und Gnade, Gottes und des Menschen Werk kommen in Betracht, wo des Sonntags Wesen erkannt, des Sonntags Begriff bestimmt sein will.

1. Der Ursprung des Sonntags. Von der Gegenwart und dem gegenwärtigen Thatbestande, nach welchem der Sonntag der von der christlichen Kirche gefeierte erste Tag der Woche ist, gehen wir aus und forschen, seit wann dieser Thatbestand dauert. Aufwärts steigen wir den Strom der Zeit. So weit die Kirche ihre segensreichen Ordnungen entfaltet hat, so weit hat sie immer auch den Sonntag als ihren Tag, als den Tag des Herrn von den andern Wochentagen hervorgehoben. Im Mittelalter, und weiter zurück in der Zeit des sieggekrönten Kampfes des christlichen Glaubens um die öffentliche Anerkennung war der Sonntag im Bewußtsein der Kirche, was er heute ist, der festliche Anfang der Woche, der Tag des Herrn. Schon unter Constantin dem Großen um 321 hält sich die Staatsgewalt für verpflichtet, dem dies solis venerabilis ihren schützenden Arm zu leihen.

Die ältesten Schriftdenkmale der christlichen Kirche geben Zeugniß von der allgemeinen Anerkennung, die der Sonntag genießt oder die ihm doch gebührt. Justin, der Märtyrer, welcher um das Jahr 163 unter dem Kaiser Marcus Aurelius den Märtyrertod erlitten hat, bekämpft in seiner Schrift Dialogus cum Tryphone 12 die jüdische Sabbathfeier, indem er sagt, daß das neue Gesetz, nämlich das Evangelium, wolle, daß wir immerdar Sabbath halten, indem er hiemit in treffender Weise die typische Bedeutung des Sabbaths als in Christo erfüllt darstellt.

Der Barnabasbrief, welcher in den Anfang des zweiten Jahrhunderts nach Christo fällt und höchst wahrscheinlich der Kirche Alexandrias in Egypten angehört, deutet das Sechstagewerk der Schöpfung und den dasselbe abschließenden Sabbath auf die Weltzeit, die er

auf 6000 Jahre bemiſſet, nach welcher der Herr durch ſeine Wiederkunft den Weltſabbath einführen werde, nach welchem dann ein achter Tag, eine neue Weltperiode beginnen werde; darum, ſo fährt er fort, begehen wir auch den achten Tag als Feſttag, an welchem auch Jeſus auferſtanden, und nachdem er ſich geoffenbart hatte, gen Himmel aufgefahren iſt.

Auch Ignatius in ſeinem aus derſelben Zeit ſtammenden Briefe an die Magneſier ſtellt die Sonntagsfeier der Sabbathfeier entgegen, indem er dieſe zu der alten Ordnung der Dinge, jene zu der neuen rechnet. Dieſe Zeugniſſe berechtigen uns zu dem Schluſſe, daß die Sonntagsfeier am Ende des erſten Jahrhunderts in den chriſtlichen Gemeinden Egyptens, Syriens und Kleinaſiens die Sabbathfeier bereits verdrängt hatte oder doch erfolgreich verdrängte.

Die heilige Schrift ſelbſt, obgleich ſie nur gelegentlich und nur an drei Stellen des Sonntags erwähnt, redet doch von ihm in einer Weiſe, die uns zu der Vorſtellung berechtigt, daß der Sonntag ſchon in der Zeit der Entſtehung der Kirche allgemeine ſelbſtverſtändliche Anerkennung gefunden habe als Tag der Verſammlung der Gemeinde um das Wort und das Sacrament des Herrn. Lucas bemerkt, Apg. 20, 7, daß der Tag, an welchem der Apoſtel Paulus auf dem Rückwege von ſeiner dritten Miſſionsreiſe, alſo um das Jahr 58 n. Chr. Geb. zu Troas predigte und zwar vor der zur Feier des heiligen Abendmahls verſammelten Gemeinde, ein Sonntag war (ἡ μια τῶν σαββάτων). Wo der Apoſtel den Korinthern eine zweckmäßige und würdige Art der geregelten Liebesſteuer anempfiehlt, da bezeichnet er den Sonntag als den für ſolch Werk geeigneten Tag mit der Bemerkung, daß er auch in Galatien dieſelbe Anordnung getroffen, vgl. 1. Kor. 16, 1. 2. Gewiß ſchließen wir hieraus richtig, daß in den Gemeinden Griechenlands und Kleinaſiens die Sonntagsfeier, und zwar auf Grund apoſtoliſcher Anordnung, zu feſtſtehender Sitte geworden war.

Wir ſehen, der Sonntag war von Anfang der chriſtlichen Kirche an da, und wo die Sache war, da fand ſich denn bald auch der rechte Name dazu. Der Ausdruck ἡ μια τῶν σαββάτων oder μια σαββάτου bezeichnet den Sonntag als den erſten Tag einer Reihe von Sabbathen, als den Anfang einer Sabbathzeit; er hebt das allerdings weſentliche Merkmal des Sonntags, daß er der erſte Tag der chriſt-

lich neugestalteten Woche sei, hervor, aber den das Wesen des Sonntags am umfassendsten bezeichnenden und zum allgemeinen Gebrauch gelangten Namen nennt zum ersten Male Johannes. Da er den Tag bezeichnen will, an welchem ihm der Herr die wunderbaren Offenbarungen über die Endzeit gegeben, sagt er (Offenb. 1, 10): „Ich war im Geist an des Herrn Tage" (ἡ κυριακὴ ἡμέρα). Tag des Herrn, mit diesem feierlichen, das Wesen am besten treffenden Namen bezeichnete man den Sonntag schon vor Ablauf des ersten Jahrhunderts, als die junge Kirche noch einen der Säulenapostel in ihrer Mitte hatte. Die Bezeichnung des Tags des Herrn als Sonntag ist die römisch-heidnische, die Kirche aber hat sie für den gewöhnlichen Gebrauch unter Hinweis auf Maleachi 4, 2 acceptirt, und seitdem ist der dies solis ein dies venerabilis geworden.

Weitere Erwähnung des Sonntags findet sich in der heiligen Schrift nicht; sie verbirgt seinen geheimnißvollen Ursprung, aber den aufmerksam Forschenden führt sie an das offene Grab des Auferstandenen, und sagt ihm, daß das Wunder, das dort geschehen und ohne welches die Kirche nicht wäre, am ersten Wochentage (wieder μία τῶν σαββάτων) geschehen sei, welcher eben damit zum Tage des Herrn geworden ist (vgl. Matth. 28, 1; Marc. 16, 2; Luc. 24, 1; Joh. 20, 1). Von Wichtigkeit ist die Bemerkung des Evangeliums St. Johannis, daß der Herr den hinter verschlossenen Thüren versammelten Jüngern am Abend desselben Tages, an welchem er auferstanden war, nämlich am Sonntage (wieder μία τῶν σαββάτων Joh. 20, 19) und dann acht Tage später abermals am Sonntage (Joh. 20, 26) erschienen sei. Der Herr wählte für diese seine zweite Offenbarung unter den Jüngern wieder denselben Wochentag, den Tag nach dem Sabbath, und gab damit diesem Tage den bleibenden Charakter des Gedenktages seiner Auferstehung, an welchem seine Jünger vor andern seiner Offenbarung und Gemeinschaft gewärtig sein dürften. Lassen wir auch nicht unbeachtet, daß die Ausgießung des heil. Geistes und die Stiftung der Kirche gleichfalls am Sonntage geschehen ist, so gelangen wir zu dem Schluß, daß der Herr selbst den Sonntag als den Tag bezeichnen wollte, an welchem er seine Gemeinde versammelt sehen, an welchem er sich ihr in besonderer Weise nahen und offenbaren und sie für ihr Werk auf Erden mit der nöthigen Weisung und Leitung ausrüsten wollte.

Die Gemeinde Jesu Christi hat den Sinn des Meisters erkannt und, von seinem Geiste geleitet, den Sonntag, den Tag des Herrn, zum Tage der Kirche erhoben, an welchem sie ihre Glieder um Wort und Sacrament sammelt. So ist der Sonntag geworden und gewachsen, ohne durch ein ausdrückliches Wort des Herrn oder seiner Apostel eingesetzt zu sein. Er ruht auf den heilsgeschichtlichen Thatsachen, auf welchen die neutestamentliche Gemeinde gegründet ist und besteht und wird bestehen, so lange diese besteht.

Wir schließen diesen Abschnitt, in welchem wir dem Ursprunge des Sonntags nachgegangen sind, mit Hervorhebung der Thatsache ab, daß die Sabbathfeier vor der Sonntagsfeier in der christlichen Kirche rasch zurückgetreten ist. Vor dem siegenden Aufgange des Sonntags erblich je mehr und mehr in dem Bewußtsein der christlichen Gemeinde der Sabbath. „Ich muß abnehmen, er aber muß zunehmen;" dieses Wort bringt das innere Verhältniß, das zwischen Sabbath und Sonntag besteht, zum Ausdruck, und zwar ist dieses Verhältniß durch eben dieselben heilsgeschichtlichen Thatsachen bedingt, denen der Sonntag seinen Ursprung verdankt. Ehe wir aber diese in ihrem Einfluß auf die Gestaltung der Woche würdigen können, müssen wir die Bedeutung des Sabbaths im alten Testamente beleuchten und zu diesem Zwecke bis zum Anfang zurückgehen. Der Sonntag sowohl wie der Sabbath sind heilige Tage in der siebentägigen Woche, die sich nicht nur bei den Israeliten, Babyloniern und Egyptern, sondern auch bei den Griechen und Römern findet.

2. Die Woche. Woher stammt die Wochenordnung? Diese Frage ist von maßgebender Bedeutung für die Begriffsbestimmung des Sonntags. Man hat die Woche, die Siebenzahl der Tage, die sich in der Zeitfolge zu einer Zeiteinheit zusammenschließen, mit den sieben im Alterthume bekannten Planeten in Verbindung gebracht, oder man erklärt die Woche als den vierten Theil des synodischen Monats; aber die astronomische Deutung des Wochensiebends kann aus dem Grunde nicht befriedigen, weil die Woche mit Jahr und Monat incommensurabel ist; wir müssen das Motiv der Wochenordnung nicht in den Gestirnen, sondern anderswo suchen. Wir suchen und finden es in der Zeit selbst, in ihrer Bestimmung für den Menschen, oder anders gesagt, wir finden es in der Natur des Menschen, der geschaffen ist, zunächst in der Zeit zu leben. Die Wochenordnung gehört zur Schöpfungsordnung. Durch die Schöpfung ist die Zeit

geworden und zwar in Wochen gegliederte Zeit. Gott hat das Schöpfungswerk in sieben Tagen vollendet, weil dieses Maß einem innergöttlichen Verhältniß entsprach, das darum auch in der Schöpfung, besonders im Menschen sich wiederspiegelt. Gott hat Leib und Seele des Menschen so gebildet, daß eine sechs- oder achttägige Woche nicht gut wäre. Es wäre eine interessante Aufgabe für die Physiologie, und sie arbeitet bereits an der Lösung derselben, die Beziehung der Woche zum Organismus des Menschen zu erforschen. Die Siebenzahl ist in diesem Sinne eine heilige Zahl und das will nicht nur symbolisch, sondern real gefaßt sein. Die auf die heilige Siebenzahl gegründete, zur Schöpfungsordnung gehörende Woche erhält dadurch ein bleibendes Recht, sie kann durch keine andere Ordnung, auch nicht durch die Heilsordnung verändert oder durch eine andere Zeiteintheilung ersetzt werden. Die Woche wird bleiben, bis die Zeit nicht mehr ist. Ihre zeitweilige Abschaffung und Ersetzung durch die Decade in Frankreich im Jahre 1793 war ein thörichter Frevel gegen göttliche und menschliche Ordnung und konnte nicht aufrecht erhalten werden. Die Schöpfungsordnung hat der Woche nicht nur das arithmetische Maß, sondern auch ein concretes Gepräge gegeben. Die Woche ist nicht eine Summe von sieben gleichwerthigen Tagen, sondern sie verläuft in sechs Werktagen und dem die Woche abschließenden Sabbath Dieses Gepräge empfing die Schöpfungswoche durch das Werk und die Ruhe des Schöpfers. Diese Zeittheilung hat Gott seinem Werke der Weltschöpfung zu Grunde gelegt und sie damit auch bis auf Weiteres zur Grundlage für alles menschliche Wirken in der Zeit bestimmt, denn zu seinem Bilde hat Gott den Menschen gemacht und zu einem Werk berufen, das an Gottes Werk und Wirken Vorbild und Richtschnur haben soll.

3. Der Sabbath vor der Sünde. Gottes Ruhen macht den ersten Wochenschluß zum ersten Sabbath und Gottes Wille, daß der Mensch sein Werk thue nach Gottes Vorgang und namentlich, daß er wie Gott bei seinem Werke dem vorgesetzten Ziele zustrebe und sich demselben je länger, je mehr nähere, macht den Sabbath zu einem heiligen und gesegneten Tage für den Menschen. An jedem Sabbath sollte der Mensch einen vorläufigen Abschluß seines Wirkens erreicht haben und, mit dankbarer Freude auf die relativ erfüllte Aufgabe zurückblickend, in Gott ruhen. So wenig aber Gottes Ruhen ein

Ruhen nach vorangegangener Ermüdung war, ebenſowenig iſt auch der Menſchen Sabbath im Paradieſe als ein Ruhen nach vorangegangener ermüdender Arbeit zu denken. Gott ruhte in ſeinem vollendeten Werke, ſein Schaffen hatte namentlich im Menſchen das vorgeſetzte Ziel erreicht, und die Spannung der wirkſamen Schöpferkräfte war wieder zu der urſprünglichen ſeligen Harmonie zurückgekehrt, die als ein wohlgefälliges Ruhen Gottes in der Gemeinſchaft des nach ſeinem Bilde geſchaffenen Menſchen zu denken iſt. Nach der Aehnlichkeit mit Gottes Wirken haben wir uns auch des Menſchen Wirken im Paradieſe zu denken. Das Ziel, zu welchem er den Garten bewahren und bebauen ſollte, war nicht die Erhaltung ſeines eigenen Weſens und Lebens, nicht die Beſchaffung ſeiner Exiſtenz, ſondern die Vollendung zur ſeligen Gemeinſchaft mit Gott. Bei ſeinem Wirken ſollte er je und je aus der Spannung und dem Gegenſatz der in ihm liegenden wirkſamen Kräfte zur Ruhe in Gott gelangen, die wir doch auch nicht anders als die höchſte Selbſtbethätigung ſeines Weſens in der Gemeinſchaft mit Gott denken können. Die Sabbathruhe, wie überhaupt die Ruhe, war vor der Sünde nicht die gebieteriſche Forderung der Natur nach vorangegangener, die Kräfte verzehrender oder erſchlaffender, aufreibender Arbeit; die Arbeit war vielmehr ein ruhiges, die Kraft nicht verzehrendes, ſondern bethätigendes und übendes Wirken, und die Sabbathruhe in Wahrheit die höchſte Selbſtbethätigung ſeines Weſens in Beziehung auf Gott, concreter ausgedrückt: ſein Sabbath war kein Ausruhen, ſondern von Luſt und Liebe zu Gott getragenes Loben, Preiſen und Danken, wir möchten ſagen: ſeliges, ausſchließliches Genießen Gottes. Es kommt uns nicht wenig darauf an, ſchon hier an dieſem Punkte das hervorzuheben, daß der urſprüngliche Sabbath ſeinem Weſen nach kein Ruhetag war im Sinne derer, welche für ihren Anſpruch auf einen Ruhetag nach ſechs ermüdenden Arbeitstagen eine göttliche Berechtigung ſuchen. So war alſo die Woche urſprünglich durch die Schöpfungsordnung beſtimmt. Der Gedanke, den ſie verkörperte, war die zielſtrebende, auf Gott gerichtete Wirkſamkeit; die Verheißung, die in ihr dem Menſchen gegeben war, verbürgte ihm ein endliches Vollenden ſeines Werkes, ein allendliches Fertigwerden, wie Gott fertig geworden iſt, einen letzten Sabbath, der in die Ewigkeit eingemündet hätte. So ſollte der Menſch ſein Werk im Rahmen der Wochenordnung voll-

bringen, die Wochen sollten so die Stufen bezeichnen, auf welchen er dem Ziele entgegenschritt, und jeder Sabbath war ein heiliger Tag, an welchem Gott sich ihm zu unmittelbarer Anschauung, Nießung und Gemeinschaft dargab, während solche Dargabe und Offenbarung Gottes an den andern sechs Tagen, durch die Welt vermittelt, in der Berufsarbeit sich vollzog. Eben damit war der Sabbath ein heiliger, aus der Reihe der andern herausgehobener Tag, ein Prophet dessen, was die Zeit durch Vollendung aller Berufsarbeit werden sollte; alle Zeit sollte Sabbathzeit, und zuletzt selige Ewigkeit werden.

4. Der Sabbath seit dem Sündenfalle. Die Zeit und das sich in derselben vollziehende Wirken und Ruhen des Menschen hat durch die Sünde ein anderes Gepräge erhalten, welches die Woche wiederspiegelt. Sünde und Tod lasten auf dem Menschen. Seine Zeit ist nichtig und vergänglich geworden, sie führt ihn dem Tod entgegen, sie ist von nun an gezählt, sie zehrt an den Leibes- und Seelenkräften, sie zehrt und reibt sie auf. In Folge der Sünde ist auch das Werk des Menschen von der hohen Stufe des edlen, auf Gott zustrebenden Wirkens herabgesunken, es ist nicht mehr die Ausübung des königlichen Herrscherberufes, nicht mehr das von Liebe getragene Kindeswerk unter den Augen des Vaters, nicht mehr das gesegnete Vorwärtsdringen auf der Bahn der Vollendung, sondern die Zwangsarbeit unter der Herrschaft der Noth, die Erwerbsarbeit zur Fristung des Lebens, die Hastarbeit unter der Knechtschaft des Wahnes, die vergebliche Sisyphusarbeit, die unfähig geworden ist, den Menschen zur Seligkeit zu fördern. Der Fluch ruht auf der Arbeit und er verwirklicht sich je und je darin, daß sie müde macht. Die Müdigkeit, das Erschlaffen der Kräfte, der Schweiß des Angesichts und der schwere Odem und Seufzer, das sind die Symptome des Todes, welchem der Arbeiter entgegengeht, wenn er zum Tode ermüdet zur Erde sinkt, um wieder zu Erde zu werden. Die Arbeit ist ein stetiges Erwehren des Todes, ein fortwährendes Ringen wider das Darben und Verderben, während sie vor der Sünde ein stetiges Bethätigen höheren Lebens ohne Sorge um's Brod war. Wird dem also mühevoll um's Brod Arbeitenden Ruhe zu Theil, und zwar Ruhe, durch welche Leibes- und Seelenkräfte wieder zu neuer Spannkraft erstarken, Ruhe, durch welche der Mensch zu neuer Arbeit fähig wird, so ist sie eine unverdiente Gnadengabe, ein Zeichen und Unterpfand der erlösenden

Gnade, die die Strafe mäßigt, um dem Sünder zur Buße und zur gläubigen Aneignung des Heils Raum zu lassen. Dieses neue Gepräge der Arbeit und der Ruhe spiegelt von nun an die Woche wieder. Sie stellt in ihrem Verlauf den Gegensatz von Sünde und Gnade dar und gewinnt heilspädagogischen, typischen Charakter. Sie gliedert sich nunmehr in sechs schwere, ermüdende Arbeitstage und einen erquicklichen Ruhetag, den Sabbath. Unter das Joch der Arbeit beugt sich der Fromme des alten Testaments mit dem Gefühl der Buße und wendet sich mit frohem Vertrauen auf die Gnadenverheißung dem Sabbath zu. Am Sabbath ruht er von der Arbeit und vergißt des auf dem Sünder lastenden Fluches, am Sabbath genießt er des Segens, der ihn zum Leben neu erquickt, am Sabbath freut er sich des Friedens, den Gottes Wort und Verheißung darreicht, am Sabbath genießt er des Gottes der Gnade. Doch das Alles nur in dem beschränkten Maße, das der Charakter der Zeit bedingt. Die Zeit vor Christo ist die Zeit der noch nicht erfüllten Verheißung. Die Sabbathruhe ist eine Ruhe in Hoffnung und jeder Sabbath leitet zu der neuen Arbeitswoche mit dem wehmüthigen Gefühl hinüber: noch ist die Hoffnung nicht erfüllt, der Ruhebringer nicht erschienen. Hieraus ergiebt sich der prophetisch-typische Charakter des Sabbaths, in welchem das Wesen desselben aufgeht, so daß, wenn das in Erfüllung geht, was der Sabbath prophezeit und typisch darstellt, seine Bedeutung erfüllt ist. Nur so lange das Werk der Menschheit nicht gethan ist, behält der Sabbath sein Recht. So ist die Woche und der Sabbath nach der Sünde nicht mehr nur durch die Schöpfungsordnung, sondern auch durch die Heilsordnung bestimmt und ein Stück des Erbtheils geworden, das der barmherzige Gott der aus dem Paradiese ausgeschlossenen und ihre Pilgerfahrt durch die Zeiten antretenden Menschheit mitgegeben hat.

Allerdings ist die aus dem Paradiese stammende heilige Zeitordnung, wie manche andere, auch der in das Heidenthum versinkenden Menschheit verloren gegangen. Das beeinträchtigt aber ihre allgemein menschliche Berechtigung nicht. Die meisten Völker haben das Bewußtsein von dieser Gottesordnung verloren. Ihre Arbeit wendet sich vom Ackerbau ab, dem leichteren Jagd- und Nomadenleben zu, bei welchem der gottgeordnete regelmäßige Wechsel der Arbeit und Ruhe nicht eingehalten werden kann. Aber nicht ganz sollte die

Segensgabe der Wochenordnung aus dem Gedächtniß der Menschheit schwinden. Daß sie zur Zeit der Sündfluth noch nicht vergessen war, schließen wir mit Recht aus der Bedeutung, die die siebentägige Frist, die Woche, in dem Verlaufe dieser heiligen Begebenheit hat. Zwischen der Ankündigung der Fluth und dem Beginne derselben liegt eine Woche, vgl. 1 Mos. 7, 4. 10. Je nach sieben Tagen, wahrscheinlich jedesmal am Sabbath, läßt Noah die Tauben ausfliegen, vgl. 1 Mos. 8, 10. 12. Gerade die Völker, die sich am wenigsten von dem Schauplatze der ersten Geschicke der Menschheit entfernt haben, haben auch die Tradition der Woche bewahrt, so die Babylonier und Egypter nach dem Zeugniß des Dio Cassius, die Griechen und die Römer, denen der siebente Tag, nach ihrer Rechnung der erste, der Tag Saturns, übrigens ein dies ater war; vielleicht liegt aber doch in der Bezeichnung des siebenten Tages mit dem Namen des Saturn eine dunkle Reminiscenz an das goldene Zeitalter, an die Zeit vor der Sünde. Daß das Erbtheil der Menschheit aus dem Paradiese nicht gar verloren gehe, sondern als ein verheißungsvoller Ueberrest als Heile der ganzen Menschheit gerettet werde, dazu ward Abraham als Stammvater des heiligen Volkes von Gott ausgesondert. Die heilige Familie, aus welcher das heilige Volk hervorgehen sollte, hat auch die Wochen- und Sabbathordnung in ihrer Ueberlieferung bewahrt und von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, das Volk Israel kannte den Sabbath auch vor der sinaitischen Gesetzgebung, wie aus 2 Mos. 16, 26 erhellt.

5. Israels Sabbath. Durch die sinaitische Gesetzgebung ist der auf dem Gebiete der heidnisch gewordenen Menschheit zu nichte gewordene Sabbath zum heiligen Tage der alttestamentlichen Gottesgemeinde geworden, um innerhalb derselben die seinem Wesen innewohnende heilspädagogische Segenskraft auszuwirken. Wie alle andern Gebote des Dekalogs, so ist auch das Sabbathgebot nicht ein neues Gebot in dem Sinne, als gebiete es etwas, was vorhin nicht geboten, sittlich gleichgültig gewesen wäre. Die zehn Gebote ruhen auf der schon durch die Schöpfung gegebenen göttlichen sittlichen Ordnung. Neu ist nicht der Inhalt des Gebotes, neu ist das auf heilsgeschichtlichem Wege entstandene Gottesvolk, aus welchem der Erlöser und der Anbruch seiner Gemeinde hervorgehen soll, neu auch die Form des schriftlich und mündlich geoffenbarten Gesetzes, das aber nichts anders

iſt, als eine Erinnerung an die ſchon beſtehende Gottesordnung, die von den Heiden vergeſſen und vernachläſſigt worden war, ohne deshalb ihre Geltung für ſie verloren zu haben. Das dritte Gebot enthält nichts ſpecifiſch Iſraelitiſches; jeder Heide, der durch den Dienſt Iſraels zur Erkenntniß Gottes gelangte, vernahm in ſeinem Gewiſſen ohne den geringſten Zweifel die Verpflichtung zur Erfüllung der zehn Gebote und namentlich auch des Sabbathgebotes, welches ihn lehrte, ſeine Zeit und Kraft mit bußfertigem und gläubigem Sinn als Gottes Gnadengabe zu verwerthen. Der Iſraelit hatte mehr Gründe, den Sabbath gläubig zu begehen, er hatte die wunderbare Errettung aus Egypten ſelbſt oder in ſeinen Vätern erlebt; aber auch der Heide ſündigte ohne das Geſetz, wenn er ſeine Zeit mißbrauchte und zu ſeiner Seele Schaden vergeudete. Im Gegenſatz zu den Heiden, die ihren Sabbath verloren hatten, hatte das Volk Iſrael ſeinen Sabbath; der Sabbath war ihm eine Gnadengabe Gottes, ein Zeichen, daß es das auserwählte Volk war, welches Gott ſelbſt durch die Zeiten führte und mit dem er ſeinen Bund geſchloſſen hatte. Der Sabbath war das Zeichen zwiſchen Gott und ſeinem Volke, daß ſie wiſſen, daß Er der Herr iſt, der ſie heiligt, 2 Moſ. 31, 13; Ezech. 20, 12. Während die andern Völker von Gott abgefallen ſind, will der Herr in Iſrael ſeine Wohnung, ſeine Wirkungs- und Offenbarungsſtätte haben. Iſraels Zeit ſoll heilige Zeit werden und Iſraels Arbeit heiliger Dienſt, der Gottes heilige Abſicht fördern und die Menſchheit der verheißenen Vollendung und Ruhe in Gott näher bringen ſoll. Iſrael ſoll die Rechte Gottes, die alleſammt gerecht und köſtlicher denn Gold und viel feines Gold ſind (Pſalm 19, 11), ſich ſelbſt und allen Geſchlechtern zum Segen bewahren, dazu werden ſie ihm, mit dem Zaume des Geſetzes verſehen, übermittelt. Das 3. Gebot gebietet Iſrael, des Sabbathtages zu gedenken und ihn zu heiligen. Solch Gedenken und Heiligen geſchieht äußerlich durch Unterlaſſung der Wochenarbeit. Iſrael begeht ſeinen Sabbath als Ruhetag; namentlich die Berufsarbeit des Iſraeliten, der ein freier Landbeſitzer und Landbauer war, ſollte ruhen. Sechs Tage ſollſt du arbeiten; am ſiebenten Tage ſollſt du feiern, beides mit Pflügen und mit Ernten, Exod. 34, 21; ebenſo ſollte die häusliche Arbeit zur Bereitung der Nahrung ruhen, darum kein Feuer in den Wohnungen angezündet werden; vgl. Exod. 35, 3. Die Beſchaffung des täglichen Brodes im

Schweiß des Angesichts war des Israeliten Pflicht, die er mit bußfertiger Beugung unter den Strafwillen Gottes die sechs Werktage über thun sollte, aber am Sabbath sollte er sich freuen, daß der Mensch nicht lebt von Brod allein, sondern von Allem, das aus dem Munde des Herrn geht, vgl. 5 Mos. 8, 3. Weitere Bestimmungen enthält das Gesetz Mose's nicht; erst in späterer Zeit hielt es Nehemia für nöthig, um der überhandnehmenden Sabbathschändung zu wehren, ausdrücklich anzuordnen, daß der städtische Marktverkehr am Sabbath unterbleiben solle, Neh. 13, 15. 19; in besseren Zeiten war er unterblieben, ohne daß ein besonderes Verbot denselben untersagte. Das mosaische Sabbathgebot war kein casuistisch rigoroses, aber die offenbare, freventliche Uebertretung des Gesetzes belegte es allerdings mit Bann und Todesstrafe, deren Vollzug in einem bestimmten Falle 4 Mos. 15, 3 berichtet wird. Das Sabbathgebot selbst ist ein Muster der Humanität und Rücksicht für die große Zahl der personae miserabiles, der Knechte und Fremdlinge, ja auch das Hausthier ist von solcher rücksichtsvoller Schonung nicht ausgeschlossen. Als Ruhetag machte der Sabbath zugleich seine typisch-prophetische Bedeutung geltend. Er verkündigte nicht nur die erlösende Gnade, er gab auch einen Vorschmack derselben und weckte das sehnliche Verlangen nach dem wahren Ruhebringer, nach dem Messias. Der Sabbath hatte daher ursprünglich den Charakter eines lieblichen Freudentages; am Sabbath wurde nicht gefastet, im Tempel wurde das tägliche Morgen- und Abendopfer, jedesmal aus einem jährigen Lamme bestehend, am Sabbath verdoppelt, in den Synagogen versammelte sich die Gemeinde, vgl. Marc. 6, 2; Luc. 4, 16, um das Wort Gottes zur Erbauung zu hören; die eigentliche Lehr- und Lernarbeit war den Werktagen vorbehalten. Der Gründung der israelitischen Sabbathfeier entsprach die feiernde dankbare Stimmung des Gemüthes, die durch das Bewußtsein hervorgerufen wurde, daß der Herr sein Strafurtheil mildiglich in Vollzug setze und den von harter Arbeit gedrückten Menschenkindern Erquickung und Gelegenheit zu hoffnungsreicher Erhebung der Seele zu den himmlischen Dingen gewähre. Der Sabbath in Israel war der Tag, da Jedermann der Verheißung froh wurde, daß der Herr, der es aus dem Diensthause Egyptens wunderbar ausgeführt hatte, es auch von der Sünde erlösen, seine ewige Gnade und Wahrheit an ihm verherrlichen und ihm einen ewigen Sabbath

bereiten werde. Jeder Sabbath war ein Unterpfand für die Erfüllung der messianischen Verheißung in der Zukunft.

Das Israel nach dem Fleische war seiner Aufgabe auch in Betreff des Sabbaths nicht gewachsen. Israels Sabbath sank immer tiefer von der Bedeutung herab, die er in heilspädagogischer Beziehung haben sollte, und als Ruhetag wurde er entweder durch grobe Erwerbsarbeit entweiht oder von der pharisäischen Werkgerechtigkeit, die am Buchstaben hängen blieb, verkannt. Die Pharisäer, und unter ihrer Leitung das ganze Volk, vergaßen immer mehr, daß der Sabbath eine gute Gabe, nicht ein Joch sein wollte, und bald war der freundliche Glanz des Sabbathtages unter dem Schutt der Menschensatzungen vergraben.

6. Die Fülle der Zeit. Da erschien in der Fülle der Zeit der Gesalbte Gottes, der verheißene Messias, der Eingeborene des Vaters voller Gnade und Wahrheit, in der Knechtsgestalt des sündigen, zur Arbeit verurtheilten Menschen, selbst ohne Sünde, mit der Aufgabe betraut, die Menschheit wieder auf den Weg Gottes zurückzubringen, und in ihr und für sie das Werk zu vollbringen, welches nicht nur für ihr Werk gelten sollte, sondern wirklich ihr Werk wäre, mit dem sie zur ewigen Ruhe in der Gemeinschaft Gottes gelangte.

In der Fülle der Zeit ist Er erschienen Gal. 4, 4, d. h. nicht sowohl zu der von Gott bestimmten Zeit, sondern diese von Gott bestimmte Zeit ist die Endzeit, vgl. Hebr. 1, 1 ἔσχατον τῶν ἡμέρων, 1 Petri 1, 20 ἔσχατον τῶν χρόνων, auf welche die in Folge der Sünde gewordene Zeitordnung von vornherein angelegt war. Die Zeit Christi ist die Zeit von seinem ersten Kommen bis zu seinem zweiten Kommen, nach welchem die Zeit nicht mehr sein wird.

In der Endzeit erscheint der Herr der Zeit und unterstellt sich dem Gesetz, auch dem Gesetz und der Ordnung der Zeit, um durch solchen Gehorsam der Erbe über Alles, der Herr auch des Sabbaths zu werden. Vgl. Hebr. 1, 2; Gal. 3, 16; Röm. 4, 13.

Er ist nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen. Das gilt auch vom Sabbathgebot. Er hat es vollkommen erfüllt, indem er seine Zeit in den Dienst des Vaters stellte und wirkte, wie sein Vater wirket. Sein Wirken war, wie auch das Wirken des Menschen nach dem Schöpferwillen Gottes sein sollte, stetig, dem

Ziele unabläſſig, unbehindert zuſtrebend, frei und heilig, vgl. Joh. 5, 17. Mein Vater wirket bisher und ich wirke auch. In dieſem ſeinem Wirken leuchtet die Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes und erweiſet er ſich als das Ebenbild des Weſens des Vaters und zugleich als der wahrhaftige Menſch, der zweite Adam, der Anfänger und Erbe eines neuen κόσμος, nachdem der alte durch die Sünde verderbt und verloren war. Sein Wirken hat nicht die Art der vom Fluch getroffenen Arbeit des ſündigen Menſchen, er arbeitet nicht um's Brod, um die Friſtung und Erhaltung des Lebens, ſeine Speiſe iſt, daß er den Willen ſeines Vaters thut und vollendet ſein Werk, Joh. 4, 34. Sein Werk iſt Sabbathwerk im Dienſte des Vaters zum Heil der Menſchheit, deren Schmuck und Krone er iſt, alſo daß ſein Werk ihr Werk iſt. Darum unterläßt er auch nicht ſein Werk am Sabbath. Er lehrte am Sabbath, Marc. 6, 2; Luc. 4, 16; Luc. 13, 10; er heilte am Sabbathtage, Luc. 13, 14. 15; Luc. 14, 4; Matth. 12, 13; er wandelt mit ſeinen Jüngern durch die Saat am Sabbathtage, läßt ſie Aehren ausraufen zum Genuß, Marc. 2, 23. 29; Matth. 12, 14, er veranlaßt den achtunddreißig Jahre lang krank geweſenen zu Bethesda, ſein Bett am Sabbath heimzutragen, Joh. 5, 10. Das Alles thut er unbeirrt durch den Widerſpruch der kurzſichtigen, die Schrift und die Kraft Gottes mißverſtehenden Tadler. Nicht ſowohl nimmt Er für ſeine Perſon ein beſonderes Recht dem Sabbathgebot gegenüber in Anſpruch, ſondern das iſt die rechte freie Sabbathheiligung, die Jedermann zuſteht, daß man Gutes thue in freiem Gehorſam und Gottes Werke wirke, denn der Sabbath iſt um des Menſchen willen gemacht, nicht aber der Menſch um des Sabbaths willen, und wenn der Sabbath dem Menſchen das dargeboten hat, wozu er geſetzt war, ſo iſt damit auch ſein Weſen erfüllt und eine weitere Erhaltung desſelben wäre eine weſenloſe Form. Der Sabbath iſt eine Gnaden- und Segensgabe; den Segen dieſer Gabe ausnützen für ſich und den Nächſten, das iſt die rechte Sabbathheiligung; während auch die ſtrengſte Beobachtung des äußeren Gebotes ſammt allen hinzugekommenen Satzungen, ohne Buße und Glauben, in Wahrheit zur Werktagsplackerei, zum Alltagsjoch herabſinkt. Mit ſolcher Lehre ſtellt der Herr den unter der Hand der phariſäiſchen Ausleger abhanden gekommenen urſprünglichen Sinn des Sabbathgebotes wieder her und offenbart ſich auch in dieſem Stück als den Erfüller des Geſetzes, aber

allerdings steht Er von Natur nicht unter dem Gesetz, sondern in seinem Gehorsam hat Er sich demselben unterstellt; vielmehr ist Er der Herr des Sabbaths, Matth. 12, 8. Ihm will der Sabbath dienen, und alles Werk, das Ihm dient, ist heilig Sabbathwerk; der Jünger Thun, wenn sie, den Herrn begleitend, Aehren ausraufen zu ihrem und des Meisters Gebrauch, ist dem Werk der Priester gleich, die, den Tempeldienst verrichtend, den Sabbath brechen, der Form nach, nicht dem Wesen nach; und ihm Speise darbieten, ist so heiliges Thun, wie Abimelechs, des Priesters Thun, der, ohne der Schändung des Heiligthums schuldig zu werden, dem Gesalbten Israels, David, in der Zeit seiner Niedrigkeit von den Schaubroden zum Genuß darbot. Des Menschen Sohn ist der Herr auch über den Sabbath, Matth. 12, 8; mit diesem Wort kündigt der Herr die Wandelung an, die durch ihn und sein Werk über die Zeit und ihre Gestalt kommen wird. Der Sabbath wird sein Recht in seine Hand niederlegen, und aus seiner Hand wird die Zeit, so lange sie noch währt, neue Ordnung und neue Gestalt empfangen.

Nicht nur durch sein Wort hat sich der Herr Jesus als den Herrn des Sabbaths angekündigt, sondern er hat sich als solchen auch thatsächlich erwiesen. Er ist der Ruhebringer (Schilo, Gen. 49, 10), denn er hat das Erlösungswerk vollbracht. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, das Werk des Herrn in seiner Bedeutung für die Menschheit darzulegen. Es kommt für uns nur die bedeutsame Beziehung in Betracht, in welche der Herr sein zeitlich in Ausführung gebrachtes Werk, insbesondere den Verlauf seines Todesleidens zur Wochenordnung gesetzt hat. War das Werk des Herrn nach der einen Seite hin ein stetiges Sabbathwerk, insofern er mit heiligem Frieden freudig den Willen des Vaters that, so wollte er doch andererseits auch in seinem Werke seinen zu fluchbelasteter Arbeit verurtheilten Brüdern ähnlich werden. Er hat auch gearbeitet, seine Arbeit war die Leidensarbeit, in welcher er des Vaters Zorn und unsern Tod trug, unter solcher Last im Schweiße seines Angesichts rang und wider das Anbringen der Todesmacht kämpfte. Diese seine Arbeit, die im Grabe ihren Abschluß fand, hat er in den Bereich einer Woche gelegt. Zwischen seinem Einzug in Jerusalem zum letzten Leiden, der am ersten Wochentage nach dem Sabbath geschah, und dem Ruhen im Grabe am Sabbath liegt eine Woche, und hochbedeutsam ist es,

daß der Tag seiner Grabesruhe ein Sabbath war. Es war der letzte Sabbath, der über die Erde zog; denn an diesem Sabbath hat die Menschheit in ihrem zweiten Adam, in ihrem gottmenschlichen Haupte, ihre Arbeit vollbracht und nach siegreichem Kampf wider Sünde und Tod geruht, und diese Ruhe dauert in Ewigkeit. Mit Jesu, dem am Sabbath im Grabe Ruhenden, feiert die Menschheit hochbegnadigt ihren Sabbath, die Vollendung ihrer Arbeit. So gewiß mit der Grabesruhe des Herrn Werk vollbracht war und diese selbst das Zeichen der Vollendung seines Werkes war, so gewiß es keiner andern Versöhnung und Erlösung bedarf, so gewiß ist damit auch der nie wieder untergehende ewige Sabbath angebrochen dem Wesen nach, und alle Zeit ist Sabbathzeit, heilige und gesegnete Sabbathzeit geworden. Seit Christus im Grabe geruhet und wir nun Theil haben an dem Segen seiner Grabesruhe, sind alle Tage Sabbathe, wie denn auch die Wochentage in den Evangelien wohl nicht zufällig als Sabbathe bezeichnet werden. Thatsächlich war mit der Grabesruhe die alte Zeit vergangen und die Wochenordnung des alten Bundes ebendamit ihrem Zwecke nach erfüllt. Mit der Grabesruhe war zunächst für den Herrn selbst eine neue Zeit im Anbruche, und seine Zeit ist nach vollbrachtem Werk eine Zeit der Herrlichkeit geworden, da er sich gesetzt hat zur Rechten des Vaters in abwartender majestätischer Ruhe, und das Erste, das ihm in dieser seiner neuen Zeit zu Theil wird, ist die Auferweckung von den Todten; das Erste, das Er selbst kraft seines Wesens und seines Verdienstes vollbringt, ist die Auferstehung und die Offenbarung seiner selbst als des Auferstandenen vor seinen Jüngern. Wiederum ist die Beziehung, die er dieser für die neue Zeit und die neutestamentliche Gemeinde grundlegenden Heilsthatsache zur Zeit und namentlich zur Wochenordnung giebt, für uns von maßgebender Bedeutung. Der Herr ist am Tage nach dem Sabbath, am ersten Tage der neuen Woche auferstanden. Das war der erste Sonntag. Die Grabesruhe des Herrn entkleidet die Zeit ihres alttestamentlichen, durch die Sünde bedingten Gepräges; die Auferstehung des Herrn giebt der Zeit das neue Gepräge. Vor Christo liegt die alte Zeit, welche auf den Kommenden hinausschaut, seit Christo beginnt die neue Zeit, die sich des Gekommenen freut. Zwei Tage bezeichnen die Grenzmarken der alten und der neuen Zeit; der große Sabbath der Grabesruhe des Herrn ist der

letzte Tag der alten, der Auferstehungstag des Herrn der erste Tag der neuen. Die alte Zeit gleicht der dem Tageslicht entgegenharrenden Nacht, die neue Zeit ist durch den Aufgang aus der Höhe zum hellleuchtenden Tage des Heils geworden.

Zunächst erweist sich's, daß die Zeit neu geworden ist an dem Herrn, an seinem Wirken, an seinem Ruhen in der neuen Zeit. Sein Ruhen ist ein stetes Wirken, sein Wirken ist ein stetes Ruhen. Er ist verklärt und verherrlicht.

Daß die Fülle der Zeit, die Endzeit, eine neue Zeit ist, erweist sich aber auch an der Menschheit, insofern sie in Christo ist und an seinem Werk, Leben und Wesen Antheil hat. In Christo ist die Menschheit eine neue Menschheit, und jeder Mensch, der in Christo ist, ein neuer Mensch. Nicht mehr herrscht über sie die Sünde und der Tod, sondern aus der Fülle Christi strömt ihr das neue Wesen und Leben zu. Ein neuer Geist, der heilige Geist Jesu Christi, ist ihres Lebens Grund geworden, darnach ist dieses ihr Leben anders geartet in der neuen Zeit. Der Fluch der Sünde drückt sie nicht mehr, des Todes Bann hält sie nicht mehr, sie darf nicht mehr arbeiten im Schweiße des Angesichts, nicht mehr sich mühen um die Beherrschung der Erde, eine höhere Aufgabe ist ihr geworden, die Fülle Christi in sich aufzunehmen und zur Herrlichkeit reif zu werden. Die Culturaufgabe, der sich die natürliche Menschheit rühmt, ist der neuen Menschheit zu gering, ihr ist ein höherer Beruf zu Theil geworden, dessen vollkommene Erfüllung ihr in Christo gewährleistet ist. Die neue Menschheit hat den Beruf, zu wachsen an ihrem Haupte und die Lebens- und Segenskräfte des Auferstandenen in sich aufzunehmen. Sie soll auferstehen, wie ihr Herr und Heiland auferstanden ist. Bei der Ausübung dieses Berufes genießt sie stetiger Sabbathruhe in Christo, und wird nicht müde bei solchem Werk, und das Werk, das ihr oblag in der alten Zeit, die kümmerliche, sorgenvolle, verzehrende Arbeit um's Dasein und um's Brod ist ihr im Grunde abgenommen, die neue Menschheit ist in Christo zur Ruhe von der alten Arbeit gelangt, die auch der einzelne Mensch, insofern er ein neuer Mensch ist, stetig genießt, ohne deshalb sein eigentliches Werk zu unterbrechen. Der neuen Menschheit Wirken ist ein stetig Ruhen, der neuen Menschheit Ruhen ist ein stetig Wirken.

Aber damit ist der Charakter der gegenwärtigen Zeit nur ein-

seitig bestimmt, denn obwohl die Lebens- und Segenskräfte des Auferstandenen in ihr wirken und also neue Elemente in ihr vorhanden und wirksam sind, so sind doch die Elemente der alten Zeit und des alten, durch die Sünde bestimmten Wesens und Lebens nicht ganz und gar aufgehoben, vielmehr wirken sie noch fort. Sie sollen allmählich den neuen Elementen weichen. Die Menschheit ist noch nicht wie ihr Haupt verklärt, aber sie trägt die Kraft der Verklärung in sich, darum ist sie die neue. Sie reift zur Verklärung. Das ist des Herrn der Zeiten Wille, darum legt sich auch die Endzeit auseinander in Anfang, Mittel und Ende und gliedert sich gleich der alten Zeit in Wochen, und so empfinden wir noch immer die Macht der alten, den Menschen verzehrenden, dem Tode entgegenführenden Zeit, tragen noch immer den dunkeln, schweren, gebrechlichen Leib an uns, haben noch immer neben dem himmlischen Werk ein irdisch Werk zu treiben, bei welchem wir ermüden und der leiblichen Ruhe bedürfen, einer Ruhe, die nicht zugleich, wie die geistliche Ruhe, Thätigkeit sein kann. So ist das Gepräge unserer Zeit. Sie ist eine neue Zeit, aber was sie ist, das wird sie erst, das soll sie immer mehr werden.

Die Gestalt der Woche in der neuen Zeit trägt diesem Doppelcharakter Rechnung. Zunächst ist offenbar, daß sie hinfort sich nicht mehr gliedern kann in sechs Wochentage und einen Sabbath im alttestamentlichen Sinne, vielmehr wird sie ein neues Theilungsprincip aus dem Wesen der neuen Zeit entnehmen, und zwar wird sie dasselbe so wiederspiegeln, daß der Tag des Herrn der Woche erster Tag wird, der erste Tag der neuen Zeit ist, auch der ersten und aller folgenden Wochen erster Tag.

7. Der Sonntag und die christliche Woche. Wie die neue Zeit auf den Herrn zurückblickt, so auch die christliche Woche. Ihre Tage leuchten im Glanze des ersten Tages, während die Werktage der Sabbathwoche auf den am Ende stehenden Sabbath hinstreben. Der Tag des Herrn ist der Auferstehungstag des Herrn, der Gedächtnißtag der Auferstehung des Herrn, und zwar der Tag eines lebendigen, wirksamen Gedächtnisses, das sich in Wort und Sacrament real, wesentlich und wahrhaftig als geistleibliche Gemeinschaft mit dem Auferstandenen, und darum als Auferstehung vollzieht. Der Sonntag ist der Auferstehungstag der neuen Menschheit, deren eigentliches Werk und Beruf die tägliche Auferstehung ist. Dieses ihr Werk

vollbringt sie zwar stetig, aber eben darum zuerst und in besonderer Weise am Sonntage. Der Sonntag ist darum kein Ruhetag, an welchem die Wirksamkeit aufhört, dazu der erste Tag der Woche ohnehin ungeeignet zu erachten ist, vielmehr der Tag erhöhter Wirksamkeit in dem neuen eigentlichen Berufe. Das entspricht dem Willen des Herrn, dazu hat er sich seinen Jüngern am Tage seiner Auferstehung und acht Tage später am ersten wöchentlichen Gedächtnißtage seiner Auferstehung geoffenbart und damit seiner Gemeinde die nicht mißzuverstehende und von ihr nicht mißverstandene Weisung gegeben, an diesem Tage versammelt zu sein. Der Tag des Herrn ist so auch der Tag der Gemeinde des Herrn geworden, der rechte Kirchentag, an welchem der Kirche, der neuen Menschheit Werk nicht ruht, sondern vielmehr als das Tagewerk dieses Tages ihr volles Recht hat. Der Dienst am Wort und Sacramente, der Cultus, die Werke der Diakonie und mögen sich auch bei solchem Werk die Elemente der alten Zeit, leibliche Ermüdung, Schwierigkeiten bei Ueberwindung der durch Raum und Zeit gegebenen Hindernisse geltend machen, das ist das vollberechtigte, von dem Herrn selbst geordnete Sonntagswerk. Ja, die Beseitigung und thatkräftige Ueberwindung eben dieser Elemente der alten Zeit zur Förderung des Sonntagswerkes ist selbst dem Sinne des Herrn entsprechendes Sonntagswerk; so wird der Tag des Gottesdienstes nothwendigerweise zum Ruhetag, an welchem die alte Berufsarbeit, die noch aus der alten Zeit stammende Brodarbeit, die Leib und Seele ermüdende Erwerbsarbeit ruhen soll. Der Sonntag ist der Gedächtnißtag der Auferstehung des Herrn, der Sonntag ist der Tag der Versammlung der Gemeinde des Herrn, darum ist er auch der Tag, an welchem die Elemente der alten Zeit sich nicht hindernd geltend machen sollen, und in diesem Sinne der wöchentliche Ruhetag für die noch unter den Elementen der alten Zeit sich zur Herrlichkeit emporringende Gemeinde des Herrn. Außerhalb des Segensbereiches des Herrn und seiner Gemeinde besteht kein Recht auf eine Ruhe von dem Werk der Woche, es giebt kein neues Gesetz einer neutestamentlichen Sonntagsfeier. Wie der Herr sich seinen Jüngern gewiß nicht nur am Sonntage, sondern auch an andern Tagen offenbart hat, wie er den Segen seiner Gemeinschaft auch jetzt nicht an bestimmte Tage, sondern an sein Wort und Sacrament gebunden hat, so sind die Wochentage, die dem Sonntag folgen, wesentlich dem

Sonntage gleich. Ist's uns gegeben, dieselben sonntäglich zu gestalten, und alle Tage nur dem himmlischen Berufe zu leben, reicht uns der Herr nach seiner Verheißung das tägliche Brod, ohne daß wir im Schweiße des Angesichts unsern irdischen Berufsacker bestellen, so ist durch Gottes Gnade der Gegensatz, der zwischen Sonntag und Werktag besteht, für uns fast geschwunden; aber wenn auch die Macht der alten Zeit noch in unserm Leben sich geltend macht, wenn wir auch noch arbeiten müssen, um unser Brod zu essen, auch dann sind die Werktage in der neuen Zeit nicht mehr, was sie in der alten Zeit waren. Des Sonntags Glanz leuchtet noch auf ihnen und in diesem Glanz arbeiten wir, doch also, daß Sabbathruhe uns nie verläßt; wir arbeiten, doch also, daß bei der irdischen Arbeit die himmlische, bei der uneigentlichen die eigentliche nicht ruht. Auch die irdische Arbeit darf uns nicht mehr müde, untüchtig, unfähig zu der himmlischen machen, vielmehr ist sie ein Mittel in der Hand des Herrn, den seligen Beruf der Diakonie an den Armen und Elenden reichlicher zu erfüllen. Der Apostel ermahnt die Gemeindeglieder, mit den Händen etwas Gutes zu schaffen, nicht allein, daß sie Brod haben für sich, sondern zu geben den Dürftigen. Die Wochentage in der neuen Zeit stehen zum Sonntage in keinem so grellen Gegensatze, wie in der alten Zeit zum Sabbath. Der Gegensatz ist ausgeglichen und der Sonntag hat nur den Glanz des ersten unter wesentlich gleichen, primus inter pares. Im alten Bunde trägt die Zeit im Ganzen, wie die Woche im Besonderen, den Stempel der Arbeit, und nur ein Tag predigt die neue Zeit der Ruhe; die neue Zeit ist eine Zeit der Erquickung und der Ruhe in der Gemeinschaft des Herrn, aber allerdings einer noch vielfach behinderten Ruhe, so sei doch der erste Tag möglichst frei von solcher schon zum Untergang bestimmter elementaren Macht; aber wo diese Macht sich auch am Sonntage bei aufrichtigem Willen nicht überwinden läßt, da ist ihr Einfluß ein Uebelstand und nicht Versündigung; kein Werk, und wäre es das äußerlichste Alltagswerk, ist an sich am Sonntage verboten; nicht ist das Fehlen in der Versammlung an sich Sünde, nur insofern durch dasselbige der Geist Christi, welcher ist ein Geist des Glaubens und der Liebe, verletzt wird, ist's Sünde. Derselbige Geist aber ist auch ein Geist der Freiheit und ein Herr aller Dinge.

Wir sehen, das Gepräge der Woche in der neuen Zeit ist ein

neues. Es ist bestimmt durch den Sonntag, und diesen erkannten wir als den Gedächtnißtag der Auferstehung des Herrn, welchen die Gemeinde desselben, um Wort und Sacrament gesammelt, seiner Gemeinschaft genießend und in Ihm zu neuem Leben und Wirken auferstehend begeht.

Hienach verstehen wir, wie die Sonntagsfeier in der christlichen Kirche sich zur kirchlichen Ordnung ausgestaltete und die Sabbathfeier vor derselben allmählich zurücktreten und erlöschen mußte.

Keine Macht der Welt konnte dem Sonntag seinen triumphirenden Einzug in die Zeit wehren und ihm sein königliches Recht in der Woche streitig machen. Nicht die Kirche hat ihn eingesetzt, sondern in der Fülle der Zeit hat er sein strahlendes Haupt erhoben und die Gemeinde Christi hat ihm dankbar gehuldigt. Nur der Unverstand kann ihr den Vorwurf machen, als habe sie willkührlich den Sabbath abgeschafft und an seine Stelle den Sonntag gesetzt; vielmehr gebührt ihr die Anerkennung, daß sie auch in diesem Stück von dem heiligen Geiste, der da ist der Geist der Wahrheit, geleitet, ihres Herrn und Meisters Sinn erkannt, und die Zeit, welcher der Herr sein Heilswerk eingeordnet, zur Predigerin des Heiles und zur Spenderin der Heilsgaben gemacht hat. Auf das Fundament der Sonntagsordnung hat die Kirche das Kunstwerk des Kirchenjahres aufgerichtet und durchsetzt und vergeistigt das todte Material der Zeit mit den Kräften der Ewigkeit. Der Sonntag gehört zu den Kleinodien der Kirche, darum will sie ihn auch nicht schänden und sich entreißen lassen. Aber sie hat kein Sonntagsgesetz vom Herrn empfangen und es widerspricht ihrem Geiste, ein solches von sich aus aufzurichten. „Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlungen," Hebr. 10, 25, ruft sie mit dem Apostel ihren Kindern zu, und diesem liebevollen Mahnruf folgend, legen diese sich selbst ein Gesetz auf, welches die Erfüllung des dritten Gebotes im Geiste und in der Wahrheit anbahnt und ermöglicht, vgl. Röm. 3, 31: „Heben wir denn das Gesetz auf durch den Glauben? Das sei ferne! Sondern wir richten das Gesetz auf." Dieser Mahnung folgend, gestaltet der Christ seine Zeit, beginnt die Woche in der Erneuerung seiner Gemeinschaft mit dem Herrn und seiner Gemeinde und in der freudigen Bethätigung des Glaubens und der Liebe, und tritt dann, an Leib und Seele erquickt, zum Kampf wider die Sünde und zum unabläßigen Dienst

des Herrn und seines Reiches neu ausgerüstet, in die Wochenarbeit und den irdischen Lebensberuf, läßt sich's in Muth und Geduld gefallen, daß noch nicht erschienen ist, was wir sein werden, und läßt sich von Sonntag zu Sonntag der ewigen Herrlichkeit entgegenführen.

Demselben Mahnrufe folgend, beseitigt er, so viel an ihm ist, die im Wesen der alten Zeit liegenden fortwirkenden Hindernisse und ermöglicht seinen Mitmenschen, namentlich denen, die in Beziehung auf ihre Zeit ihm untergeben sind, eine christliche Sonntagsfeier.

In demselben Geiste hütet er sich und die Seinen vor dem Müssiggang und der weltlichen Lust, die den Sonntag in das Gegentheil dessen verkehren, was er sein soll.

Indem sich die Kirche innerhalb ihres eigenen Gebietes auf die Anwendung des Wortes beschränkt, erwartet sie von der staatlichen Obrigkeit, die den Beruf hat, das Böse zu strafen und das Gute zu fördern, heilsame Verordnungen, die dazu dienen, daß der Segen des Sonntags möglichst Allen zugänglich sei und der Bosheit, dem Unverstande und der Verführung, die den Sonntag zu entweihen trachten, ein Riegel vorgeschoben werde. Hierauf beschränkt sich die kirchliche Wirksamkeit für Sonntagsheiligung; ohne anderen Bestrebungen, die der Sonntagssache gewidmet sind, abhold zu sein, erwartet sie doch von denselben keine heilsame Wirkung, sofern sie sich nicht auf den Boden des Evangeliums, sondern des Gesetzes stellen und ein vermeintliches Recht des Arbeiters auf einen wöchentlichen Ruhetag geltend machen.

Endlich vergißt sie auch nicht, was der Geist der Weissagung spricht, daß nämlich die äußere Gestalt der Kirche, mithin auch ihre Sonntagsfeier, zuletzt eine Beute der Welt werden und untergehen muß, ehe die Gemeinde, in himmlischer Verklärung um den verklärten Herrn gesammelt, den ewigen Sonntag feiern kann.

II.

Kirchliche Nachrichten und Correspondenzen.

Aus Livland. [Die livländische Synode] wurde am 17. August v. J. in Fellin eröffnet. Es war das dritte Mal, seitdem die livländischen Provinzialsynoden bestehen, daß dieselbe in Fellin tagte. Das von den beiden früheren Malen bekannte Fellinsche Synodalwetter stellte sich auch diesmal getreulich ein; unter strömendem Regen trafen die meisten der Synodalen ein und der Regen blieb während der ganzen Zeit uns treu.

Aber reichlich wurden die Synodaltage uns Allen erhellt und der Aufenthalt in Fellin lieb gemacht durch die große Gastfreiheit und Freundlichkeit, mit der Pastorate, Landesschule und Privathäuser sich uns öffneten und Alles aufboten, um die Fellinsche Synode auch dieses Mal wieder zu einer unvergeßlichen zu machen.

Die Synode wurde, wie üblich, mit einem feierlichen Gottesdienst — in der Fellinschen Stadtkirche — eröffnet, in welchem Propst Kupffer die Predigt hielt.

Die Sitzungen der Synode wurden in dem Saale der früheren Schmidtschen Anstalt, jetzt zur Landesschule gehörig, abgehalten, vielen der Pastoren aus ihrer eigenen Schulzeit und von der letzten Fellinер Synode her in lieber Erinnerung stehend.

Unser verehrter Präses eröffnete die erste Sitzung mit einem ernsten Worte über die jetzige kirchliche Zeitlage. Die politischen Ereignisse, — der blutige Krieg des letzten Jahres, freilich durchleuchtet von dem Lichte stiller christlicher Liebesthätigkeit; der ungewisse Frieden auch nach dem Friedensschlusse; die sich häufenden grauenvollen Attentate; das Wuchern der socialistischen Bewegungen, — das Alles bietet eine dunkle Folie für die traurigen kirchlichen Verhältnisse unserer Zeit. Der Glaube nimmt ab, der Unglaube wächst. Von äußeren Siegen des christlichen Glaubens innerhalb der alten Christenheit träumen zu wollen, wäre schädlicher Optimismus. Dennoch

ist die Lage der Kirche bei uns keine solche, die das Recht giebt, zu schwarz drein zu schauen. Wir haben die Freiheit, das Evangelium unverwehrt zu predigen und das ist allerdings auch das Höchste, was wir in dieser Zeit für die Kirche zu erwarten haben. — Den Schluß bildete ein näheres Eingehen auf Einzelheiten aus dem kirchlichen Leben unseres Consistorialbezirks in dem letzten Jahre.

Der Synode lag nicht gerade reichliches Material zu ihrer Arbeit vor, so daß Mancher vielleicht mit einer gewissen Besorgniß daran dachte, wie weit der Stoff reichen und welche Anregung er bieten könne, da keinerlei Fragen vorlagen, die eine lebhaft bewegte Discussion erwarten ließen. Zudem war die Synode eine schwach besuchte zu nennen. Namentlich die lettischen Sprengel, unter ihnen selbst die beiden nähergelegenen von Wolmar und Walk, waren sehr spärlich, gerade der am ungünstigsten gelegene Wendensche Sprengel dagegen gut vertreten. Eine große Freude bereitete es allen Synodalen, in ihrer Mitte bei den Sitzungen unsern verehrten Herrn Consistorial-Präsidenten und als Gäste den ehstländischen General-Superintendenten und den Revalschen Superintendenten zu sehen, welche durch die Abgelegenheit Fellins sich nicht hatten abhalten lassen, zu kommen.

Alle Bedenken und Besorgnisse über die Ausgiebigkeit der Synode sind — Gott sei es gedankt — unerfüllt geblieben. Vor Allem ist es Eins gewesen, was alle Anwesenden erquickt und gestärkt hat — der bei allen Berathungen und Arbeiten herrschende Geist der Liebe und herzlichen Eintracht, der auch da, wo Gegensätze vorhanden waren, vor Verbitterung bewahrte und keine Disharmonie nach ernsten Discussionen zurückbleiben ließ.

Es waren zumeist praktische Dinge, um die es sich bei den Arbeiten der Synode handelte; an wissenschaftlichen Vorträgen kamen nur zwei zur Verlesung. Der erste derselben, den Pastor Kaehlbrandt von Neu-Pebalg über das Thema: „Der evangelische Glaube und die heil. Schrift" bereits — wenn wir nicht irren — mit Modificationen auf der Wendenschen gemischten Conferenz gehalten hatte, regte durch die Klarheit der Darstellung und der ganzen Anordnung den lebhaften Wunsch der Synode an, den Aufsatz in den „Mittheilungen und Nachrichten" veröffentlicht zu sehen. Wir können daher

hier davon Abstand nehmen, unsern Lesern ein immerhin nur dürftiges Excerpt der Arbeit zu geben.

Am vorletzten Synodaltage verlas Pastor Walcker von Saara ein trotz bedeutender Abkürzungen sich noch auf nahezu zwei Stunden ausdehnendes Elaborat unter dem Titel: „Die Zeiten der Welt und die Welt der Zeiten." Der Inhalt, der sich ausschließlich um die Deutung und Berechnung der symbolischen Zahlen der heil. Schrift drehte, um die Dauer des jetzigen Weltlaufes, die entscheidenden Wendepunkte desselben festzustellen und an die Gegenwart, als „die elfte Stunde", eine ernste Mahnung zur Bereitung auf des Herrn Zukunft zu richten, welche trotz des Ausspruchs des Herrn von „der Zeit und Stunde" genau vorausbestimmt wurde, — dieser Inhalt konnte doch weder bei den Chiliasten, noch bei den Gegnern des Chiliasmus innerhalb der Synode Anklang finden. So schriftgemäß und nüchtern die ganze Arbeit nach der vielfachen Versicherung des Verfassers sein sollte — so schien man eben über diese beiden Stücke im Zweifel zu sein, obwohl man dem Vortrage trotz seiner ungewöhnlichen Länge aufmerksames Gehör schenkte. Wie alle diese Zahlenberechnungen und Deutungen, deren sonderbaren Schlüssen zu folgen ganz unmöglich war — wie die Glorificirung der germanischen Race, als der neben den Juden höchstbegnadeten — schriftgemäß sein sollten (von der Nüchternheit abgesehen), das könnte keinem der Zuhörer einleuchten. Nichtsdestoweniger brachte der Vortrag manche Anregung und Veranlassung zu privaten Aussprachen über das behandelte Thema, die bewiesen, daß gewisse Partieen der Arbeit die Zuhörer lebhaft interessirt hatten.

Leider war mit diesen beiden Arbeiten die wissenschaftliche Leistung der Synodalen für dieses Mal erschöpft und die übrige Zeit und Kraft wurde ausschließlich praktischen Fragen und deren Berathung gewidmet.

Zunächst wenden wir uns den größeren Berichten über die Liebesarbeiten der livländischen Kirche zu.

Da war es eine vierfache Arbeit: — in unserer engeren Heimath an den Taubstummenschulen — im Reiche am Werke der Unterstützungskasse — außer Landes an den kämpfenden Glaubensbrüdern in der Türkei (wir reden speciell von den Feldpredigern für die luthe-

rischen Soldaten) — und außer Europa unsere Heidenmission, über welche Berichte vorlagen.

Das Bild, das der erste Bericht über die Taubstummenanstalten unserer Provinz entrollte, war, was die Leistungen der Schulen betraf, überaus erfreulich. Der Bericht wurde in lebendigster Weise am Sonntag Nachmittag illustrirt durch ein Examen, das mit zwei taubstummen Kindern, Schülern der Fennernschen Anstalt, im Synodalsitzungssaal vor zahlreich erschienenen Deutschen und Ehsten angestellt wurde. Wenigen der Zuhörer blieben die Augen trocken, als der Mund der Kinder, der von klein auf nur unarticulirte Laute hervorgebracht, sich öffnete und auf die Fragen des Lehrers verständige, deutlich gesprochene Antworten erfolgten. Wie strahlten den beiden Kindern die Augen, wenn sie die Gedanken des Lehrers erfaßten und auf ihre Antwort die Zustimmung des Lehrers sahen! Als das Examen beendigt war, drängten sich viele Eltern mit ihren Kindern an die beiden Schüler heran, um ihre Freude über sie durch Geschenke von Aepfeln und Weißbrod, durch freundliches Streicheln und Liebkosen auszudrücken, und eine an Ort und Stelle auf Bitte der ehstnischen Zuhörer angestellte Collecte ergab den Ertrag von über 22 Rbln. Allen Zuhörern, namentlich denen, die noch nie einer Prüfung taubstummer Kinder beigewohnt hatten, wurde es auf das Lebendigste in's Bewußtsein gerufen, wie segensreich und unserer herzlichsten Theilnahme und Dankbarkeit werth das schwere Werk ist, das unsere Taubstummenlehrer, von der Liebe des Herrn Jesu gedrungen, in der Stille treiben.

Um so beschämender gestaltete sich für uns der zweite Theil der Berichte, über die ökonomischen Verhältnisse der Taubstummenschulen, namentlich in Fennern. Da sind wir in der tiefsten Schuld — und müssen uns — einzelne Gemeinden abgerechnet — scheuen, das Werk ein Liebeswerk unserer livländischen Kirche zu nennen. Hat doch der ehstnische Theil Livlands, bis auf Pernau und ein Landkirchspiel, es vollständig versäumt, taubstumme Kinder nach Fennern zu schicken, wo die Schule überwiegend von Kindern aus Ehstland besetzt ist, während in unsern Gemeinden einhundert taubstumme Kinder leben! Und durch dieses Versäumniß ist es großentheils geschehen, wenn auf der Anstalt eine Schuldenlast von mehr als 1700 Rbln. ruht, die

durchaus getilgt werden muß, — das erfordert die Ehre unſeres chriſtlichen Namens. Die Gemeinden Lettlands ſind viel rühriger geweſen, dennoch haben auch die dortigen Anſtalten noch an Schulden zu tragen. Wie jetzt gegen das Ende des Jahres zu hören iſt, werden allſeitig ernſte Anſtrengungen gemacht, die Schuld der Fennernſchen Taubſtummenſchule noch in dieſem Jahre zu tilgen.

Eine beſondere Freude bereitete der Bericht, den Paſtor R. Vogel über die Thätigkeit der evangeliſch-lutheriſchen Unterſtützungskaſſe brachte. Allgemein hatte man gefürchtet, die Einnahmen dieſes unſeres umfaſſendſten und wichtigſten chriſtlichen Liebeswerkes an den Glaubensgenoſſen im Reiche würden durch die vielfachen Collecten zum Beſten des Rothen Kreuzes ſchwer beeinträchtigt ſein. Schließlich waren ja auch noch die Sammlungen zum Beſten der Ausſendung zweier lutheriſcher Feldprediger hinzugekommen, die eine nicht unbedeutende Summe aufbrachten. Um ſo überraſchender und erfreulicher war die Nachricht, daß die Unterſtützungskaſſe nicht nur nicht gelitten, ſondern größere Einnahmen gehabt hat als zuvor. Gott wolle dieſes Werk auch weiter gnädig ſegnen, ausbreiten und unſern Gemeinden ſtets lieber machen.

Von einer, Gott ſei Dank, nur ganz außergewöhnlich vorkommenden Arbeit unſerer Kirche, der Ausſendung von Feldpredigern zu der im Felde vor dem Feinde ſtehenden Armee, machte Paſtor Neuland Mittheilungen, die den Vorzug hatten, auf den perſönlichen Erlebniſſen des Referenten zu beruhen. So ergreifend der Bericht für alle Zuhörer war, ſo weckte er doch namentlich den Wunſch, die beiden Feldprediger möchten noch eingehendere Mittheilungen aus den Einzelheiten ihres ſeelſorgeriſchen Verkehrens mit den geſunden und verwundeten Soldaten veröffentlichen, worauf auch unſere Gemeinden noch mit Sehnſucht warten.

Von der Miſſionsarbeit konnte leider nicht daſſelbe günſtige finanzielle Jahresergebniß berichtet werden wie von der Unterſtützungskaſſe. Unſer Miſſionsreferent mußte mittheilen, daß die Einnahmen der Leipziger Miſſion im Ganzen (alſo nicht allein in den Summen, die aus der lutheriſchen Kirche Rußlands eingehen) eine Minderung erlitten haben. Schwerwiegend war aber die Mittheilung, daß der allgemeine Theologenmangel auch auf die Leipziger Miſſion nachwirke,

der sich keine Theologen mehr zur Aussendung zur Verfügung stellen. Ueber die hieraus sich mit Nothwendigkeit ergebenden Aenderungen in der Betreibung der dortigen Missionsarbeit bringen die Leipziger Missionsblätter eingehende Mittheilungen. So wenig Jemand die Nothwendigkeit der Anlegung eines Missionsseminars bezweifeln durfte, so wenig konnte man sich auch den Besorgnissen, die das Missionscomité bei dieser Aenderung bewegten, verschließen. Wollte Gott, daß uns alle diese Besorgnisse trieben, sie im Gebete auf den zu werfen, der für uns sorget, — so würde das in neue Bahnen und Formen geleitete Vorbereitungswerk für den Missionsdienst sicher nicht der rechten Frucht und Ernte in der Heidenwelt ermangeln.

Nicht weniger als der Bericht über die Heidenmission erhoben sich auch die Mittheilungen aus unserer Arbeit an Israel über das Niveau des gewöhnlichen Interesses, da aus denselben erhellte, daß die Thätigkeit des Mitauschen Stadtvicars Pastor Dworkowitz auf dem bisherigen Arbeitsfelde nach seiner Ueberzeugung nicht erfolgreich zu sein versprach. Die Synode beschloß, durch ihren Präses das Consistorium um die erforderlichen Maßnahmen zu ersuchen, damit P. Dworkowitz im livländischen Consistorialbezirk als Geistlicher mit der Aufgabe, die sich zur Taufe meldenden Israeliten im Christenthum zu unterweisen, angestellt werden könne.

An diese Berichterstattungen aus der Lebensbethätigung unserer Kirche läßt sich der Bericht anreihen, den Propst Hasselblatt über den Stand des Kirchenwesens und Gemeindelebens im Werroschen Sprengel verlas. Es wechselten darin Licht und Schatten in der mannichfaltigsten Weise; vorherrschend aber waren es dunkle Bilder, die vor unsern Augen mit scharfen deutlichen Strichen gezeichnet wurden mit einer Treue, die die Bürgschaft der Wahrheit in sich trug und — obgleich es am letzten Synodaltage mit seiner verhängnißvollen Beschleunigung der Arbeiten geschah — alle Anwesenden bis in's Innerste erfaßte. Allgemein war der Wunsch, daß in den künftigen Jahren ähnliche Berichte auch aus den andern Sprengeln zum Vortrage kommen möchten, vielleicht im privaten Beisammensein an den Abenden, da die Sitzungen für Berichte aus allen acht Sprengeln kaum die ausreichende Zeit gewähren könnten. Ohne Zweifel würden

ſolche Mittheilungen, ganz auf amtlichen Erhebungen beruhend, ſelbſt für weitere Kreiſe das größte Intereſſe, für jeden Seelſorger aber viel Veranlaſſung bieten zu ernſtem Nachdenken und Selbſtprüfung darüber, wie weit wir Alles gethan haben, was in unſern Kräften ſteht, das Licht in die Finſterniß hineinſcheinen zu laſſen.

Haben wir nun ſoweit gehört von den Vorträgen, Referaten und Berichten, die der Synode abgeſtattet wurden, bei denen dieſelbe mehr empfangend als handelnd ſich verhielt, ſo haben wir unſere Aufmerkſamkeit auf diejenigen Gegenſtände der Synodalvorlagen zu richten, die eingehende Verhandlungen und wichtige Beſchlüſſe der Synode erforderten.

Da lag in erſter Reihe als wichtigſte Aufgabe der Synode ob, darüber ſchlüſſig zu werden, ob und in welcher Weiſe die Geiſtlichkeit Livlands bereit iſt, ihrerſeits an der Löſung der immer brennender werdenden Frage der Theilung übergroßer Pfarren zu arbeiten. Es hatte die livländiſche Ritterſchaft auf ihrem letzten ordentlichen Landtage ſich in dankenswerther Weiſe bereit erklärt, auch ihrerſeits dieſe Angelegenheit in Angriff zu nehmen. Zur gemeinſamen Arbeit beider Körperſchaften ſollte eine gemiſchte Commiſſion ernannt werden, deren zwei geiſtliche Beiſitzer von der diesjährigen Synode erwählt wurden. Zugleich beſchloß die Synode, von ſich aus jährlich zum Zwecke der Pfarrtheilungen der genannten Commiſſion 1500 Rbl. zur Verfügung zu ſtellen, vorläufig auf zehn Jahre. Hervorragende Glieder der Synode ſprachen dabei ihr Vertrauen aus, daß kein livländiſcher Paſtor etwaigen Gedanken über individuelle Freiheit, die ſich bei Geldbewilligungen nicht majoriſiren läßt, Folge leiſten und ſich von der Geſammtheit ſepariren werde. Jedenfalls erklärte die Synode, an der Höhe der bewilligten Summe unter allen Umſtänden feſthalten zu wollen. Bei entſprechender Mitwirkung der livländiſchen Ritterſchaft, und wenn Mittel und Wege aufgefunden werden können, auch die Land- und Stadtgemeinden zu einer Zahlungsbewilligung für Pfarrtheilungen zu bewegen, ſo wird dieſes Werk, wie wir Alle hoffen, den vielen übergroßen Gemeinden Livlands einen reichen Segen und ausgiebigere geiſtliche Bedienung ſchaffen, als ſie jetzt erhalten können.

Alle anderen Arbeiten der Synode traten ihrer Wichtigkeit nach

hinter der Pfarrtheilungsfrage zurück, zumal keine ein so wesentlich greifbares Resultat ergab. So hatte in der Gesangbuchssache (Herstellung eines deutschen Gesangbuchs, das eventuell in Kurland, Riga und Livland Eingang finden könnte) noch nichts Wesentliches geleistet werden können. Die Commissionsmitglieder, welche Seitens der livländischen Synode ernannt waren, stellten eine gemeinsame Zusammenkunft aller drei betheiligten Commissionen für den nächsten Sommer in Aussicht, die hoffentlich, nachdem die kurländische Synode ihre Vorarbeiten für das Gesangbuch abgeschlossen hat und die denselben zu Grunde liegenden Principien allseitig anerkannt sind, die wichtige Arbeit rasch der Beendigung entgegenführen wird.

Ein neuer, ganz eigenartiger Antrag lag ferner der Synode zur Berathung vor, — zu einer definitiven Beschlußfassung konnte es selbstverständlich bei der Neuheit und Wichtigkeit des Gegenstandes nicht kommen. Pastor Sokolowski hatte den vom Pernauschen Sprengel an die Provinzialsynode gebrachten Antrag gestellt, die Synode solle Schritte thun, um competenten Ortes zu erreichen, daß die mit Bauerland dotirten Pastorate Livlands in ganz gleicher Weise wie die Rittergüter zur Besteuerung für Landeszwecke herangezogen würden. Der Antrag war dadurch motivirt, daß unser Land sich zur Zeit in einer so schweren wirthschaftlichen Krisis befinde, so mit Steuerlasten überbürdet sei, daß es patriotische Pflicht eines jeden Livländers sei, mit seinen, wenn auch verhältnißmäßig geringen Mitteln sich der Besteuerung zu unterziehen. Außerdem würden die Pastorate eine viel freiere unabhängige Stellung gewinnen, wenn sie alle Lasten des Landes ausnahmslos mittrügen. Der Motivirung waren in sehr schätzenswerther Weise die für die rechtliche Stellung der Pastorate maßgebenden Gesetzesbestimmungen hinzugefügt. Es unterlag keinem Zweifel, daß den beiden Hauptmotiven des Antragstellers, wie sie eben kurz angedeutet sind, eine nicht zu leugnende Berechtigung innewohnt, die der ernstesten Erwägung werth ist. Andererseits aber durfte nicht übersehen werden, daß die Pastoren, wenn sie auch nicht an den Geldleistungen für das Land in gleichem Maße mit den Gütern theilnehmen, doch unentgeltlich eine große Arbeitslast in den letzten Jahrzehnten übernommen haben, die nicht strict zum geistlichen Amte gehört, z. B. die ganze Arbeit an den Landschulen. Und noch ernster gilt es zu bedenken, ob die Synode be-

rechtigt ist, für alle Zeiten eine Belastung der Pastorate herbeizuführen, um während einer zeitweiligen Krisis durch dieselbe und die Betheiligung an den öffentlichen Lasten eine unwesentliche Hilfe anzubieten. So wurde denn der Antrag zur weiteren eingehenden Berathung und Beprüfung an die Sprengelssynoden verwiesen.

Wir kommen nun zur letzten Vorlage, die die Synode in mehreren Sitzungen beschäftigte und in der That die lebhaftesten und bewegtesten Discussionen veranlaßte — die Schulfrage. Pastor E. Kaehlbrandt verlas eine Arbeit, die sich auf seine Erfahrungen im eigenen Kirchspiele gründete. Die im Juli 1874 von der livländischen Oberlandschulbehörde herausgegebenen Lehrpläne stellen als das Ziel des Gemeindeschulunterrichts hin, gut vorbereitete Kinder zur Confirmandenlehre zu entlassen. Pastor Kaehlbrandt constatirte nach seiner und Anderer Erfahrung, daß gerade seit der Einführung der genannten Lehrpläne mit ihrem vielfach erweiterten Lehrstoff die Gründlichkeit der Vorbereitung zum Confirmandenunterrichte stark beeinträchtigt sei, wogegen die Schulen durch die große Menge von Unterrichtsgegenständen eine gefährliche Halbbildung fördern, die größte Feindin einer religiös-sittlichen Volksbildung. Kaehlbrandt suchte die Gründe für solche bedenkliche Erscheinungen außer im herrschenden rationalistischen Zeitgeiste auch in hervorragender Weise in der — wie er meinte — unrichtigen Entwickelung unseres Schulwesens, das mehr auf ein Vielerleiwissen, als auf eine gründliche erziehliche Behandlung des nothwendigsten Lehrstoffes gerichtet sei. Und zwar fange dieses Uebel bei den Seminaren an, aus denen nur zu oft wenig religiös gebildete oder ernst gesinnte Candidaten mit einem oberflächlichen, viele Gebiete streifenden, aber nicht verdauten Wissen zum Schulamt entlassen werden. Selbstverständlich sei es solchen Lehrern nicht möglich, den Unterricht in einem andern Geiste zu ertheilen, als sie ihn in's Amt mitbringen, zumal die Lehrpläne trotz des richtig bestimmten Zieles für den Unterricht in unsern Landschulen doch dem Lehrer keinerlei Directiven geben, wie es dies Ziel, die gute Vorbereitung zum Confirmandenunterrichte, erreichen solle, vielmehr den Lehrer durch übermäßige Betonung der nicht-religiösen Fächer von dem Ziele ableiten. — Die Lehrpläne erfuhren außerdem eine Kritik hinsichtlich ihrer praktischen Durchführbarkeit, indem behauptet wurde, die vorgeschriebene Einrichtung dreier Abtheilungen in der Stamm-

ſchule ſei für unſere Verhältniſſe faſt undurchführbar und müſſe einer Zweitheilung Platz machen. (Wir erlauben uns hier abſchweifend einzufügen, daß eine im Laufe des Herbſtes abgehaltene Conferenz des Werroſchen Sprengels unter Betheiligung des Dorpater Seminardirectors Hollmann auch ihrerſeits namentlich für die Religionsfächer in der Stammſchule eine Theilung in zwei Klaſſen als unzweifelhaft erſprießlicher für den Unterricht glaubte nicht nur feſthalten zu müſſen gegenüber den Lehrplänen, ſondern auch feſthalten zu können, unter Verwendung der etwas modificirten Lehrgänge des Director Hollmann, die den Lehrſtoff für eine Stammſchule von zwei Abtheilungen bei dreijährigem Curſus in guter Weiſe eingetheilt haben.)

Den Ausſtellungen und Angriffen gegenüber, die Paſtor Kaehlbrandt's Arbeit gegen die Organiſation des Schulunterrichts, gegen die Lehrpläne und Lehranſtalten richtete, war der Herr Schulrath Gulcke durch zeitige Einſichtnahme in die Kaehlbrandt'ſche Arbeit in Stand geſetzt, ſeine Entgegnungen und theilweiſen Widerlegungen ſogleich als Antwort folgen zu laſſen, um den Erfolg der Kaehlbrandt'ſchen Arbeit zu vereiteln, daß nämlich die Sprengelsſynoden in gewiſſem Sinne zu einer Begutachtung, reſp. Beurtheilung aufgefordert werden ſollten darüber, ob wirklich die Schuleinrichtungen und namentlich die Lehrpläne ſo verantwortlich zu machen ſeien für den zunehmenden Nationalismus unter unſerm Landvolke. Er wies namentlich nach, daß, wenn im Herbſt 1874 der Anfang gemacht ſei, die incriminirten Lehrpläne in den Schulen einzuführen, ſolche Confirmanden, die den ganzen neuorganiſirten Curſus durchgemacht, reſp. auch die Repetitionsſchule nachher noch beſucht hätten, um mit 16 oder 17 Jahren in den Confirmandenunterricht zu treten, kaum ſchon vorhanden ſein könnten. Ferner nahm der Schulrath auf das Nachdrücklichſte die Seminare und vor Allem den Religionsunterricht in denſelben in Schutz gegen die erhobenen Anſchuldigungen, und bat, nicht um allzu kurzer, noch obendrein fraglicher Erfahrungen willen über Schulinſtitutionen und Lehrpläne den Stab brechen und zu Gerichte ſitzen zu wollen. Am wenigſten thunlich dürfte es ſein, daß die Beobachtungen, die in einem einzigen Winter zu machen wären, für die Sprengelsſynoden den Maßſtab für Beurtheilung der Lehrpläne abgäben. Auch von vielen anderen Seiten, namentlich durch die Schulrevidenten und ein anweſendes Glied der theologiſchen

Facultät, wurden diese Ausführungen des Schulraths unterstützt, während andere Pastoren den ersten Satz der Kaehlbrandt'schen Klage, daß die Vorbildung der Confirmanden sich fortgehend verschlechtere, ganz in Abrede stellten, und für ihre Gemeinden das Gegentheil statuirten.

Zum Schluß der sehr lebhaft bewegten Verhandlungen, die sich durch drei Sitzungen der Synode hindurchzogen, stellte Pastor Kaehlbrandt drei Fragen vor, über deren Verweisung an die Sprengelssynoden zur weiteren Beantwortung abgestimmt werden sollte. Die beiden ersten Fragen sollten eine Meinungsäußerung der Sprengelssynoden darüber veranlassen, ob in der That die religiöse Bildung unter unserem Landvolke im Sinken begriffen sei, und welches die Ursachen dafür seien, während die dritte Frage sich wieder specieller gegen die Schulinstitutionen in ihrer jetzigen Form wandte. Obgleich es nicht der ausgesprochene Zweck dieser Frage war, ein Mißtrauensvotum gegen die Leitung unseres Schulwesens zu provociren, so trug doch die vielseitig gehegte Befürchtung, daß eine Verweisung dieser Frage zur Beantwortung an die Sprengelssynoden in jener Richtung gedeutet werden könnte, dazu bei, daß der Autor seine ganze dritte Frage auf fast allgemein geäußerten Wunsch zurückzog und dieselbe gar nicht zur Abstimmung brachte. Die beiden ersten Fragen wurden an die Sprengelssynoden verwiesen und wird deren Beantwortung und Besprechung für dieselben und die Provinzialsynode gewiß ein ebenso reichhaltiges als äußerst wichtiges Arbeitsmaterial bieten. Freilich wird es sich dabei auch zeigen, wie schade es war, daß in dem Kampf um Sein und Nichtsein der dritten Frage ein Vorschlag, zur besseren und allgemein gleichmäßigeren Beantwortung der aufgestellten Fragen über die Kenntnisse der Confirmanden und andere hierher einschlagende Stücke statistisches Material nach einem zu entwerfenden Schema zu sammeln, nicht zur Beachtung oder Annahme kam.

Wir könnten füglich hiermit unsern Bericht über die diesjährige livländische Synode abschließen, mit herzlichem Danke gegen Gott für allen Segen und alle geistliche Stärkung, die Er uns geboten, — auch mit Dank gegen alle Brüder, deren Arbeiten uns Anregung gebracht haben. So erhebend und belebend die Erinnerung an die Synode noch jetzt nach mehreren Monaten wirkt, so lebhaft ist aber auch die

Empfindung, daß doch Eins in reicherem Maße während der Synodalzeit uns hätte erquicken und stärken, speisen und tränken können, wo so viele Pastoren beisammen waren, — wir meinen die Predigt des Wortes Gottes. Schon auf der Heimfahrt von der Synode hörten wir in gleicher Weise alte und junge Amtsbrüder das Eine bedauern, daß wir so wenig einander mit der eigentlichsten Gabe unseres Amtes, mit der seligen fröhlichen Predigt des Evangeliums vom Kreuze Christi gedient und gestärkt hatten. Und jetzt, nachdem wir drei Monate hindurch immer wieder nur unsere eigene Predigt gehört, da müssen wir sagen, der Hunger, mit dem wir zur Synode fuhren, der Hunger nach der Predigt und dem Hören des Wortes, ist doch von den zwei oder drei Reden und Predigten, die wir gehört, nicht genug für ein ganzes Jahr gestillt. — Wäre es nicht möglich, daß auch auf unsern großen Synoden mit ihren vielfachen Kräften, ebenso wie bei vielen kleineren Synoden im Inlande (z. B. Oesel) und Auslande, an jedem Abende uns mit der Gemeinde eine Predigt oder Bibelstunde erbauen könnte? Sind wir das nicht ebenso sehr uns selbst wie der Gemeinde schuldig, die uns gastlich aufnimmt?!

Aus Livland. [Ueber das livländische Synodalarchiv] erhalten wir folgende Zuschrift:

Geehrter Herr Redacteur! Nachdem bereits im vorigen Jahre einige Mittheilungen über das in Aussicht genommene livländische Synodalarchiv freundliche Aufnahme in Ihre Zeitschrift gefunden (s. „Mitth. u. Nachr." Bd. XXXIII, September, S. 424), bitte ich wiederum im Interesse des neuen Instituts um Raum für einige Bemerkungen darüber. Meine damalige Bitte, mich durch Zusendung von frühere Synodalarbeiten und sonstige Synodalverhandlungen betreffenden Actenstücken bei der Erfüllung der mir zugetheilten Aufgabe zu unterstützen, ist nicht ganz erfolglos gewesen. Es sind mir darauf hin mehrere wichtige Arbeiten und interessante Correspondenzen über die res Herrnhutiana zugegangen. So wäre denn der Anfang gemacht, — freilich erst ein recht bescheidener Anfang. Zweck dieser Zeilen ist es, womöglich dahin zu wirken, daß die Sache nun auch ihren Fortgang nehme. Ein Schritt vorwärts ist inzwischen insofern geschehen, als die diesjährige Synode ein unter Berücksichtigung der bezüglichen Sprengelsvota ausgearbeitetes „Statut" für das Synodal-

archiv acceptirt hat, das, in 7 Punkten kurz zusammengefaßt, die für Herstellung und Benutzung des Archivs maßgebenden Bestimmungen enthält. Als Zweck des Synodalarchivs wird darin angegeben: „die Sammlung der auf der livländischen Provinzialsynode seit ihrem Beginne im Jahre 1834 zum Vortrag gelangten Arbeiten, sowie der verwandten, mit den Synodalarbeiten in engerem oder weiterem Zusammenhange stehenden und zu ihrer rechten Beleuchtung dienlichen Materien, damit durch eine solche Materialiensammlung einem künftigen Geschichtsschreiber der livländischen Synode eine richtige Würdigung und gerechte Beurtheilung der Synode und ihrer Bestrebungen ermöglicht werde." — Als Aufgabe des aus der Zahl der livländischen Pastoren zu erwählenden Archivars wird darin bezeichnet: „zunächst die aus früherer Zeit etwa noch vorhandenen Synodalarbeiten in möglichster Vollständigkeit zu sammeln und zu registriren, demnächst aber nach jeder Synode die auf derselben zum Vortrage gelangten Arbeiten, soweit sie nicht dem Druck übergeben werden sollen, in Empfang zu nehmen und dem Archiv einzuordnen. Die zum Druck beförderten Arbeiten sind, mit der Angabe, wo sie gedruckt sind, im fortlaufenden Register zu vermerken." Ein weiterer Punkt weist dem Archivar die Verpflichtung zu, den Interessenten „über das vorhandene Material die erwünschten Auskünfte zu geben, resp. ihnen die vorhandenen Arbeiten gegen Quittung zuzustellen." — Den Synodalen ist hingegen zur Pflicht gemacht, dem Archivar ihre zur Synode mitgebrachten Arbeiten, im Original oder in Abschrift, einzuhändigen, resp. zuzustellen. — Daß dieser letzte Punkt recht beherzigt wird, darauf wird es vor Allem ankommen, wenn das Archiv seinem ihm zugesprochenen Zwecke gerecht werden soll. — Größer ist aber allerdings zunächst die Sorge um Herbeischaffung des Synodalmaterials von den früheren und ersten Synoden. Ein nicht unbedeutender Bruchtheil älterer Arbeiten ist uns allerdings erfreulicher Weise in den „Mittheil. u. Nachr.", sowie in der „Dorpater theologischen Zeitschrift" erhalten worden. Von den etwa 250 größeren Arbeiten, die im Laufe der Jahre der Synode vorgelegen haben, sind gegen 100 in den genannten beiden Zeitschriften abgedruckt. Leider fehlen in dem dem Archiv gespendeten Exemplare der „Mittheil. u. Nachr." folgende Hefte: Bd. X, 6; XX, 2; XXIV, September; XXVII, Februar und März; XXIX, April und Mai. Vielleicht genügt dieser

Hinweis, um dem Archiv das Fehlende zuzuwenden. — Auch in anderen Blättern sind einzelne Arbeiten erschienen. So bringen die „Evangelischen Blätter", Jahrgang 1837, in ihren Nr. 1, 2 u. 8 Synodalarbeiten von Pastor Aßmuth zu Torma und Oberpastor Bienemann zu Dorpat. Finden sich diese Blätter noch irgendwo in einer Bibliothek, so wären sie ein schätzenswerther Beitrag für's Archiv und würden mit bestem Dank acceptirt werden. In noch höherem Maße gilt das vom Jahrg. 1835 der „Dorpater Jahrbücher." Denn dieser enthält die gleich der ersten Synode im Jahre 1834 vorgetragene, in gewisser Beziehung epochemachende Arbeit, die, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, „den Grund legte zu einem neuen Zeitabschnitte in dem Bestehen Herrnhuts in unsern Provinzen" und „den Zugang zu dieser bisherigen terra incognita aufdeckte," — die Arbeit des damaligen Pastors zu Tirsen, Carl Schilling: „Ueber die Brüdergemeinde." Hoffentlich findet sich ein Exemplar davon für's Archiv. Der freundliche Spender kann im Voraus des herzlichsten Dankes gewiß sein.

Von den nicht zum Druck gelangten Arbeiten sind bisher etwa 30 dem Archiv zugewandt worden, darunter nur eine aus den dreißiger, eine aus den vierziger Jahren. Die übrigen sind erst aus späterer Zeit. Es läßt sich nun allerdings kaum erwarten, daß jene alten Arbeiten allesammt noch erhalten sind, und von gar manchen wäre der Verlust gewiß nicht allzuschwer zu verschmerzen, andererseits aber bin ich überzeugt, daß viele Arbeiten, ob auch ihre Verfasser nicht mehr unter den Lebenden weilen, abschriftlich in den Pastoratsarchiven vorhanden sind. Ich selbst habe vor einigen Wochen ganz unverhofft in meinem Archive eine solche Abschrift einer Arbeit aus dem Jahre 1835 entdeckt, von großem Interesse, — und so wird gewiß mancher der Amtsbrüder, wenn er die Schätze seines Archivs eingehender mustert, Schriftstücke finden, die in's Synodalarchiv hineingehören, und die er demselben abschriftlich mittheilen könnte. Um mehrfachen, auf der Synode ausgesprochenen Wünschen nachzukommen, setze ich die Titel der, meinem Dafürhalten nach, interessantesten und wichtigsten Synodalarbeiten aus älterer Zeit, die bisher im Archiv fehlen, hierher, in der Hoffnung, daß an der Hand dieses Verzeich-

nisses der eine oder andere Synodale im Stande sein wird, das Synodalarchiv zu bereichern*).

Es heißt aber in dem Statut, daß auch verwandte, mit den Synodalarbeiten in engerem oder weiterem Zusammenhange stehende Materien im Archiv gesammelt werden sollen. Diese Bestimmung möchte ich ganz besonders bitten, im Auge zu behalten. Ich denke dabei namentlich an Correspondenzen, Denkschriften ꝛc. aus bewegteren, für unser kirchliches Leben bedeutungsvolleren Zeiten, besonders etwa der 40er Jahre. Der einzelne Brief, das einzelne Actenstück hat vielleicht keinen gar reichen Inhalt und ist in seiner Isolirung fast werthlos, — im Verein mit anderen ergänzenden Documenten wird es vielleicht bedeutungsvoll. Es ist gewiß kaum ein Archiv, aus dem sich nicht in dieser Richtung etwas für's Synodalarchiv gewinnen ließe, wenn nur die lieben Amtsbrüder sich freundlichst daran machen

*) 1836: Walter-Wolmar: „Die durch den Unterschied zw. Herrnhut und Lutherth. begründeten Forderungen unserer ev.-luth. Kirche." — 1838: Bäckmann-Kremon: „Ueber gemischte Ehen." Hollmann-Harjel: „Ueber kirchl. Provinzialrechte." Walter-Wolmar: „Ueber eine Aeltesten-Ordnung." — 1839: Mickwitz-Pillistfer: „Ueber Einführung einer Aeltestenordnung." Kyber-Arrasch: „Ueber ein allgemeines deutsches Gesangbuch." — 1840: Körber-Wendau: „Ueber Kirchengerichte." Girgensohn-Marienburg: „Worin liegt das Abstoßende des Pietismus?" Carlblom-Ermes: „Bestimmung des Begriffs des Pietismus." — 1841: Hörschelmann-Oberpahlen: „Wie unterscheidet sich der falsche Pietismus vom lebendigen Christenglauben?" Hollmann-Kawelecht: „Ueber Einführung einer Aeltestenordnung." Walter-Wolmar: „Herrnhutiana." — 1842: Hollmann-Kawelecht: „Pietismus und Brüdergemeinde." Jannau-Lais: „Theol. Bedenken wegen der beabsichtigten Presbyterialverf." Döbner-Neuenmühlen: „Gedanken über das Germanisiren der Letten." — Arbeiten über Herrnhut aus dem Jahre 1843 von Christiani-Ringen. — 1844: Lauhhrandt-Neu-Pebalg. — 1845: Kügler-Oppekaln, Kyber-Arrasch, Schwartz-Pölwe. — 1846: Lossius-Koddafer. — 1850: Mickwitz-Pillistfer. — Schilling-Schwaneburg. — 1851: Christiani-Ringen. — 1852: Jannau-Lais, Kyber-Arrasch, Willigerode-Carolen, Walter-Wolmar, Hörschelmann-Oberpahlen. — 1853: Schwartz-Pölwe, Willigerode-Carolen, Walter-Wolmar. — Außerdem 1845: Walter-Wolmar: „Ueber Ehescheidung." — 1846: Walter-Wolmar: „Die kirchliche confessionelle Bewegung in Livland." — 1849: Pünschel-Wenden: „Ursachen des Uebertritts der Nationalen." — 1851: Mickwitz-Pillistfer: „Was hat unsere Kirche gegenüber der zunehmenden Separation zu thun?" — 1856: Carlblom-Koddafer: „Ueber Kirchenzucht." — 1857: Kügler-Salisburg und Keußler-Ascheraden; ebenso 1859: Sokolowsky-Ronneburg: „Ueber Begriff und Pflicht der confessionellen Mission." Schilling-Schwaneburg: „Ueber Einsegnung gemischter Ehen durch lutherische Geistliche"; über dasselbe Thema auch Kaleriem-Ubbenorm und Moltrecht-Matthiä.

wollten, ihre Archive darauf hin etwas zu durchforschen. Auch hierin ist bereits ein kleiner Anfang gemacht. Eine interessante Correspondenz zwischen mehreren livländischen Pastoren und dem herrenhutischen Diakon Turkel ist mir gütigst zugesandt. Möge sie nicht gar zu lange allein bleiben. Gerade die Privat-Correspondenzen, worin die Meinungsäußerungen durch keine weiteren Rücksichten beschränkt, durch keinerlei Zwang bedrückt sind, sind doch im Stande, ihre Zeit im rechten Lichte erscheinen zu lassen. — Wenn endlich einige der älteren Amtsbrüder sich bereit finden ließen, ihre Erinnerungen an die ersten Synoden, sowie an jene erwähnten Jahre niederzuschreiben und dem Archiv einzuverleiben, so würden sie sich damit um das junge Unternehmen wesentliche Verdienste erwerben, und es sei hiermit allen, die dazu im Stande sind, diese Bitte dringend an's Herz gelegt. Mögen auch diese Zeilen dazu beitragen, die einmal begonnene Sache zu fördern. Jeden, auch den kleinsten Beitrag für's Synodalarchiv bin ich jederzeit zu empfangen bereit. Th. Gaehtgens.

Adresse: Pastorat Lasdohn über Wenden.

Mitau. [Bericht über die lettische Taubstummen-Anstalt zu Caralinenhof] für das Schuljahr II. Semester 1877 und I. Semester 1878. Wenn ich mir erlaube, den Bericht, welchen ich der kurländischen Provinzial-Synode am 21. September v. J. über die Taubstummen-Anstalt zu Caroliuenhof bei Mitau für 1877/78 abstattete, mit Weglassung des rein Localen in diesen Blättern zu veröffentlichen, so geschieht das in der leicht erkennbaren Absicht, den größeren Leserkreis derselben und durch ihn auch noch viele Andere für ein Werk christlicher Barmherzigkeit zu interessiren, das seit dem allmächtigen: „Hephata" unseres Herrn unter allen andern christlichen Liebeswerken eine ebenbürtige Stellung einnimmt. Dieser meiner Absicht hoffe ich aber, zugleich mit der mir obliegenden Rechenschaftsablegung, am Besten so zu entsprechen, daß ich, mit den Externis der Anstalt beginnend, zuerst ihre Schattenseiten, darauf aber, mit den Internis schließend, auch die Lichtseiten derselben in Folgendem schildere. Zunächst also im Hinblick auf die Externa werden sich die geehrten Leser Dieses aus meinen früheren Mittheilungen hierüber erinnern, daß die Besitzfrage des Anstalts-Grundstückes uns nicht unerhebliche Schwierigkeiten bereitet. Da nämlich die Synoden nicht

die Rechte einer juristischen Person besitzen, daher auch nicht Grund und Boden, resp. Capitalien besitzen können, so mußte im Jahre 1873 das Grundstück Carolinenhof im Auftrage der Synoden Liv- und Kurlands von uns 7 das Curatorium bildenden Personen gekauft und als unser Eigenthum auf unsre Namen verschrieben werden. In Folge dessen sind wir sieben also die nominellen Besitzer von Carolinenhof geworden. Um nun aber den bei eintretendem Todesfalle eines der Curatoren unvermeidlich werdenden Weiterungen und gerichtlichen Procedituren in Erbschaftsangelegenheiten zu entgehen, suchen wir bereits schon seit fünf Jahren die Anstalts-Besitzlichkeiten, so zu sagen, an den Mann zu bringen, d. h. einen Besitzer für das Grundstück zu finden, der einerseits die erforderlichen Qualificationen einer juristischen Person besitzt, andererseits aber auch die erforderliche Garantie dafür bietet, daß durch seinen Besitz und während desselben die Anstalt als Taubstummen-Erziehungsinstitut nie alterirt wird, und auch die Rechte der an ihr betheiligten Synoden ungeschmälert bleiben. Die zur Erreichung dieses Zieles bisher eingeschlagenen Wege sind den geehrten Lesern aus früheren Mittheilungen bereits bekannt; ich erlaube mir darum hier nur noch auf den letzten derselben zurückzukommen, für den ich mir auf den vorigjährigen Synoden die Genehmigung erbeten hatte, nämlich die Anstalt der kurländischen Ritterschaft als Geschenk anbieten zu dürfen. Das ist im Laufe des Jahres nun auch geschehen, hat aber leider, trotz unserer angestrengtesten Bemühungen, bisher noch zu keinem erwünschten Resultate geführt und es scheint in der That, als ob jede Aussicht auf einen für die Anstalt gedeihlichen Abschluß dieser Verhandlungen geschwunden wäre. Wir befinden uns somit hinsichtlich dieser gewichtigen, ja geradezu brennenden Frage noch immer in derselben Rathlosigkeit, wie bisher. Ueberaus erfreulich und dankenswerth ist es dagegen, daß durch das freundliche Entgegenkommen der kurländischen Oberlandschul-Commission in neuester Zeit ein Uebelstand beseitigt werden konnte, welcher unsern Lehrern an der hiesigen Taubstummen-Anstalt verhängnißvoll zu werden drohte. Da sie nämlich bisher jener Commission nicht unterstellt waren, in Folge dessen also auch keine Atteste von ihr als Volksschullehrer erhalten konnten, um von ihrer Militärverpflichtung liberirt zu werden, so standen unsere jünge-

ren Lehrer in Gefahr, zur Ableistung ihrer Wehrpflicht herangezogen zu werden.

Dieser Umstand trat im Herbst 1877 auch wirklich ein, und nur durch die gütige Vermittelung sich warm für unsere Anstalt interessirender hochgestellter Herren wurde einstweilen, in Berücksichtigung unserer damals noch schwebenden Unterhandlungen mit der kurländischen Ober-Landschul-Commission, diese Gefahr abgewandt. Jetzt endlich haben wir es erreicht, daß fortan die Lehrer unserer Taubstummen-Anstalt, als der Schul-Commission unterstellte, hinsichtlich ihrer Dienstpflicht gleiche Rechte mit den Volksschullehrern Kurlands genießen. Eine dritte Calamität hat leider bis jetzt noch nicht in so erfreulicher Weise beseitigt werden können. Ich meine: die pecuniäre Sicherstellung der Anstalt, oder deutlicher ausgedrückt: die Ermöglichung, die Anstalt durch feste Gemeindebeiträge so zu stellen, daß die Aufnahme der so sehr großen Zahl ganz armer taubstummer Kinder kostenfrei stattfinden könnte. Nur dadurch würde die Wohlthat der Schulbildung allen schulpflichtigen taubstummen Kindern zugänglich gemacht werden. Wie wenig jedoch augenblicklich dazu Aussicht vorhanden, geht aus der schon in früheren Berichten dargelegten Unmöglichkeit hervor, eine allgemeine Betheiligung sämmtlicher Landgemeinden für diesen Zweck, etwa durch eine von oben her veranlaßte Selbstbesteuerung, herbeizuführen. Das bestimmte mich dann auch zu dem Antrage: „die kurländische Provinzial-Synode wolle vom hochwürdigen Consistorio einen Befehl erbitten, der es allen Herren Pastoren Kurlands zur Pflicht macht, alljährlich ihren Gemeinden die Taubstummenschulsache an's Herz zu legen und in jedem Jahre zum Besten derselben eine Collecte zu veranstalten." Für 1877 fehlen noch aus 60 Gemeinden des kurländischen Consistorialbezirks, also gerade von der Hälfte derselben, die Jahresbeiträge gänzlich; und wenn dennoch die Cassa-Abrechnung für 1877 im Ganzen einen höhern Betrag der Gemeindebeiträge Kurlands nachweist, so ist das lediglich den überraschend großen Gaben dreier Gemeinden zuzuschreiben: der Mitauschen Trinitatis-Gemeinde, der Mitauschen lettischen Stadtgemeinde und der Eckauschen Gemeinde, beiläufig mit resp. 170, 140 und 118 Rbln. — Noch viel trauriger aber sieht es mit der allgemeinen Betheiligung der Gemeinden in dem eben abgelaufenen Jahre 1878 aus, in welches wir ganz unfehlbar mit einem erheblichen De-

ſicit eingetreten wären, wenn uns die ſeltene Freigebigkeit der Bewohner Mitau's davor nicht in dankenswertheſter Weiſe bewahrt hätte. Obgleich ſie in dem ſchweren Kriegsjahre Tauſende von Rubeln zum Beſten des Rothen Kreuzes beiſteuerten, fanden ſie dennoch Mittel, inclusive der Sammlungen in den Kirchen und zur Weihnachtsbeſcheerung, ſowie durch zwei Concerte unſerer Taubſtummen-Anſtalt über tauſend Rubel zuzuwenden, darunter 200 Rbl. zur Anſchaffung von Werkzeugen für die Tiſchlerwerkſtatt und 160 Rbl. für einen Bretterſteg, der von der Anſtalt bis zur Stadt gelegt werden mußte, um den Kindern bei ſchlechter Jahreszeit den Gang in die Kirche und in die Stadt zu ermöglichen. Wie dringend aber möglichſt rege Betheiligung ſämmtlicher Gemeinden Noth thut, damit das Schul- und Penſionsgeld von 100 Rbl. herabgeſetzt und dadurch den ärmeren Kindern, ſo lange eine ganz koſtenfreie Aufnahme noch unmöglich iſt, der Eintritt in die Anſtalt und der Verbleib in derſelben bis zum völlig abſolvirten Curſus gewährt werden könnte, dafür ſpricht z. B. die Thatſache, daß, wiewohl wir ſchon zwei Kindern das Schulgeld ermäßigt und einem daſſelbe für ſein letztes Schuljahr erlaſſen hatten, dennoch wieder zwei Kinder aus der Anſtalt fortgenommen und drei ſchon definitiv zur Aufnahme für den im Auguſt v. J. begonnenen Curſus gemeldete gar nicht gebracht wurden, offenbar, weil die Unmöglichkeit vorlag, das Penſionsgeld von 100 Rbl. jährlich aufzubringen. Hierbei ſei gleich erwähnt, daß der Anſtalt jeder Penſionär jährlich auf über 180 Rbl. zu ſtehen kommt, alſo auch für die das volle Penſionsgeld von 100 Rbl. zahlenden Kinder je 80 Rbl. jährlich zugezahlt werden müſſen. Der verhältnißmäßig hohe Koſtenbetrag pro Kind erklärt ſich einmal aus der fortwährend ſich ſteigernden Theuerung aller Lebensbedürfniſſe, ſodann aber und beſonders aus dem Umſtande, daß ein Lehrer höchſtens eine Claſſe von 8—10 Kindern mit Erfolg unterrichten kann, die Unterhaltungskoſten deſſelben ſich alſo nur auf wenige Kinder vertheilen. Wie ſchwer dem Einzelnen die Herbeiſchaffung des erforderlichen Schul- und Penſionsgeldes fällt, wo nicht eine wohlthätige Gutsherrſchaft oder ein ſich für den Taubſtummenunterricht ſpeciell intereſſirender Paſtor für die fehlenden Mittel Sorge trägt, erſieht man ſchon daraus, daß mehrere von den Zöglingen zur Zeit einen nicht unbedeutenden Theil des Schul- und Penſionsgeldes ſchuldig geblieben ſind, — in Summa 471 Rbl. 50 Kop. Sollen nun dieſe alle ausgeſchloſſen und, theilweiſe ausgebildet, dem früheren Elende wieder preisgegeben werden, das ſie jetzt doch nur noch tiefer empfinden müßten?!

Aus Mangel an Geldmitteln mußte desgleichen die für das vorige Jahr feſt in's Auge gefaßte und ſo dringend erforderliche Ausbildungsreiſe des Anſtaltsvorſtehers in's Ausland leider wieder unterbleiben, obgleich doch gewiß von der Tüchtigkeit des Vorſtehers zunächſt und ganz weſentlich das Gedeihen der Anſtalt abhängt. — Unter ſo drückenden pecuniären Verhältniſſen müſſen wir es als eine um ſo freundlichere Fügung des Herrn anſehen, daß Er uns eine weſentliche Erleichterung von einer Seite her geſandt hat, von welcher aus wir ſie am allerwenigſten erwartet hätten. Im Jahre 1877 ſtarb nämlich

der Inhaber einer in der Nähe Mitau's befindlichen Ziegelei, ein Russe, Namens Tschakow, und hinterließ unter anderen Vermächtnissen auch eines für unsere Taubstummenanstalt, das im Herbst jenes Jahres zur Auszahlung kam und mit den aufgelaufenen Zinsen und dem Agio für verkaufte Werthpapiere in Summa 4037 Rbl. 75 Kop. betrug. Durch dieses reiche Geschenk wurde nicht nur eine Abzahlung von 3500 Rbl. auf die ingrossirte Schuld von 7600 Rbl. möglich, sondern auch die jährlich zu zahlenden Renten vermindern sich um 210 Rbl. So überaus erfreulich und dankenswerth solche Vermächtnisse aber auch sind, und so sehr wir wünschen und vom Herrn erbitten müssen, daß der verstorbene einfache russische Mann aus der reicheren und vornehmeren Gesellschaft unserer Provinzen bald zahlreiche Nachfolger fände, die von ihrem Ueberfluß unserer Anstalt Etwas zuwenden wollten: — um ihren Bestand zu sichern, kommt es doch vor Allem auf größere regelmäßige Jahresbeiträge der Gemeinden an, da nur solche eine namhafte Ermäßigung des bisherigen Schul- und Kostgeldes ermöglichen, und so die Anstalt auch armen Kindern zugänglich machen können. Darum sei an dieser Stelle, so warm und eindringlich wie nur irgend möglich, die inständigste Bitte an Alle, die es angeht, gerichtet, und jedem Einzelnen an's Herz gelegt, die Gemeinden im Großen und Ganzen, und wo sich irgend die Gelegenheit dazu bietet, auch privatim, solche Personen für unsere Anstalt zu interessiren, die ein Herz für Angelegenheiten des Reiches Gottes und für ihre leidenden Mitmenschen haben, und bei denen es oft nur an der Anregung von Außen fehlt, um ihre Mitwirkung auch diesem Zweige christlicher Liebesthätigkeit zuzuwenden. Damit die Erfüllung dieser meiner dringenden Bitte aber Keinem zu schwer werde, und nicht nur Mitleid mit unsern Nothständen, sondern auch Freude an unserer Arbeit sie desto gewisser herbeiführe, gehe ich nun zu den Internis unsrer Anstalt über, die, Gott Lob! ein viel freundlicheres Bild, als das bisher gezeichnete, liefern. Noch nie hat es seit dem Bestehen der Anstalt mit diesen so gut ausgesehen, wie gerade in dem letztverflossenen Schuljahre, gerechnet vom August 1877 bis Ende Juni 1878. Seit der Entlassung des confirmirten ältesten Cötus, von dem übrigens zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, noch in der Anstalt verblieben, und zwar ersterer auf Kosten zweier Herren Mitau's, um noch im Deutschen ausgebildet zu werden, — ertheilten drei Lehrer in drei Classen den Unterricht, so daß mit den einzelnen schwächeren Schülern, die den übrigen nicht gut zu folgen vermochten und diese aufhielten, ein Lehrer besonders sich beschäftigen konnte. Weder durch Krankheit, noch durch längere Versäumnisse erlitt der Unterricht nennenswerthe Störungen, woher er denn auch, wie das bei Gelegenheit der officiellen Revision abgehaltene Examen erwies, nach dem Berichte des Herrn Revidenten Stünzi an das Curatorium, d. d. 28. Juni v. J., ein durchaus befriedigendes Resultat ergeben hat. Es sei mir gestattet, auf den Unterricht und die Leistungen desselben später wieder zurückzukommen, nachdem ich in Kürze über einige Veränderungen im Lehrer- und Schüler-Personal berichtet habe.

Das Lehrer-Personal anbelangend, mußte einer der älteren Leh-

rr, Herr Knorr, nachdem er ſeines Kehlleidens wegen im Sommer 1877 einen längeren Urlaub zu nehmen genöthigt war, endlich um ſeinen definitiven Abſchied einkommen, da ihm das Unterrichten vom Arzt gänzlich verboten war. Der Anſtaltsvorſteher, Herr Linde, begründete durch die Wahl einer Lebensgefährtin im Juni v. J., wie das ſchon längſt von uns gewünſcht war, ſich einen eigenen Herd, wodurch ſelbſtverſtändlich das ganze Hausweſen eine feſtere Baſis gewinnen muß. In Anbetracht der Jugend ſeiner Frau haben wir jedoch einſtweilen die bisherige Hausmutter und Wirthſchafterin noch beibehalten, und zwar um ſo lieber, als ihr Einfluß auf das ganze Anſtaltsperſonal und das Hausweſen ein unverkennbar günſtiger und ſegensreicher iſt, und ſie auch als Handarbeitslehrerin ihrer künftigen Nachfolgerin nun als nachahmungswürdiges Beiſpiel dienen kann. An Stelle des früheren Werkmeiſters jedoch ſahen wir uns genöthigt, eine andere Wahl zu treffen, und es gelang, in der Perſon eines hieſigen Tiſchlermeiſters einen Mann zu finden, der hinſichtlich des Unterrichts der Kinder in ſeinem Fach zu den beſten Hoffnungen berechtigt.

Was die Veränderungen im Schülerperſonal betrifft, ſo verblieben nach Austritt der confirmirten erſten Claſſe 24 Kinder in der Anſtalt, zu welchen im Laufe des zweiten Semeſters 1877, wie bereits erwähnt, auch die zwei aus der entlaſſenen Claſſe wieder eintretenden Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, hinzukamen, ſo daß alſo 26 Kinder, und zwar 13 Knaben und 13 Mädchen, darunter 10 aus Livland und 16 aus Kurland, am Unterrichte des letzten Schuljahres theilnahmen. Nachdem mit einzelnen ſchwächeren Zöglingen, die in ihrer Claſſe ihren Mitſchülern zu folgen durchaus unfähig waren, eine unvermeidliche Rückverſetzung in die entſprechende niedrigere Claſſe hatte vorgenommen werden müſſen, vertheilte ſich die Schülerzahl auf die einzelnen drei Claſſen wie folgt: I. Claſſe mit 11 Schülern, unter dieſen 8 aus Livland, 3 aus Kurland; II. Claſſe mit 8 Schülern, 1 aus Livland, 7 aus Kurland; III. Claſſe aus 7 Schülern, 1 aus Livland, 6 aus Kurland. — Namentlich in der II. und III. Claſſe iſt das Alter der Kinder ein durchaus günſtiges, zwiſchen 8 und 13 Jahren, und da beide Claſſen nicht überfüllt ſind, ſo werden die zu erwartenden Unterrichtsreſultate gewiß auch befriedigendere ſein, als das bei den älteſten Claſſen, der bereits entlaſſenen confirmirten und bei der jetzt erſten, zu Johanni dieſes Jahres zu confirmirenden und zu entlaſſenden der Fall ſein konnte. — Controlirt habe ich den Unterricht in den einzelnen Claſſen, ſo viel die Zeit das irgend geſtattet; außerdem hielt ich in jedem Semeſter mit den Lehrern Conferenzen ab, auf denen eingehend die Schulangelegenheiten und Disciplinen, ſowie die erforderliche Behandlung einzelner Schüler berathen und durchgeſprochen, auch die Erweiterung des Katalogs für die einzelnen Claſſen je nach dem Fortſchritt und Erforderniß der Schüler, nebſt ſonſtigen hierher gehörenden Angelegenheiten geordnet wurden. Dieſe Conferenzen ſind ganz unverkennbar für Lehrer und Schüler von nicht geringem Segen geweſen, und es freut mich, mit Herrn Stünzi's eigenen Worten über erſtere berichten zu können, daß „der gegenwärtig in der älteſten Claſſe unterrichtende Lehrer,

Herr Vehjing, ſich augenſcheinlich immer mehr praktiſch in die Methode des Taubſtummenunterrichts einlebt. Den beiden jüngeren Lehrern, Herrn Roſenbrück und Bächmann fehlt," nach dem Ausſpruch unſres Gewährsmannes, „allerdings noch die Sicherheit in der Beherrſchung und Behandlung des Lehrſtoffes, doch kann dieſes auch erſt durch längere Uebung und Erfahrung erworben werden, und läßt ſich immerhin nicht verkennen, daß beide im Februar 1877 eingetretene Lehrer mit Luſt und Liebe und auch mit Erfolg arbeiten." Die Lautſprache iſt nach Herrn Stünzi's Urtheil bei allen Kindern verſtändlich und bei einigen ſogar recht deutlich. In der Gewandtheit des Abſehens zeichnen ſich, mit Ausnahme zweier Augenleidender, die Schüler der erſten Claſſe aus. Auch über die ſittliche Führung iſt nur Lobenswerthes zu berichten und nicht zu verkennen, daß mit dem fortſchreitenden Unterricht in der Religion und der durch ihn gewonnenen klareren Erkenntniß auch die Sittlichkeit in erfreulicher Weiſe zunimmt. Um die Entwickelung des Geiſtes zu fördern und den Geſichtskreis der Kinder zu erweitern, beſuchten ſie das kurländiſche Muſeum, die Steffenhagen'ſche Buchdruckerei, eine größere Eiſengießerei und die Scholz'ſche Menagerie, zu der ihnen der Zutritt koſtenfrei gewährt wurde. Das am 30. Mai v. J. in der Anſtalt abgehaltene öffentliche Examen bot dem zahlreich verſammelten, allen Schichten der Geſellſchaft angehörenden Publikum Gelegenheit, ſich von den Leiſtungen und Erfolgen unſerer Anſtalt durch eigenen Augenſchein zu überzeugen und ſo ſelbſt für die Sache erwärmt, das Intereſſe für ſie auch in weitere Kreiſe zu tragen. — Im Auguſt vorigen Jahres haben wir noch einen IV. Curſus eröffnet, zu dem 10 Kinder gemeldet waren, bisher aber nur 7 gebracht wurden: 1 Knabe aus Livland und 6 Kinder (4 Knaben, 2 Mädchen) aus Kurland, im Alter zwiſchen 8 und 13 Jahren. In dieſer Claſſe ertheilt der Anſtaltsvorſteher ſelbſt den ſo wichtigen erſten grundlegenden Unterricht. Mit den 7 zuletzt genannten ſollten wir zur Zeit alſo 33 Zöglinge in der Anſtalt haben; doch ſcheinen wirklich, wie ſchon oben erwähnt, aus Geldmangel zwei Kinder fortgenommen zu ſein, da ſie bisher noch nicht in die Schule zurückgebracht worden ſind.

Schließlich noch die Mittheilung, daß, da im Juni dieſes Jahres die älteſte Claſſe entlaſſen, mithin eine Lehrkraft frei wird, im Auguſt deſſelben wieder ein neuer Curſus eröffnet werden ſoll, zu dem wir uns zeitig die Anmeldungen erbitten. Dabei erlauben wir uns, die etwaigen Intereſſirten darauf aufmerkſam zu machen, wie dringend nöthig und rathſam es iſt, mit den Eltern, deren Kinder man in die Anſtalt giebt, bei der örtlichen competenten Behörde einen ſchriftlichen Contract abzuſchließen, der ſie verhindert, ihre Kinder während der Schulzeit je nach Belieben zu Hauſe zu behalten, oder gar vor beendetem Curſus ganz aus der Anſtalt fortzunehmen. Mehrfache Erfahrung hat uns belehrt, daß nur ſolche Contracte davor ſchützen können.

Wenn die Aufmerkſamkeit der geehrten Leſer diesmal ungewöhnlich lang durch den vorſtehenden detaillirten Bericht in Anſpruch ge-

nommen wurde, so diene dafür zur Entschuldigung, daß es dem Verfasser darauf ankam, sein Versprechen, ein erfreuliches Bild von den Internis der Anstalt zu geben, auch wirklich einzulösen. Bedarf es noch einer weiteren Illustration für ein solches, so diene hierfür der übereinstimmende Bericht des mehrfach genannten Fachmannes, Herrn Stünzi, und des Anstaltsvorstehers an's Curatorium, in welchem beide Herren die Leistungen und Erfolge des Unterrichts im Schuljahr 1877/78 „als durchaus günstige und den Anforderungen entsprechende" bezeichnen. Uns lag und liegt vor Allem nur daran, bei allen Lesern dieser Zeilen und durch ihre gütige Vermittelung in immer weiteren und weiteren Kreisen ein warmes Interesse für die Taubstummenschule zu Carolinenhof und die Ueberzeugung zu erwecken, daß dort gearbeitet und durch Gottes Segen auch nicht vergeblich gearbeitet wird. Diese Ueberzeugung wird unserer Anstalt gewiß immer mehr Freunde zuführen, die sie auf betendem Herzen tragen und ihren Fortbestand durch Darbietung reichlicherer Mittel, als sie ihr bisher zuflossen, sicherstellen helfen. Das walte Gott!

Schließlich noch der Cassabericht pro 1. Januar bis 31. December 1877.

A. Einnahmen.

1) Aus Livland: an Geschenken, Gemeindebeiträgen, für verkaufte Katechismen ꝛc.		557 R.	80 K.
2) Aus Riga: an Geschenken und Gemeindebeiträgen		338 „	37 „
3) Aus Kurland: an			
a) Geschenken und Extrabeiträgen, incl. 300 Rbl. von der kurländ. Ritterschaft .	1424 R. 70 K.		
b) Gemeindebeiträgen	1199 „ 82½ „		
		2624 „	52½ „
4) Ertrag aus der Anstalt für Heuschlag und Garten		325 „	13½ „
5) Subarrende für das vom Curatorium von der Stadt Riga gepachtete, ehem. Anstaltsgrundstück Kirchholm		220 „	— „
6) Von der Redaction des St. Petersburger Sonntagsblattes		8 „	— „
7) An Schul- und Kostgeld:			
a) für 10 Kinder aus Livland und Riga	655 R. — K.		
b) für 16 Kinder aus Kurland	1190 „ 3 „		
		1845 „	3 „
Summa .		5918 R.	86 K.

B. Ausgaben.

1) Auf Conto Lehrergagen und Schulutensilien . .	1546 R.	34½ K.
2) „ „ Haushaltung und Wirthschaftskosten .	2778 „	1½ „
3) „ „ Capital- und Rentenzahlung, Feuer-Assecuranz und Bauten	1003 „	2 „
Transport .	5327 R.	38 K.

	Transport	5327 R. 38 K.
4)	Pacht an die Stadt Riga für Kirchholm (auch die Assecuranz hierfür)	132 „ 39 „
5)	Verblieb pro 1878 ein baarer Cassabestand, groß	459 „ 9*) „
	Summa	5918 R. 86 K.

Pastor A. Schulz,
kais. Director der lett. Taubstummen-Anstalt zu Carolinenhof.

Dorpat. [Theologische und philosophische Vorlesungen im I. Semester 1879.] Prof. Volck: Erklärung des Deuteronomium, 3 st. Erklärung von Jesaias Cap. I—XL., 3 st. Conversatorische Erklärung von Gen. Cap. 49 und ausgewählten Psalmen, 2 st. Fortsetzung des arab. Cursus (gratis), 1 st. — Prof. Alex. v. Oettingen: Biblische Theologie des neuen Testaments, 4 st. Geschichte der Dogmatik, 2 st. — Prof. v. Engelhardt: Neuere Kirchengeschichte, 3 st. Biblische Geschichte des neuen Testaments, 4 st. Kirchenhistorisches Praktikum. — Prof. Mühlau: Erklärung des Hebräerbriefes, 4 st. Biblische Archäologie, 3 st. Geographie Palästinas (unentgeltlich), 2 st. — Prof. F. Hörschelmann: Theorie der Seelsorge und des Kirchenregiments, 4 st. Praktisches Seminar, 2 st. — Docent Bonwetsch: Symbolik, 4 st. Praktikum (Canon Muratori). — Prof. Teichmüller: Geschichte der Philosophie, Th. I., 4 st. Pädagogik, 2 st. Praktikum über die alte Philosophie, 2 st.

III. Literärisches.

Luther, J., Der Smithismus und seine Gefahren, im Lichte der Schrift und nach eigener Erfahrung dargestellt. Reval, 1878. 76 S.

Mit Freuden haben wir das Erscheinen dieser Schrift begrüßt und wollen hiermit zuerst dem lieben Verf. handend die Hand dafür drücken, daß er sich der ernsten Arbeit unterzogen hat, den Gegenstand gründlich sachlich zu erörtern, mit dem offen ausgesprochenen Zweck, die Brüder in Liebe zu warnen. Denn wir erkennen es mit dem Verf., wie, obgleich sich die Wasser der durch Pearsall Smith angeregten großartigen Bewegung scheinbar rasch im Sande verlaufen haben, dennoch in manchen gläubigen Kreisen (und nicht am wenigsten vielleicht bei uns in Livland) Etwas von der ausgestreuten Saat fortmuchert. Und wir hatten von vornherein das gute Vorurtheil, daß gerade Luther zu solchem öffentlichen Mahnruf be-

*) Obgleich das Rechnungsjahr 1877 mit einem so bedeutenden Saldo schließt, so steht jetzt bei Veröffentlichung obiger Mittheilungen die Anstalt vor einem Manco für laufende Ausgaben von über 500 Rbl., das in kürzester Frist zu decken ist.

sonders berufen und geeignet war, weil uns und vielen Andern seine ganze Richtung als eine besonders milde bekannt ist, die überall, wo persönlicher Herzensglaube und warmes Erfahrungschristenthum sich offenbart, sehr geneigt ist, das Gute zu behalten, das Berechtigte und Segensreiche anzuerkennen, selbst wo sich etwa manches Ungesunde mit drangesetzt hat. Es ist nicht unsere Absicht, den Inhalt der sachlichen Erörterungen des Verf. hier zu reproduciren oder auch nur kurz zu resümiren. Das Schriftchen ist ja von so geringem Umfange und so durchsichtig, jedem denkenden Christen verständlich gehalten, daß wer sich irgend für die Sache interessirt, besser thun wird, es selbst zu lesen, als sich nur einen Auszug daraus geben zu lassen. Nur kurz wollen wir unsererseits zuvörderst bekennen, daß wir mit Allem, was Luther sagt, völlig übereinstimmen, daß uns seine gründliche Erörterung die wesentliche Gefahr jenes „Methodismus der Heiligung" und dessen Hauptfehler viel klarer gemacht hat, als er uns nach eigner Kenntnißnahme der Smith'schen Schriften und ihrer Besprechungen von Wangemann u. A. schon früher geworden. Allerdings, Luther verfolgt mit unerbittlicher logischer Schärfe, immer an der Hand unwidersprechlicher Zeugnisse der heil. Schrift, die Aufstellungen P. Smith's bis in ihre äußersten Consequenzen.

Man sollte aber doch nicht, wie vielfach geschieht, dies mit dem Einwande abschneiden wollen: „Smith sei ja kein Theologe, man dürfe es mit seinen Aussprüchen so genau nicht nehmen!" Denn wer sich unterwindet, Lehrer zu sein, wer sich zum Lehrer Europas aufwirft und Neues bringen und schaffen will, der muß an den Früchten seiner Lehre öffentlich geprüft und erkannt werden. Unser Wunsch und unsre Bitte bei der Anzeige der genannten Brochüre ist: komm und lies! Insbesondere diejenigen, welche dem Smithismus Weckung und Stärkung ihres persönlichen Glaubenslebens verdanken, welche also der ganzen Bewegung mehr oder weniger geneigt sind, haben unserer Meinung nach geradezu die Pflicht, das Schriftchen zu lesen und rein sachlich zu prüfen; und wo sie das, weil da gleich im Titel von „Gefahren" die Rede ist, aus Voreingenommenheit nicht thun mögen, sprechen sie damit nur sich selbst das Urtheil: sie wollen nicht prüfen! Was das Licht der Prüfung an der Schrift scheut, das dürfte nicht aus dem Geist sein, sondern aus dem Fleisch. — Eine andere Frage ist, ob es dem Verf. gelingen wird, den ausgesprochenen Zweck seiner Schrift zu erreichen, nämlich die der Warnung besonders Bedürftigen auch wirklich zu warnen. Gleich im Eingange, noch ehe er die von ihm erkannten Gefahren schon bewiesen hat, schlägt er gleich scharf und wuchtig drein und charakterisirt das Besondere des Smithismus als „Lüge." Sachlich sind wir, wie gesagt, mit ihm einverstanden; aber um des Zweckes willen wünschten wir, er hätte einen andern Weg eingeschlagen: zuerst das Gute, das ohne Zweifel viele Christen durch Gottes Gnadenleitung von Smith empfangen, anerkannt, dann aber gezeigt, wie dieses Gute nicht wegen und in Folge der Smith'schen Besonderheiten ihnen geworden, sondern vielmehr trotz derselben. Wie die Sachen jetzt liegen, haben wir Ursache zu befürchten, daß gerade diejenigen, die der Warnung am meisten bedürfen, durch den durchaus polemischen Ton gleich des ersten Anfangs sich werden ab-

gestoßen fühlen und der ruhigen Erwägung nicht mehr Raum geben. Und das sollte uns herzlich leid thun. Oder könnte man denn in der That nicht auch von einem P. Smith, ungeachtet seiner Irrlehre, immerhin auch Gutes nehmen und gewinnen? Darf wirklich die Thatsache, daß viele Gläubige, auch längst geförderte und erfahrene, auch sehr bedeutende und in rechtem evangelischem Glauben gegründete Theologen, reiche Erbauung aus der Smith'schen Bewegung empfangen haben, einzig und allein aus dem Blendenden und Bestechenden der Lüge erklärt werden? Es klingt bei Luther fast so (vgl. S. 3—7); wie wir ihn aber persönlich kennen, glauben wir nicht, daß er's so gemeint habe. Es hat eben die Herzenswärme und Glaubensfreudigkeit Smith's Vielen den Glauben gestärkt, ohne daß sie seinen Fehler erkannt haben, noch weniger in denselben mitverfallen sind. Es hat ferner Smith Viele auf's Neue auf eine wichtige Wahrheit aufmerksam gemacht, die zwar immer Lehre unserer Kirche gewesen, aber doch nur zu oft übersehen und vergessen war: daß nämlich Heiligung nicht blos nothwendige Frucht und Folge wahren Glaubens sein müsse, sondern daß sie ebenso wie die Rechtfertigung nicht sowohl eine göttliche Forderung an uns, als vielmehr ein göttliches Geschenk sei, welches wir so viel haben, als wir eben glauben. „Haltet euch dafür, daß ihr der Sünde gestorben seid." Daß freilich dieses „Halten" so glatt und kampflos gehen könne und müsse, das ist Smith's Irrlehre; und weiter, daß es als ein zweites, neues Gnadengeschenk zu der Rechtfertigung noch erst hinzukommen müsse. Wie gefährlich dieser Irrthum in seinen Consequenzen sei, hat uns, wie gesagt, Luther klarer bewiesen, als ein Anderer vor ihm. Möchte die Schrift die Beachtung finden, die sie verdient! *a.*

Personal-Nachrichten.

Angestellt: P. J. Kerg zu Kergel (Oesel); P. adj. C. G. Croon als Pastor zu Lennewarden; P. G. Hesselbarth als Adjunct des Propstes des I. südrussischen Propstbezirks; P. adj. zu Kreutzburg W. Peitan als P. adj. zu Groß-Würzau; P. vic. P. Dworkowicz (bisher in Mitau) als P. vic. für den livländischen Consistorialbezirk; P. J. W. Sacranowicz in Luttringen als P. in Groß-Autz.

Ordinirt: Cand. C. Hasselblatt als P. adj. an der St. Nikolaikirche in Kronstadt; Cand. A. v. Jannau als P. zu Pilten.

Introducirt: 1. October P. P. Lösch als P. zu Alt-Arcis. 22. October P. U. Grünberg als P. in Kreutzburg.

Gestorben: 13. December P. Chr. Alberti zu Eckau.

Entlassen auf ihr Gesuch: P. v. Heinleth zu Witebsk; P. diac. Keußler zu Dorpat.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Cand. J. Th. Helmsing.

Gegen den Druck dieser Schrift ist von Seiten des Livl. Evang.-Luth. Consistorii nichts einzuwenden. — Riga, den 9. Januar 1879. Dr. Christiani, Vicepräses.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 12. Januar 1879.

Druck von W. F. Häcker in Riga.

I.

Leitende Artikel und Aufsätze.

Luther im häuslichen Kreise*).

Von Oberlehrer Dr. K. Salkmann in Reval.

Nicht die Kunst allein will für ihre vollkommenen Werke den Anspruch erheben, klassisch zu sein; auch ein tüchtiges Menschenleben kann in seiner Weise etwas von jener unverwüstlichen, nie alternden Frische eines vollendeten Kunstwerks gewinnen, durch die es für ein Volk und über die Grenzen einer Nation hinaus für eine noch weitere Gemeinschaft bahnbrechend und wegweisend wirkt und, so lange das Volk, die Gemeinschaft ihrer ursprünglichen Natur nicht untreu werden, an dieser seiner Kraft durch die Zeit keinen Abbruch erleidet. Und wo, seit es ein deutsches Volk giebt, hätte es einen deutscheren Mann als Luther, wo, seit es eine protestantische Kirche giebt, ein leuchtenderes Vorbild wahrhafter Frömmigkeit gegeben, in dem sich so, wie in dem seinen, männliche Kraft und kindliche Einfalt zu schönem Bunde die Hand reichen! Ja, ist es auf jedem anderen Gebiete, dem des Staates, wie der Wissenschaft und Kunst, bis zu einem gewissen Grade möglich und gar nicht unerhört, daß das Werk den Meister überragt,

*) Ein Vortrag, am 13. Jan. v. J. im Evangelischen Vereinshause zu Reval gehalten, erscheint hier in erweiterter Gestalt, ohne daß versucht wäre, das ursprüngliche Gepräge ganz zu verwischen. Als literärische Hilfsmittel dienten nächst des Reformators eigenen Schriften, besonders den Briefen und Tischreden, die bekannten größeren Reformationsgeschichten. Von specielleren, dem Thema verwandten Arbeiten mache ich vornehmlich eine von meinem Landsmann Dr. E. Schlee namhaft, dessen Vortrag über „Luther in Haus und Familie" (Kassel, 1867) ich die förderlichste Anregung verdanke.

daß große Thaten von kleinen Menschen, weltumspannende Pläne, durch Jahrtausende bewunderte Erfolge von einem begabten starken Willen ausgehen, der, auf seinen persönlichen Werth geprüft, klein und eng, wo nicht abschreckend erscheint, umgetrieben vielleicht nur von der dämonischen Macht des Ehrgeizes oder der Sclave selbstsüchtigen Genusses: so ist auf dem Gebiete des sittlichen Lebens der Mensch selbst mit dem, was er will und erstrebt, der Mensch selbst das Bedeutendere und Größere, die Persönlichkeit adelt das Werk. Hier kann es darum auch geschehen, daß im engsten Rahmen die größte Kraft sich entfaltet, daß im Geringsten und Unscheinbarsten das Höchste und Größte, was die Seele erfüllt, sich widerspiegelt. Ohne die Besorgniß, enttäuscht zu werden, dürfen wir darum aus den Kämpfen, die eine Welt aus den Angeln heben, in die stillen eingehegten Räume eines Hauses treten, in dessen trautem Heim die kleinen Sorgen und Freuden des alltäglichen Lebens sich abspielen. Denn hier wie dort und dort wie hier lebt und webt derselbe Geist. Es ist nicht Zufall, wenn der Reformator der christlichen Kirche auch der Erneurer des christlichen Hauses und der Wiederhersteller des christlichen Familienlebens geworden ist.

Haus und Familie, wie waren sie als die rechten Wohn- und Pflegstätten eines durch Gottes Geist geheiligten Lebens in den vier Jahrhunderten, seit Gregor VII. die Priesterehe verboten, ein wesenloser leerer Schall geworden, ja dem Bewußtsein abhanden gekommen!

Die Zeit der hoch und immer höher sich wölbenden Dome und himmelanstrebenden Münster hatte in weltverächterischer Vergötterung des Mönchthums und eines ehelosen Priesterstandes nicht das Bedürfniß, aber den Sinn und die Werthschätzung für die Stätte verloren, an der das Leben christlicher Gemeinschaft seine schönsten und duftigsten Blüthen treibt. Draußen, wer wollte es leugnen, in den Kämpfen der Kreuzzüge, in der Missionirung der Völker, und auch drinnen in der weltüberwindenden Selbstaufopferung der Krankenpflege hatten jene Ritter- und Bettelorden, in der Pflege der Wissenschaften mancher der übrigen Orden Erstaunliches geleistet — die Pflege des christlichen Hausstandes ging leer aus. Da klopft die Reformation dröhnend an die Pforten der verrotteten Kirche und schafft auch darin Wandel. Als die Trägerin des echten ursprünglichen Geistes macht sie die Ehe wieder ehrlich und setzt sie den christlichen

Hausstand wieder ein in sein altes, gutes, gottgeordnetes Recht. Nachdem der Grund des neuen Werkes gelegt war, schritten Zwingli, Oekolampadius, Melanchthon, Bucer, J. Jonas, Calvin, Leo Judä mit zahlreichen Gesinnungsgenossen zur Gründung eines häuslichen Herdes, und man fühlt es ihrem Wirken ab, selbst die Gegner müssen es wider Willen zugestehen, hier ist mehr, denn Antonius und Franz von Assisi.

Hier bringt die Wittwe Johann Meiers von Knonau, nun Zwingli's Gattin, mit prächtigen Kleidern den Mahlschatz goldener Ringe und werthvoller Juwelen in's Haus, um als schlichte Pfarrfrau den kostbaren Plunder nicht mehr zu berühren. Dort übt Leo Judä Werke der Barmherzigkeit, indes seine Frau am Webstuhle schafft, des Lebens Nothdurft zu erwerben. In Basel übergiebt der sterbende Oekolampad seinem Weibe als theuerstes Vermächtniß die drei Kinder Eusebius, Aletheia und Irene: „Sorg', daß sie werden, wie sie heißen, fromm, friedfertig und wahr!" In Wittenberg sitzt Melanchthon vor der Wiege seines Kindes, in der einen Hand das Buch, mit der andern den Kleinen schaukelnd. Joh. Matthesius dichtet für seine kleine Schaar in Joachimsthal das lieblichste der Wiegenlieder: „Nun schlaf, mein liebes Kindelein, und thu dein Aeuglein zu." Das sind Bilder, so innig und sinnig, daß sie den Zeitgenossen nur mehr wie ein schöner Traum vorkommen mochten; als dann aber die gewaltsam in Banden gehaltene Natur aus langem tiefen Schlafe sich erhob, da konnten sie auch von Herzensgrunde sich daran laben und gesunden; diese kernhafte Tüchtigkeit, gepaart mit zarter Anmuth, mußte sie anleuchten und wärmen mit der milden Kraft der Frühlingssonne. Denn das, woran alle diese Männer ihre Herdflamme entzündet und womit sie dieselbe nährten, war kein fremdes Feuer. Vielmehr das Eine, was damals allevorten dem Bewußtsein mit der Kraft der Ueberzeugung aufging, in der Versöhnung durch Christum Trost des Gewissens, in der heil. Schrift Gewißheit des Glaubens, das wollte aus dem Banne einer selbsterwählten Heiligkeit heraus Luft und Raum haben, wollte auch in der gottgeschaffenen Welt der Familie sich bethätigen und Gestalt gewinnen.

Und nun erst Luther! Mit den Römlingen hatte er schon vor Jahren, damals als er in der Frühe eines Wintermorgens vor dem Elsterthor in Wittenberg die päpstliche Bannbulle und das kanonische

Rechtsbuch in die Flammen warf, unwiderruflich gebrochen. Zwei Jahre ſpäter hatte er in dem „Bedenken und Unterricht von den Klöſtern und allen geiſtlichen Gelübden" die Kloſtergelübde für widerevangeliſch und darum unverbindlich erklärt. Aber erſt abermals zwei Jahre ſpäter, gegen Ende des Jahres 1524, alſo im achten Jahre ſeines öffentlichen Auftretens, hatte, als ſein Prior als der letzte der Auguſtinerbrüder das Kloſter gewiſſenshalber verlaſſen, auch er die Kutte abgelegt und war von einer Predigt im weltlichen Talar und Baret in das Kloſterhaus zurückgekehrt, das ſein Kurfürſt ihm fortan zur eigenen Wohnung einräumte. Die Zeiten waren ernſt. Dunkles Gewölk hing ſchwer hernieder, ſoweit das Auge ſah. Luther von der Kirche gebannt, den weltlichen Machthabern bedroht, den aufrühreriſchen Bauern geächtet, dem Adel als Abtrünniger verhaßt, von der Menge nicht begriffen, den eigenen rathloſen Anhängern entmuthigt, von Gegnern und lauen Freunden für die ſocialdemokratiſchen Orgien, welche die wiedertäuferiſchen Communards in Franken und Thüringen feierten, verantwortlich gemacht. Ihm war, als wäre der Teufel mitſammt ſeinem ganzen hölliſchen Gefolge losgelaſſen; auch einem Stärkeren, als er, hätte bang werden können. Doch er iſt ſtille zu Gott, der ihm hilft, und gerade die Zeit deucht ihm recht, ſich ein Weib zu nehmen zur Gehilfin, die um ihn ſei.

Am 4. Mai des Jahres 1525 ſchreibt er nach Mansfeld: „Kann ich's ſchicken, dem Teufel zum Trotz, will ich meine Käthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich ſterbe . . . Ich hoffe, ſie ſollen mir doch nicht meinen Muth und Freude nehmen;" kurze Zeit ſpäter, nach ſeiner Verheirathung: „Wenn ich nicht alsbald und in der Stille hätte Hochzeit gehalten, mit Vorwiſſen weniger Leute, ſo hätten ſie es alle verhindert; denn alle meine beſten Freunde ſchrien: nicht dieſe, ſondern eine andere!" — Und: „Sie ſind's nicht anders werth, denn daß ſie ſehen und hören, was ſie ärgert, dieweil ſie alle raſen und toben wider das, das ſie ſollte beſſern . . . Ich habe eine Nonne genommen zu der Ehe, wiewohl ich es hätte mögen entrathen und nicht ſonderlich Urſache gehabt, denn daß ich es dem Teufel mit ſeinen Schuppen, den großen Hanſen, Fürſten und Biſchofen, zu Trotz gethan habe, welche ſchlecht unſinnig werden wollen, daß geiſtliche Perſonen ſollen frei ſein." Alſo nicht ohne einen Anflug kühnen Trotzes, doch auch um ſeinem lieben Vater eine Freude zu machen,

dem alten Hans Luther, dem er gern die ihm einſt durch ſeinen Eintritt in's Kloſter widerfahrene eigenwillige Beraubung des Sohnes Wett gemacht hätte durch die frohe Ausſicht, einen Enkel zu gewinnen, nicht zuletzt in dem Ernſt der Gewiſſenhaftigkeit, daß ja nichts von ſeinem vorigen papiſtiſchen Leben an ihm behalten werde, wirbt er am 13. Juni um Katharina von Bora als das Weib ſeiner Neigung*).

Wie lange war's her, da war's ihm noch zum Lachen geweſen, wenn er ſich denken ſollte, ſeine nächſten Freunde könnten heirathen? Mit dem ſpießbürgerlichen Klatſch geſchäftiger Zungen, der, wie gewöhnlich, mehr wußte, als die Betheiligten ſelber, weiß er ſich nicht anders abzufinden, als: „Guter Gott, unſere Wittenberger wollen auch den Mönchen Weiber geben! Nun, mir ſollen ſie keins an den Hals hängen." In der Schrift „von den Klöſtern und geiſtlichen Gelübden" äußert er: „Ich hoffe, ich ſei ſo ferne kommen, daß ich von Gottes Gnade bleiben werde, wie ich bin" (d. h. ehelos). Das ungeſtüme Drängen vieler Kloſterbrüder zur Ehe war ihm überhaupt zuwider: „Gleich wollen ſie heirathen und ſind die ungeſchickteſten Leute zur Arbeit." Es war ihm damals vollſtändig Ernſt mit dem Unglauben, wenn er ironiſch, als wäre das Ding undenkbar, bei ſich denkt: „Hüte dich nur, daß du nicht auch heiratheſt!"

So ſein perſönlicher Stand. In der Sache ſelbſt, in der Ueberzeugung von der Gottwidrigkeit des Cölibats und dem gottgewollten, weil auf den Glauben gewieſenen Charakter des Eheſtandes iſt er ſich ſchon damals völlig klar: „In dem eheloſen Prieſterſtand da ſitzen ſie in ſicher voller Bereitſchaft und Baarſchaft, aber in der Ehe iſt da substantia rerum sperandarum, Zuverſicht der Güter, die man nicht ſiehet. Nimpſt du ein Weib und wirſt ehelich, ſo iſt das der erſte Stoß: wo wilt du nu bich, dein Weib und Kind ernähren? Und das währt dein Leben lang; alſo daß der eheliche Stand von Natur der Art iſt, daß er auf Gottes Hand und Gnade lehret und treibt zu ſehen und gleich zum Glauben zwinget."

*) „Das hatte ich bei mir, ehe ich ein Weib nahm, ganz und gar beſchloſſen, den Eheſtand zu ehren. Wenn ich ja unverſehens hätte ſollen ſterben oder itzt auf dem Todbette wäre gelegen, ſo wollte ich mir haben ein frommes Mägdelein ehelich vertrauen und derſelben wollte ich darauf zween ſilberne Becher zum Mahlſchatz und Morgengabe gegeben haben."

Gekannt hatte er Katharina lange, aber nicht daran gedacht, sie selbst zu besitzen. Vielmehr als sie mit noch acht anderen Nonnen aus dem Kloster Nimptsch bei Grimma in Sachsen flüchtig nach Wittenberg gekommen war und Luther, von Mitleid bewegt, sich für die Bedrängten nach einer Unterkunft bei „ehrlichen Leuten" der Stadt umgesehen hatte, hatte er auch für sie bei dem Stadtschreiber und späteren Bürgermeister Phil. Reichenbach um ein Obdach gebeten und sich in der Folge, da sie „sich stille und wohl verhalten", wiederholt darum bemüht, ihr einen wackern Mann zu werben. Doch der früher einmal geäußerte Wunsch eines Nürnberger Patriziers hielt, als Luther unter der Mahnung, sich zu sputen, auf Entscheidung drang, nicht Stand, und den durch Luther vermittelten, von Freund Amsdorf überbrachten Antrag eines Vicars von Orlamünde lehnte Katharina ab, frei und frank heraus erklärend, sie könne sich zur Ehe nicht entschließen, es sei denn, daß sie Amsdorf oder Luther selbst Herz und Hand schenke.

Luther faßte seinen Entschluß rasch und, obwohl „nicht verliebt und in Leidenschaft, aber ihr von Herzen gut", da er es für fährlich hielt, „die Hochzeit aufziehen und aufschieben, weil der Satan gern Hinderniß und viel Gewirrs macht durch böse Zungen," schritt er auch ebenso rasch zur Ausführung. Ohne sich vorher auch nur mit seinen Freunden besprochen zu haben — nur vor seinem Gott im Gebet hatte er den Schritt fest und gewiß gemacht — begiebt er sich am Dienstag nach Trinitatis mit Bugenhagen, dem Rechtsgelehrten Apell und dem Maler Lucas Cranach d. Aelt., die als Zeugen dienen sollten, in Reichenbach's Haus und wirbt um Katharina. Diese, anfangs so überrascht, daß sie geneigt ist, das Ganze für einen Scherz zu nehmen, läßt sich doch gern überreden, daß es Luther damit Ernst sei, und auf der Stelle folgt die Vermählung. Luther spricht ein Gebet, Bugenhagen den Segen; noch der Abend desselben Tages sieht die jungen Eheleute, Luther 42, Katharina 26 Jahre alt, mit den Zeugen, Dr. Jonas und Cranach's Frau bei einem kleinen Mahl versammelt, dem am folgenden Tage die Bewirthung eines weiteren Freundeskreises folgt. Das eigentliche Hochzeitsmahl, zu dem als zu einer „kleinen Freude und Heimfahrt" Luther auch seine Eltern und die entfernter wohnenden Freunde aufforderte, folgte erst 14 Tage später, am 27. Juni.

Die Bilder Katharina's, die uns von Meister Cranach's Hand erhalten sind, eins davon auf der öffentlichen Bibliothek in Basel, zeigen uns keine vollendete Schönheit, aber eine Frau, gesund und kräftig von Gestalt und Antlitz, zutraulichen Blicks, mit verständiger offener Stirn, der gutmüthig heitere Mund unter dem Stumpfnäschen nicht ohne einen Zug entschlossener Thatkraft, der durch die stark hervortretenden Wangenknochen noch unterstützt wird. Ihr Charakter, dafür haben die Römischen gesorgt, ist der bestverleumdete unter allen, die je verlästert wurden; aber keine Schmähung hat den Spiegel reinen Glückes in Luther's Ehe auf die Dauer zu trüben vermocht.

Die abschätzige Bemerkung, sie müsse unbedeutend gewesen sein, daß man von ihr so gar wenig zu hören bekomme, verwandelt der schärferen Prüfung sich in ein ebenso entschiedenes Lob. Die Hausfrauen, von denen die Zeitgenossen viel zu erzählen wissen, haben in der Regel den zweifelhaften Ruf von ihrer Bedeutung mit dem häuslichen Glücke von Mann und Kind erkauft. Vielmehr also umgekehrt, wäre billig zu sagen, wenn die Darsteller der Reformationsgeschichte bei Katharina von Bora von einem Hervortreten an die Oeffentlichkeit gar nichts, von einer Betheiligung an der auf die Außenwelt gerichteten reformatorischen Thätigkeit Luther's ebenso viel, d. h. wieder nichts zu berichten wissen, wenn dagegen der Mann, dem sie zur Seite steht, durch länger als zwei Jahrzehnte eines unvergleichlich bewegten, kampfreichen Lebens kaum je von seinem ungebrochenen Muth, seiner unverwüstlichen Heiterkeit, dem urkräftigen Behagen, mit dem er von Natur ausgestattet war, sich verlassen zeigt, wenn in Sturm und Drang, in kühler und schwüler Zeit dieselbe Gebetsfreudigkeit, dieselbe Arbeitsfrische, dieselbe kindlich offene Lust an Allem, was lieblich, was gut und wohl lautet, ihm treu zu eigen bleiben, so muß der in der Geisterschlacht wie Gewittersturm daherfahrende Mann für den Riesenkampf da draußen in dem Heiligthum daheim sich gelabt und gelabt haben, so kann das Weib seines Herzens und die Mutter seiner Kinder keine gewöhnliche Frau gewesen sein.

Allerdings, gelehrt war sie nicht, zu ihrem und ihres Mannes Glücke nicht. Wie sie einmal, im ersten Jahre der Ehe war's, lange neben Luther lautlos am Studirtisch gesessen und endlich, verlegen, was sie reden soll, das Schweigen mit der Frage bricht: „Ei, Doctor,

iſt der Hochmeiſter in Preußen des Markgrafen Bruder?" da giebt ſie zu erkennen, daß von den Ereigniſſen des Tages auch ſolche, die ſonſt wohl jedes Kind auf der Gaſſe kannte, bis in die Abgeſchiedenheit ihrer Kloſterzelle nicht gedrungen waren. Aber eine gewiſſe Bildung läßt ſich ihr nicht abſprechen. Mit der Streitfrage zwiſchen Luther und Erasmus zeigt ſie ſich bei Gelegenheit vertraut; „der Erasmus," äußert ſie, „müſſe eine recht giftige Kröte ſein." Luther's Freund, Wenceslaus Link, ſchickt ihr ſeine lateiniſchen Annotationen zu den Büchern Moſe zu. Fleißig lieſt und forſcht ſie in der Schrift. Einmal ringt ſie ihrer häuslichen Beſchäftigung ſo viel Muße ab, daß ſie in wenigen Monaten die ganze Bibel im Zuſammenhang lieſt, gewiß nicht bloß, wie wir ſie kennen, durch die 50 Gulden gelockt, die der Mann ihr als Belohnung verſprochen, wenn ſie bis zu den Faſten zu Ende komme. Die Gründe, die ſie anführt, warum ſie den einfach volksthümlichen, kurzen Predigten von Luther's Famulus, Hans Polner, beſſer folgen könne, als den abſchweifenden Dr. Bugenhagen's, ſind durchaus ſtichhaltig und beweiſen ein klares Urtheil. Wenn ihr Mann ſie, die manche Tage von früh auf bis zur ſpäten Nachtſtunde in der Wirthſchaft vollauf in Anſpruch genommen iſt, mahnt, noch mehr zu leſen und das Verſäumniß dem ſich regenden Ueberdruß an Gottes Wort zur Laſt legen will, werden wir ihr gewiß in ihrer Antwort nicht Unrecht geben, des Leſens und Hörens ſei's wohl genug; wollte nur Gott, daß ſie mehr darnach handelte. Vornehmlich in Perſonfragen beweiſt ſie die Gaben einer ſcharfen Beobachtung und ſicheren Taktes, ſo daß Luther im Jahre 1540 ihr als einer „klugen Frauen und Doctorin" ſogar den Auftrag giebt, mit Georg Major und Mag. Ambroſio ſich zu berathen, welcher von den drei dem Grafen zu Schwarzburg für ein Pfarramt präſentirten Candidaten ſich dafür am beſten eigne. Ein Brief Melanchthon's an Katharina iſt uns erhalten, der den Beweis ablegt, wie große Stücke er auf ſie hielt. Ebenſo bezeigen Bugenhagen, Jonas und die andern Freunde ihr jederzeit, mündlich und ſchriftlich, die herzlichſte Verehrung. Ein Brief von ihr ſelbſt, nach dem Tode des Mannes an ihre Schweſter Chriſtine gerichtet, in dem ſie unter Anderem ſchreibt: „Und wenn ich hätt ein Fürſtenthum und Kaiſerthum gehabt, ſollt mir ſo leid nimmer geſchehen ſein, ſo ich's verloren hätt, als nun unſer lieber Herrgott mir, und nicht alleine mir, ſondern der ganzen

Welt, dieſen lieben und theuren Mann genommen hat", zeigt uns ihren offenen Blick und ihre wache Theilnahme weit über die engen Grenzen ihres Hauſes hinaus. Und ſo galt auch, als ihr die entſchloſſene Sorge um ihre Kinder ſechs Jahre nach dem Tode Luther's in Torgau den Tod brachte, ihr letztes Gebet nächſt dem Wohl ihrer Kinder dem Heil der evangeliſchen Kirche.

Auch die Rede, die Stolz und Herrſchſucht an ihr glaubt rügen zu müſſen, trifft nicht zu. Wohl hat Luther ſpäter einmal erklärt, er habe ſie für ſtolz und hoffärtig gehalten; doch das geht auf eine Zeit, wo er ſie kaum kannte und ihr noch nicht näher getreten war. Wenn dann aber Luther nach ſeiner Verheirathung wiederholt in vertrauten Briefen an die Freunde ſie „Herr Käthe" (dominus Ketha) oder ſeinen „Moſe" nennt, wenn er gelegentlich in den Tiſchreden neckt: hätte er noch einmal zu freien, würde er ſich ein gehorſam Weib aus Stein hauen, denn in der Wirklichkeit ſeien ſie nicht zu finden; wenn er, an ſeinem Buchdrucker Hans Lufft als Brautführer zu der Hochzeit von deſſen Tochter geladen, bei der üblichen Niederlegung eines Schuhes auf das Bette dem Bräutigam den Rath ertheilt, er ſolle es bei dem gemeinen Lauf und Brauch laſſen bleiben und Herr im Hauſe ſein, — wenn die Frau nicht daheim wäre: ſo verſtehen diejenigen ſich ſchlecht auf Scherz, die auf derlei Aeußerungen einer harmloſen Gutmüthigkeit bedenkliche Schlüſſe aufbauen wollen. Gerade wieder im Gegentheil möchte es kaum ein gültigeres Zeugniß für die treuherzige Aufrichtigkeit von Luther's Zuneigung geben, als daß faſt ſämmtliche Briefe des Mannes an ſeine Hausfrau bis auf wenige Tage vor ſeinem Tode einen neckiſchen Anflug tragen und ſie mit ihren kleinen Schwächen, ihrer allzugroßen Aengſtlichkeit für ihn, ihrer von Aberglauben nicht immer ganz freien Furcht, dem Stolz auf ihre Hausregentſchaft, dem wahrhaft gräflichen Bewußtſein um ihren Beſitztitel auf das um 690 Fl. erſtandene Bauergütchen Zulsdorf, hin und wieder ſelbſt einer leiſen Eiferſucht, mit der liebenswürdigſten Schalkhaftigkeit zum Beſten haben. Von Halle ſchreibt Luther aus der Zeit ſeiner letzten Reiſe nach Eisleben: „Liebe Käthe! Wir ſind heute um acht Uhr zu Halle ankommen, aber nach Eisleben nicht gefahren; denn es begegnete uns eine große Wiedertäuferin mit Waſſerwogen und großen Eisſchollen, die das Land bedeckte, die dräuete uns mit der Wiedertaufe. So konnten wir auch nicht wieder zurück-

kommen von wegen der Mulde, mußten also zu Halle zwischen den Wassern stille liegen. Nicht daß uns darnach dürstete, zu trinken, sondern nahmen gut Torgisch Bier und guten rheinischen Wein dafür, damit labten und trösteten wir uns dieweil, ob die Saale wollte wieder auszürnen. Dann weil die Leute und Fuhrmeister, auch wir selbst zaghaft waren, haben wir uns nicht wollen in das Wasser begeben und Gott versuchen; denn der Teufel ist uns gram und wohnet im Wasser und ist besser verwahret denn beklaget, und ist ohne Noth, daß wir dem Papst sammt seinen Schuppen eine Narrenfreude machen sollten. Ich hätte nicht gemeint, daß die Saale eine solche Sodt machen könnte, daß sie über Steinwege und alles so rumpeln sollte" ... und launig schließt er: „Ich halte, wärest du hie gewesen, so hättest du uns auch also zu thun gerathen, so hätten wir deinem Rathe auch einmal gefolgt." In Eisleben glücklich angekommen, schreibt er: „Gnade und Friede in Christo und meine alte arme Liebe ... zuvor. Liebe Käthe, ich bin ja schwach gewest auf dem Wege hart vor Eisleben, das war meine Schuld. Aber wenn du wärest da gewesen, hättest du gesagt, es wäre der Juden oder ihres Gottes Schuld gewest. Denn wir mußten durch ein Dorf hart vor Eisleben, da viel Juden inne wohnten; vielleicht haben sie mich so hart angeblasen. So sind hie in der Stadt Eisleben jetzt diese Stunde über fünfzig Juden wohnhaftig. Und wahr ist's, da ich bei dem Dorf war, ging mir ein solch kalter Wind hinten in Wagen ein auf meinen Kopf durch's Baret, als wollt mir's das Hirn zu Eis machen. Solchs mag nun zum Schwindel etwas haben geholfen; aber jetzt bin ich Gott Lob wohl geschickt, ausgenommen, daß die schönen Frauen mich so hart anfechten", ... Am 7. Februar: „Lies, du, liebe Käthe, den Johannes und den kleinen Katechismus, davon du zu dem Mal sagtest: Es ist doch Alles in dem Buch von mir gesagt. Denn du willst sorgen für deinen Gott, gerade als wäre er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doctor Martinus schaffen, wo der einige alte ersöffe in der Saal oder im Ofenloch oder auf Wolfs Vogelherd. Laß mich in Frieden mit deiner Sorge, ich hab einen bessern Sorger, denn du und alle Engel sind. Der liegt in der Krippen und hängt an einer Jungfrauen Brüsten, aber sitzet gleichwohl zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters. Darum sei in Frieden, Amen." Weiter am 10. Februar: „Allerheiligste Frau

Doctorin! Wir bedanken uns gar freundlich für eure große Sorge, dawor ihr nicht ſchlafen könnt; denn ſeit der Zeit ihr für uns geſorgt hebt, wollt uns das Feuer verzehrt haben in unſerer Herberg hart vor meiner Stubenthür; und geſtern, ohn Zweifel aus Kraft eurer Sorge, hat uns ſchier ein Stein auf den Kopf gefallen und zerquetſcht, wie in einer Mausfallen. Denn es in unſerm Gemach wohl zween Tage über unſerm Kopf rieſelte Kalk und Leimen, bis wir Leute dazu nahmen, die den Stein anrührten mit zwei Fingern, da fiel er herab, ſo groß als ein lang Kiſſen und zweier großen Hand breit: der hatte im Sinn, eurer heiligen Sorge zu danken, wo die lieben heiligen Engel nicht gehütet hätten. Ich ſorge, wa du nicht aufhörſt zu ſorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verſchlingen und alle Element verfolgen .... Wir ſind Gott Lob friſch und geſund, ohne daß ... Dr. Jonas wollt gern einen böſen Schenkel haben, daß er ſich an eine Lade ohngefähr geſtoßen: ſo groß iſt der Neid in Leuten, daß er mir nicht wollt gönnen, allein einen böſen Schenkel zu haben. Hiemit Gott befohlen."

Schon aus den Ueberſchriften der Briefe ſchaut oft lächelnd der Schelm heraus. Luther adreſſirt an ſeine „freundliche, herzliche Hausfrau", an ſeinen „freundlichen lieben Herrn Katharina Lutherin", „Meiner gnädigen Jungfer Katherin Lutherin von Bora und Zulsdorf gen Wittenberg, meinem Liebchen", „Der reichen Frauen zu Zulsdorf, Frauen Doctorin . . ., zu Wittenberg leiblich wohnhaftig und zu Zulsdorf geiſtlich wandelnd." Hat ſie Glück beim Verkauf ihres borſtigen Rüſſelviehs gehabt, ſo lautet die Ueberſchrift: „Meiner herzlieben Hausfrauen Katharina Lutherin, Doctorin Zulsdorferin, Säumärktenin und was ſie mehr ſein kann," ein ander Mal: „Der tiefgelehrten Frauen . ., meiner gnädigen Hausfrauen zu Wittenberg" oder „Meiner lieben Hausfrauen — der heiligen ſorgfältigen Frauen — Doctorin, Selbſtmärtyrin zu Wittenberg, meiner gnädigen Frauen zu Händen und Füßen." Er unterzeichnet: „Dein lieber Herr," „Euer heiliger williger Diener", wiederholt — kaum erkennt man den gewaltigen Recken wieder — „Dein Liebchen," einmal „Martin Luther, Dein alten Liebchen."

Um jeden Zweifel auszuſchließen, bezeugt Luther in ſeinem Teſtament „ſeiner lieben treuen Hausfrauen," daß ſie ihn „als ein fromm, treu, ehrliches Gemahl allzeit lieb, werth und ſchön gehalten. Er nennt

sie „ein fromm, treu Weib, auf welche sich des Mannes Herz verlassen kann.“ „Sie hat wie ein frommes Weib nicht allein meiner treulich gepflegt, sondern mir auch wie eine Magd gedienet.“ Er achtete sie, die ihm allezeit „willfährig, gehorsam und gefällig“ gewesen, höher als das Königreich Frankreich oder der Venediger Herrschaft. Eine ganze Welt seligen Glücks öffnet sich vor unsern Augen in jener Stunde, als Lucas Cranach (der Aeltere) Luther's Hausfrau abconterfeit hatte, die Tafel nun an der Wand hängt und Luther über dem Anschauen des Bildes spricht: „Ich will einen Mann dazu malen lassen und solche zwei Bilder gen Mantua auf das Concil schicken und die heiligen Väter, allda versammelt, fragen lassen, ob sie lieber haben wollten den Ehestand oder den Cölibatum;“ oder in jener andern Stunde, wo Luther eine Zeit lang sein liebes Weib still angeschaut und dann, als die Blicke sich begegnen, in die Worte ausbricht: „Käthe, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat, du bist eine Kaiserin; ich danke Gott.“ So war es denn ein Wort der Selbsterfahrung, das er anderwärts einmal ausspricht: „So du ein Weib siehest treu und fleißig sein mit ihren Kindlein und du bist ein wackrer, guter Mann, so wird dir das Herz bewegt zu ihr, fühlest aber gar wohl, daß das nicht sei irdische Gedanken, noch Freude, noch Gelüst. Siehe, so erkennst du innerlich Gottes Werk in ihr, und seines Geistes Kraft ist es selbst, die dich erkennen läßt und anregt, und du kannst nicht anders, sondern mußt freundlich zu ihr sein und keinen Dank dafür wollen.“

Zwar die äußeren Mittel waren knapp. Außer einer Besoldung von 200 Gulden, welche ihm der Kurfürst freiwillig als Gnadengehalt ausgesetzt hatte, 9 alten Schock — das sind 540 Groschen — von der Stadt Wittenberg und in den letzten 5 Jahren einer Rente von 50 Gulden bezog Luther Zeit seines Lebens — ein ordentliches Pfarramt hat er bekanntlich nie bekleidet — keinerlei regelmäßigen Unterhalt. Weder nahm er eine Bezahlung für seine Vorlesungen von der Universität, noch die 400 Thlr. an, welche ihm die Buchhändler, seine beständigen Peiniger und Quälgeister, wie er sie nennt, für seine Arbeit jährlich geben wollten; denn „er wollte seine Gaben nicht verkaufen und den Namen, daß er nicht Geld nehme, in's Grab nehmen.“ Dieselbe Uneigennützigkeit, die schon vor Jahren seiner Widersacher einem, als eine Stimme laut wurde, man solle dem

Wittenberger Mönch mit etlichen hundert Gulden das Maul ſtopfen, den Ausruf abgenöthigt hatte: „Es hilft nichts, die deutſche Beſtie achtet keines Geldes und nimmt keines, wenn man's ihm ſchon bietet.“ Und doch waren die Anforderungen, die jetzt das Leben ſtellte, nicht gering. Fünf Kinder, dazu arme Verwandte, die Luther aus Barmherzigkeit zu ſich genommen, ein Vetter des Hauſes und die aus dem Brief an Hänſchen wohlbekannte Muhme Lene, ſeiner Schweſter Tochter, die erſten Jahre eine Freundin der Frau, ein Lehrer für die Kinder, ein durch die Verhältniſſe gefordertes, nicht kleines Hausgeſinde, Knechte und Mägde, endlich nach damaliger Profeſſorenſitte eine zahlreiche Schaar von Koſtgängern, theils jüngern Studenten, Theologen und Juriſten, theils älteren, die ſchon als Magiſter thätig waren, einzelne aus fernen Landen, aus Ungarn, aus Italien, und keineswegs alle ihren Aufenthalt voll vergütend: für alle wollte doch geſorgt ſein. Und war für ſie glücklich das Haus beſtellt, ſo verging ſelten ein Tag, nie eine Woche, wo nicht vorübergehende Herberge für Gäſte einzurichten war. Da erſchienen fahrende Schüler, vertriebene Pfarrer, heimathloſe Kloſterinſaſſen, Angefochtene, Kranke. Und kamen Aerzte, Gelehrte, Edelleute, hochgeſtellte Geiſtliche, Geſandte, Fürſten, aus aller Herren Ländern wallfahrteten ſie nach Wittenberg, um den Mann von Angeſicht zu ſehen, der ſo Großes ausgerichtet hätte, dann wurde ſicher eine feſtliche Collation hergerichtet und den Gäſten ein Uebriges vorgeſetzt. Woher das Alles nehmen? Woher es zumal nehmen bei der weitherzigen Freigebigkeit des Hausvaters, die ſoweit ging, daß er einmal, um einem Armen zu helfen, das Pathengeld ſeiner Kinder angriff, ein andermal die ſilbernen Hochzeitsbecher ſeiner Frau verſetzte, ein drittes Mal bei dem kurfürſtlichen Rentmeiſter ein paar Scheffel Korn entlieh, nur um eine Bitte um Hilfe nicht unerhört zu laſſen? Im J. 1527 kann er noch keine acht Gulden für ſeinen Prior und Freund Briesger auslegen. Traurig ſchreibt er: „Drei ſilberne Becherlein, Hochzeitsgeſchenke, ſind gegen 50 Gulden verpfändet, das vierte iſt wieder verkauft, das Jahr hat 100 Gulden Schulden gebracht. Lucas Cranach will meine Bürgſchaft nicht mehr annehmen, damit ich mich nicht ganz ruinire.“ Weitere Sorge hat er ſich um derlei Dinge nicht gemacht. Wenn's ſein ſoll, will er gern im Regiſter der Armen ſtehen. Indeſſen freut er ſich darüber als über ein Wunder, wenn er bedenkt, was Alles im

Jahre drauf geht. In einer mit ſeiner Frau zuſammengeſtellten humoriſtiſchen Wirthſchaftsrechnung, deren Ränder und Zwiſchenräume er mit ſcherzhaften Sprüchen und Liederverſen ſchmückt, ſchreibt er heiter und wohlgemuth:

Es gehört gar viel in ein Haus;
Willt du es aber rechnen aus,
So muß noch viel mehr gehn heraus:
Des nimm ein Exempel mein Haus.

Geben bleibt ihm doch immer ſeliger, denn Nehmen. Will es ſeiner Käthe mit dem Hinausgeben einmal zu viel werden, iſt ſeine Antwort: „Liebe Käthe, Gott iſt reich, er wird Anderes beſcheren.“ Selbſt Geſchenke, die oft reichlich zufließen, ſucht er nur immer abzuwehren. Kleine ſollen ihm durch die Geſinnung des Gebers werth ſein, über großen fürchtet er ſeine Unabhängigkeit zu verlieren. Darum ſchlägt er ſogar den kleinen Antheil an einem Bergwerk, einen ſogen. Kux, den ihm der Kurfürſt für ſeinen Sohn angetragen hatte, aus. Von den 100 Gulden, die ihm einſt Bugenhagen von einem reichen Herrn zum Geſchenk bringt, will er nichts wiſſen und geht, als er die Summe zwiſchen Bugenhagen und Melanchthon zu gleichen Hälften theilen will, aus dem daraus entſtehenden Wettſtreit der Freunde, die ſolches Erbieten erſt nicht annehmen wollen, als Sieger hervor. Ihm ſteht zu feſt, was er wirklich brauche an Nahrung und Kleidung, und mehr will er nicht begehren, werde ihm durch die Gnade ſeines Gottes zufallen. Als ſein Landesherr ihm einige Kleider geſchenkt, antwortet er: „Ich will Ew. Kurfürſtlich Gnaden unterthänigſt bitten, dieſelben wollten nicht glauben denen, ſo da mich dargeben, als habe ich Mangel. Ich hab leider mehr, ſonderlich von Ew. K. Gn., denn ich im Gewiſſen vertragen kann. Mir gebührt auch als einem Prediger nicht, Ueberfluß zu haben, begehr es auch nicht. Darum ich Ew. K. Gn. allzumilde und gnädige Gunſt alſo ſpüre, daß ich mich gleich fürchte ... Demnach, wiewohl es zu viel wäre geweſen an dem lederfarbnen Tuch, auf daß ich aber Ew. K. Gn. dankbar ſei, will ich auch Ew. K. Gn. zu Ehren den ſchwarzen Rock tragen, wiewohl er mir doch ja zu köſtlich iſt und, wo es nicht Ew. K. Gn. Geſchenk wäre, ich nimmermehr ſolchen Rock tragen könnte. — Bitt derhalben, Ew. K. Gn. wollten harren, bis ich ſelber klage und bitte, auf daß ich durch ſolch Zuvorkommen Ew.

K. Gn. nicht scheu werde, für andere zu bitten, die viel würdiger sind solcher Gnaden. Denn Ew. K. Gn. thut mir ohne das zu viel."

Unter solchen Umständen war der Frau des Hauses keine leichte Aufgabe zugefallen. Es bedurfte ihrer ganzen Klugheit und Umsicht, ihres fleißigen, haushälterischen und praktischen Sinnes, sollte Luther nicht einen schweren Stand haben. Wenn dieser trotz seiner geringen Einnahme und großartig geübten Gastlichkeit bei seinem Tode der Wittwe ein Leibgedinge aussetzen konnte, das mit einem Hause, einer Ackerhufe, einem Garten nebst Fischteich, dem Gütchen Zulsdorf und den geschenkten Bechern und Kleinodien auf etwa 9000 Gulden zu schätzen war, so gebührte unzweifelhaft das Hauptverdienst daran der ungewöhnlichen Tüchtigkeit seiner Käthe.

Das Haus, früher dem Pfarrer Dobien gehörig, an das von Luther bewohnte frühere Klosterhaus anstoßend, war schon im J. 1531 erworben worden, weil dieses sich baufällig und mit seinen weitläufigen Räumen gar zu unbequem erwies. Das Landgütchen wurde auf Käthe's Andringen 10 Jahre später erstanden. Obwohl dasselbe ziemlich entfernt von der Stadt lag, bestand sie auch darauf, es selbst zu bewirthschaften. 12 Scheffel Korn und 24 Scheffel Hafer, die sie sich borgen läßt, müssen ihr für den Anfang ausreichen, und eine Lust ist's, sie nun hantiren zu sehen. Für mehrere Wochen zieht sie ganz hinaus, läßt Bäume fällen, Zäune aufrichten, Wege anlegen, läßt pflügen und säen, eine Scheune bauen, sieht nach den Ställen, legt eine Baumschule an, kurz, hat ihre Augen überall, wie als wäre sie eine geborene Landfrau. Bald aber finden wir sie wieder in der Stadt. Da ist das Haus zu bessern, ein neues Thor nöthig, auf dem Bodenraum sind einige Dachstübchen herzustellen. Der Geflügelhof wird erweitert, bei dem einen Haus ist eine Reparatur an den Fenstern vorzunehmen, der Gemüsegarten wird bepflanzt, Küche und Keller bestellt, wir sehen sie mälzen und Bier brauen, im Obstgarten werden junge Setzlinge eingesenkt, von Weinreben, Feigen- und Maulbeerbäumen, den Fischteich nicht zu vergessen, in dem sie Hechte, Karpfen, Schmerlen und Forellen zieht, und die Hausapotheke, die sie unter ihrer Obhut hat: es giebt auch hier wieder vollauf zu thun. Und was sie angreift, das geräth ihr. Sie hat die besten Knechte, die treuesten Mägde. Sie erlebt sichtlich Freude in ihrer Wirthschaft, doch keine größere, als wenn die Gäste ihre Fische loben, wenn sie

bei der Herzogin Elisabeth, die ihr ein paar Schock Käse zugeschickt hat, mit einigen Ablegern aus der eigenen Baumschule sich revanchiren kann, oder wenn gar der eigene Haushert bei dem schlechten Bier in Torgau an das gute Bier denkt, das daheim seine schöne Frau ihm braut, oder soll er sagen Herr, und ihr schreibt: „Du thätest wohl, wenn du mir herüberschicktest . . . eine Flasche deines Biers."

Wie ist sie aber auch sparsam und ängstlich darauf bedacht, jedem unnützen Verluste vorzubeugen! Im Haushalt war ein neuer Wäschkasten nöthig geworden; der vorhandene, ein Hochzeitsgeschenk, war unförmlich groß und wurmstichig dazu. So war denn in Torgau ein neuer bestellt worden, dort sollten sie billiger sein, und der Bischof der Torgauer Kirchen, Gabriel Didymus, hatte die Besorgung übernommen. Jetzt schreibt er, der Auftrag sei ausgeführt, der Kasten stehe beim Tischler zum Abholen bereit. Schön, wie theuer? Vier Gulden. Mich soll nur wundern, wer ihm die zahlen wird. Vier Gulden? Käthe weigert sich mit Händen und Füßen der Bezahlung. Sie erklärt für schlechterdings unbegreiflich, wie ein Kasten, ein einfacher Holzkasten, auf 4 Gulden zu stehen kommen solle. Und dann weiß man noch nicht einmal, was es für Holz ist, was der Kasten für eine Form hat, und ob er auch gehörig mit Eisen beschlagen ist. Ehe sie darüber genügende Auskunft hat, wird sie sich hüten, die Katze im Sack zu kaufen. Der Mann soll erst noch einmal an Bischof Didymus schreiben. Vier Gulden! Sie wird sich noch sehr überlegen, ob sie überhaupt den Kasten annimmt.

Ein anderes Mal ist ihr eine Spange abhanden gekommen, ist sie gestohlen worden oder hat sie dieselbe verloren, sie weiß es nicht; aber Luther schreibt bald darnach an einen Freund des Hauses, so außer sich habe er sie noch nie gesehen.

An Arbeitskraft gab ihr Luther nichts nach. Abgesehen von der anstrengenden Thätigkeit als Reformator, wie als Berather und Tröster in der Seelsorge, die ihn oft so in Anspruch nimmt, daß er klagt, der Geist wolle ihm fast darüber auslöschen, hält er regelmäßige Vorlesungen an der Universität, besteigt er allsonntäglich 2 und 3 Mal die Kanzel, ist er mit der Abfassung von Schriften, gelehrten und ungelehrten, beschäftigt, deren in deutscher Zunge geschriebene 67 Bände füllen, während die in lateinischer Sprache an 30 Bände einnehmen, und findet daneben noch die Zeit zu einem Briefwechsel,

deſſen nur zum Theil geſammelte Denkmale ſchon 6 ſtattliche Bände ausmachen. Noch einen Monat vor ſeinem Ende ſchreibt er an ſeinen Freund Probſt in Bremen: „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch einäugiger Mann ſchreibe da, und wiewohl ich gehofft, man ſolle mir abgelebtem Manne nunmehr, wie mich dünkt, höchſt billig Ruhe gönnen, ſo werde ich dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geſchrieben, geredet oder gethan hätte. Aber Chriſtus iſt mir alles in allem, der es thun kann und auch thut. Er ſei gelobt in Ewigkeit!“ Zu Zeiten, beſonders wenn er in die Forſchung der h. Schrift vertieft iſt, iſt der Mann an den Studirtiſch wie feſtgebannt. Als er mit der Auslegung des 22. Pſalms beſchäftigt war, der ihm wegen ſeines meſſianiſchen Inhalts beſondere Wichtigkeit beſaß, hatte er ſich mit etwas Brod und Salz in ſein Arbeitszimmer eingeſchloſſen und wurde erſt am dritten Tage, nachdem man die Thüre mit Gewalt geſprengt, in tiefes Nachdenken verſunken, vor ſeinen Büchern gefunden, die ihn wie einen Träumenden den Wechſel von Tagen und Nächten hatten vergeſſen laſſen. Doch das war Ausnahme. Für gewöhnlich ſuchte er in dem Wechſel von Arbeit und Ruhe und auch durch körperliche Bewegung und Hantirung eine Erholung. Dazu hatte er in ſeinem Hauſe eine Drechſelbank aufgeſtellt, an der er in ſeinen Mußeſtunden ſich beſchäftigte. In ſeinem Garten nahm er gern Spaten und Hacke zur Hand und erinnerte ſich mit Freude, daß er eines Bauern Sohn ſei. Dazwiſchen ſchoß er wohl auch nach der Scheibe oder zog, wie einſt auf der Wartburg, einer Krähe, einer Fledermaus „das Herz aus dem Leibe.“

Die innerlichſte und nachhaltigſte Stärkung ſuchte er doch im Glauben und Gebet. „Es geht auch kein Tag vorüber — verſichert ſein Famulus Veit Dietrich in einem Briefe an Melanchthon — an welchem er nicht auf's wenigſte drei Stunden zum Gebet nimmt. Es hat mir einmal geglückt, daß ich ihn hörte beten. Hilf Gott, welch ein Geiſt, welch ein Glauben iſt in ſeinen Worten! Er betet ſo andächtiglich, als einer, der mit Gott redet, mit ſolcher Hoffnung und Glauben, als einer, der mit ſeinem Vater redet.“ „Alle Morgen“ — berichtet Matthefius — „verrichtete er ſein Gebet, wie er ſolches im Kloſter von Jugend auf gewöhnt war. Daneben ſagte er ſeinem Gott den Katechismus her, wie einander Schülerlein . . .

In allen wichtigen Geschäften war das Gebet Anfang, Mitte und Ende." Wenn er sich zur Nachtruhe niederlegte, hielt er's also: er betete die zehn Gebote und das Vaterunser, dann ergriff er einen Spruch oder zwei aus der Bibel, und diesen dann nachdenkend, schlief er ein. Vor jeder Mahlzeit ließ er von den Kindern den Segen und nachher das Dankgebet sprechen. Dann wurde wohl noch ein Abschnitt aus der heil. Schrift gelesen und von ihm kurz ausgelegt oder der Katechismus als das rechte Hausbuch tractirt. Konnte er Schwachheit halber am Sonntag einmal nicht in der Kirche predigen, so waltete er daheim seines Amtes als Hausprieſter. Die hohen Feste der christlichen Kirche, selbst die Volksfeste, fanden mit Singen und Beten bei froher Geselligkeit einen Widerhall im Kreise der Familie. „Ich halte mein Gebet," äußert sich Luther, „stärker, denn den Teufel selbst, und wo das nicht wäre, sollte es längst anders um den Luther stehen ... Wenn ich das Gebet einen Tag lasse anstehen, so verliere ich ein groß Stück von dem Feuer des Glaubens." Oft, wenn der Geist des Gebets über ihn kam, sah man ihn aus seiner Umgebung aufstehen, unter das Fenster treten und, Augen und Hände zum Himmel erhoben, eine halbe Stunde beten. Im J. 1530, als sich Luther während des Augsburger Reichstages in Coburg aufhielt, empfing er die Nachricht von dem Hingang seines Vaters. Seine Frau hatte, seinen Schmerz zu lindern, gleichzeitig mit dem Trauerboten in sinniger Zartheit das Bild des Lieblingstöchterleins Magdalena übersandt. Da Luther den Brief gelesen, spricht er: „Wohlan, mein Vater ist auch todt!" nimmt rasch seinen Psalter, geht in die Kammer, weint sich aus, betet so lange, bis das Herz sich wieder gefaßt hat, und dann vermag nichts mehr seine stille Ergebung zu erschüttern. Als im Sommer des folgenden Jahres auch seine liebe Mutter, Margarete Luther, auf dem Todbett lag, da sucht er wieder seinen einigen Trost darin, daß er Leib und Seele der Kranken der Barmherzigkeit Gottes befiehlt; und mit seinem Gebet vereinigt sich das des ganzen Hauses: „Es bitten," schreibt er der kranken Mutter, „für euch alle eure Kinder und meine Käthe. Etliche weinen, etliche essen und sagen: die Großmutter ist sehr krank."

So ist es auch das Gebet, das ihn durch Zweifel und Aengste zu unerschütterlicher Gewißheit führt, ihm Kraft und Halt giebt, wenn er in eigene Schwachheit und Anfechtung fällt oder in Krankheit von

Frau und Kindern „des Eheſtands Beſchwerung“ empfindet. Zwei Jahre nach ſeiner Verheirathung, zu einer Zeit, wo ſich unter körperlichen und ſeeliſchen Schmerzen oft die tiefſte Schwermuth ſeiner bemächtigte, wurde er von einer ſchweren Krankheit befallen, von der er nicht wieder aufzuſtehen vermeinte. Da redet er ſein Weib an: „Meine allerliebſte Käthe! Ich bitte dich, will mich unſer Herrgott auf diesmal zu ſich nehmen, daß du dich in ſeinen gnädigen Willen ergebeſt. Du biſt mein ehelich Weib, dafür ſollſt du dich gewiß halten und gar keinen Zweifel daran haben. Laß die gottloſe, blinde Welt dawider ſagen, was ſie will; richte du dich nach Gottes Wort und halte feſt daran, ſo haſt du einen gewiſſen beſtändigen Troſt wider den Teufel und ſeine Läſtermäuler.“ Als ihm dann auf ſeine Frage: „Wo iſt denn mein allerliebſtes Hänschen?“ das Kind gebracht wird, das dem Vater ahnungslos entgegenlächelt, ſpricht er: „O du gutes armes Kindlein! Nun befehle ich meine allerliebſte Käthe und dich armes Waislein meinem liebſten, frommen und treuen Gott. Ihr habt nichts; Gott aber, der ein Vater der Waiſen und Richter der Wittwen iſt, wird euch wohl ernähren und verſorgen.“ Und dann bricht er in die Worte aus: „Mein allerliebſter Gott, ich danke dir von Herzen, daß du gewollt haſt, ich ſolle auf Erden arm und ein Bettler ſein. Kann derhalben weder Haus, Acker, liegende Gründe, Geld noch Gut meinem Weibe und Söhnlein laſſen. Wie du ſie mir gegeben haſt, ſo beſcheide ich ſie dir wieder. Du reicher Gott, ernähre ſie, lehre ſie, erhalte ſie, wie du mich bisher ernährt haſt, o Vater der Waiſen und Richter der Wittwen!“ worauf die Frau in frommer Faſſung: „Mein liebſter Herr Doctor, iſt es Gottes Wille, will ich euch bei unſerem lieben Herrgott lieber, als bei mir wiſſen. Es iſt nicht allein um mich und mein Kind zu thun, ſondern um viele fromme, chriſtliche Leute, die euer noch bedürfen. Ihr wollet euch, mein allerliebſter Herr, meinethalben nicht bekümmern, ich befehle euch ſeinem göttlichen Willen; ich hoffe und traue auf Gott, der wird euch gnädiglich erhalten.“ Dem Medicus, der in einer andern Krankheit ihm an den Puls griff und befand, daß er ſich geändert hatte, erwiderte er: „Ich bin, ſtehe und liege hier in Gottes Willen; demſelbigen habe ich mich ganz ergeben, er wird's wohl machen. Denn das weiß ich gewiß, daß ich nicht werde ſterben; denn er iſt das Leben und die Auferſtehung, und wer da lebet und gläubet an ihn, der wird

nicht sterben, und wenn er gleich stürbe, so wird er leben. Darum befehle ich's seinem Willen und lasse ihn walten." Auch in den Briefen an Weib und Kind fehlt nie die Ermahnung zu treuer Fürbitte, sowie er selbst am liebsten schließt mit einem „Gott befohlen!" Noch der letzten Briefe einer von seiner Hand ruft aus Mansfeld den Seinigen zu: „Betet, betet, betet und helft uns, daß wir's gut machen!"

Für die Natur, die er liebt, bringt er die tiefe Empfänglichkeit eines deutschen Gemüths mit. Alles in ihr wird ihm zu einem Abbild und Gleichniß himmlischer Dinge. Die Welt ist ihm voll von Gottes Wunderwerken. Weil ihrer aber so viel und unzählig sind und Gott sie täglich, ohne Unterlaß thut, so „achten's fleischliche Herzen nicht, ja gedenken nicht daran, will geschweigen, daß sie sich darüber verwundern und dafür danken sollten. Gott der Herr giebt Wasser aus dem Felsen, aus dem Sande Brod, Wein, Bier, Butter, Käse, aus der Erden allerlei Gewächse und Früchte, Gold, Silber, Erz u. A. Weil er aber dieses Alles ohne Aufhören überflüssig giebt und wir nicht wissen, wie er seinen Bau zugerichtet, sondern nur das Gerüste von Stangen und bastenen Stricken sehen, hält's Niemand für ein Wunderwerk." Seinen Gott selbst denkt er sich am liebsten unter dem Bilde des Hausherrn und Vaters, der auch in der Oekonomie der Natur seine Gaben verborgen schafft und neidlos austheilt. Mit Staunen versenkt er sich in die Betrachtung, wie viel Holz Gott schaffen müsse, oder stellt nachdenklich eine Betrachtung darüber an, wo die Nahrungsmittel für so viel Menschen herkommen. „Niemand kann ausrechnen, was Gott nur allein braucht, die Sperlinge und unnützen Vögel zu ernähren; die kosten ihm in einem Jahre allein mehr, als der König von Frankreich Einkommen hat. Und nun denke man an das Andere." „Dafür versteht er aber auch alle Handwerke: in seiner Schneiderei macht er dem Hirsch einen Rock, der neunhundert Jahre hält; als ein Schuster giebt er ihm Schuhe an die Beine, die Klauen, die währen viel länger, denn er selbst; und bei der lieben Sonne, die Alles gar macht, ist er ein Koch. Er könnte wohl reich werden, so er wollte, wenn er die Sonne aufhielte, die Luft einschlösse, auf eine andere Zeit das Wasser aufhielte, darnach das Feuer auslöschte, wenn er dem Papst, Kaiser, Bischöfen und Doctoren mit Tod drohte, sobald sie nicht zur Stunde hunderttausend Gulden zahlten.

Da er das aber nicht thut, ſondern mildiglich uns mit ſeinen Gaben und Gütern überſchüttet, wollen wir's für ein Recht haben und ſind undankbare Unfläter." Vielleicht, „wenn er uns alles Seltſames um's Geld gäbe, ſo würde er reich und wir mißbrauchten's nicht ſo." Was es auch ſei, ein duftiger Blüthenzweig, eine aufgeſchloſſene Roſe, ein Apfel, eine Birne, ein voller Obſtbaum, der geſtirnte Himmel, ein wallendes Aehrenfeld, das Vieh auf der Weide, ein verächtlicher Düngerhaufen ſelbſt ladet ihn zu herzlicher Betrachtung ein, um einen tieferen, dem Reiche Gottes verwandten Sinn darin zu finden. Das Vöglein, das in den Zweigen ſeines Gartens ſein Neſtlein baut, muß ihm als ein rechter „Doctor der Theologie" den Glauben ſtärken an den Vater, der die Vögel des Himmels nährt; die Jagd auf Haſen und Feldhühner, an der er als Junker Jörg auf der Wartburg theilnimmt, erinnert ihn an die Hetze der Papiſten; die geſchwätzige, lärmende Krähengeſellſchaft unter ſeinen Fenſtern in Coburg wird ihm zu einem Conterfei des Augsburger Reichstags. In großen mächtigen Zügen hatte er dort in Coburg, wie er es auch in ſeinem Hauſe zu Wittenberg gewohnt war, mit Kreide alle Wände ſeines Gemachs voll Bibelſprüche geſchrieben. In denen haben wir das Geheimniß zu ſuchen für die Art, wie er die Natur anſah.

Die Tiſchgenoſſen in Wittenberg hatten, mit der traurigen Gemüthsverfaſſung Luther's bekannt, ihm Troſt zugeſchrieben; da antwortet er ihnen: „Lieben Herrn und Freunde! Ich habe euer aller Schreiben empfangen und, wie es allenthalben zugeht, vernommen. Auf daß ihr wiederum vernehmt, wie es hier zugeht, füge ich euch zu wiſſen, daß wir nicht auf den Reichstag ziehen, wir ſind aber ſonſt wohl auf einen andern Reichstag kommen.

Es iſt ein Rubet gleich vor unſerm Fenſter hinunter, wie ein kleiner Wald, da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt, da iſt ein ſolch Zu- und Abreiten, ein ſolch Geſchrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wäten ſie alle trunken, voll und toll; da keckt Jung und Alt durcheinander, daß mich wundert, wie Stimm und Odem ſo lang währen möge. Und möcht gerne wiſſen, ob ſolches Adels und reiſigen Zeugs auch etliche noch bei euch wären; mich dünkt, ſie ſeien aus aller Welt hieher verſammlet.

Ich hab ihren Kaiſer noch nicht geſehen, aber ſonſt ſchweben und ſchwänzen der Adel und großen Hanſen immer vor unſern Augen,

nicht faſt köſtlich gekleidet, ſondern einfältig in einerlei Farbe, alle gleich ſchwarz und alle gleich grauaugig, ſingen alle gleich einen Geſang, doch mit lieblichem Unterſchied der Jungen und der Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht den großen Palaſt und Saal; denn ihr Saal iſt gewölbet mit dem ſchönen weiten Himmel, ihr Boden iſt eitel Feld, getäfelt mit hübſchen grünen Zweigen, ſo ſind die Wände ſo weit, als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Roſſen und Harniſch, ſie haben gefiederte Räder, damit ſie auch den Büchſen entfliehen und eim Zorn entſitzen können. Es ſind große mächtige Herren; was ſie aber beſchließen, weiß ich noch nicht.

Soviel ich aber von einem Dolmetſcher habe vernommen, haben ſie vor einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gerſten, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getraidig, und wird mancher Ritter hie werden und große Thaten thun.

Alſo ſitzen wir hie im Reichstag, hören und ſehen zu mit großer Luſt und Liebe, wie die Fürſten und Herrn ſammt andern Ständen des Reichs ſo fröhlich ſingen und wohlleben. Aber ſonderliche Freude haben wir, wenn wir ſehen, wie ritterlich ſie ſchwänzen, den Schnabel wiſchen und die Wehr ſtürzen, daß ſie ſiegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünſchen ihnen Glück und Heil, daß ſie allzumal an einen Zaunſtecken geſpießet wären.

Ich halt aber, es ſei nichts anders, denn die Sophiſten und Papiſten mit ihrem Predigen und Schreiben, die muß ich alle auf eim Haufen alſo vor mir haben, auf daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten und ſehe, wie ſehr nützlich Volk es iſt, alles zu verzehren, was auf Erden, und dafür kecken vor die lange Weil.

Heute haben wir die erſte Nachtigall gehöret, denn ſie hat dem April nicht wollen trauen. Es iſt bisher eitel köſtlich Wetter geweſt, hat noch nie geregnet, ohne geſtern ein wenig. Bei euch wird's vielleicht anders ſein. Hiemit Gott befohlen, und haltet wohl Haus.

Aus dem Reichstag der Malztürken, den 28. April, Anno 1530.

Martinus Luther, D.

Als Luther in Wittenberg lebte, kamen einſt zwei Vöglein geflogen, die in des Doctors Garten ein Neſt machten, waren aber oft von denen, ſo vorübergingen, geſcheucht. Da ſprach er: „Ach, du liebes Vöglein, fliehe nicht; ich gönne dir's von Herzen wohl, wenn

du mir's nur glauben könnteſt! Alſo vertrauen und glauben wir unſerem Herrn Gott auch nicht, der uns doch alles Gute gönnt und zeigt; er will uns ja nicht todtſchlagen, der ſeinen Sohn für uns gegeben hat."

Nächſt der Natur übt von irdiſchen Dingen die Muſik die größte Macht über ſein Empfinden aus; ja ſie trägt ihm mehr als irdiſche Art an ſich, ſie iſt ihm ein hehres und heiliges Geſchenk des gütigen Gottes. Er ſelbſt ſpielte die Laute und die Flöte, er componirte, und wenn er ſeine Stimme erhob, dann konnte er „ſo luſtig und fröhlich im Geiſte ſein, daß er des Singens ſchier nicht konnte ſatt werden." Wie er einmal, noch von Krankheit ſchwach, ſich in einem Wagen durch Wald und Wieſen fahren läßt und ſeine Begleiter ein geiſtlich Lied anſtimmen, da ſtimmt er mit vollem Tone ein und freut ſich, daß ſolches Singen den Teufel verdrießt. „Denn der Teufel, meint er, iſt ein trauriger Gaſt; daher kommt es auch, daß er vor der Muſica flieht und bleibt nicht, wenn man ſinget, ſonderlich geiſtliche Lieder." Einen Schulmeiſter, der nicht ſingen kann, will er auch nicht einmal anſehen. Einem Angefochtenen giebt er den Rath: „Kommt der Teufel wieder und giebt euch neue Sorgen und traurige Gedanken ein, ſo wehrt euch friſch und ſprecht: Aus, Satan! ich muß jetzt meinem Herrn Chriſtus ſingen und ſpielen." Auf die Vervollkommnung, welche Geſänge und Inſtrumente zu ſeiner Zeit gemacht hatten, that er ſich ordentlich etwas zu Gute; der König David, meinte er, würde ſich nicht wenig wundern, wenn er ſolche Fortſchritte ſähe. „Muſica iſt der beſten Künſte eine. Die Noten machen den Text lebendig ... Muſica iſt das beſte Labſal einem betrübten Menſchen, dadurch das Herz wieder zufrieden, erquickt und erfriſcht wird. Sie iſt eine halbe Disciplin und Zuchtmeiſterin, ſo die Leute gelinder und ſanftmüthiger, ſittſamer und vernünftiger macht. Die böſen Fiedler und Geiger dienen dazu, daß wir ſehen und hören, wie eine feine, gute Kunſt die Muſica ſei; denn Weißes kann man beſſer erkennen, wenn man Schwarzes dagegen hält ... Ich wollte mich meiner geringen Muſica nicht um ein Großes verzeihen ... Muſicam habe ich allezeit lieb gehabt. Wer dieſe Kunſt kann, der iſt guter Art, zu Allem geſchickt ... Singen iſt die beſte Kunſt und Uebung. Es hat nichts zu thun mit der Welt, iſt nicht vor'm Gericht und Haderſachen. Sänger ſind auch nicht ſorglich, ſondern ſind fröhlich und

ſchlagen die Sorgen mit Singen aus und hinweg .... Weil unſer Herr Gott in dies Leben ſolche edle Gaben geſchickt hat, was wird in jenem ewigen Leben geſchehen, da Alles wird auf's allervollkommenſte und luſtigſte werden! Hier iſt nur der Anfang .... Wer die Musicam verachtet, wie denn alle Schwärmer thun, mit denen bin ich nicht zufrieden; denn die Musica iſt eine Gabe und Geſchenk Gottes, nicht ein Menſchengeſchenk. So vertreibt ſie auch den Teufel und macht die Leute fröhlich. Man vergißt dabei alles Zornes, Unkeuſchheit, Hoffart und andere Laſter. Ich gebe nach der Theologia der Musica den nächſten Platz und höchſte Ehre." Darum liebt er es, vor und nach Tiſch einen Cantus anzuſtimmen, oder er ſpielt die Laute, und wenn nach des Tages Laſt und Hitze der Abend die erſehnte Ruhe brachte, dann richtete er wohl eine Cantorei auf und es wurde Hausmuſik gemacht. Dann ſtimmten die Kinder und das übrige Hausgeſinde mit ein; bei beſonders feſtlichen Gelegenheiten wurde wohl auch einmal die kurfürſtliche Kapelle zu Gaſt gebeten, und es wurden Lieder, Motetten, mehrſtimmige Chöre, Pſalmen und prophetiſche Texte von Walther, Jasquin u. A. vorgetragen; ſein Lieblingscomponiſt war Meiſter Senfel in Baiern. „Wir ſingen," ſchreibt er an einen der Componiſten, der ihm einen Geſang zuſammen mit Borsdorfer Aepfeln zugeſchickt hatte, „ſo gut wie wir hier können, über Tiſche und gebens darnach weiter. Machen wir etliche Säue darunter, ſo iſt's freilich eure Schuld nicht, ſondern unſere Kunſt, die noch ſehr gering iſt, wenn wir's ſchon zwei, drei Mal überſingen." — Der jämmerliche Geſang eines guten Liedes erinnert ihn an den gemeinen Lauf der Dinge. So machen's alle Regiment der ganzen Welt. „Sie laſſen auch Gott und alle Vernunft ſehr gut Ding componiren und ſtellen; aber ſie ſingen auch, daß ſie werth wären einem Markt eitel Würſte aus den Säuen oder Klöppel in die Feldglocken." Kein Wunder, daß er ſeine geliebte Muſik auch zur Einführung in den Schulen empfahl. Luther hat als der Erſte dazu die Anregung gegeben.

War die Muſik ihm der Liebling unter den Künſten, ſo brachte er doch auch der Dichtkunſt eine offene Empfänglichkeit entgegen. Auch in ihren Werken ſuchte er nach ſeiner Weiſe die Gedanken auf, die ſich mit dem Ewigen, des ſeine Seele voll war, verknüpfen laſſen. Mehr als einmal ruft er die Alten, die er kannte und ſchätzte, zu Zeugen

seiner eigenen Worte auf. Unsere mittelalterlichen Dichtungen blieben ihm unbekannt. Nicht bloß im Kirchenlied bewies er seine eigene hohe Begabung. Das Gewand, das er dem Fabeldichter Aesop geliehen, steht dem Alten nicht übel zu Gesicht. Auch dramatischen Vorstellungen widmete er seine Theilnahme und Fürsorge. „Christen, erklärt er, sollen Comödien nicht ganz und gar fliehen, darum daß bisweilen grobe Späße (Zoten) und Bübereien darin sind, da man doch um derselben willen auch die Bibel nicht dürft lesen.“ Darum war es ihm geläufig, das Buch Tobiä sich als Comödie zu denken. Darum sah er es gern, wenn an den Sonntagabenden die Lateinschüler in Wittenberg eine Comödie von Plautus aufführten, und gab wohl selbst Anleitung dazu; und nur, wer derlei Spiele mit dem lüsternen Schaugepränge einer frivolen modernen Bühne sammt ihrem fragwürdigen Anhang von verkommenen Theaterexistenzen verwechselt, dürfte daran Anstoß nehmen. Hat doch selbst der puritanisch strenge Calvin an einem Sonntag des Frühjahrs 1546 eine Abendpredigt deshalb ausgesetzt, damit einige ehrbare Genfer Bürger vor versammelter Stadt ein Schauspiel aufführten, in dem gezeigt wurde, wie wahre Frömmigkeit ein Volk erhöhe!

Sollte das Herz ihm ganz und voll aufgehen, so mußten Meister Lippus, Bugenhagen, Justus Jonas oder sonst ein paar Freunde, lauter treue, bewährte, ehrenfeste Männer, ein Veit Dietrich, Matthesius, Anton Lauterbach, Zeugen seines Glückes sein, und wenn er dann mit diesen die Freuden des Mahles theilte, an dem er als freundlicher Wirth und ernster Hausvater obenan saß, aber auch keiner der Kostgänger, keins der Kinder und selbst das Hausgesinde nicht fehlen durfte, dann ließ er, der sonst so mäßige Mann, daß Melanchthon erklärt, er habe sich nie genug darüber wundern können, wie der starke Leib sich mit so wenig zufrieden geben könne, auch einmal etwas drauf gehn. „Habt mir's nicht übel, ich bin fröhlich und guter Dinge, denn ich habe heut viel böser Zeitung gehört und jetzt auch einen bösen Brief gelesen; nun stehts recht, wenn der Teufel also zusetzt.“ Dann trank er seinen Wein und ließ bei einem guten Trunk auch einer lauteren Fröhlichkeit ihr Recht widerfahren, dann flog die Unterhaltung lebendig über Großes und Kleines, dann sprudelte Ernst und Humor in buntem Wechsel von den Lippen und er fühlte sich „seliger, als mancher Fürst und Edelmann“ Was Menschen in Ehrbar-

keit fröhlich macht, war ihm nun einmal lieb und werth. „Kann mir unſer Herrgott verzeihen, daß ich ihn wohl 20 Jahre mit Meſſehalten geärgert habe, ſo kann er mir auch zu Gute halten, daß ich bisweilen ihm zu Ehren einen guten Trunk thue. Die Welt lege es aus, wie ſie wolle.“ Launige Erzählungen, lehrreiche Hiſtorien, Fabeln, ſinnreiche Sprüche: Ein Glas ſchenkt ein Glas einem andern Glas, ſag, was iſt das? volksthümliche Räthſelfragen: wie man Wein in den Keller in Fäſſer bringe uneingeſchroten und uneingegoſſen? welches die breiteſten und tiefſten Waſſer in jedem Lande? handfeſte Spottreden, Berichte aus fernen Ländern, volkreichen Städten, von der Wälſchen Falſchheit und der Türken Grauſamkeit, von den großen und kleinen Wundern der Natur — Luther hatte einſt ſelbſt Vorleſungen über Phyſik gehalten —, dann wieder ein tiefernſtes Wort, eine Schriftauslegung, ein Discurs über kirchliche Streitfragen oder politiſche Kämpfe: das war die Unterhaltung, die das Mahl ihm würzte. Ihm galt davon: Alles iſt euer, und auch das ſcheinbar Entlegene vermochte er leicht und zwanglos zu verbinden, weil er, der auf dem feſten Grunde der ewigen Wahrheit Anker geworfen, hinter dem Schattenſpiel der Erſcheinungswelt ein Bleibendes, Unvergängliches, Göttliches ſah. Viele der Goldkörner, die jene Tiſchreden zu Tage förderten, ſind nachmals geſammelt und uns durch den Druck erhalten geblieben, ein köſtlicher Schatz frommer Lebensweisheit und gemüthvoller Betrachtung. Melanchthon hielt große Stücke von der Aſtrologie. Wenn er dann ſo von ſeinen Himmelszeichen und Aſpecten anfing und Luther's große Erfolge daraus erklären wollte, daß derſelbe unter dem Zeichen der Sonne geboren ſei, dann rief Luther wohl aus: „Ich gebe nicht ſo viel auf euren Sol. Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnherr ſind rechte Bauern geweſen.“ „Ja,“ verſetzte Melanchthon, „auch im Dorfe würdet ihr ein Oberſter, Schultheiß oder ein erſter Knecht über die andern geworden ſein.“ „Ich aber,“ triumphirt Luther, „bin Baccalaureus, Magiſter, ein Mönch geworden, das ſteht im Geſtirne nicht; darnach bin ich dem Papſt in die Haare gefahren und er mir wieder; ich habe eine Nonne zum Weibe genommen und ſie mir etliche Kinder geſchenkt, wer hat das in den Sternen geleſen!“ Ein ander Mal wetteiferten Melanchthon, Luther und Bugenhagen mit einander, wer das kürzeſte Tiſchgebet halten könne. Luther ſchlug vor: Dominus Jesus sit potus et esus; Bugenhagen auf Platt-

deutſch: „Dit und dat, trocken und nat, geſegn' uns Gott!“ Melanchthon kurz und gut: Benedictus benedicat, und ihm ſprachen die Beiden den Preis zu.

Einem Glaſe, das er Freund Jonas verehrte, fügte Luther die ſinnigen Verſe bei:

Dat vitrum vitro Jonae vitrum ipse Lutherus,
Se similem ut fragili noscat uterque vitro.

Juſt für den Gebrauch am Familientiſch hatte Luther eigens eine Verdeutſchung der Fabeln Aeſops herausgegeben. „Von dieſen Fabeln, war ſeine Meinung, ſolle man des Abends über Tiſch mit Kindern und Geſinde nützlich und luſtiglich handeln, dann ſolle der Hausvater ſein Weib, Kind, Geſinde fragen: Was bedeutet dieſe oder dieſe Fabel? und beide, ſie und ſich, darin üben, als die fünfte Fabel von dem Hund mit dem Stück Fleiſch im Maul. — Lehre: Man ſoll ſich begnügen laſſen an dem, das Gott giebt. Wer das Wenige verſchmäht, dem wird das Größere nicht; wer zu viel haben will, der behält zuletzt nichts; mancher verliert das Gewiſſe über dem Ungewiſſen. Bedeutet: Wenn einem Knecht oder Magd zu wohl iſt und will ein Beſſeres, ſo gehts ihnen, wie dem Hund, daß ſie das Gute verlieren und jenes Beſſere nicht kriegen. Item, wenn ſich ein Knecht an den andern hängt und ſich verführen läßt, daß ihm gehe, wie dem Froſch, an der Maus gebunden, in der dritten Fabel, die der Weihe alle beide fraß, und ſo fortan in den andern Fabeln, mit Lieb, mit Leid, mit Dräuen und Locken, wie man vermag, ohne daß wir müſſen das Unſer bei ihm thun.“

Es wurde ſchon erwähnt, wie Luther, ſelbſt wenn Gäſte, oft recht vornehme, ſich eingefunden hatten, darauf hielt, daß die Kinder mit bei Tiſch ſaßen. Auch für dieſe kleine Welt hatte er in ſeinem großen Herzen Raum. Ja, er betheuert, daß Kinder von allen Segensgaben Gottes ihm doch die allerköſtlichſte ſeien. „Sie binden und erhalten das Band der Liebe.“ Daß Gott das Papſtthum des Kinderſegens beraubt hat, iſt ihm ein gewiſſes Zeichen, wie ſehr er demſelben gram ſei. Und er, der Mann mit dem tiefen, reinen, kindlichen Gemüthe, hat ſich in das Weſen der Kleinen mit einer Innigkeit verſenkt, in das Kinderherz Blicke gethan, daß wie ein liebliches Gedicht klingt, was darüber in ſeinem Hauſe verlautet. Dr. Jonas hatte einen Zweig voll Kirſchen über den Tiſch gehängt zum Gedächtniß der

Schöpfung und lobte den herrlichen Segen Gottes an solchen Früchten. Entgegnet ihm Luther: „Warum bedenkt ihr das nicht viel mehr an euren Kindern, als eures Leibes Früchten, welche weit übertreffen und schönere, auch herrlichere Creaturen Gottes sind, denn aller Bäume Früchte? An denen sieht man Gottes Allmacht, Weisheit und Kunst, der sie aus nichts gemacht hat, hat ihnen ... Leib, Leben und alle Glieder so fein artig und hübsch geschaffen, gegeben und will sie ernähren und erhalten."

Von seinen eigenen Kindern war Hans der Erstgeborene, Magdalena nach dem frühen Hingang der kleinen Elisabeth das älteste Töchterlein. Dann folgten Martin, aus dem ein Gelehrter wurde, Paul, der begabteste unter den Söhnen, mit 23 Jahren bereits Universitätsprofessor, später Leibarzt am kurfürstlichen Hofe zu Dresden, endlich das sechste und letzte Kind, Margarete, die sich nach dem Tode des Vaters mit einem Herrn von Kühnheim glücklich verheirathete.

Mit zärtlichster Liebe umfaßte er sie alle; er leitete ihre Erziehung, nur daß die Milde der Mutter hie und da seine Strenge etwas sänftigte; sie aber lohnten den Eltern vorwiegend mit Freude. Und auch hier wieder, in dem Verhältniß des Vaters zu seinen Kindern, klingt der religiöse Zug als der Grundton seines Wesens überall durch, die Freude heiligend, das Leid verklärend, zugleich Bewahrung vor aller leeren, süßlichen Tändelei und einer zielbewußten, gesunden Erziehung Richtung und Halt gebend. Auch wo er mit den Kindern, als seines lieben Herrgotts Närrlein, harmlos herzt und scherzt, fühlt man es ihm ab, wie das innerste Wesen seiner Seele heimisch ist dort bei den Gestalten und Vorgängen der heil. Schrift, für die alles, was um ihn vorgeht, seiner gläubigen Erinnerung zum Gleichniß wird. Als seine Kinderlein vor dem Tisch stehen und nach einem Teller mit schönem Obst verlangende Blicke werfen, meint er: „Wer da sehen will das Bild eines, der sich in Hoffnung freut, der hat hier das rechte Conterfei. Ach, daß wir den jüngsten Tag so fröhlich ansehen könnten! Adam und Eva werden viel besseres Obst gehabt haben, unseres sind eitel Holzäpfel dagegen." So sah er seinem dreijährigen Söhnchen zu, welches, in Spielen verloren, vor sich hin schwatzte: „Das Kind ist wie ein Trunkener; es weiß nicht, daß es lebt, und lebt doch sicher und fröhlich dahin, springet und hüpfet." Und er zog das Kind an sich: „Du bist unseres Herrgotts Närrchen, unter

ſeiner Gnade und Vergebung der Sünden, nicht unter dem Geſetz; du fürchteſt dich nicht, biſt ſicher und bekümmerſt dich um nichts; wie du es machſt, ſo iſt's unverderbt. Die Eltern haben die jüngſten Kinder allezeit am liebſten; mein Märtinlein iſt mein liebſter Schatz, ſolche Kinderlein dürfen der Eltern Liebe und Sorge wohl, daß ihrer fleißig gewartet wird. Johannes, mein lieber Sohn, und meine Tochter Magdalena, die können nun reden und doch Alles fordern, was ihnen von Nöthen iſt. Darum ſteigt die Liebe der Eltern allzeit und einfältig niederwärts, mehr denn aufwärts, zu denen, ſo am neulichſten geboren ſind. Wie muß Abraham zu Sinne geweſen ſein, da er ſeinen jüngſten und liebſten Sohn wollte opfern; er wird der Sarah nichts davon geſagt haben. Dieſer Gang wird ihm ſauer angekommen ſein." Als er hörte, daß ſeine Kinder untereinander haderten und bald wiederum ſich vertrugen und verſöhnten, ſprach er: „Lieber Herr Gott, wie wohl gefällt dir doch ſolcher Kinder Leben und Spielen! Ja, alle ihre Sünden ſind nichts, denn Vergebung der Sünden." An einem Morgen nahm er ſein jüngſtes Söhnchen zu ſich, koſte ihn und ſprach: „Ach, wie ein großer Segen Gottes iſt das, daß die groben Bauern und ſtörrigen Köpfe nicht werth ſind; ſie ſollten nur Säue haben! Kinder ſind Gottes Gabe. Daher ſagt Jacob der Erzvater: Kinder, die Gott deinem Knechte beſchert hat." Sein erſtgeborenes Bübchen wurde ihm gebracht, er that ſchön mit ihm und küßte es, aber über dem Koſen hören wir ihn ausrufen: „Lieber Gott, wie lieb wird Adam den Kain gehabt haben, den erſtgebornen Menſchen, welcher darnach ein Brudermörder iſt worden!" Bei einem Beſuche in Melanchthon's Hauſe fand er dieſen auf deſſen Studirzimmer mit der ganzen Familie, das gefiel ihm gar wohl: „Lieber Bruder Philipp, ich lobe dich, daß ich es hier ebenſo treffe, wie bei mir zu Haus, Frau und Kinder bei dir. Ich habe mein Hänſichen heute auch ſchon einen Ritt auf meinen Knien machen laſſen und meine kleine Magdalene in ihrem Bettchen herumgetragen und geherzt." „Der Kinder Glauben und Leben," läßt er ſich vernehmen, „iſt am beſten; denn ſie haben nur das Wort, daran halten ſie ſich und geben Gott einfältiglich die Ehre, daß er wahrhaftig ſei; halten für gewiß, was er zugeſaget und verheißen. Wir alten Narren aber haben das Herzeleid und hölliſche Feuer, disputieren noch lange vom Wort, welches die Kindlein mit reinem Glauben ohn Disputieren ſchlecht gläuben." Ihre Einfalt

läßt ihn an das Wort gedenken: Werdet wie die Kinder! „Ei, lieber Gott, du machſt's allzu grob; daß du es doch ſäuberlich machteſt und die Kinder, ſolche Närrlein, nicht ſo hoch erhübeſt! Iſt das die Gerechtigkeit, damit du die Klugen verwirfſt und die Narren annimmſt? Es heißt hie: Glaube Gottes Wort und gieb dich gefangen! Unſer Herr Gott hat reinere Gedanken, denn wir Menſchen. Er muß gar grobe Aeſte und Späne von uns weghauen, ehe er ſolche Kinder und Närrlein aus uns macht. Seht, wie reine, feine Gedanken haben die Kinderlein, wie ſie den Himmel und den Tod ohn allen Zweifel anſehen! Sie ſind wie im Paradies. Sie haben keine zeitliche Sorge, ſehen die greulichen Schwärmer und Rottengeiſter in der Kirche nicht, leiden noch fühlen kein Schrecken des Todes noch der Hölle, haben nur reine Gedanken und fröhliche Speculation.“ Er fragt ſein Lenchen, indem er es auf dem Schooße ſchaukelt: „Lenchen, was wird dir der heilige Chriſt beſcheren?“ und da das Kind ihm ſeine kindiſchen Hoffnungen vertraut, verfällt er in ſinnendes Nachdenken: „Die Kinderlein haben ſo feine Gedanken von Gott, daß er im Himmel und ihr Gott und lieber Vater ſei,“ und wünſcht ſich, er wäre im Kindesalter geſtorben, gern wollte er darum alle Ehre hingeben, die er habe und noch bekäme in der Welt. Selbſt den allergeringſten Alltäglichkeiten der Kinderſtube gegenüber verleugnet er nicht ſein geiſtliches Weſen. Die unzeitige Natürlichkeit eines der Kinder, das er auf dem Arm hielt, hatte ihm einen Augenblick des Unmuths geſchaffen, im nächſten Augenblick zieht er ſchon den Schluß: „Dieſe Leute verdienen damit und mit Heulen und Schreien gerade ihr Eſſen und Trinken, wie wir mit unſeren guten Werken den Himmel!“ Sein Söhnlein, das jüngſte, das des Vaters Namen trug, hatte ein Hündlein, mit dem es ſpielte. Als das der Vater erſah, ſprach er: „Dieſer Knabe predigt Gottes Wort mit der That und im Werk, wie Gott ſpricht: Herrſchet über die Fiſche im Meer und Thiere auf Erden; denn der Hund leidet Alles von dem Kindlein.“

War er abweſend, ſo hatte er ſchreibend für jedes einzelne Kind ſeinen Gruß und Puß; als ſie größer geworden, mußten ſie ihm ſelbſt ſchreiben, und er antwortet ihnen. Wer kennt nicht das köſtliche Brieflein an ſein vierjähriges Hänſichen, das er von Coburg, ſeinem Patmos, aus der Wüſte an ihn richtete! Und nie kommt er heim, ohne den Kleinen Etwas mitzubringen. Für Hänschen hat er ein

groß ſchön Buch von Zucker, das hatte Cyprianus von Nürnberg gebracht, aus dem ſchönen Garten, wo die Kinder in güldenen Röcklin gehen und leſen ſchöne Aepfel und Birnen auf und haben ſchöne kleine Pferdlein mit gülbenen Zäumen und ſilbernen Sätteln. Für die kleine Schaar gemeinſam iſt ein zerlegbarer ſilberner Apfel beſtimmt, den ſoll Käthe vertheilen und dann einem Jeden ſeinen Antheil mit Aepfeln und Nüſſen wieder abkaufen. Einmal, in Jena, hatte er nichts Ordentliches zu kaufen gefunden; da bittet er Käthe, ſie möge in Wittenberg einige Sächelchen beſorgen, mit denen er bei ſeiner Rückkehr die Kinder erfreuen könne.

Mit ganz beſonders zärtlicher Neigung war er ſeinem Lieblingskinde Magdalena zugethan. War's vielleicht eine Vorahnung davon, daß gerade ſie in noch nicht vollendetem vierzehnten Jahre ihm genommen werden ſollte? Das iſt die tiefſte Wunde geweſen, die ihm in ſeinem Eheſtand geſchlagen wurde; noch nach Monaten treten die Züge des geliebten Kindes mit der Klarheit eines lebenden an die Bildfläche ſeiner Erinnerung, und in rührenden Worten zittert durch die Briefe an die vertrauten Freunde der Schmerz nach um das ſchwer vermißte Töchterlein. Da ſie ſchon ſehr krank lag, hatte er geäußert: „Ich habe ſie ſehr lieb; aber, lieber Gott, da es dein Wille, daß du ſie dahinnehmen willſt, ſo will ich ſie gerne bei dir wiſſen.“ Alsbald war er an ihr Bett getreten: „Magdalenichen, mein Töchterlein, bliebeſt gerne hier bei deinem Vater, und zeucheſt auch gern zu jenem Vater?“ Sprach ſie: „Ja, herzer Vater, wie Gott will.“ Da ſagte der Vater: „Du liebes Töchterlein, der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach“ und wandte ſich herum und ſprach: „Ich hab ſie ja ſehr lieb. Iſt das Fleiſch ſo ſtark, was wird denn der Geiſt ſein!“ Wie nun das Mägdlein in den letzten Zügen lag und jetzt ſterben wollte, fiel der Vater an dem Bett auf die Knie, weinte bitterlich und betete, daß ſie Gott wollte erlöſen. Da verſchied ſie und entſchlief in des Vaters Händen. Die Mutter war aber auch in derſelben Kammer, doch weiter vom Bett vor übergroßer Traurigkeit. Der Vater tröſtete ſie: „Liebe Käthe, denke doch, wo ſie hinkommt; ſie kommt ja wohl.“ Als das Kind in den Sarg gelegt wurde, ſagte er: „Du liebes Lenichen, wie wohl iſt dir geſchehen!“ ſah ſie alſo liegend an und ſprach: „Ach, du liebes Lenichen, du wirſt wieder auferſtehen und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne.“ Als

dann das Volk kam, die Leiche beſtatten zu helfen, und den Doctor nach Gewohnheit anredete, ihm verſichernd, wie ihm ſeine Betrübniß leid ſei, erwiderte er: „Es ſoll euch lieb ſein, ich hab einen Heiligen gen Himmel geſchickt. O, hätten wir einen ſolchen Tod! Einen ſolchen Tod wollte ich auf dieſe Stunde annehmen. — Ich bin ja fröhlich im Geiſt, aber das Fleiſch will nicht heran; das Scheiden vexiret einen über die Maßen ſehr. Wunderlich iſt's, zu wiſſen, daß ſie gewiß im Frieden und ihr wohl iſt, und doch noch ſo traurig zu ſein.“ Ja, er hatte ſie ſehr lieb gehabt, aber bei aller Wehmuth iſt er getroſt und verſichert: „Ich gebe dieſe Tochter unſerem Herr Gott ſehr gerne, nach dem Fleiſch aber hätte ich ſie gerne länger behalten; weil er ſie aber weggenommen hat, ſo danke ich ihm. Fleiſch iſt Fleiſch, und Blut iſt Blut; ich bin froh, daß ſie hinüber iſt; keine Traurigkeit iſt da, denn nur des Fleiſches ... Wir Chriſten haben nichts zu klagen; wir wiſſen, daß es alſo ſein muß. Wir ſind je des ewigen Lebens auf's allergewiſſeſte.“ Und wenige Monde ſpäter: „Wenn meine Tochter Magdalena wieder ſollt lebendig werden und ſollt mir das türkiſche Königreich mitbringen, ſo wollt ich's nicht thun. O, ſie iſt wohl gefahren; ſelig ſind, die in dem Herrn ſterben!“ So ſetzt er dem Kinde auf deſſen Leichenſtein die Grabſchrift:

Dormio cum Sanctis hic Magdalena, Lutheri
Filia, et hoc strato tuta quiesco meo,
Filia mortis eram, peccati semine nata,
Sanguine sed vivo, Christe, redempta tuo.
Hier ſchlaf ich, Lenichn, D. Luthers Töchterlein,
Ruh mit allen Heiligen in meim Bettlein,
Die ich in Sünden war geborn,
Hätt ewig müſſen ſein verlorn;
Aber ich leb nun und habs gut,
Herr Chriſte, erlöſt mit deinem Blut.

Er weint, als weinte er nicht; er trauert, aber nicht wie die, die keine Hoffnung haben.

So macht ihn auch die Weichheit und Zärtlichkeit ſeiner Vaterempfindungen nicht blind, wo Schwächen oder Unarten der Kinder Zucht forderten, oder nachſichtig, wo, wie beim Lernen, Ernſt und Strenge am Platz waren, zumal bei den Söhnen, mit denen er deshalb auch nicht ſo viel ſcherzen will, wie mit den Töchtern. „Mit den Knaben habe ich keine Barmherzigkeit, ein Knabe ernährt ſich, in welches Land er kommt, wenn er nur arbeiten will. Will er aber

faul ſein, ſo bleibt er ein Schlingel. Aber das arme Mägdevölklein muß einen Stab in der Hand haben ... Es kann bald zu Schanden werden.“ — Für den Haustiſch galt die Regel: „Es muß dabei hergehn, wie im Alphabet. Einige müſſen einen Laut von ſich geben, dergleichen Vocale ſind die Hauswirthe, Lehrer, Prieſter. Andere müſſen bloß halblaut ſein, dergleichen Conſonanten ſind allerlei ehrliche Leute. Die Jungen aber müſſen ſtumm ſein und allein zuhören.“ Kamen Fragen der Schule zur Sprache, ſo faßte er ſie an, wie ein Prieſter und Patriarch. Schon in ſeinem Schreiben „An den chriſtlichen Adel deutſcher Nation von des chriſtlichen Standes Beſſerung“ (1520) hatte er auf Errichtung von Schulen gedrungen. Vier Jahre ſpäter richtete er das ergreifende Sendſchreiben „An die Bürgermeiſter und Rathsherrn aller Städte in deutſchen Landen, daß ſie chriſtliche Schulen aufrichten und halten ſollen.“ Ja, ſagen ſie, was ſoll man lernen laſſen, ſo nicht Pfaffen, Mönch und Nonnen werden ſollen? Luther weiß die Antwort: „Man laß ſie mehr lehren, daß ſie ſich ernähren.“ „Lieben Deutſchen,“ ruft er im Zuſammenhang eben dieſes Schreibens aus, „kauft, weil der Markt vor der Thür iſt; ſammelt ein, weil es ſcheinet und gut Wetter iſt; braucht Gottes Gnade und Wort, weil es da iſt. Denn das ſollt ihr wiſſen, Gottes Wort und Gnade iſt ein fahrender Platzregen, der nicht wiederkommt, wo er einmal geweſen iſt. Er iſt bei den Juden geweſen; aber hin iſt hin, ſie haben nun nichts. Paulus bracht ihn in Griechenland; hin iſt auch hin, nun haben ſie den Türken. Rom und lateiniſch Land hat ihn auch gehabt; hin iſt hin, ſie haben nun den Papſt. Und ihr Deutſchen dürft nicht denken, daß ihr ihn ewig haben werdet.“ Jedes Land, jede Stadt, führt er weiter aus, darf des Regiments. „Soll man denn zulaſſen, daß eitel Rülzen und Knebel regieren?... Ob ſchon keine Seele, noch Himmel oder Hölle wäre und man der Schulen und Sprachen gar nichts bedürfte um der Schrift und Gottes willen, ſo wäre doch allein dieſe Urſache genugſam, die allerbeſten Schulen, beide für Knaben und Mägdlein, an allen Orten aufzurichten, daß die Welt, auch ihren weltlichen Stand äußerlich zu halten, doch bedarf ſeiner geſchickter Männer und Frauen, daß die Männer wohl regieren könnten Land und Leute, die Frauen wohl ziehen und und halten könnten Haus, Kinder und Geſinde. Nun, ſolche Männer müſſen aus Knaben werden, und ſolche Frauen müſſen aus Maidlein

werden. Darum iſt's zu thun, daß man Knäblein und Maidlein dazu recht lehre und aufziehe ... Der gemeine Mann thut hie nichts zu, kann's auch nicht, will's auch nicht, weiß auch nicht. Fürſten und Herren ſollten's thun, aber ſie haben auf dem Schlitten zu fahren, zu trinken und in der Mummerei zu laufen und ſind beladen mit hohen werklichen Geſchäften des Kellers, der Küche und der Kammer .... Darum will's euch, lieben Rathsherrn, allein in der Hand bleiben: ihr habt auch Raum und Fug dazu, beſſer als Fürſten und Herren. Ja, ſprichſt du, ein Jeglicher mag ſeine Töchter und Söhne wohl ſelber lehren oder je ziehen mit Zucht. Antwort: Ja, man ſieht wohl, wie ſich's lehret und zeucht. Und wenn die Zucht auf's Höchſte getrieben wird und wohl geräth, ſo kommt's nicht ferner, denn daß ein wenig ein eingezwungen und ehrbar Geberde da iſt; ſonſt bleiben's gleichwohl eitel Holzböcke, die weder hievon noch davon wiſſen zu ſagen, Niemand weder rathen noch helfen können. Wo man ſie aber lehrte und zöge in Schulen oder ſonſt, da gelehrte und züchtige Meiſter und Meiſterinnen wären, die da Sprachen und andere Künſte und Hiſtorien lehrten, da würden ſie hören die Geſchichte und Sprüche aller Welt, wie es dieſer Stadt, dieſem Reich, dieſem Fürſten, dieſem Manne gangen wäre, und könnten alſo in kurzer Zeit gleich der ganzen Welt von Anbeginn Weſen, Leben, Rath und Anſchläge, Gelingen und Ungelingen für ſich faſſen wie in einem Spiegel, daraus ſie denn ihren Sinn ſchicken und ſich in der Welt Lauf richten könnten mit Gottesfurcht, dazu witzig und klug werden aus denſelben Hiſtorien, was zu ſuchen und zu meiden wäre in dieſem äußerlichen Leben, und andere auch darnach rathen und regieren ... Wenn ich Kinder hätte und vermöcht's, ſie müßten mir nicht allein die Sprachen und Hiſtorien hören, ſondern auch ſingen und die Muſica mit der ganzen Mathematik lernen. Ja, wie leid iſt mir's, daß ich nicht mehr Poeten und Hiſtorien geleſen habe und mich auch dieſelben Niemand gelehrt hat."

„Zunächſt ſind, um das weltliche Regiment zu halten, Juriſten nöthig. Wenn ich aber von den Juriſten ſage, meine ich nicht allein die Doctores, ſondern das ganze Handwerk, als Kanzler, Schreiber, Richter, Fürſprecher, Notarius und was zum Rechte des Regiments gehört; auch die großen Hanſen, ſo man die Räthe zu Hofe nennt. Nun müßteſt du ja ein grober, undankbarer Klotz ... ſein, wenn du ſäheſt, daß dein Sohn könnte ein Mann werden, der dem Kaiſer ſein

Reich, Schwert und Krone erhalten hülfe, dem Fürſten ſein Land regieren, Städten und Landen rathen und helfen, ſo manchem Mann ſeinen Leib, ſein Weib, Kind, Gut und Ehre helfen ſchützen, und nicht ſo viel daran wagen, daß er lernen und hiezu kommen möchte . . . Meinſt du nicht, Gott werde deinem Geiz und Bauchſorge ein Benedicie ſprechen einmal, daß du, beide mit Kind und mit Allem, hier und dort verderbeſt? Ich will hier ſchweigen, wie eine feine Luſt es iſt, daß ein Mann gelehrt iſt, ob er gleich kein Amt nimmermehr hätte, daß er daheim bei ſich ſelbſt allerlei leſen, mit gelehrten Leuten reden und umgehen, in fremde Lande reiſen und handeln kann. Und daß ich von gemeinen Gelehrten auch ſage, wo ſind noch die Bergwerke, Kaufleut, Hantirer? So haben ſie auch ehrlich Gut und Ehre. Zwar findet man auch etliche Scharrhanſen, die ſich laſſen dünken, der Name Schreiber ſei kaum werth, daß ſie ihn nennen oder hören ſollen; dennoch ſiehſt du, daß ſie die Feder auf's allerhöchſte dagegen ehren, ſetzen ſie oben auf Hut und Helm, als ſollten ſie mit der That bekennen, daß die Feder ſei das Oberſte in der Welt, da ſie ihr Handwerkzeug, das Schwert, um die Lenden gürten. Es meinen wohl etliche, das Schreiberamt ſei ein leicht, gering Amt, aber Hitze, Froſt, Staub, Durſt und ander Ungemach leiden, das ſei eine Arbeit: ja, das iſt das alt, gewöhnliche Liedlein, daß keiner ſieht, wo den andern der Schuh drückt; jedermann fühlt allein ſein Ungemach und gafft auf des andern gut Gemach. Frage aber einen Kanzleiſchreiber, Prediger und Redner, was Schreiben und Reden für eine Arbeit ſei; frage einen Schulmeiſter, was Lehren und Knabenziehen für Arbeit ſei. Leicht iſt die Schreibfeder, das iſt wahr, iſt auch kein Handzeug unter allen Handwerken daß zu erzeugen, denn die Schreiberei; drei Finger thun's, aber ganz Leib und Seele arbeiten dran. Kunſt iſt nicht bald gelernt und nicht leicht zu üben und zu brauchen. Darum laß deinen Sohn getroſt ſtudiren, und ſollte er auch dieweil nach Brot gehen, ſo giebſt du unſerm Herrn Gott ein feines Hölzlein, da er dir einen Herrn aus ſchnitzen kann. Es wird doch dabei bleiben, daß dein und mein Sohn, d. i, gemeiner Leute Kinder, werden die Welt müſſen regieren, beide in geiſtlichem und weltlichem Stande, wie Pſ. 113, 5—8 zeugt. Denn die reichen Geizwänſte können's und wollen's nicht thun, ſie ſind des Mammons Kartäuſer und Mönche, des müſſen ſie Tag und Nacht warten. Und kehre dich nichts dran, daß jetzt der

gemeine Geizwanſt die Kunſt ſo hoch veracht. Denn der Kaufmann ſoll mir nicht lange Kaufmann ſein, wo die Predigt und Recht fallen. Das weiß ich fürwahr, wir Theologen und Juriſten müſſen bleiben, oder ſollten alleſammt mit uns untergehen, das wird mir nicht fehlen. Wo die Theologen wenden, da wendet Gottes Wort und bleiben eitel Heiden, ja eitel Teufel; wo die Juriſten wenden, da wendet das Recht ſammt dem Frieden und bleibt eitel Raub, Mord, Frevel und Gewalt, ja eitel wilde Thiere. (Das will ich nicht zur Verachtung des reiſigen Standes, noch einiges andern Standes, ſondern wider die loſen Scharrhanſen geſagt haben, die alle Lehre und Kunſt verachten und nichts rühmen können, denn daß ſie Harniſch führen und zwei Beine über ein Roß hängen. Laß ſie fahren und ſiehe dich um nach feinen, frommen Edelleuten, an denſelbigen labe und tröſte dich.) — Hier ſollte ich auch erzählen, wie viel Gelehrte man haben muß in der Arznei und andern Künſten, von welchen beiden Stücken wohl ein groß Buch zu ſchreiben und ein halb Jahr davon zu predigen wäre. Wo wollen Prediger und Juriſten und Aerzte herkommen, wo nicht die Grammatik und andere Redekünſte vorhanden wären? Aus dieſem Brunnen müſſen ſie alle herfließen.

„Das ſage ich kürzlich, einem fleißigen, frommen Schulmeiſter oder Magiſter, oder wer es iſt, der Knaben treulich zieht und lehrt, dem kann man nimmermehr genug lohnen und mit keinem Gelde bezahlen, wie auch der Heide Ariſtoteles ſagt. Noch iſt's bei uns ſo ſchändlich verachtet, als ſei es gar nichts, und wollen dennoch Chriſten ſein. Und ich, wenn ich vom Predigtamt und andern Sachen ablaſſen könnte oder müßte, ſo wollte ich kein Amt lieber haben, denn Schulmeiſter oder Knabenlehrer ſein. Denn ich weiß, daß dies Werk nächſt dem Predigtamt das allernützlichſte, größte und beſte iſt, und weiß dazu noch nicht, welches unter beiden das beſte iſt . . . Lieber, laß es der höchſten Tugenden eine ſein auf Erden, fremden Leuten ihre Kinder treulich ziehen, welches gar wenig und ſchier niemand thut an ſeinen eigenen."

Dieſe Mahnrede trug ihre Früchte. Die Volksſchule verdankt ihr die Exiſtenz. Sie hat auch den erſten Anſtoß zur Errichtung von Mädchenſchulen gegeben, von denen bis dahin die Welt nichts wußte. Luther perſönlich ging mit gutem Beiſpiel voran. Kaum war er verheirathet, ſo ging er auch ſchon daran, mit einer der Nonnen, die

gleichzeitig mit seiner Frau dem Kloster entflohen war, Elise von Kunitz, eine Maidschule einzurichten, und bot ihr dazu in seinem eigenen Hause Wohnung und Unterhalt. Seinem Erstgeborenen gab er bereits in dessen viertem Jahre in der Person eines Magisters, der damals bei ihm Kostgänger, seinen Schulmeister. Als die Söhne heranwuchsen, hielt er sie vor Allem zum Fleiß in den Sprachen an. Vom Vielerlei freilich des Lesens hielt er nichts; das richte nur Verwirrung an. Um etwas Großes und Standhaftiges zu lernen, sollten sie wenige Bücher vor sich nehmen, aber die mit Fleiß ansehen und „einen guten Autor sich so gemein machen, daß sie denselben oftmals lesen und wiederlesen, also daß sie gleich in sein Fleisch und Blut verwandelt würden, als wäre ihnen desselben Art zu reden und zu schreiben angeboren."

Dieser männlich feste, markige Sinn, der es bei der Jugend darauf anlegt, daß der Flattersinn gebrochen und der Wille zu kräftiger Standhaftigkeit gestählt werde, tritt uns noch in vielen Zügen bei Luther entgegen. In Sachen der Erziehung und des Unterrichts verstand er keinen Spaß. Als sein Sohn Hans, der in Torgau die Schule besuchte, durch den Tod der Schwester weich gestimmt, und noch weicher durch einen wehmüthigen Brief seiner Mutter, seinem Lehrer Marcus Crodel über Heimweh geklagt hatte und in das Elternhaus zurückverlangte, da wollte der Vater durchaus nichts davon wissen, sondern verwies ihm durch den Lehrer diesen weibischen Sinn; er solle Geduld lernen zum Ertragen des Uebels und seinen knabenhaften Weichmuth bezwingen. Denn deshalb sei er hinausgeschickt, daß er etwas lerne und hart werde. Ein paar Monate früher hatte der Vater allerdings den Wagen geschickt, um den Sohn schleunigst an das Krankenlager Magdalenens heimzuholen, damit sich die Geschwister, die sich so sehr liebten, noch einmal sähen und er, der Vater, wenn die Schwester des Knaben stürbe, nachher in seinem Gewissen keine Vorwürfe spüre, so er durch seine Schuld etwas versäumt hätte. Der Wunsch, jetzt nach dem Tode der Schwester den Besuch zu wiederholen, war von Seiten des Sohnes ja natürlich, und er wird ihn nicht unbescheiden geäußert haben. Aber dem so entschieden ausgesprochenen Willen des Vaters fügte er sich in stummem Gehorsam. Denn nächst der Lüge, das wußte er, war dem nichts so verhaßt, wie Ungehorsam oder halber Gehorsam. Er hatte es an sich selbst erfahren. Drei Tage hatte er früher

einmal, als er ſich, es ſcheint durch Eigenſinn, ſchwer vergangen, Vater nicht unter die Augen treten dürfen, obwohl die Mutter zuletzt J. Jonas und Melanchthon für ihn baten, und dann hatte er, der Vater ihm verzieh, erſt noch ſchriftlich ſeine Reue bezeigen mü „Denn lieber," erklärte der Vater, „wollte ich einen todten, denn e ungezogenen Sohn haben. St. Paulus hat nicht vergebens geſagt, ein Biſchof ſoll ein ſolcher Mann ſein, der ſeinem Hauſe wohl ſtehe, dazu gehorſame Kinder habe, auf daß andere Leute, davon bauet, ein gut Exempel nehmen und nicht geärgert werden. Wir P diger ſind darum ſo hoch geſetzt, daß wir andern gute Exempel g ſollen. Aber unſere ungerathenen Kinder ärgern andere; ſo w die Buben auf unſre Privilegia ſündigen. Ja, wenn ſie gleich ſündigen und allerlei Büberei treiben, ſo erfahre ich's doch nicht; zeigt's mir nicht an, ſondern hält's heimlich vor mir, und geht nach dem gemeinen Sprüchwort: Was Böſes in unſeren eigenen fern geſchieht, das erfahren wir am allerletzten. Wenn's alle durch alle Gaſſen getragen haben, ſo erfahren wir's erſt. Da muß man ihn ſtrafen und gar nicht durch die Finger ſehen, no ihm alſo ungeſtraft laſſen hingehen."

Wie gegen die Kinder, ſo bewies ſich Luther auch gegen Hausgeſinde, in ſeinen Anſprüchen ernſt, in ſeiner Geſinnung geli mehr ein gütiger Vater, denn ein geſtrenger Herr. Er hielt es unter ſeiner Würde, Knechte und Mägde ſelbſt aus dem Worte G zu unterweiſen; er legte ihnen die zehn Gebote aus, ließ ſie i Katechismus auffagen, zeigte ihnen, wie daß ſie beten ſollten: ganze Verhältniß gegründet auf Billigkeit und mildes Wohlwo Als ſein mehrjähriger Diener Johannes Riſchmann ſich verän wollte, ſchrieb Luther, gerade abweſend, deshalb an Käthe: „ Johannes wegzeucht, ſo will's die Noth und Ehre fodern, daß ich laſſe ehrlich von mir kommen. Denn du weißt, daß er treulich fleißig gedient hat und wahrlich dem Evangelio nach ſich demü gehalten und alles gethan und gelitten. Darum denke du, wie mal wir haben böſen Buben und undankbaren Schülern gegeben, es alles verloren geweſt iſt: ſo greif dich nun hier an und laß einem ſolchen frommen Geſellen auch nicht mangeln, da du w daß es wohl angelegt und Gott gefällig iſt. Ich weiß wohl, wenig da iſt; aber ich gäbe ihm gerne 10 Gulden, wenn ich ſie h

Aber unter 5 Gulden ſollt du ihm nicht geben, weil er nicht gekleidet iſt. Was du drüber kannſt geben, das thue, da bitte ich um. Ich möchte zwar der gemeine Kaſte (Gotteskaſten) mir zu Ehren einem ſolchen meinem Diener wohl etwas ſchenken, angeſehen, daß ich meine Diener muß halten auf meine Koſt zu ihrer Kirchen Dienſt und Nutz; aber wie ſie wollen. Laß du ja nicht fehlen, ſo lange (weil) noch ein Becher da iſt. Denke, wo du es kriegſt. Gott wird wohl anders geben, das weiß ich. Amen." Um ihm ja nach Kräften für ſein fernes Fortkommen behilflich zu ſein, ſtellt er ihm noch eigenhändig ein Empfehlungsſchreiben aus, worin er alle die, ſo Gottes Wort lieb haben, um Chriſti willen bittet, ſie wollten doch dieſem Johannes Riſchmann, der ihm etliche Jahre treulich, fleißig und demüthig gedient, ſich günſtig erweiſen, angeſehen den Herrn, um des willen er ihm gedient habe. Und gern will er, womit er's gegen einen Jeglichen zu vergelten weiß, ſtets willig und bereit ſein.

Aus der Dienſtzeit des Nachfolgers, Wolfgang Sieberger's, wird uns ein anderer Zug berichtet. Der hatte in Luther's Garten unter Aufſtellung von alten Netzen eine Art Vogelherd zum Fange von Zugvögeln eingerichtet. Das war ſo uralte Sitte in Sachſen, und der Diener dachte damit nichts Unrechtes zu thun; aber Luther, der die Vögel gern hatte, that es leid um die Thierlein. Was thut er? Er ſetzt eine gründliche „Beſchwerdeſchrift der Droſſeln, Amſeln, Finken, Hänfling, Stieglitz ſammt andern frommen ehrbaren Vögeln auf, ſo dieſen Herbſt über Wittenberg reiſen, an den günſtigen Herrn Dr. Martin Luther, Prediger zu Wittenberg", in der ſie als geängſtigte Schutzbefohlene unter Berufung auf Matth. 6: „Sehet die Vögel an unter dem Himmel" über Rechtsverletzung klagen und demüthig bitten, dem ihnen drohenden Unrecht zu ſteuern.

Hinwieder konnte der Ungehorſam einer Jungfer, die er bei ſich im Hauſe hatte und nährte, und der es plötzlich trotz ihrer unreifen Jahre eingefallen war, mir nichts dir nichts zu freien, ihn ſo in Harniſch bringen, daß er nicht übel Luſt bezeigte, ſie mit einem guten Knüttel zu züchtigen, damit ihr das Mannehmen verginge. Sei ſie zu vollen Jahren gekommen und hätte den Verſtand dazu, ſo möge ſie in Gottes Namen freien; doch mit der Eltern Vorwiſſen und Bewilligung, ordentlich, wie ſich's gebühre: „ſonſt kommt das Hündlein

Reuel, das viele Leute beißt, wie denn auch Stolzigen, das Hündleut, viele Menschen beschädigt."

Ich muß es mir versagen, das von Luther's Häuslichkeit entworfene Bild noch weiter auszuführen, obwohl sicher ist, daß mit jedem neuen Zuge, den der flüchtige Umriß aufnähme, die Zeichnung nicht bloß äußerlich bereichert würde, sondern auch an innerem Werth und Anziehungskraft gewönne. Nur ungern läßt, wer einmal im Geist an dem Sterbelager des theueren Mannes gestanden, diese letzten Stunden unbesprochen. Den Eindruck, hoffe ich aber, wird das Haus, auf dessen Leben und Denkart die Betrachtung gerichtet war, wird das Familienhaupt, das diesem Hause sein geistiges Gepräge aufdrückt, auch so zurücklassen, daß wir es hier mit einem ganzen, festen, durch und durch gesunden, daß wir es mit einem echt treuen deutschen und einem wahrhaft frommen evangelischen Mann zu thun haben. Ueberall, in Gebet und Arbeit, in Wort und Schrift, in der Seelsorge und am Studirtisch, in Kunst und Natur, in Freud und Leid, an der heiteren Tafelrunde und am angstvollen Sterbelager, vor traurigen und fröhlichen Menschen, unter Gästen und Hausgenossen, unter Kindern und Gesinde, immer und stets dieselbe Biederkeit und Frische dieselbe Schlichtheit und Herzenseinfalt. Diese Ehe ist nicht reich an absonderlichen Ereignissen, blendenden Thaten, außergewöhnlichen Geschicken; sie weiß nichts zu erzählen von spannenden Verwickelungen erschütternden Katastrophen; ihr geht der Reiz der Romantik mit der verzehrenden Gluth der Leidenschaft völlig ab: dafür entschädigt sie um mehr als reichlich durch ein freudiges, treues, geduldiges, ebenso echt menschliches als christliches Eingehen auf die vor der Welt klein und gering, wo nicht verächtlich und niedrig geachteten, vor Gott aber köstlich erfundenen Aufgaben des in den stillen Raum des Hauses gewiesenen, dem lauten Markte des Lebens entrückten, unter oft dürftigem Ansehen verborgenen, aber gerade so von Gott geordneten und gesegneten Standes. Der Segen, der von diesem Wittenberger Pfarrhause ausgegangen, mittelbar und unmittelbar, ist unermeßlich. Auf dem Fundament seiner täglichen Schriftlesung ruht die fromme Sitte evangelischer Hausandachten. An seiner Schwelle steht die Wiege der deutschen Volksschule. Von der Flamme seines Herdes ist die Wärme ausgestrahlt, unter deren wohlthuender Wirkung seit der Reformation allmählich wieder, selbst durch die unmenschlichen Gräue-

eines dreißigjährigen Krieges unausrottbar, der in froſtigem Wälſchthum erſtarrte deutſche Familienſinn zu einem Leben gemüthvoller Innigkeit und prunkloſer Pflichttreue bei heiterem Genügen erweckt iſt. Aus dem Sangesquell ſeiner Lieder hat der edelſte Volksgeſang, das deutſche Kirchenlied, Nahrung und Gedeihen geſchöpft. In dem Schatten ſeines Daches ſteht das proteſtantiſche deutſche Pfarrhaus, aus dem ſeit drei Jahrhunderten mehr als drei Viertheile der geiſtigen Führer unſeres Volkes, Künſtler und Gelehrte, Dichter und Denker, Richter, Lehrer, Aerzte, hervorgegangen ſind, jene kaum überſehbare Schaar wiſſenſchaftlich Gebildeter, die entweder in ihm das Licht der Welt erblickt haben oder doch ihre Herkunft in der dritten, vierten Generation auf dasſelbe zurückführen.

Ja, und ob die Römiſchen noch heute, wie vormals, den Mann verunglimpfen, dem ſie es nicht verzeihen können, daß er das evangeliſche Volk aus dem Hörigkeitsverhältniß eines ſtarren Kirchenthums zu der Reichsunmittelbarkeit von Kindern Gottes erhoben, daß er ihre Klöſter entvölkert und an ihren ganzen morſchen Bau die Axt gelegt hat, und über das Weib Zeter ſchreien, das es gewagt hat, ſich ſein ehrliches Gemahl zu nennen, es bleibt doch wahr: „Gerade der Segen ſeiner Erdentage, an dem trotz aller ſonſtigen Zertrennung Proteſtanten und Katholiken noch heute gleichen Antheil haben — der Familienſinn des deutſchen Hauſes —, er ſtammt aus der Ehe zwiſchen einem ausgeſtoßenen Mönch und einer entlaufenen Nonne.“

II.

Kirchliche Nachrichten und Correspondenzen.

Aus Kurland. [Kurzer Bericht über die Arbeit an Israel in Verbindung mit der evang.-luth. Landeskirche der Ostseeprovinzen Rußlands. Vom Juli 1877 bis zum Juli 1878.] Das erste Jahr meiner Wirksamkeit von Mitau aus liegt nun hinter mir, und ich möchte den Freunden Israels, welche die Tochter Zion lieb haben und sie auf betendem Herzen tragen, einen kurzen Ueberblick über meine Thätigkeit, über unsere Erlebnisse und Erfahrungen, über unsere Freuden und Leiden des verflossenen Jahres geben.

Mit schwerem Herzen und mit Furcht und Zittern begann ich meine Arbeit im Juli 1877. Ich suchte zu allererst das Terrain meines neuen Arbeitsfeldes und die Freunde Israels, die Juden und Proselyten kennen zu lernen. Sodann versuchte ich aggressiv vorzugehen, nach dem Wunsch und Rath eines warmen Freundes Israels, welcher auf der vorigjährigen kurländischen Synode einen Vortrag darüber gehalten hatte. Aber ich kam bald zu der Ueberzeugung, daß es doch rathsamer ist, im Stillen zu beten und zu arbeiten und jeden Eclat möglichst zu vermeiden. Dennoch konnte ich es nicht verhindern, daß ein jüdischer Advocat aus Schaulen, den ich nicht kenne, eine feindselige und schmähliche Beschwerdeschrift gegen mich nicht nur an die Regierung, sondern auch an das kurländische evangelisch-lutherische Consistorium einreichte (vgl. St. Petersburger Sonntagsblatt Nr. 17, Jahrgang 1878). Aber obwohl ich noch nicht von vielen Taufen und glänzenden Erfolgen berichten kann, so sind wir doch im verflossenen Missionsjahre nicht müssig gesessen, sondern wir streuten den Samen des göttlichen Wortes unter Israel reichlich aus nach bestem Wissen und Gewissen.

Demgemäß besteht gegenwärtig unser Missionswerk aus drei Hauptzweigen: I. Die Colportage; II. Die Missionsreisen, und III. Die Proselytenpflege. Diese drei Zweige nehmen meine ganze Zeit und Kraft in Anspruch.

I. Die Colportage bildet von jeher die Basis meiner Wirksamkeit. Zu dieser Ueberzeugung gelangte ich durch eine langjährige Erfahrung in Polen, wo durch die Colportage weite Kreise von Juden und Christen mit der Judenmission bekannt gemacht wurden. Diese Methode hat sich in Polen so bewährt, daß auch die englische Mission, welche jetzt in Polen wirkt, dieselbe adoptirt hat. — Ich stehe mit meiner Ansicht über die Wichtigkeit der Colportage durchaus nicht allein.

Das beweist die Zuschrift, die ich gleich nach Veröffentlichung meines ersten halbjährlichen Berichtes von einem evangelischen Redacteur empfing, welcher auf dem Gebiet der innern und äußern Mission ein competentes Urtheil hat, und der mir unter Anderm also schrieb:

„Der Weg, den Sie betreten haben, durch Colportage zu wirken, scheint mir ein durchaus geeigneter zu sein. Wir müssen unsere Kräfte zu vervielfältigen suchen und diejenigen Zweige unserer Thätigkeit, die auch durch Andere besorgt werden können, durch Andere besorgen lassen, damit wir selbst für die Hauptsache um so mehr Zeit und Kraft nachbehalten. Es ist dies auch immer meine Idee für unsere Wirksamkeit als Pastoren gewesen, Leute zu finden, welche andere Seelen anregen, und dieselben dann zu weiterer Begründung uns zuführen. Aber — sie finden sich so schwer! Es scheint mir aber diese Idee für die pastorale Wirksamkeit von hoher Wichtigkeit zu sein! Ein jeder Pastor müßte darnach streben, einige Alter ego's in seiner Gemeinde zu haben, welche ihm den Weg zu den Seelen bahnen und ich glaube auch, daß dies das Mittel ist, dessen sich alle Pastoren von hervorragender Wirksamkeit im Reiche Gottes bedient haben, bewußt oder unbewußt, um ihre Erfolge zu erzielen. Und bei dem jetzigen Mangel an Pastoren gewinnt dieser Weg noch gar sehr an Bedeutung. Es kommt Alles darauf an, nur erst ein Paar erweckte Leute in der Gemeinde zu haben, welche als ein Sauerteig wirken können, und der Pastor sollte keine Mühe scheuen, solche zu gewinnen. Sie wird reichliche Früchte tragen." — So weit das beistimmende Urtheil über die Wichtigkeit der Colportage.

Solcher „Alter ego's", die wir Bibelboten nennen, haben wir gegenwärtig 4; Einer wirkt und verbreitet Gottes Wort in Kurland, der zweite in Livland, der dritte in Litthauen und der vierte in Süd-Rußland. Auch in Ehstland soll im nächsten Frühling ein Colpor-

teur angestellt werden. Jeder Colporteur verdient 40—45 Rbl. monatlich, je nachdem sie viel oder wenig heilige Schriften absetzen. Ferner werden ihnen alle Reisekosten und Auslagen für Fracht zurückerstattet. Die Colporteure gehen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, von Thür zu Thüre; sie suchen die Kinder Israels auf in den Synagogen und Schulen, auf den Jahrmärkten und in ihren Läden, auf der Eisenbahn und auf den Stationen, und bieten ihnen das Wort Gottes alten und neuen Testaments an in der heiligen und in den Landessprachen. Sie verbreiten auch gute Tractate und Missionsschriften unter Juden und Christen. — Daß diese Liebesarbeit der Colporteure nicht vergeblich ist, beweisen die folgenden Zahlen: Vom Juli 1877 bis Juli 1878 verkauften und verbreiteten diese 4 Colporteure 1226 Bibeln, 4273 neue Testamente, 6021 Theile der heiligen Schrift (d. h. einzelne Evangelien und Propheten, Pentateuche und Psalmen) und 3709 Tractate, zusammen 15,229 Exemplare. — Wenn Gott, der Herr, diese reichliche Aussaat seines göttlichen Wortes mit seinem Gnadenregen von Oben bethauen wird, so kann dieser ausgestreute Same mit der Zeit keimen, Wurzel schlagen, aufgehen und Frucht bringen, dreißigfältig, sechszigfältig und hundertfältig.

Wie haben sich doch die Zeiten auch in der Judenmission geändert! Als die ersten Judenmissionare vor ungefähr 50 Jahren nach Polen und Rußland gekommen waren, pflegten sie den Juden das hebräische alte Testament zu schenken, damit sie auch das neue Testament umsonst annehmen möchten. Jetzt aber kaufen die Juden nicht nur das alte Testament, sondern auch das neue Testament. In Riga und Mitau, in Jacobstadt und in Pernau kauften viele Juden das hebräische neue Testament von Prof. Delitzsch. Es ist noch nicht so lange her, daß die orthodoxen Juden beim Vorübergehen an einer christlichen Kirche dreimal vor sich hin mit Verachtung auszuspeien pflegten mit den Worten aus dem 5. Buch Mosis 7, 26: „Du sollst es verabscheuen und als einen Ekel und Gräuel behandeln; denn Bann ist es!" wie Schreiber dieser Zeilen es selbst in seiner Jugend unzählige Mal gesehen und gethan hat. — Jetzt aber kommen viele Juden in die christliche Kirche und wohnen sogar den Gottesdiensten bei, sobald von oder über Israel gepredigt wird, wie es z. B. in Libau, Mitau, Riga und Jacobstadt geschehen ist.

In Reval fragte mich ein Pastor, ob wir denn nichts für die gefangenen Türken und Muhamedaner in unserer Mitte gethan hätten? Darauf kann ich erwidern, daß wir nicht gleichgültig an den Söhnen Ismaels, die seit einem Jahre unter uns leben und weben, vorübergegangen sind. Auch diese Anhänger des falschen Propheten waren der Gegenstand unserer christlichen Liebe. Ich besuchte persönlich die türkischen Paschas, Offiziere und Soldaten in Mitau, Riga und Jacobstadt und schenkte einem jeden von ihnen, der lesen konnte, entweder ein türkisches neues Testament, oder eine ganze Bibel. Den Pascha und den Gelehrten schenkten wir arabische Bibeln. Alle nahmen dieses Geschenk mit Dank und Freuden an. Nur ein Offizier in Mitau verschmähte es; er wurde aber dafür von den Andern zurechtgewiesen. Zum Zeichen der Dankbarkeit besuchten mich die Paschas, welche in Mitau lebten, ein paar Mal, namentlich Schefket Pascha, Zadyk Bey und Omar Pascha, der gewesene Commandant von Erzerum, und drückten ihre Dankbarkeit für dieses Andenken an ihre Gefangenschaft in Kurland aus. Beim zweiten Besuch fand ich, wie die Türken, welche lesen konnten, den Andern aus dem neuen Testamente vorlasen. Wenn diese orientalischen Gäste in ihre Heimath zurückkehren werden*), so wird Mancher von ihnen die Bibel in seiner Muttersprache als Andenken an seine christliche Gefangenschaft in seiner Hütte und Familie aufbewahren. Und wer weiß, ob nicht Mancher von ihnen in diesem heiligen Buche Den finden wird, welcher der Weg, die Wahrheit und das Leben ist?

II. Der zweite Zweig unserer Arbeit an Israel sind die Missionsreisen, die ich in Begleitung meiner Bibelboten unternehme. Im letztverflossenen Jahre machte ich 7 Missionsreisen nach Kurland, Livland, Ehstland und Litthauen, und hielt 31 Predigten und Vorträge mit directer und indirecter Beziehung auf die baltische Judenmission. Diese Reisen haben einen doppelten Zweck. Erstens, den Juden das Evangelium durch Wort und Schrift nahe zu bringen, und zweitens, das Missionsinteresse der Gemeinden durch Vorträge und Berichte zu beleben, zu fördern und auch die Pastoren von dem Stand und Fortgang der Mission in Kenntniß zu erhalten.

Auf solchen Missionsreisen macht man oft gesegnete Erfahrungen

*) Was seither bereits geschehen ist.

mit einzelnen Nicodemus- und Nathanaels-Seelen, welche im Dunkel der Nacht mit Furcht und Zittern das Licht der Welt suchen. Solche Zusammenkünfte und Gespräche in der Stille der Nacht entschädigen den müden Arbeiter im Weinberge Israels für alle Entbehrungen und Strapazen der Reisen und für alle Schmähungen und Verwünschungen, die er so oft hören muß.

In Jacobstadt hielt ich einen Vortrag über die Bedeutung Israels nach dem alten und neuen Testament in der dortigen Kirche, in welcher auch einige Juden anwesend waren; am darauffolgenden Tage ging ich auf den Markt, um meinem Colporteur beim Verkauf der heiligen Schriften behilflich zu sein. Da kam mir ein jüdischer Greis entgegen, drückte mir freundlich die Hand und dankte mir herzlichst für den Vortrag, den ich in der lutherischen Kirche gehalten habe. Aehnliche ermuthigende Erfahrungen machte ich in Kowno und in Bialystock, wo ich im Mai dieses Jahres war und Vorträge über die Mission unter Israel in den dortigen lutherischen Kirchen hielt. Den Pastoren von Wilna, Kowno und Bialystock mußte ich versprechen, im Herbst dieses Jahres wiederzukommen, um noch einige Vorträge über denselben Gegenstand zu halten. Ein Beweis, daß auch den Gemeinden solche Nachrichten aus dem Weinberg Israels willkommen sind.

Aber die schönsten und interessantesten Erfahrungen machte ich in der litthauischen Hauptstadt, in Wilna, welche gegen 90,000 Einwohner zählt, von denen über 50,000 Juden sind. — Die meisten gebildeten Juden von Wilna haben zwar mit dem Talmud und mit dem rabbinischen Judenthum gebrochen, stehen aber noch auf dem Grund und Boden des alten Testaments, und darum sind diese Juden nicht fern vom Reiche Gottes. — Ich besuchte in Wilna einen reichen, gelehrten und allgemein verehrten hebräischen Schriftsteller, welcher im neuen Testament so bewandert ist, wie ein christlicher Theolog. Er konnte ganze Abschnitte aus dem neuen Testamente auswendig hersagen. Wir unterhielten uns mehrere Stunden lang über das Christenthum und über die Stellung Israels zu demselben. Der greise Hebräer äußerte sich unter Andern folgendermaßen: „Seit 1800 Jahren ist mein Volk schwer krank; Israel kann und soll aber geheilt werden; doch giebt es für mein Volk keine andere und bessere Medicin als das Evangelium und Christenthum; darum finden Sie in meinen hebräischen

Werken so viele Citate aus dem neuen Testamente." — Das sind Worte aus dem Munde eines Mannes, der durch seine Werke tausende und abertausende seiner Volks- und Glaubensgenossen geistig beeinflußt. Er schenkte mir einige seiner hebräischen und russischen Werke und versprach, mich zu besuchen. Ein anderer berühmter hebräischer Schriftsteller in Wilna, welcher die besten Producte der deutschen und französischen Literatur in's Hebräische übersetzt hat, empfing mich mit den Worten aus dem 1. Buch Mosis 33, 10: „Raithi pancha-kireoth pene elohim!" d. h.: Ich sehe dein Angesicht, als sehe ich das Antlitz Gottes. Ich blieb bei diesem edlen Gelehrten einige Stunden und wir unterhielten uns über das Christenthum. Auch der Sohn und die Frau dieses Gelehrten waren sehr empfänglich und freundlich. Der 22jährige Schwiegersohn dieses Schriftstellers suchte mich schon in Warschau vor einigen Jahren auf. Zum Abschied schenkte er mir sein neuestes hebräisches Werk in 10 Bänden, das er aus dem Deutschen in's Hebräische in einem reinen classischen Styl übersetzt hatte.

Ferner besuchte ich auch das hebräische Seminar zu Wilna, in welchem 50 hebräische Jünglinge zu Lehrern für Israel ausgebildet werden. Der Director dieser Anstalt, Herr Staatsrath S., ist aber ein evangelisch-lutherischer Christ aus den Ostseeprovinzen. Ein Missionar, oder wenigstens ein Katechet, der beständig in Wilna wohnen würde, könnte unter den dortigen Juden im Segen und mit Erfolg wirken.

III. Der dritte Zweig unserer Mission ist der Unterricht der wahrheitssuchenden Hebräer, die geistliche Vorbereitung derselben zur heiligen Taufe und die Pflege der getauften Proselyten.

Im letzten Missionsjahre unterrichtete ich länger oder kürzer 16 Kinder Israels in den Heilswahrheiten des Christenthums, nämlich 12 Jünglinge und 4 Jungfrauen, von denen nur 2 Töchter Abrahams, eine aus Kurland und die andere aus Litthauen, getauft wurden. Die Uebrigen mußten wir entlassen, entweder, weil wir uns von ihrer Aufrichtigkeit nicht überzeugen konnten, oder sie wurden uns von den Mitauschen Juden durch List oder Gewalt entführt. Einige mußten wir ziehen lassen, weil sie die nöthigen Päße oder Legitimationspapiere nicht besaßen. Wieder Andere mußte ich mit schwerem Herzen zurückweisen, weil ich keine Beschäftigung für sie finden und sie nirgends unterbringen konnte.

Ein bescheidener Jüngling aus Schaulen hat sich im letzten Jahre

tapfer bewährt und musterhaft aufgeführt. Er mußte seit August vorigen Jahres schon mehrere harte Feuerproben von Seiten seiner Mutter und von seinen Verwandten und Glaubensgenossen bestehen. Aber er widerstand allen Drohungen und Versprechungen seiner Verfolger. Denunciationen und Beschwerdeschriften wurden von den Juden eingereicht, an die Regierung, an die Polizei und an das kurländische evangelisch-lutherische Consistorium mit dem thörichten Verlangen, die christlichen Behörden sollten den 19jährigen Jüngling zwingen, zum Judenthum zurückzukehren. Dazu wollte sich aber keine Behörde verstehen. Darum wurde der Jüngling in den Lehren des Christenthums und der evangelisch-lutherischen Kirche gründlich unterrichtet, und nachdem er seine Prüfung beim kurländischen General-Superintendenten bestanden hatte und die ministerielle Erlaubniß aus St. Petersburg angekommen war, wurde er am 13. Sonntag nach Trinitatis, den 10. September a. St., in der Mitauschen lettischen Kirche in Gegenwart der versammelten Gemeinde feierlich getauft. Dieser Jüngling trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern will nur ein bescheidener Landmann werden und im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdienen. Und da er die lettische Sprache sehr gut und die deutsche nur sehr mangelhaft versteht, so empfing er die heilige Taufe in der lettischen Kirche und in der lettischen Sprache. — Ferner kam ich noch in nähere Berührung mit 69 andern Juden, welche geistliche Speise und Nahrung in Wort und Schrift durch uns empfangen haben; das sind solche Hebräer, welche mit dem Verstande von der Wahrheit des Christenthums wohl überzeugt sind, aber noch nicht den Muth und Glauben haben, einen regelmäßigen christlichen Religionsunterricht anzufangen. Solche Seelen gleichen dem Nicodemus und suchen Jesum und seine Diener nur bei Nacht auf. Ein solcher furchtsamer Nicodemus, ein 60jähriger frommer Schneidermeister R. in Mitau, kam zu mir und bat um Unterricht in der christlichen Religion. Er machte zwar auf uns den Eindruck eines heilsbegierigen und redlichen Mannes, aber er war von einer unbegreiflichen Angst und Furcht besessen. So oft er zu mir kam, zitterte er an Leib und Seele. Der Mann hat eine große Familie, viele Kinder, Enkel, Freunde und Bekannte und Kunden; daher seine große Angst, nicht entdeckt zu werden. — Zu diesen schwankenden Seelen gehört auch ein jüdischer Schulmeister aus F. und eine hiesige jüdische Dame, welche noch auf

beiden Seiten hinken. — Einen andern hoffnungsvollen und begabten jüdischen Jüngling, Namens Katznelnsohn, schickte uns Pastor Pussul aus St. Petersburg hieher zu, mit einer warmen Empfehlung und mit der Bitte, wir möchten ihn in christlicher Liebe aufnehmen und uns seiner geistlich und leiblich annehmen. Es fand sich auch eine hiesige christliche Familie, welche diesen Jüngling in's Haus nahm, und ich begann ihn in den Heilswahrheiten zu unterrichten. Aber kaum war er zwei Wochen in Mitau, so gelang es dem hiesigen jüdischen Anti-Missionar Levy, den fremden Jüngling in sein Haus zu locken, und an demselben Tage verschwand Katznelnsohn spurlos, so daß wir noch bis heute nicht wissen, was aus diesem Jünglinge geworden ist. Dieser schlaue Anti-Missionar Levy entriß und entführte uns schon mehrere hoffnungsvolle Zöglinge, die länger oder kürzer bei uns im Unterricht waren.

Das sind in großen Zügen meine Erlebnisse und Erfahrungen, die ich im ersten Jahre meiner Wirksamkeit in der baltischen Mission gemacht habe. Ich schilderte nicht nur die Lichtseiten dieses Werkes, sondern ich offenbarte auch die Schattenseiten und Nöthe dieser Mission, um die Freunde Israels dadurch zur Fürbitte zu bewegen; denn wenn der Herr selbst den ausgestreuten Samen seines göttlichen Wortes mit seinem Frühregen und Spätregen nicht begießt und bethauet, so ist unsere Arbeit doch vergebens. Und wenn ich nur von drei Taufen berichten kann, so tröste ich mich mit dem Ausspruch des großen Heidenapostels Paulus, welcher sagt: „Christus hat mich nicht gesandt zu taufen, sondern das Evangelium zu predigen —" was im letzten Jahre reichlich geschehen ist. Wir wollen uns viel lieber mit diesen wenigen aufrichtigen Seelen, die der Herr uns zugeführt, begnügen und sie geistlich pflegen, als von vielen Judentaufen zu berichten, welche der Mission große Ausgaben verursachen, aber der Kirche Christi keinen Segen bringen. Diesen drei Seelen aber, Debora, Rebekka und Michael, die wir im letzten Missionsjahre getauft haben, können wir getrost das Zeugniß geben, daß sie ihren Heiland und Erlöser aufrichtig lieb haben. Debora rief nach Empfang der heil. Taufe unter Thränen aus: „O, wie bin ich nun so glücklich!" Und Rebekka und Michael strahlten vor Freuden, als ich ihnen mittheilte, daß die ministerielle Erlaubniß zu ihrer Taufe aus St. Petersburg schon angekommen sei.

Wir könnten aber noch viel segens- und erfolgreicher wirken,

wenn wir ein Asyl für wahrheitssuchende und verfolgte Hebräer haben würden. Denn, wenn ich genöthigt bin, die Israeliten und Proselyten bei verschiedenen Lehrern und Wirthen auf dem Lande unterzubringen und hohes Pensionsgeld für sie zu zahlen, wie bisher geschehen ist, so bin ich doch nicht im Stande, solche Proselyten zu unterrichten, zu beobachten, noch sie christlich zu beeinflussen. Darum sollten wir nothwendig ein solches kleines Asyl haben, wo die wahrheitssuchenden und verfolgten Hebräer und Hebräerinnen, die sich zur Taufe melden, eine Zuflucht und Beschäftigung finden könnten, wenigstens für die Zeit des Unterrichts, bis sie getauft werden. Rußland beherbergt über 3 Millionen Juden, die zum Theil viel empfänglicher sind, als die deutschen Juden, und doch besitzt es nur ein einziges kleines Asyl in Kischinew! Die baltische Mission würde ganz andere Resultate und Erfolge aufweisen können, wenn sie ein solches Centrum mit einem Asyl und Hausvater hätte! Darum legen wir diese Angelegenheit allen Freunden des Reiches Gottes, welche ein warmes und barmherziges Herz für die verlorenen Schafe aus dem Hause Israel haben, an's Herz. — Der große Kirchenvater Augustinus sagt an einer Stelle: „Amo omnes Judaeos, propter unum Judaeum!" So sollen auch wir die Juden lieb haben um des großen Juden willen, der uns zuerst geliebet hat, da wir noch seine Feinde waren.

Endlich theilen wir noch den Freunden Israels mit, daß wir im August dieses Jahres auch 2 Bibelfrauen oder Evangelistinnen in Mitau angestellt haben, welche unter den Töchtern Israels im Segen wirken. Was die Colporteure für Israel männlichen Geschlechts thun, das thun die Bibelfrauen für Israel weiblichen Geschlechts. — Denn uns Männern sind die jüdischen Mütter und Töchter absolut unzugänglich. Das liegt schon in der Beschaffenheit und Art und Weise des jüdischen Familienlebens, welches die Frau von der Theilnahme am religiösen und socialen Leben ausschließt. Die Mittel zur Besoldung einer dieser Bibelfrauen giebt uns eine edle und fromme Dame aus Livland, die ein warmes Herz für Israel hat, aber ihren Namen nicht genannt wissen will. Der Herr aber, der diesen Namen kennt, wird es ihr dermaleinst öffentlich vergelten, was sie im Verborgenen für Sein Bundesvolk thut. Die andere Bibelfrau ist vorläufig provisorisch angestellt und wird besoldet von der Missionskasse. Gott der Herr aber, dem Gold und Silber ge-

hört, lenke die Herzen Seiner Kinder, welche diese Zeilen lesen, und mache sie willig, uns die Mittel zur Anstellung einer solchen Bibelfrau auch in Riga darzureichen.

Die Aufgabe dieser Bibelfrauen besteht hauptsächlich darin, die leiblich und geistlich Armen weiblichen Geschlechts aufzusuchen und zu besuchen; ihnen mit Rath und That nach Kräften beizustehen, namentlich den armen Hausmüttern zur Seite zu stehen; das Wort Gottes ihnen zur gelegenen Zeit vorzulesen, sich ganz besonders der Jugend weiblichen Geschlechts anzunehmen, die Mädchen zum Besuch irgend einer christlichen Schule anzuhalten, oder sie selbst zu unterrichten, ihnen den Sinn für Ordnung und Reinlichkeit beizubringen; die Leichtsinnigen zu ermahnen und die Betrübten zu trösten, die Verzagten aufzurichten und die Gottlosen zurechtzuweisen; die Bibelfrauen sollen mit Einem Wort die besten Hausfreundinnen der jüdischen Mütter und Töchter sein! Sie sollen Frieden stiften und Segen bringen in die Hütten der geistlichen und leiblichen Armuth. Sie sollen die jüdischen Frauen, Mütter und Töchter nicht bekehren, — denn das ist das Werk des heiligen Geistes, — sondern sie sollen sie vielmehr durch Wort und Wandel, mit Rath und That *christlich beeinflussen*. Das Vorbild dieser Bibelfrauen muß Jehova, der Herr selbst, sein, der durch den Mund seines Propheten Hesekiel also spricht: „Ich will das Verlorne suchen und das Verirrte will ich wiederbringen; das Verwundete will ich verbinden und das Schwache will ich stärken. Ich will sie behüten und weiden, wie es recht ist“ (Hes. 34, 16). Das ist das edelste Vorbild und die schönste Instruction für unsere Bibelfrauen, welche ihre Aufgabe nach dieser Instruction und nach bestem Wissen und Gewissen zu erfüllen suchen. Gott der Herr aber schenke ihnen dazu die nöthigen Gaben: Liebe, Geduld und Ausdauer; Weisheit und Barmherzigkeit; zur Ehre Seines Namens und zum Heil der Töchter Israels.

Bei dieser Gelegenheit theilen wir noch allen mit uns verbundenen Freunden Israels mit, daß Mitau vom 1. October v. J. an aufgehört hat eine Missions-Station der baltischen Judenmission zu sein, welche nach Riga verlegt wurde. Riga, die Hauptstadt der russischen Ostseeprovinzen, wo auch das Central-Comité für Juden-Mission seinen Sitz hat, ist seit dem 1. October 1878 auch der Wohnsitz des baltischen Missionspastors, der zugleich die kirchliche Stellung

eines livländischen Pfarr-Vicars in der evang.-luth. Landeskirche bekleidet. — Die Gründe, die uns bewogen, die baltische Missionsstation von Mitau nach Riga zu verlegen, sind folgende:

1. Zu einer Missionsstation darf nicht eine kleine Stadt, sondern immer ein größeres Centrum oder eine Hauptstadt gewählt werden, wo viele Menschen kommen und gehen. Auch der Apostel Paulus schlug sein Hauptquartier überall nur in größeren Städten und Centren auf, und nach diesem Grundsatz handeln gegenwärtig auch alle Missionsgesellschaften unter Heiden und Juden.

2. In Mitau konnten wir für die wahrheitssuchenden Israeliten und Proselyten keine Beschäftigung finden und waren genöthigt, sie auf dem Lande unterzubringen. Solche auswärts untergebrachte Jünglinge konnten wir aber nicht unterrichten, noch christlich beeinflussen. Dagegen hoffen wir, in Riga mehrere Meister und Handwerker von christlicher Gesinnung zu finden, welche bereit sein werden, wahrheitssuchende Israeliten und bewährte Proselyten in die Lehre zu nehmen oder sie sonst zu beschäftigen.

3. In dem kleinstädtischen Mitau ist der jüdische Einfluß so stark und compact, daß eine Missions-Station dort nicht wohl prosperiren konnte; denn die Juden, welche dort eine Macht bilden, überwachten die Thätigkeit und jede Bewegung des Missions-Pastors und seiner Katechumenen mit Argusaugen, und sobald sie merkten, daß ein Katechumen unterrichtet und zur heiligen Taufe vorbereitet wurde, thaten sie ihr Möglichstes, um denselben durch List und Gewalt abtrünnig zu machen.

4. In einer größeren Stadt aber, mit einer überwiegenden christlichen und evangelischen Bevölkerung, sind die wahrheitssuchenden Israeliten und bereits getauften Proselyten nicht so sehr den Nachstellungen und Verfolgungen ihrer Glaubensgenossen und Verwandten ausgesetzt.

5. Seit Mitau eine Missionsstation ist, hat sich meines Wissens noch kein einziger Mitauscher Jude zum Christenthum bekehrt und auch wir haben seit Juli 1877 unser Möglichstes gethan, um den Mitauschen Juden näher zu treten; aber wir konnten beim besten Willen nichts unter ihnen ausrichten. In Riga dagegen kommen und gehen jährlich Tausende von Juden aus Polen, Litthauen und Rußland, welche viel empfänglicher sind, als die Mitauschen Reform-

Juden. Und endlich richten auch unsere Colporteure unter den Juden in Riga viel mehr aus, als unter den Juden in Mitau; denn sie verkaufen in Riga viel mehr hebräische Bibeln und neue Testamente als in Mitau.

Möge auch der Herr zu diesem Beschluß des Central-Comité's und zu dieser Veränderung in der baltischen Mission Sein Ja und Amen sagen.

Schließlich empfehlen wir noch unser ganzes Missionswerk der fürbittenden christlichen Liebe aller aufrichtigen Freunde Israels, nah und fern, mit der ergebensten Bitte, es auch ferner durch Wort und That nach Kräften unterstützen zu wollen.

Und Gott, der in Seinem Worte verheißen hat, wohl zu thun Denen, die Jerusalem lieb haben, und zu segnen, die mit der Tochter Zion freundlich reden, der dreieinige Bundesgott Israels sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns; ja das Werk unserer Hände wolle Er in Gnaden fördern! Amen!

Riga. Pastor Paulus Dworkowicz,
livl. Pfarr-Vicarius.

Dorpat. [Die Januar-Conferenz 1878/79. Bericht von Prof. Al. v. Oettingen.] Im vorigen Jahre hatte die üblich gewordene Pastoral-Conferenz in Dorpat die Kirchenzuchtfrage zum Gegenstande ihrer Berathung gemacht. Durch Nerling's Schriften über diese Materie erschien die Wahl des Themas motivirt. Auch drängen die kirchenpolitischen Zeitverhältnisse mehr und mehr zu einer Entscheidung in dieser praktisch wichtigen Frage, welche mit der kirchlichen Verfassungsfrage in so engem Zusammenhange steht. Der Gefahr eines rigoristischen Separatismus gegenüber ward in der Conferenz vom 19. Januar 1878 auf die Nothwendigkeit der zuwartenden Geduld und Milde hingewiesen, die den concreten Zuständen Rechnung trage und die so lange möglich sei, als unsere landeskirchlichen Verhältnisse, auf dem Boden des guten, zu Recht bestehenden Bekenntnisses, eine seelsorgerische Zuchtübung im evangelischen Sinne ermöglichen. Andererseits ward mit Entschiedenheit hervorgehoben, daß die Uebung einer wirklichen Kirchenzucht anzustreben, aber nur in dem Maße zu erreichen sei, als es den Amtsträgern gelänge, die Gemeinden zu dieser Aufgabe mit heranzuziehen.

Nachdem am Vormittage verschiedene Vorträge über den
regten Gegenstand gehalten worden (von Prof. Volck üb
Stellung des alten und neuen Testaments zu der Zuchtfrage
Pastor Holst zu Kannapäh über die Selbstzucht, welche im H
auf den christlichen Glaubensstand ihrer Gemeinden die Pa
an sich zu üben hätten, von Prof. F. Hoerschelmann zur Begrü
der von ihm gestellten Thesen), ward am Abend desselben Tages
stattgehabter eingehender Discussion als einstimmig acceptirtes
tat der Conferenz Folgendes festgestellt:

1) (Begriff und Object der Kirchenzucht.) Die Kirchenzu
diejenige Thätigkeit der Kirche, durch welche sie, unter V
setzung seelsorgerischer Arbeit, gegen solche Gemeindeg
welche durch böswillige Angriffe auf die heilsame Lehre
ein die Ehre der Gemeinde schändendes Leben öffentlich A
niß geben, mit rein christlichen Mitteln strafend reagir
nöthig dieselben im Falle hartnäckiger Unbußfertigkeit aus
Mitte hinausthut.

2) (Zweck der Kirchenzucht.) Zu den grundlegenden Wesen
malen der wahren Kirche (notis ecclesiae) gehört die K
zucht nicht. Sie will vielmehr als eine zur Selbsterhaltu
Kirche nothwendige, rettende Liebesarbeit, resp. als ein
Herrn gebotene Selbstbethätigung derselben angesehen sei

3) (Subject der Kirchenzucht.) Subject der Kirchenzucht ist
das Amt allein, noch die Gemeinde allein, sondern die
in ihrer gegliederten Einheit, so daß der Pastor unter d
zustrahenden Hilfe von Presbytern (Zuchthelfern) und unt
kirchenrechtlichen Controle des Kirchenregiments die Zu
Dienste des Herrn und im Namen der Gesammtgemeinde
Christi zu üben hat.

Anm. Nur als Nothstand kann es geduldet werden
— bei etwaiger Theilnahmlosigkeit oder Unfä
der Gemeinden — die Pastoren zur Zuchtübu
nöthigt werden.

4) (Grade der Kirchenzucht.) Obwohl in Betreff der Grad
Kirchenzucht der Ausschluß aus der Kirche als Spitze der K
zucht (Excommunication, großer Bann) auf biblischer Gru
ruhend anzuerkennen ist, so lassen sich doch die amtliche Admo
in Zeugengegenwart und die zeitweilige Sacramentsverweig

(der sogen. kleine Bann) als einzige gegenwärtig durchführbare Kirchenzuchtmittel bezeichnen, so lange die zuchtübende Gemeinde (im Sinne von These 3) fehlt.

5) (Praktische Durchführung.) Die annoch beschränkte Kirchenzucht darf nicht Anlaß sein zum Austritt aus der Landeskirche und zu freikirchlichen Neubildungen; die Kirche hat vielmehr darnach zu streben, durch Benutzung aller vorhandenen Mittel und durch allmähliche Beseitigung der Hindernisse eine Kirchenzucht im Sinne von These 1—4 zu ermöglichen.

Während im vorigen Jahre 51 Theologen sich an unsern Bemühungen in der Pastoralconferenz betheiligten, hatten sich dieses Mal 58 Amtsbrüder zu dem genannten Zweck versammelt. Als Thema war die Frage aufgestellt worden: „Auf welchem Wege gelangen wir zu einer erbaulichen Behandlung der Lehre von der Person Christi?“

Referent hatte es übernommen, da die Conferenz in seinem Hause eröffnet wurde, die Wahl des Themas zu rechtfertigen und zu begründen. Er knüpfte dabei an das Wort Pauli Phil. 3, 1—16 an. Paulus, der hochbegnadigte Heidenapostel, dem der auferstandene Herr persönlich erschienen war, bezeichnet sich selbst — den „von Christo Ergriffenen“ — als einen solchen, der sich nicht für „vollkommen“ erachte, auch nicht in seinem Verständniß Christi, vielmehr bekennet er, daß es fort und fort gelte: „zu erkennen ihn und die Kraft seiner Auferstehung“ (διώκω δὲ εἰ καὶ καταλάβω). Diese demüthig ringende Gesinnung, dieses Jagen nach dem vorgesteckten Kleinod einer stets vertieften Erkenntniß Christi im Bewußtsein des eigenen Stückwerkes (ἐκ μέρους γινώσκομεν) bezeichnet Paulus geradezu als Zeugniß unserer christlichen „Vollkommenheit“, unserer Rechtschaffenheit vor Gott dem Vater (ὅσοι οὖν τέλειοι — τοῦτο φρονῶμεν). Und in diesem Ringen, in dieser immer weiter strebenden geistlichen Gesinnung soll der Einzelne nicht seinen eigenen Weg gehen. Es kommt darauf an, daß wir nach derselben Regel (τῷ αὐτῷ κανόνι) wandeln, um auch in Betreff der fortschreitenden Erkenntniß Jesu Christi zum Gleichgesinntsein (αὐτὸ φρονεῖν) zu gelangen. Denn das Ziel ist — wie derselbe Apostel Eph. 4, 14 f. ausführt — daß wir Alle hinankommen zur

Einheit des Glaubens und der Erkenntniß des Sohnes Gottes, d. h. ein vollkommener Mann werden bis zum Maß des Alters, wie es in der Fülle Christi — im πλήρωμα τοῦ Χριστοῦ — enthalten ist.

So motivirte sich im Hinblick auf unser gemeinsames tiefstes Heilsbedürfniß das Thema, das wir gewählt, wie von selbst. Wir folgten einfach der Mahnung des Apostels und ließen uns jene Cardinalfrage des Herrn: wie dünket Euch um Christo? weß Sohn ist er? — auch an das theologische Gewissen gehen. Nicht um zu belehren, geschweige denn in kritischer Absicht gegenüber der pastoralen und katechetischen Praxis, hatten wir dieses Thema aufgestellt. Nein, gemeinsam vertiefen wollten wir uns in dasselbe mit Beziehung auf das praktische Zeitbedürfniß und die Erbauung der Gemeinden. Ja, im wahren biblischen Sinne erbauen wollten wir uns auf dem Grunde, der gelegt ist (1 Kor. 3, 10), auf dem einigen Eckstein, der unser ganzes kirchliches Gebäude trägt und uns für unsere berufsmäßige Lehrwirksamkeit das einzig haltbare, alle Stürme der Zeit und der Anfechtung überdauernde Fundament giebt.

Erbauen heißt — wie wir Alle wissen — nicht so viel, als rühren oder im pietistischen Sinne Herzensbewegung und erweckliche Gefühlseindrücke hervorrufen. Nach biblischer Anschauung gehört zur Erbauung (οἰκοδομή) wesentlich dieses: auf jenem schon gelegten fundamentalen Felsengrunde (vgl. Matth. 7, 24 ff.) vollständiges und gutes Material, nicht Holz, Heu und Stoppeln (1 Kor. 3, 13 ff.) — setzen, damit diese lebendigen Steine (wie Petrus sagt 1 Petr. 2, 5; cf. Matth. 16, 16 ff.) in gottgewollter Ordnung zum geistlichen Hause zusammengefügt werden, so daß wir dabei stets den gesammten Bau, den Tempel Gottes (ναὸς θεοῦ) und die Krönung des Gebäudes als Ziel im Auge haben. Dann allein kann sich auch unter uns die Mahnung des Apostels erfüllen, daß der Leib Christi wachse und zur Verherrlichung gelange, jener Leib, wo dann Paulus im Kolosserbriefe (1, 13; 2, 9 u. 17 ff.) sagt, daß Christus, in dem alle Fülle der Gottheit wohnt, sein Haupt sei und wir ihm eingegliedert seien, auf daß wir einen jeglichen Menschen darstellen „vollkommen in Christo Jesu“ (Kol. 1, 27).

Dieses stete Sicherbauen auf dem einigen Grunde ist unser tiefstes, gemeinsames Bedürfniß nicht blos im Zusammenhang mit unserer persönlichen Heilsvergewisserung, sondern auch im Hinblick auf unsere gemeinsame Lehr- und Berufsarbeit in dieser ernsten Zeit. Wir

können unſere Gemeinden und Schüler nur dann wahrhaft fördern im lebendigen Glauben und in der tieferen Erkenntniß Chriſti, wenn wir uns innerlich auf dieſem Grunde ſelbſt zu erbauen wiſſen — auch mit Rückſicht auf die ſonderlichen Zeitgefahren.

Jene Cardinalfrage, wie dünket Euch um Chriſto? — iſt zwar keine Zeit-, ſondern eine Ewigkeitsfrage. Nicht irgendwelche Opportunitätsrückſicht hatte uns veranlaßt, dieſelbe für den Zweck der amtsbrüderlichen Beſprechung in den Vordergrund zu ſtellen. Sie ließ ſich auch nicht ſo concret aus gewiſſen Zeiterſcheinungen motiviren, wie etwa die bisher von uns beſprochenen Themata. Im Jahre 1876 war die Heiligungsfrage im Lichte von Röm. 7 durch die Pearſall Smith'ſche Bewegung bedingt; im Jahre 1877 ward die Inſpirationsfrage gewählt im Anſchluß an meine Schrift: Antiultramontana ꝛc., welche mehrfach Anſtoß gegeben und Mißverſtand hervorgerufen hatte; im Jahre 1878 beſprachen wir die Kirchenzuchtfrage aus den ſchon oben angeführten Gründen. Jetzt ſchien uns die ganze Zeitlage, die der ganzen Kirche Chriſti drohenden Verſuchungen und Kämpfe, insbeſondere aber die neueren Entwickelungsmomente der Theologie in Lehre und Leben auf die ernſte Reviſion der chriſtologiſchen Kernfrage hinzudrängen. Und Gott ſei Dank — wir brauchen unter uns die ernſte, tiefe Unterſuchung ſolcher dogmatiſcher Centralpunkte nicht zu ſcheuen, wie das ſo oft bei den in Deutſchland tagenden Conferenzen der Fall iſt, die aus Angſt vor einem klaffenden Diſſenſus ſich bei der Wahl ihrer Discuſſionsthemata lieber in der Peripherie bewegen und die Vertiefung in die Kernfragen ſcheuen. Wir ſind deß freudig gewiß, daß in dem Glauben und Bekenntniß des einigen Sohnes Gottes wir Alle unſeren ewigen felſenfeſten Troſt haben und uns in dieſem Glauben gegenſeitig verſtehen, tragen und unſere Arbeit an den Gemeinden und an unſeren Schülern ausführen. Aber es iſt ein Unterſchied, ob wir perſönlich in unſerer Gewiſſensnoth Chriſtum als unſeren „Herrn und Gott“ gefunden und anbeten gelernt haben; oder ob wir es verſtehen, die Lehre von ſeiner Perſon in einer der bibliſchen Grundlage und dem Bedürfniß der Gemeinde entſprechenden Weiſe auch zu behandeln und ſo ſelbſt an unſerem Theile beizutragen zur wahren Erbauung des Leibes Chriſti.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die kirchliche und theologiſche

Zeitlage und fragen wir: wie läßt sich da Motiv und Bedürfniß für die Wahl und nähere Präcisirung unseres Themas nachweisen.

Daß es heut zu Tage nicht darum zu thun sein kann, in confessionellem und dogmatischem Eifer die orthodoxe Metaphysik des 16. u. 17. Jahrhunderts mit Bezug auf die Lehre von der Person Christi wieder wach zu rufen, liegt auf der Hand. Nicht blos Strauß'schen Offenbarungsleugnern würden wir bei solchem Verfahren vollkommen unverständlich und unerträglich sein, sondern auch allen suchenden Seelen würden wir dann nur Steine statt Brod bieten, und an unserm Theil, statt zu erbauen, selbstverschuldetes Aergerniß geben. Es gilt in der That, wie in den meisten einzelnen Glaubenslehren, so namentlich auf christologischem Gebiete die Dogmatik durch die Ethik, die Glaubenswahrheiten durch die sittlich-humanen und historischen Geistesmächte wieder zu beleben und, wo es gilt — den ehrlichen Gegnern gegenüber — zu erobern.

In der Reformationszeit war die Lehre von der gottmenschlichen Person Christi in dem Sinn Kern und Stern des articulus stantis et cadentis ecclesiae, daß in der Versöhnungsthat und in der lebendigen Gegenwart des verklärten Herrn der ganze Trost der Heilsgewißheit ruhte. Die lutherische Rechtfertigungslehre war durch und durch christocentrisch. Und Luther vertiefte sich wie bei der Abendmahlsfrage, so bei dem sola fide in den solus Christus, den wahrhaftigen Gott und Menschen in Einer unzertrennten Person, und beurtheilte schließlich auch jedes Buch der heil. Schrift darnach, ob und wie es „Christum treibe." Die in Wort und Sacrament verbürgte Gegenwart des gnadenreichen Herrn bildete den Angelpunkt des angefochtenen, nach Sündenvergebung und Heilsgewißheit dürstenden Gewissens.

Melanchthon, der praeceptor Germaniae, kannte daher — wie Paulus im Römerbrief — nur den Einen Grundgedanken der Rechtfertigung aus Gnaden, und ließ bei seiner ersten, aus einer Darlegung des Römerbriefes entstandenen Bearbeitung der Loci theol. alle metaphysischen Untersuchungen über die Gottheit Christi und die beiden Naturen als scholastisch-dogmatischen Kram bei Seite. Gegenüber den Reformirten ward es aber allmählich nothwendig, auch diese Fragen und ihre theologische Durchführung in der Concordienformel auf biblischer Grundlage sich zur Aufgabe zu machen. So lange die

goldene Lehre von der communicatio idiomatum in solchem Zusammenhange, in eminent erbaulicher Tendenz behandelt wurde, war sie ein lebendiger Born des kirchlichen Zeugnisses und wissenschaftlich christologischer Denkarbeit.

Sobald die theologischen Haarspaltereien begannen und man vom absoluten Gottesbegriff, von Oben statt von Unten, von logischen Prämissen, statt von heilsgeschichtlicher Basis und vom kirchlichen Bedürfniß auszugehen, anfing in vornehm metaphysischer Dialectik die Christologie zu construiren, verlor sie im 17. Jahrhundert ihre weltbewegende und Leben wirkende Bedeutung. Die Formel, das orthodoxe Schema, die Schuldogmatik verdrängte das unmittelbare Heilsinteresse. Der Heilswerth und die Reichsgedanken Jesu traten in den Hintergrund. Wie kann es uns da Wunder nehmen, daß der Pietismus im Frommen, der Rationalismus im humanen Interesse reagirte. Jenem wurde Christus lediglich der persönliche Trostbringer, und die noch jetzt in Herrnhut nachklingende mystische Gemeinschaft der Seelenbraut mit dem himmlischen Bräutigam ward in überschwänglicher Gefühlsseligkeit einseitig betont, auf Kosten der universellen Reichsidee und der im „Menschensohne" gipfelnden, heilsgeschichtlich angebahnten Humanitätsgedanken Gottes.

Der aller tieferen Sündenerkenntniß und Gewissensnoth baare, selbstzufriedene Rationalismus erging sich sodann im Bewußtsein der eigenen Vernunft und Menschenwürde und verherrlichte den nach seinen Gelüsten umgebildeten Christus als das sittliche Ideal und lehrende Vorbild der Tugend und Weisheit, ohne den Widerspruch dieser selbstgemachten Christus-Idee mit dem Selbstzeugniß des evangelischen Christus und der ganzen heilsgeschichtlichen Vergangenheit zu ahnen.

Nichts half es, als der wohlmeinende, aber auf beiden Seiten hinkende Supranaturalismus für die „anbetungswürdige Gottheit Christi" in halb socinianischer Weise eintrat und den die Vernunft doch nicht befriedigenden Scheinbeweis für diese „Göttlichkeit" des Herrn aus den Wundern und vereinzelten Schriftsprüchen versuchte. Die Negation ging ihren Gang fort und verfestigte sich nach Vorgang des Wolffenbüttler Fragmentisten in der Strauß'schen Leugnung nicht blos der Gottheit, sondern schließlich der Moralität, des sittlich urbildlichen Charakters Jesu (Hartmann).

Das sogenannte „modern gläubige Bewußtsein" reagirte, durch Schleiermacher geweckt. Die erfahrungsmäßige Berührung mit Jesu von Nazareth, dem Anfänger der neuen Menschheit, dem göttlichen religiösen Urbilde wurde gefordert und das christliche Gemeinwesen zu neuer Kräftigung des Gottesbewußtseins durch das „Sein Gottes in Christo" aufgerufen. Und die Hegelianer von der strikten Observanz schwärmten für die in Christo angebahnte Gottmenschheitsidee, die sich erst im modernen speculativen Bewußtsein zur vollen Blüthe, zu wahrhaft logischer Selbsterfassung geläutert und entwickelt habe.

Da erwachte das kirchliche Bewußtsein auf Grund erneuter und vertiefter Schriftforschung. Denn trotz der Verherrlichung des religiösen Urbildes und des Gottmenschheitsideals in Christo verlief die moderne Gläubigkeit doch mehr und mehr in den Sand rationalisirender oder speculativer Construction des Christusbildes.

Auf der Einen Seite wurde zwar mehr die Geschichtlichkeit Jesu betont und der absolute, sittlich-religiöse Heilswerth der einzigartigen Persönlichkeit anerkannt, — durch Männer wie Schenkel und Keim in phrasenhafter Begeisterung für das „Christenthum Christi" nach mehr rationalistischer Schablone, — durch Männer wie Ritschl und Lipsius in tieferer, reichsgeschichtlich-praktischer (kantisch-gefärbter) Tendenz.

Auf der andern Seite ward mehr der ideale Christus mit speculativer Begründung, Christus als das metaphysische, universelle Welt- und Humanitätsprincip hervorgehoben, von Theologen wie Rothe und Biedermann in hegelschgefärbter Entwickelung, durch Männer wie Pfleiderer, Al. Schweizer, Schulze u. A. mehr nach Schleiermacher'scher Grundidee.

Solchen Gefahren der neueren Theologie gegenüber hilft es nichts, wie Kahnis, Vilmar und einigermaßen auch Philippi dazu neigen, wenn auch noch so tiefsinnig und wohlmeinend eine dogmatische Metaphysik und Christologie aus dem absoluten trinitarischen Gottesbegriff heraus zu construiren. Auch verfängt es nichts, mit Hengstenberg und seiner Schule einen christologischen Schriftbeweis anzustrengen, der in Folge der Nichtachtung göttlicher Oeconomie die kirchlich-dogmatische Tradition oder das fromme Interesse in die Schrift und namentlich in die alttestamentlichen Aussprüche hineinträgt.

Nein — einzig und allein auf heilsgeschichtlicher Grundlage einerseits und durch Vertiefung in das ethisch-humane und religiöse Gemeindebedürfniß andererseits werden wir zu einer lebendigen, im wahren Sinne erbaulichen Behandlung der Lehre von der Person Christi gelangen und dieselbe auch im apologetischen Sinne für uns selbst und unsere Gemeinden verwerthen. In dieser Hinsicht hat Hofmann und seine Schule ein unbestreitbares Verdienst. Um der in ihr waltenden Gefahr einseitiger Historisirung zu begegnen, gilt es, die Schätze der kirchlichen Dogmatik im Lichte der Schrift und der täglichen Praxis zu Tage zu fördern und so durch biblische, ethische, inductive, praktische Motivirung zu einer von allen Elementen und Resten heidnischer Speculation gesäuberten urevangelischen Metaphysik zu gelangen.

Nicht das ist Ritschl's Fehler, daß er — wie einst Schleiermacher und Kant — die metaphysische Reflexion und Argumentation im philosophisch-speculativen Sinne aus der positiven, practisch-werthvollen Religionslehre und Christologie hinausweisen will. Darin hat er ganz Recht. Aber darin liegt sein Fehler, daß er von keiner biblisch und heilsgeschichtlich begründeten, echt theologischen Metaphysik des Glaubens etwas wissen will, während wir im Gehorsam gegen Gottes Wort und im Vertrauen auf Christi gottmenschliche Selbstoffenbarung uns solch' wahre Metaphysik, mit einem Wort den Glauben an die unumstößliche Wahrheit und felsenfeste Gewißheit dieses Selbstzeugnisses nicht nehmen lassen können und wollen. Ja, diese Plerophorie des Glaubens — welche als der Mutterschooß gesunder theologischer Metaphysik von der Zeugungskraft des Geistes Jesu befruchtet werden muß — wird auch allein im Stande sein, die todten und starren Glieder (Artikel) der Kirche in Predigt und Lehre zu beleben, wenn wir uns nur selbst immer wieder erbauen lassen auf dem einigen und ewigen Glaubensgrunde — dem Evangelio von Christo, dem Sohne Gottes.

Zum Schluß hob Ref. hervor, daß, nachdem die weiter unten mitgetheilten Thesen bereits formulirt waren, ihm eine merkwürdige Stelle in Martensens eben erschienenem dritten Bande der Ethik (II, 2. S. 387 ff.) zu Gesicht gekommen sei, welche den Grundgedanken unserer heurigen Conferenz in überraschender Weise zum Ausdruck bringt. Sie lautet:

„In diesen Tagen liegt es ganz besonders der christlichen P
digt ob (bei ihrem Zeugniß von dem ewig lebendigen Christus
Evangelien), einen apologetischen Charakter zu tragen, die Waffen
führen zur Rechten und zur Linken, zu Schutz und Trutz.
ihrem Verhältniß aber zur gläubigen Gemeinde muß sie da
streben, die Gemeinde von den Anfangsgründen an auf
bauen zu dem Vollkommenen (Ebr. 6, 1). Zwar entwach
auch wir den Anfangsgründen niemals. Immer wieder muß
Sünde und Gnade und der Rechtfertigung aus dem Glauben ge
digt werden: denn dieses christliche Grundbewußtsein muß unabl
aus der lebendigen Quelle (evangelischer Christologie) erneuert w
den. Dabei muß es aber der christliche Prediger, der an der Gemei
angestellt ist, als seine Aufgabe betrachten, daß er mit dem Apo
sprechen könne: „Ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht
kündiget hätte alle den Rath Gottes“ (Act. 20, 27). Und als
Mangel ist es anzusehen, wenn Jahr aus, Jahr ein Gemeinde
Seelsorger auf derselben Stufe stehen bleiben, ohne daß in Le
und Erkenntniß (des Herrn) irgend ein Fortschritt zu merken
So giebt es auch gewisse Stücke des Glaubens, die in Betracht
eigenthümlichen Zeitumstände besonders hervorgehoben werden mü
(z. B. wie Martensen mit Recht betont, die prophetischen Lehrst
von den letzten Dingen und von der Wiederkunft des Herrn).
bestimmter die Zeichen der Zeit darauf hindeuten, daß der
sich nahet, desto richtiger ist es, daß auch in dieser Richt
die Lebens- und Weltanschauung der Gemeinde ausgebildet we
Dabei kann und soll die Predigt in diesem Zeitalter der Human
überall in dem Humanen Anknüpfungspunkte suchen für das Christ
nach dem Vorbilde des Apostels zu Athen (Act. 17). Da die Mens
dieser Zeit mehr Sinn und Empfänglichkeit zeigen für das Menschl
als das Göttliche, so wird der christliche Prediger sich oft veranl
fühlen, insbesondere die menschliche Seite, den *υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου*
der Erscheinung Christi hervorzuheben, um mittelst derselben —
heilsgeschichtlichem Wege — zu der göttlichen hinzuführen, d. h. auf
ethische Wunder hinzuweisen, um von demselben zu dem physis
(resp. metaphysischen) hinüberzuleiten.“ Selbstverständlich darf
„Rücksicht auf das Humane niemals zu falschen Anbequemungen,
schen Compromissen mit der Humanität der Jetztzeit verleiten.

sie das Gepräge der Humanität tragen soll, so muß die Predigt von Christo auch ein Zeichen des Aergernisses sein. Aber das Anstößige kann auch die eigene Schuld des Predigers sein, ja die Schuld der kirchlichen Ueberlieferung. Das was gepredigt werden muß, sind die ewig jungen Thatsachen oder der lebendige Christus selbst."

In diesem Sinne wollten auch wir unser Thema gestellt und die erläuternden Thesen verstanden wissen, eingedenk des apostolischen Wortes (1 Kor. 1, 23 f.): „Wir aber predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit; Denen aber, die berufen sind, beide Juden und Griechen, predigen wir Christum, göttliche Kraft und göttliche Wahrheit."

Nach dieser einleitenden Motivirung trat Prof. Volck auf, um in kurzem Ueberblick die alttestamentliche Lehre von der Person Christi im Lichte des allmählich fortschreitenden prophetischen Offenbarungswortes darzulegen. Sein überaus klarer und fesselnder Vortrag wird wohl nächstens in diesen Blättern zum Abdruck gelangen. Vorläufig setze ich die von ihm selbst formulirten, Alles zusammenfassenden Schlußgedanken her:

Das alte Testament zeigt uns den Messias 1) als den König aus dem Hause Davids, welcher thronend zur Rechten Jehova's von Israel aus sein Reich über die Welt ausbreitet; 2) als den Propheten, den Knecht Jehova's, welcher den göttlichen Heilsrathschluß an der Welt hinausführt, leidend durch die Sünde und um der Sünde seines Volks willen, aber durch Leiden zur Herrlichkeit gelangend und sein Volk zur Herrlichkeit führend; 3) als den fürstlich-priesterlichen Vollender des Hauses Gottes; 4) als den Bundesboten, in welchem Gott sich offenbart, um mit seinem Volk ein neues, ewig bleibendes Verhältniß der Gemeinschaft einzugehen. Als dieser Prophet aller Propheten, Priester aller Priester und König aller Könige ist er derjenige, auf welchen die Geschichte Israels und der Menschheit abzielt, neutestamentlich geredet ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου. Daß er ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου nur sein kann, weil er υἱὸς τοῦ θεοῦ im wesentlichen Sinne, das ist eine Erkenntniß, welche im alten Testament allmählich zu tagen beginnt, aber erst mit Beginn der neutestamentlichen Geschichte in voller Klarheit aufgeht in und mit der Thatsache: ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο.

Zum Schluß der am Vormittag stattfindenden Versammlung hielt

Prof. v. Engelhardt einen ausführlicheren Vortrag zur Begründung und Erläuterung der von ihm gestellten Thesen. Da wohl auch dieser Vortrag, welcher an der Lehrweise Jesu in den Synoptikern und im Johannes die gesund inductive Methode in der Behandlung des fraglichen Lehrpunktes nachwies, dem Druck übergeben werden wird, möge es hier genügen, die betreffenden 12 Thesen mitzutheilen. Sie lauten mit den betreffenden, aus der Discussion hervorgegangenen Modificationen folgendermaßen:

1) (Motive für die Wahl des Themas.) Im christlichen Unterrichte, in der Predigt wie in der Kinderlehre, fehlt es an einer, alle Momente gleichmäßig berücksichtigenden, methodisch geordneten, heilsgeschichtlich begründeten, in allen Punkten auf Erzeugung oder Belebung des Glaubens gerichteten und in diesem Sinne erbaulichen Behandlung der Lehre von der Person Christi.

2) (Die Belehrung der Gemeinde.) Es bedarf nicht nur in der Predigt einer stärkeren Betonung der Lehre von der Person Christi neben der Verkündigung seines Werkes, sondern es muß der Gemeinde irgendwie eine zusammenhängende Belehrung über die Heilsgeschichte überhaupt, insbesondere aber über das Leben des Herrn geboten werden, damit allen Gläubigen Gelegenheit gegeben sei, sich die verschiedenen, in der Geschichte nach und nach hervortretenden Momente seines Wesens vollständig und in entsprechender Reihenfolge einzuprägen.

3) (Der Unterricht der Jugend in der biblischen Geschichte.) Beim Unterricht der Jugend in der biblischen Geschichte ist eine behältliche und praktisch wirksame Zusammenfassung aller in der Geschichte Jesu zur Anschauung gebrachten Seiten seines Wesens unerläßlich.

4) (Behandlung des 2. Artikels.) Die übliche Erklärung des zweiten Glaubensartikels, namentlich des Abschnitts, der von der Person Christi und von seiner wahren Gottheit handelt, ist fehlerhaft, wenn sie die Herzen der Lehrenden wie der Lernenden kalt läßt und in ihrer unmittelbaren Wirkung hinter der Erklärung des ersten Hauptstücks zurückbleibt.

5) (Das Bekenntniß der Gottheit Christi, Ziel des Unterrichts.) Das letzte und höchste Ziel des Unterrichts über die Person

Christi ist das Bekenntniß seiner wahren Gottheit. Dieses Bekenntniß muß dem Lernenden als der Alles umfassende Ausdruck für den Werth abgelockt werden, den Christus als Fundament der Heilsgewißheit und als Quell aller Gerechtigkeit und alles Lebens für das geweckte Gewissen gewonnen hat; und es soll nicht zu einer lediglich erlernten Aussage über das übermenschliche Wesen des Erlösers degradirt werden (vgl. das Thomas-Bekenntniß und das Herrn-Wort Joh. 17, 3).

6) (Falsche Beweisart.) Aus vereinzelten Thatsachen (Wunder und Auferstehung) und aus vereinzelten Sprüchen läßt sich ein überzeugender Nachweis der Gottheit Christi nicht führen; und Scheinbeweise sind zu meiden.

7) (Der Weg zum Ziel und das richtige Beweisverfahren.) Der Weg, der zu einem lebendigen, aus dem Glauben geborenen Bekenntniß zu Christo dem Sohne Gottes führt, ist uns vom Geiste Gottes in der Urkunde der Offenbarung und vom Herrn selbst in seiner Lehrthätigkeit, sowie endlich in der Methode vorgezeichnet, der die Apostel nach Anweisung des Geistes gefolgt sind. Einzig und allein aus dem Gesammtzusammenhange aller Selbstaussagen des Herrn, aller seiner Werke und aller Momente seines Lebens kann die Gottheit Christi im trinitarischen Sinne entnommen werden.

8) (Die alttestamentlichen Voraussetzungen.) Die alttestamentlichen Voraussetzungen der christlichen Lehre von der Person des Herrn sollen ebenso verwerthet werden, wie es von Seiten des Herrn und seiner Apostel geschehen ist: er muß als der Messias unter alttestamentlichen Namen verkündet werden.

9) (Die Lehrweise Jesu.) Wir müssen ebenso wie Christus selbst der Belehrung über die Gottessohnschaft vorausgehen lassen eine allseitige und das Glaubensleben nährende Erörterung seines Wesens unter Namen und Titeln, die er sich selbst beilegt (Menschensohn, Gesandter Gottes, Messias), und in der bildlichen Redeweise, durch welche er seinen absoluten Werth für das Leben und die Gerechtigkeit der Welt veranschaulicht (Licht, Weg, Thür, Tempel, Brod und Wasser des Lebens, Hirt, König, Bräutigam, Weinstock, Eckstein, Fels u. s. f.).

10) (Der Zusammenhang der Lehre von der Person Christi mit der Verkündigung des Reiches Gottes.) Wie der Herr selbst, müssen wir das Zeugniß von seiner Person und ihrer Bedeutung mit der Predigt vom Reiche Gottes verknüpfen und, wie er gethan hat, ihn der Gemeinde als den Anfänger des Reichs, als den persönlichen Mittelpunkt und das ewige Haupt desselben, und als seinen Vollender (Wiederkunft zum Gericht) kund thun, damit von hier aus ein lebendiger Eindruck von seiner göttlichen Würde und seinem himmlischen Wesen gewonnen werde.

11) (Die apostolische Lehrweise). Was die apostolische Predigt von Christo betrifft, so ist eine Stufenfolge wahrnehmbar in der Verkündigung des Evangeliums, wie sie in den ersten Anfängen (nach dem Zeugniß der Apostelgesch.) stattgefunden hat, wie sie

bei den Synoptikern und bei Paulus vorliegt und wie sie sich bei Johannes nachweisen läßt. (Uebergang zum 2. Jahrh. und zum Symb. apostol.)

12) (Die Selbsterbauung der Lehrenden.) Nur Derjenige ist im Stande, den Glauben an den Sohn Gottes in Anderen lehrend aufzubauen, der seinen eigenen Glauben aus dem Worte der Propheten, des Herrn und der Apostel zu erweisen vermag und weiß, wie das in den ökumenischen Bekenntnissen niedergelegte christologische Dogma aus dem Glaubensleben der Gemeinde allmählich erwachsen ist.

In fünfstündiger lebhafter Discussion wurden diese Thesen mit Beziehung auf die amtliche Praxis durchgesprochen. Da die Zeit gebrach, um über These 10 u. 11 eingehender zu verhandeln, so ward beschlossen — sub conditione Jacobaea — in der nächstjährigen Dorpater Januar-Conferenz den „Reichsgedanken" Jesu mit Beziehung auf die apostolische Lehrweise zum Gegenstand der Debatte zu machen.

III.

Literärisches.

Zur neueren ethischen Literatur, von Al. v. Oettingen. I.

Es darf wohl als ein charakteristisches und jedenfalls nicht unerfreuliches Zeichen der Zeit angesehen werden, daß die Productivität auf ethischem Gebiete heutzutage eine so auffallend rege ist. So sehr man ein Recht hat, über den Verfall der Sitten zu klagen, so nahe liegt es — auf praktischem und wissenschaftlichem Wege — das sittliche Bewußtsein zu wecken. Nicht mit Unrecht hat man die Behauptung aufgestellt, die unserer Zeit fremd gewordene oder gerade von ihr in den Bann gethane Dogmatik müsse durch die Ethik wieder erobert und zu Ehren gebracht werden. Alle Glaubensfragen als eminent praktische, alle Dogmen als nothwendige Folgerungen oder Voraussetzungen einer sittlichen Weltanschauung in ihrem positiven Heilswerth darzulegen, ist eine richtige apologetische Methode, die nichts gemein hat mit der rationalistischen Moralisirung des Christenthums. Es gilt vor Allem, das Gewissen zu schärfen, die religiös-sittlichen Probleme als die entscheidenden in den Vordergrund zu stellen und in ihrem Zusammenhange mit den heilsgeschichtlichen Voraussetzungen darzulegen.

Es ist gewiß nicht zufällig, daß unserer gewissenlosen Zeitrichtung gegenüber vor Allem die Frage über Wesen und Werth des Gewissens in einer ganzen Reihe von Monographien behandelt worden

ist. Seit den älteren Arbeiten von Schenkel (Art. in Herzog's Realencykl. Bd. V und Dogmatik vom Standpunkte des Gewissens 1858), Passavant (das Gewissen 1857) und M. Kähler (die schriftgemäße Lehre vom Gewissen 1864) haben Beck, Delitzsch u. A. in ihren biblischen Psychologien diese Frage erörtert. Im letzten Jahrzehnt folgte eine bedeutende Arbeit über diesen Centralbegriff der Ethik der andern auf dem Fuße. Rudolf Hofmann veröffentlichte eine Monographie (das Gewissen 1864), welche von Seiten eines anderen Theologen, W. Gaß (die Lehre vom Gewissen 1869), Widerspruch und erneuerte biblische Untersuchung wachrief. Und nachdem in den letzten Jahren J. J. Hoppe (das Gewissen 1875) und Ritschl (Vom Gewissen. Ein Vortrag 1876) wiederum diese Frage berührt hatten, erschien neuerdings von Martin Kähler eine höchst bedeutende dogmenhistorische Monographie unter dem Titel: „das Gewissen. Erster Theil: die Entwickelung seiner Namen und seines Begriffs. I. Hälfte: Alterthum und neues Testament. Halle 1878."

Diese letztere Arbeit zeichnet sich aus durch solide Gründlichkeit und — echt deutsche Breite. Auf mehr als 300 Seiten gelangt Kähler bei seiner geschichtlichen Voruntersuchung erst bis zum neuen Testament. Die gesammte christliche, dogmenhistorische Entwickelung des Begriffs ist kaum hier und da gestreift. Aber die Stellung des Problems ist eine tiefgreifende und im Wesentlichen richtige. Selbst die interessanten Detailuntersuchungen über die heidnische Idee vom „Gewissen" werden zum Appell an das christliche Collectivgewissen unserer Zeit. Der socialethische Gesichtspunkt erscheint dabei vorwaltend berücksichtigt, wie denn allüberall in der neuesten ethischen Literatur die Rücksichtnahme auf die von mir vielleicht zu einseitig betonte Socialethik in unverkennbarer Weise sich kundgiebt. „Kein Mensch" — sagt Kähler in seiner einleitenden Uebersicht S. 14 f. — „ist als Einzelner vollständig. Zu seinem Selbstsein gehört die Ergänzung durch sein Geschlecht nach Breite und Länge, die Lebensgemeinschaft und die Geschichte. Soll erhoben werden, was das sittliche Wesen des Menschen ausmache — d. h. was das Gewissen sei — so reicht die Selbstbeobachtung und die Umschau des Einzelnen nicht zu. Ergänzend muß die Beobachtung des ganzen Menschen, d. h. die Erhebung aus der Geschichte des Geschlechts hinzutreten. Zunächst behufs Feststellung dessen, was sich thatsächlich aufweisen läßt; und hier hat das unwillkürlich laut werdende, durch die Zeiten hin zu einem zusammenstimmenden Chore anschwellende Selbstzeugniß hauptsächliches Gewicht. Denn es unterliegt bei seiner Wiedergabe weniger der Verfälschung, wie Neigung oder vorgefaßte Meinung sie in die absichtliche Beobachtung wie des eigenen Innern, so der zu untersuchenden Thatsachen gar leicht hineinträgt. Das ist — unklar gefühlt oder klar eingesehen — der eigentliche Grund, warum man nicht leicht eine Arbeit auf diesem Gebiete wichtigster und zartester erprobender Forschung unternimmt, ohne einen geschichtlichen Versuch voranzuschicken. Durchwandelt der Berichterstatter dergestalt lauschend die vergangenen Zeiten, so kann es nicht ausbleiben, daß bei Erhebung der frühern Aussagen über die innere Erfahrung auch die

entsprechende eigene auslegend und bestätigend zum Ausdruck kommt Unwillkürlich und zuverlässig wird mit dem durch die Jahrhunderte hinströmenden Flusse auch der Quell des eigenen Bewußtseins und Gedächtnisses erschöpft." Kähler berührt hier einen Punkt, der für unsere Zeit — wo „die Macht der Thatsachen" mehr denn je sich in den Vordergrund stellt — überhaupt charakteristisch ist.

Geschichtlich und zeitgeschichtlich werden die meisten ethischen und socialethischen Fragen behandelt auf philosophischem, wie theologischem Gebiete. Um die Geschichte der Ethik, die mehr und mehr ein dringendes Zeitbedürfniß wird, mühen sich Philosophen wie A. Steudel (Kritik der Sittenlehre 1877), A. Oncken (Ethik und Politik mit Beziehung auf Kant und Adam Smith 1877), Witte (zur Erkenntnißtheorie und Ethik 1877), v. Gizycki (die Ethik David Hume's 1878), der Theologen wie W. Gaß (zur Geschichte der Ethik. Brieger's Zeitschr. 1876, III), Luthardt (Ethik Luther's 1867; Ethik des Aristoteles. 2. Abth. 1877), Lobstein (Ethik Calvins 1877), Zahn (Geschichte des Sonntags 1878).

An das socialethische Problem treten namentlich die verschiedenen Bearbeiter der Moralstatistik heran. Ich erinnere an Heuermann (über die Bedeutung der Moralstatistik für die Ethik. 1877), Wahlberg (der mittlere Mensch und das Strafrecht. 1878) und an die neuerdings vielbesprochene Arbeit vom Pfarrer Stursberg: die Zunahme der Vergehen und Verbrechen und ihre Ursachen. (Besonders in Deutschland.) Vierte Aufl. 1878. Ich kann nicht umhin, da diese durch ihre Stofffülle und ernste Gesinnung vortreffliche Arbeit besonders auch in der Luthardt'schen Zeitung so lebhaft empfohlen worden ist, auf einen Haupttirrthum und Fehler derselben hinzuweisen. Es erscheint das um so nothwendiger, als bei dem pessimistischen Grundzug dieser Schrift es nahe liegt, die allerdings unleugbare „Zunahme der Verbrechen" in falschem, allzu schwarzem Lichte anzusehen, wie solches die Luthardt'sche Zeitung mit ihrer Neigung zu Jeremiaden besonders gern ausbeutet. Stursberg bringt das tragische Resultat, daß namentlich die Sittlichkeitsvergehen bis über 200 Procent in Deutschland während der letzten 5—6 Jahre gestiegen sind, nur dadurch zu Wege, daß er einen ganz unrichtigen Ausgangspunkt und Maßstab annimmt. Er mißt und beurtheilt nämlich die gegenwärtige Criminalität nach den Ziffern vom Jahre 1871, ohne die vorhergehenden Jahre hinzuzunehmen. Das Jahr 1871 hat aber als ein „Kriegsjahr" — wie ich in der 2. Aufl. meiner Moralstatistik nachgewiesen — eine in Hinsicht der Criminalität besonders günstige Physignomie, d. h. niedrige Durchschnittsziffer. Nicht blos durch die Abwesenheit vieler Tausende auf dem Kriegsschauplatz in Frankreich hatte sich diese Ziffer bedeutend (um mehr als 100 Procent) gesenkt, auch bei der jugendlichen, zurückbleibenden Bevölkerung unter 21 Jahren und bei der gesammten weiblichen Criminalität stand in Folge der patriotischen Begeisterung die Durchschnittsziffer des Jahres 1871 in allen einzelnen Rubriken weit unter dem Niveau der vorhergehenden Jahre. Wie darf man also dieses Jahr zum Maßstab nehmen für die Beurtheilung der letzten 5 Jahre? Solch ein un-

thodisches „grouper les chiffres“ sollten wir doch den Franzosen erlassen. Sonst machen wir uns einer falschen, um nicht zu sagen fälschten Anklage schuldig.

Die brennende sociale Frage wurde vom christlichen Gesichtsnkte besonders eingehend behandelt in der vortrefflichen Schrift m Pf. Todt: der radicale deutsche Socialismus und die christhe Gesellschaft. 2. Aufl. 1877. — Im Hinblick auf das moderne uropäische Sclavenleben“ unter den Fabrikarbeitern und Dienstboten nnere ich an die feinen Untersuchungen von Allard (Les esclaes chrétiens. 1876) und Overbeck (über das Verhältniß der ten Kirche zur Sclaverei. 1875). In sociologischem Interesse sind e nationalöconomischen Zeit- und Zukunftsfragen mit mehr oder eniger Einseitigkeit ausgebeutet worden; in England von Herbert pencer (Sociology 1874), in Frankreich von Caro (problèmes de orale sociale 1876), in Italien von Emilio Morpurgo (die Statistik und die Socialwissenschaften. Deutsch Jena 1877), in Deutschnd besonders von Schäffle in seinem vierbändigen Werke: Bau nd Leben des socialen Körpers. I—IV. 1876—79; in unseren Prozen endlich durch P. v. Lilienfeld's vielbesprochene und kaum zu mpfehlende „Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft“ 873—78).

Auch Einzelmaterien der Ethik werden heut zu Tage gern und viel handelt; so von dem viel rumorenden neuen Leipziger Philosophen öring (Freiheit und Zurechnungsfähigkeit. 1876), von Schulze ber den Widerstreit der Pflichten. 1878), von Joh. Huber (molische Fragen. 1877), von Spir (Moralität und Religion. 1877), m H. Weiß (die christl. Idee des Guten und ihre modernen Gegenze. 1877) u. A. m. Ich erinnere auch an die zum Theil trefflichen rbeiten über Ehe und Trauung von Geffcken, Sohm, Cremer, heurl u. A.

Ganze Systeme der Ethik sind endlich neuerdings von den verschiedensten Standpunkten aus an's Licht gefördert worden. Es wird nem schier wirr und wüst bei der sich massenhaft häufenden und vinenhaft anschwellenden Literatur.

Gewaltig regen sich auch die Ultramontanen. Seit Gury's jesuischer Moraltheologie (1874) haben sich verschiedene römische Theolom in milderem, irenischem Sinne vernehmen lassen. An Hirscher's hische Tiefe reicht Keiner von ihnen heran. Namentlich für die bei mselben so energisch vertretene Reichsidee haben sie kein wahres erständniß, weder Simar (in seinem Lehrbuch der Moraltheologie. weite Auflage. 1877; vgl. auch Kaulich, System der Ethik. Prag 77), noch die beiden neuesten Vertreter dieser Richtung: Linsenann, Moraltheologie. 1878, und Schwane, specielle Moraltheogie. 1878. Während der letztere der römischen Sucht nach casuistizen Einzelfragen anheimfällt, ist der feiner gebildete Linsenmann strebt, die Fühlung mit den Tagesfragen und gesellschaftlichen Inressen zu bewahren. „Die Berührungspunkte zwischen Moral und esellschaftswissenschaft herauszustellen, die Gesichtspunkte hervorzuben, von welchen aus die oft so dringenden und brennenden Tages-

fragen zu formuliren und zu lösen sind, endlich die Linien zu zeich nen, an denen eine weitere Orientirung über die wichtigsten Fragen des heutigen öffentlichen Lebens zu suchen und zu finden ist" — da schwebt ihm als Hauptziel seiner Darstellung vor. Aber der römisch Grundgedanke von den „unterschiedenen Rechtfertigungsgraden" un von der „Disposition für dieselben in dem freithätigen Willen" bilde dabei die echt katholischen, semipelagianischen Prämissen.

Auf philosophischem Gebiete ist neben einigen unbedeutende „Systemen" (Seydel, Ethik oder die Wissenschaft vom Sein sollen den. 1874; Körner, Naturethik. 1875. Landau, System der ge sammten Ethik. Bd. I, Moral. 1877) neuerdings besonders die pessi mistische Philosophie vom Schopenhauer'schen Standpunkte aus seh rührig. Für und wider diese allverbreitete, besonders die krankhaf überreizten Gemüther bewegende und anziehende Weltanschauung ist in der letzten Zeit grenzenlos viel geschrieben worden. Nachdem vor ein paar Jahren Weygolt seine „Kritik des philos. Pessimismus der neuesten Zeit" (1875) veröffentlicht hatte, gab Mainländer sein „Philosophie der Erlösung" (1876) heraus, schrieb Joh. Huber (1877) seine trefflichen Aufsätze über den „Pessimismus" in der Allg Zeitung, gab Busch sein Buch über Schopenhauer als „Beitrag zu Dogmatik der Religionslosen" (1877) heraus, erging sich Anhuth spottend über „das wahnsinnige Bewußtsein und die unbewußte Vor stellung" (Halle 1877), veröffentlichte vor Kurzem Golther sein Schrift „über den modernen Pessimismus" 1878. — —

Ich registrire in übersichtlicher Weise alle diese mehr oder weni ger bedeutenden Leistungen, um dem Leser zunächst eine Ahnung zu geben von der literärischen Ueberfluthung auf ethischem Gebiete. Nunmehr wende ich mich zu genauerer Besprechung derjenigen Haupt werke, die im letzten Jahre erschienen, eine eingehendere Beurtheilung nothwendig erscheinen lassen. Ich meine die Werke von Ed. v. Hart mann: Phänomenologie des ethischen Bewußtseins. Prolegomena zu jeder künftigen Ethik. Berlin (C. Duncker) 1879, XXIV u. 871 S. 16 Mark. J. P. Lange, Grundriß der christl. Ethik. Heidelberg 1878 (VIII u. 248 S. 4 M. 80 Pf.). H. Martensen, die christl. Ethik. Specieller Theil. I. Abth.: die individuelle Ethik. 508 S. II. Abth.: die sociale Ethik. 473 S. Gotha 1878 (zus. I/II 16 M.); und J. Chr. v. Hofmann's „theologische Ethik." Nördlingen (Beck) 1878. VI u. 350 S. (4 M. 80 Pf.)

Vor kurzer Zeit erst ist mir das Hartmann'sche umfangreich Werk zu Gesicht gekommen; aber — ich kann es nicht leugnen — mit einer gewissen steten Erregung habe ich es sofort durchzucken mich gedrungen gefühlt. Diese große Arbeit des Verfassers der viel gelesenen „Philosophie des Unbewußten" ist selbst ein Zeichen de Zeit und will als solches in's Auge gefaßt sein. Der Mann, de noch vor Kurzem über „die Selbstzersetzung des Christenthums" ebens geistreich als tumultuarisch zu radotiren verstand, sucht hier die wahr „monistische Weltanschauung" im ethischen Sinne aufzubauen un alle angeblich krankhaften Moralprincipien Revüe passiren zu lassen

um in seiner orakelhaften Manier über sie abzurtheilen und die ihm nicht genehmen Standpunkte, namentlich den christlichen, zum alten Eisen zu legen, mit welchem man höchstens noch für unmündige Völker und Menschen Sclavenketten zu schmieden oder pädagogisch bedeutsame Zäune aufzuführen im Stande sei. Ein Weckruf aus dem Sicherheitsschlaf für alle christlichen Optimisten ist dieses merkwürdige Buch allerdings. Es deckt unsere Blößen und namentlich die hinkende Halbheit aller Vermittelungsstandpunkte unbarmherzig auf.

Aber mit seiner positiven Gedankenausführung dringt Hartmann nicht in die Tiefe. Selbstverherrlichung statt ernster Selbstkritik ist ein Grundzug dieses Werkes. Und die in demselben entwickelte Weltanschauung, mit oft glühender Beredsamkeit durchgeführt, ist wahrhaft erschreckend, eine an's Dämonisch streifende Umkehr der Wahrheit, eine mit unverfrorenem Muthe durchgeführte, halb manichäisirende, halb buddhistische, halb Schopenhauersche, halb Schelling-Hegel'sche Selbsterlösungstheorie!

Zwar klingt die in den Vordergrund gestellte ethische Hauptregel sehr ernst, fast christlich. Man könnte sagen — dieser falsche Prophet, der sich selbst vergötternde Pantheismus, hat nicht das „zwei Hörner, wie das Lamm" (Off. 13, 11), sondern seine Drachenrede klingt schier wie Lammesrede. Selbstverleugnung, sein Leben hassen, sich selbst Verlieren, Verzicht auf die eigene Person — das sind ihm die nothwendigen negativen Prämissen aller wahren Sittlichkeit. Ja, er will es bei dieser negativen Forderung nicht bewenden lassen. Das sei eben der Fehler Schopenhauer's, daß er lediglich pessimistisch verfahre und blos Willensverneinung fordere. Es käme neben der Selbstverleugnung auf diejenige „Selbstüberherrschung" — Stählung des Willens, energische Geistesarbeit an, durch welche der Weltproceß zur Befreiung, zur Erlösung Gottes aus den Banden der Materie ermöglicht werde.

So hat denn die Hartmann'sche „Selbstverleugnung" nichts mit der vom Herrn geforderten gemein. Sie entpuppt sich bei näherer Untersuchung als das gerade Gegentheil derselben.

In dem ersten Abschnitt des Werkes (S. 1—100) sucht er theils „die egoistische Pseudomoral" zu kritisiren, theils die falschen auctoritativen (heteronomen) Moralprincipien zurückzuweisen.

„Die egoistische Pseudomoral" stellt sich ihm dar in den verschiedenen Formen des Eudämonismus. Derselbe kann positiv als Hedonismus für das Diesseits oder Glückseligkeitstheorie für das Jenseits auftreten. Die erstere Gefahr stelle sich nicht blos bei dem heidnischen Epicuräismus dar, sondern namentlich auch bei dem rationalistischen Utilitarismus, den Hartmann schlagend zurückweist. Bei der zweiten, „jenseitigen" Form des Eudämonismus muß nun das Christenthum herhalten. Jesus und Paulus werden (S. 25 ff.) als die beiden Vertreter dieses Standpunktes vorgeführt und finden wenig Gnade in den Augen des selbstbewußten Vertreters der Philosophie des Unbewußten. — Er sieht in ihren Mahnungen zur Verleugnung der irdischen Güter und Kreuzigung des Fleisches nur eine den Egoismus in noch gefährlicherer Weise lockende Anweisung auf „jen-

seitigen Lohn.“ Das sei nichts Anderes als „transcendenter Egoismus“, der auf diesem Wege großgezogen werde. Die „mythische Verkündigung eines jenseitigen Gerichts“ könne zwar eine starke Motivationskraft haben für niedere Culturzustände der Völker.“ Aber im Grunde sei dieselbe durch und durch unsittlich. Denn daß dabei „der irdische Egoismus als Triebfeder des Bösen angesehen und geächtet werde“ — das lasse sich der Mensch um so leichter gefallen, als er „mit dem Verzicht auf irdische Glückseligkeit zu Gunsten der himmlischen — ein sehr gutes Geschäft zu machen glaubt.“ Dies ist — nach Hartmann — der moralische Standpunkt der Lehre Jesu nach den synoptischen Evangelien und erscheint als das eigentliche Fundament der „christlichen“ Moral für alle Zeiten. Die verlangte „Sinnesänderung“ sei hier nur Folge eines klug berechnenden Egoismus. — Ja, es sei dies nicht einmal „eine noblere Sorte von Egoismus“, wie Manche meinen (S. 27); denn „die himmlische Selbstsucht ist noch viel selbstsüchtiger und unnobler, als die gemeine irdische Selbstsucht“ mit ihren praktischen Zielen. Diese denkt doch noch an Andere, an Weib und Kind, Freund und Gesind; jene aber läßt meinetwegen alle diese jenseits in der Hölle braten und denkt nur an sich selbst, an das eigne Heil. Und mag dieses im Jenseits auch nicht so sinnfällig ausgestaltet werden, wie im Islam (was dann die „Seligkeit“ so „langweilig“ erscheinen lasse, daß sie völlig aufhöre begehrenswerth zu erscheinen, so daß das „Jenseits“ nur als etwas „gespensterhaft Abstractes“ erscheine) — immerhin sei es Lohnsucht persönlicher Art, was als durchschlagendes Motiv wirken solle.

Aus dieser cynischen Art äußerlichster Beurtheilung und Verurtheilung des christlichen Heilsgedankens sucht nun Hartmann sein Princip der wahren „Selbstverleugnung“ herzuleiten. Daß er keine Ahnung hat von dem Reichsgedanken Jesu, von der gliedlichen Stellung der erlösten Einzelpersönlichkeit in dem Ganzen, von der Verwirklichung und dem Gekommensein des Reichs nicht im „Jenseits“, sondern auf Erden, von dem christlichen Realismus einer diesseitigen Reichsverklärung — braucht nicht erst gesagt zu werden. Nur das muß man Hartmann zugestehen, daß die rationalistische und pietistische Glückseligkeitstheorie die wahrhaft christliche Heilsidee vielfach auf ein personal-eudämonistisches Gebiet hinüberträgt, welches zum Theil wenigstens von den Hartmann'schen Invectiven getroffen wird.

Nachdem der Verf. die blos *negativ*-eudämonistischen Moralprincipien der alten Cyniker und der modernen Schopenhauerianer ebenfalls zurückgewiesen — denn aus ihnen werde keine Thatkraft und kein Fortschritt geboren — sucht er (S. 48 ff.) *seinen* eigenartigen Pessimismus als „Grundpfeiler der Ethik“ darzustellen. Denn die pessimistischen Voraussetzungen seien allerdings nothwendig, um „den dickfelligen Egoismus einigermaßen zur Raison zu bringen“ (S. 52). „Das kostbare Ich — um dessentwillen der Eudämonismus Himmel und Erde in Bewegung setzen möchte — dieses Ich wirft der von allen Illusionen des Lebens *zurückgekommene* Egoist fort wie einen werthlosen *Plunder*, den es nicht der Mühe lohnt — aufzuheben; oder er unterläßt selbst dies, weil es nicht einmal der Mühe

des Wegwerfens lohnt. Das Ich ist das absolut Werthlose! Der Mensch kehrt sich voll Ekel ab von dem Götzen, dem er so lange gedient und dessen Hohlheit er nun erkennt; nicht gern und freiwillig, sondern zerschlagen, ingrimmig und nothgedrungen wendet er sich endlich ab von dem Idol, das ihn so lange geäfft und ihm doch nichts zu bieten hat."

Das nennt Hartmann — „Selbstverleugnung", d. h. praktisches für werthlos halten des Ich und seiner Selbstsucht. Durch solche „Selbstreinigung" sei der Mensch allein im Stande, „in der Seele tabula rasa zu machen mit dem unendlichen Kram der wichtigthuerischen egoistischen Zwecke."

Aber freilich sei dieselbe nicht schon für sich etwas, sondern nur der Anfang sittlicher „Wiedergeburt". Sie habe nur als Voraussetzung des Positiven „reinen Tisch zu machen." Dieses „Positive" — allerdings über Schopenhauer hinausgehende — ist ihm dann: die autonome sittlich-vernünftige Selbstbeherrschung, die mit der Selbsterlösung von allem Leid und Jammer des Daseins schließt.

Geradezu empört ist Hartmann über all die verschiedenen „autoritativen Moralprincipien" (S. 54 ff.), aus welchen nur eine heteronome Sclavenmoral geboren werden könne. Möge es die dem „thierischen Instinkt naheliegende" Familien- oder Elternautorität, die Staatsautorität, die Autorität der gesellschaftlichen Sitte, der Kirche, ja des göttlichen Willens (S. 92 ff.) sein — von allen heißt es Apage! Laß dir nur nicht imponiren! Degradire dich nicht zum unmündigen Kinde und zum Sclaven. Die brauchen Autorität. Der wahrhaft sittliche Mensch — nimmermehr! Er erkennt vielmehr, daß namentlich die schlimmste, die kirchliche Autorität „in ganzen Schichten der Gesellschaft wie eine chronische Bleivergiftung wirke, die schmerzhafte Koliken und Paralysen ganzer Gliedmaßen herbeiführe" (S. 81).

Dem gegenüber gilt ihm einzig und allein das Moralprincip der Autonomie, während das Autoritätsprincip höchstens als pädagogisches Zuchtmittel für Unmündige eine gewisse sittliche Geltung haben soll (S. 67 f.). „Frei ist nur" — sagt Hartmann in an sich wahrer Begeisterung, aber falschem Zusammenhange — „frei ist nur, wer sich selbst beherrschen und auf die Beherrschung Anderer gänzlich zu verzichten gelernt hat" (S. 87). Diese „Freiheit" soll sich das Ich auf autonomem Wege erringen, durch Selbstgesetzgebung der Vernunft, um den in der Materie schmerzlich gebundenen Gott zu erlösen. Diesen Hartmann'schen Grundgedanken möchte ich noch kurz darlegen. Als Umkehr der christlichen Heilswahrheit und Consequenz pantheistischer Autonomie ist er für uns zu lehrreich, um nicht von demselben Act zu nehmen.

Dem persönlichen Gott, der die heil. Liebe ist, spricht Hartmann geradezu Hohn. Der „Schöpfer" ist nicht blos ein Pfuscher, der eine so erbärmliche Welt erschaffen, in welcher er selbst unter Schmerzenszuckungen gefangen liegt; nein — er ist geradezu ein schrecklicher, gräulicher, unsittlicher Gott, wie ja auch Jesus, der Gottgesandte, bei Hartmann vollständig den Nimbus des „Sittlichkeitshelden" à la

Kant einbüßt. „Einem Gott, der befiehlt, den eigenen Sohn zu schlachten (bei Abraham resp. bei der satisf. vicaria Jesu) würde heut zu Tage jeder sittliche Mensch verächtlich den Rücken kehren. Ja — man würde den für einen entmenschten Feigling halten, der solchem Gebot sich zu widersetzen nicht den Muth hätte." — „Jehova meint es aber gar nicht so schlimm" — fügt H. dann im Tone Voltaire's und des Fragmentisten hinzu (S. 89) — „er will blos mit dem Gehorsam seines Knechtes spaßeshalber experimentiren." Nun — einem Gott, der dazu fähig ist, einem solchen würde selbst der, welcher auf den Zapf anzubeißen schwach genug war, nachher empört den Rücken kehren."

Auch wir sind versucht, solches Hartmann gegenüber zu thun. Aber es gilt doch auch von den Feinden — lernen. Wir können es handgreiflich sehen und bei Hartmann verfolgen, wie aus der frechen Empörung und pietätlosen Verachtung gegen den schöpferischen Erlösergott die Selbstvergötterung als schauerliches Resultat mit innerer Nothwendigkeit sich ergiebt.

Das „Moralprincip des göttlichen Willens" — welches freilich, ohne daß dieser durch die Wiedergeburt in den Menschen selbst eingeht und seinen Willen beseelt, rein gesetzlich erscheint — gilt H. nur als „eine Art Seleeta der Menschheitsschule, ohne deren Absolvirung kein Volk zur sittlichen Autonomie als einem sicher errungenen Besitz gelangt" (S. 92). Der Versuch, durch Ausführung eines „fremden Willens" ein Handeln von subjectiv sittlichem Werthe zu erzielen, sei ebenso verkehrt, als „die Bemühung, durch das Essen eines Andern fett zu werden." „Wie nur das Selberessen fett machen kann, so kann auch nur die Selbstbestimmung des Willens nach den eigenen inneren Gesetzen in der dunklen Werkstatt der Seele — sittlich machen." „Der Gott, der Anfangs aus der feurigen Wolke zu seinen Kindern sprach, der dann sein Wort als schriftliches Gebot von Geschlecht zu Geschlecht vererbte — er ist herabgestiegen in unsere Brust und — als wir selber seiend spricht er aus uns als sittliche Autonomie" (S. 98). Das „erhebende Gefühl sittlichen Stolzes" — ist die positive, sowie jene „Selbstverleugnung" die negative Voraussetzung der Autonomie auf „monistischer Grundlage."

Indem H. nun daran geht, das „echte sittliche Bewußtsein" (S. 105 ff.) zu entwickeln, spricht er zuerst (S. 105—589) von den Triebfedern der Sittlichkeit oder den „subjectiven Motivprincipien", sodann (S. 590—771) von den Zielen der Sittlichkeit oder den „objectiven Moralprincipien", um endlich (S. 772—871) den Urgrund der Sittlichkeit oder die „absoluten Moralprincipien" vom Standpunkt des pantheistischen Monismus aus zu entwickeln.

Im ersten Abschnitt sucht er mit Abwehr der blos „ästhetischen" und „gefühlsmäßigen" Moralprincipien — zu denen auch die christliche Glaubensanschauung gerechnet wird — die wahre „Vernunftmoral" (S. 438 ff.) zu vertheidigen. Das „Christusbild ist weit entfernt, uns als ethisches Ideal dienen zu können" (S. 141). Der „Glaube" an die ethische Urbildlichkeit Jesu kann nur „aus der Unklarheit eines träumerisch hinduselnden Gefühls" entspringen, und zwar

„um das traditionelle Schlummerkissen des träumenden religiösen Gemüthes bequemer unter das Ohr zu rücken."

Die Tollheit hat hier in der That Methode. Sie ist consequent in ihrer brutalen Verherrlichung der eigenen Erlösungskraft. „Reue" gilt ihr als „Unsinn"; selbst das Schopenhauer'sche „Mitleid" erzeugt nur ein quietistisches passives Hindusein; „Pietät" — ist nichts als „Product der Geistesdressur." Nur die autonome „Vernunftmoral" vermag den Willen dazu zu stärken, durch Selbstaufhebung des Egoismus, d. h. durch Vernichtung des Individuellen und Persönlichen, mitzuarbeiten an dem Fortschritt des Weltprocesses. Das führt uns zu den H.'schen „Zielen der Sittlichkeit" (S. 589 ff.).

Weder das „socialendämonistische Gesammtwohl", noch die „Culturentwickelung" läßt sich als Ziel der „sittlichen Weltordnung" (S. 716 ff.) bezeichnen, sondern: — (hört, hört!) — der „Culturkampf mit Aufopferung des Individuellen."

Die „Wesensidentität der Individuen" unter sich und mit dem „All-Einen" — jenem H.'schen „unbewußten" Gott — bietet für diese „moralische Weltordnung" den metaphysischen Hintergrund dar. Das Ziel dieser „absoluten Teleologie" ist ihm das „wahre Reich Gottes" (S. 837). Auch hier redet der falsche Prophet in widriger Accommodation an biblisch-christliche Ausdrücke. Das „Reich Gottes" ist ihm nichts Anderes, als der „aus lauter wesensidentischen Gottmenschen constituirte Organismus" — offenbar eine contradictio in adjecto — wie der H.'sche Gottesbegriff selbst: jenes „allsehende" — „weise und zweckvoll handelnde" — Unbewußte! Ein Organismus — von lauter wesensidentischen Gottmenschen! — Sehen wir der Sache auf den Grund. Es ist einfach Hegel'scher Pantheismus, gemischt mit Schopenhauer'schem Buddhismus und manichäischem Aberglauben. Das läßt sich aus der Schlußentwickelung des H.'schen Werkes klar darthun.

Nachdem H. sehr energisch gewarnt vor der Vermischung seines philosophischen Monismus mit dem „vom Bergrutsch der Kritik erfaßten Tempel der theistischen Pseudomoral" (S. 837) — sucht er sein „Moralprincip der Erlösung" im Gegensatz zu allem trivialen — sei es ethischen, sei es religiösen Optimismus durchzuführen. „Wer die Sittlichkeit durch Verkuppelung mit der Glückseligkeit zu erhöhen meint, ist ihr schlimmster Feind" (S. 852). Gegen diese „verfeinerte Sorte egoistischer Pseudomoral" wird nun die „selbstverleugnende" wahre Erlösungsmoral mit ihrem rein negativen Eudämonismus ausgeführt. Die Grundvoraussetzung dafür ist — die factische Unseligkeit Gottes oder das „ewige Gottesleiden", der „Gottesschmerz" in dieser elenden, materiell gebundenen Welt. „Wenn der transcendente Zustand des Absoluten ein positiv glückseliger wäre, so wäre es vom Absoluten völlig sinnlos gehandelt (!!), sich denselben durch einen Weltproceß zu verderben." Gott ist an und für sich nicht selig (S. 865 f.), sondern unselig zu denken. Denn „es wäre doch zu verwunderlich, wenn ein ohnehin schon seliger Gott aus Ungenügsamkeit mit dem Grade seiner Seligkeit eine so unselige Welt schüfe (?) und sich mit deren ganzer Unseligkeit belastete — blos um „hinter-

her doch noch seliger zu werden!" Und wie sollte auch der „Weltleidensproceß" dazu dienen? Nein, Gesell! Vielmehr mußt du annehmen (S. 866), „daß Gott vor (?) dem Weltproceß sich im Zustande der Unseligkeit befand. Dann mußte von selbst (?) der Vernunftzweck (?) sich darauf richten (?), diesen Zustand der Unseligkeit zu beseitigen und zu dem Zustand des Friedens und der Stille zu gelangen; dann wird es begreiflich (?), daß das Absolute sich in die unsäglichen Leiden des Weltprocesses stürzt (?), wofern dieser Proceß als Mittel zur Beendigung jenes Zustandes der Unseligkeit gelten darf."

Wo ist hier die Consequenz in der Philosophie des Unbewußten? An allen Stellen, wo ich Fragezeichen hingesetzt, scheint doch der Ausdruck nur auf einen persönlichen Schöpfer, einen handelnden Gott passen zu können? Aber aus diesem Selbstwiderspruch ist auch Spinoza nie ganz herausgekommen. Nur daß dieser ehrwürdige Pantheist doch die Würde speculativer Deduction und die hehre Erhabenheit des „amor intellectualis" zu wahren wußte. Nach Hartmann aber ist „das Elend des Daseins der Welt gewissermaßen wie ein juckender Ausschlag am Absoluten zu betrachten, durch welchen dessen unbewußte Heilkraft sich von einem inneren pathologischen Zustand befreit" — oder auch „als ein schmerzhaftes Zugpflaster, welches das alleine Wesen sich selbst applicirt (!!), um einen inneren Schmerz zunächst nach Außen abzulenken und — für die Folge zu beseitigen" (S. 866).

Das soll „der Sieg des Logischen über die unlogische Wirklichkeit sein" — und ein schließliches „Zurücktreten des Absoluten aus der Actualität in die Potenzialität" wäre das selige Ziel (? Nirwanah!). — Diesem „Zweck" soll jede menschliche Seele „die tiefsten Sympathien" entgegenbringen. Es soll das stärkste Motiv — (nicht blos wie bei Schopenhauer Quietiv) — sein zum Handeln in logischer Weise.

„Liebe" zu diesem Gott, der ja „der Gegenliebe nicht fähig ist," gesteht H., auf seinem „höher entwickelten Standpunkt" unmöglich empfinden zu können" (S. 868). Aber — „Mitleid mit Gott" in hohem Maße, weil dieser Gott und das Hartmann'sche „Ich" eben im Leiden — „wesenseins" sind. Der „Gottesschmerz" — wohl zu unterscheiden vom kränkelnden „Weltschmerz" — ist nichts anderes, als „der Wiederschein des tiefen Weh's des unseligen Absoluten" in unserm Innern. Durch solchen „Läuterungsschmerz" werde der „Eigenwille" zum „selbstlosen, aber zugleich energisch sittlichen Werkzeug des absoluten Zweckprocesses."

Mit welch wahnsinniger Selbstgewißheit H. diese negative „Moral der Erlösung" vertritt, zeigt der Schluß (S. 870 f.), den ich als ein Zeugniß für das höchste denkbare „Illusionsstadium" (wörtlich) hersetze: „Vor der Erhabenheit dieser (oben gezeichneten) Entwickelungsstufe des sittlichen Bewußtseins schwindet jede Möglichkeit des Einspruchs. Der Einzelne mag zum schwindelfreien Erklimmen dieser Höhe sich noch nicht fähig fühlen; — aber er soll sich nicht erdreisten, das Erhabenste zu bemängeln, weil seine Kleinheit ihm zufällig die Hoffnung verwehrt, zu demselben hinaufzureichen. Wessen

agen nicht dazu gemacht ist, um von Nectar und Ambrosia zu
en, den wird Niemand schelten, wenn er sich von Schweinefleisch
d Sauerkohl nährt; nur soll er nicht die Speise schlecht nennen,
il seine Constitution zu untergeordner Art ist."

Nun — wir sehnen uns nicht nach dem Hartmann'schen Olymp
d beneiden dem armen kranken, zerplagten Manne wahrlich nicht
ne selbstbereitete, jammervolle „Götterspeise." Aber empören muß
s diese dämonische Selbstgewißheit der Selbsterlösungstheorie, wie
: als anfangs mehr oder weniger verborgener Pferdefuß zuletzt nackt
d handgreiflich zu Tage tritt: „Mich — diese bestimmte Person
- kann Gott gar nicht erlösen. Denn, sofern ich Erscheinung bin,
darf ich keiner Erlösung; diese macht sich von selbst im Laufe der
atur — durch den Tod. Sofern ich aber Wesen bin — bin ich
r selbst und kann er mich nur dadurch erlösen, daß er sich selbst
löst. Wohl aber kann ich Gott erlösen, d. h. an dem Welt-
oceß, der seine Erlösung herbeiführen soll, im positiven Sinne mit-
irken. Sofern ich im Allgemeinen den Typus einer vernünftigen,
lbstbewußten Persönlichkeit, im Besonderen den Typus eines zum
oralprincip der Erlösung vorgedrungenen sittlichen Bewußtseins re-
äsentire, bin ich berechtigt zu sagen: nur durch mich kann
ott erlöst werden. — Das reale Dasein ist — die Incarnation der
ottheit; der Weltproceß — die Passionsgeschichte des fleischgewordenen
ottes und zugleich der Weg zur Erlösung des im Fleische Gekreu-
igten. Die Sittlichkeit aber ist die Mitarbeit an der Abkürzung
eses Leidens- und Erlösungsweges."

Ich denke — sapienti sat! Nur deshalb habe ich mich so aus-
hrlich auf das Hartmann'sche Werk eingelassen, weil in demselben
irklich ein das Anti- und Pseudochristenthum anbahnendes Zeichen
r Zeit mir vorzuliegen scheint. Trotz der Opposition, ja dem Haß
gen allen „Materialismus"; trotz seinem vornehmen, aristokratischen
ebahren und seiner esoterischen Mystik — ist und bleibt er ein typi-
her Repräsentant des modernen, atheistischen Weltgeistes.

Was hat nun die christliche Kirche und Theologie solchen Producten
s modernen Geistes gerade auf dem wichtigen ethischen Gebiete ent-
gegenzustellen? Wo sind die dammsetzenden Momente, die als ein
κατέχον, als ein „Aufhaltendes" gelten könnten? — Im Lager der
ermittelungstheologie oder des Protestantenvereins gewiß nicht.
erade Strauß und Hartmann haben das Ihre dazu beigetragen, jene
hillernden Standpunkte in ihrer Blöße, in ihrer „Halbheit" und
iderspruchsvollen Nichtigkeit darzulegen. Und es ist merkwürdig,
mentlich auf ethischem Gebiete erlahmt, wie es scheint, die Zeu-
ungskraft der Matadore jenes vermittelnden Standpunktes. Seit
othe's Ethik (1845) ist kaum Ein nennenswerthes Werk erschienen.
aichinger's „System der Glaubens- und Sittenlehre vom Begriff
s höchsten Gutes aus aufgefaßt" (Gotha 1876) ist zu unbedeutend,
n näher beleuchtet zu werden. Und J. P. Lange's Grundriß der
ristlichen Ethik (Heidelberg 1878) kann kaum den Anspruch erheben,
gendwie durchschlagend zu wirken. Das läßt sich mit wenigen
orten darthun.

Lange ist zu einem alten Sonderling geworden mit geistvollen Aperçü's und höchst verworrener Systematik. „Es treten heutzutage Manche auf" — sagt er in der Vorrede S. VII — „die noch an dem Einen Fuß einen confessionalistischen Stiefel tragen, während sie mit dem anderen in den gelben Tanzschuh der negativen Kritik getreten sind. Vielfach behaftet von Irrungen der traditionellen Theologie, halten sie sich berufen, an den reinen Lineamenten der kirchlichen Entwickelung zu rütteln — mit Gepolter zu rütteln." Daher schließt Lange „getrost" sein Vorwort mit dem großen Desiderium: „Nichts thut uns dringender Noth, als — eine kirchliche Anstandslehre." Ob er dieselbe gegenüber den „Grobianismen" derer, welche „heterodox denken und orthodoxe Kanzeln und Lehrstühle besetzen wollen", wirklich in seiner „christlichen Ethik" durchgeführt, erscheint mehr als zweifelhaft.

Seine Absicht ist gewiß gut. Nach seiner Meinung (S. 8) müsse „in unseren Tagen die Bedeutung der Persönlichkeit auf evangelischem Grund und Boden immer stärker hervortreten, während das letzte Wort der ultramontanen Moral wie des gottfeindlichen Socialismus heißt: Vernichtung der Persönlichkeit — sei es in heuchlerischer, sei es in brutaler Form." Er sucht auch eine scharfe Kritik zu üben gegen Rothe's Sittlichkeitsidee. Nicht Erhebung der Materie zum Geist sei die Aufgabe. Denn „auch Dämonen können die materiellen Dinge ihrem Ich, ihrem Geist dienstbar machen" (S. 25). Sittlichkeit sei immer ein Verhalten des Geistes zum Geist, zur gottgewollten Idee. Das wahre Moralprincip (S. 67) sei „die Bewährung des persönlichen Lebens in der Liebe, gemäß seinem Urbilde — der Gottesidee in Christo — zur Verwirklichung der vollendeten Liebesgemeinschaft: des Reiches der Liebe;" oder specifisch christlich ausgedrückt: „Abwendung von der Selbstsucht zum Wandel in der Liebe Christi oder in seinem Geiste, kraft der Wiedergeburt aus Gnaden zur Offenbarung des Reiches Gottes."

Trotz alledem spürt man den Schleiermacher-Rothe'schen Einfluß überall bei Lange durch. Nachdem er eine etwas abstruse ontologische oder soteriologische — „Principienlehre" vorausgeschickt, behandelt er die ganze Ethik nach der gangbaren Dreitheilung der Pflichten-, Tugend- und Güterlehre, deren Unhaltbarkeit noch neuerdings durch Hofmann so schlagend nachgewiesen worden ist.

Bei der Durchführung ist Lange bald zu skizzenhaft, abrupt, bald in Einzelmaterien sehr ausführlich, so daß man nicht den Eindruck des einheitlichen Ganzen gewinnt. Er schwärmt (S. 71) für eine „Statistik (!) aller ethischen Grundsätze der Welt"; er empfiehlt „Tagebücher als Controle des ascetischen Wandels" (S. 137); er untersucht ausführlich (S. 144 ff.), „ob geschändete Frauen — vor oder nach der Bedrängniß — sich das Leben nehmen dürfen," und findet es begreiflich, daß „bei der Zunahme moderner Wüstlinge in der Frauenwelt der Gedanke aufkommt, sich amazonenhaft zu bewaffnen" ꝛc.

Dazu neigt er, im Gegensatz zur Socialethik, zu einer personalethischen Grundanschauung. Er bezeichnet es als „eine auf den Kopf gestellte Ordnung, wenn man sagt, die menschliche Gemeinschaft

macht den Menschen" — während er doch nicht leugnen kann, daß der „individuelle Mensch" (und gewiß auch der Christ) nur in der Gemeinschaft sich entwickelt und vollendet — ich denke auch geboren wird.

Jedenfalls ist es auf dem Gebiete der modernen Vermittelungstheologie mit der Ethik höchst dürftig bestellt; und J. Peter Lange wird — wie man zu sagen pflegt — den Kohl nicht fett machen. Hingegen auf lutherisch-kirchlichem Gebiete — also gerade in der Sphäre, welcher man häufig Sterilität in praktischer und wissenschaftlicher Hinsicht zum Vorwurf macht, finden wir geradezu eine staunenswerthe Regsamkeit und ethische Zeugungskraft. Seitdem unser Sartorius mit seiner „heiligen Liebe" den Reigen eröffnet hat, ist diese Kraft bis auf den heutigen Tag nicht erlahmt und hat sich mehr oder weniger fruchtbar erwiesen. Männer, wie Beck — der jetzt heimgegangene Tübinger Matador — Culmann, Wendt, Schmidt (in Tübingen), Palmer — können zwar nicht als Neolutheraner mit ihren ethischen Arbeiten bezeichnet werden. Aber sie stehen doch wesentlich auf positivem Boden und wollen das Evangelium im Sinne der lutherischen Kirche vertreten. Aber die 7 Auflagen der Harleß'schen Ethik (zuletzt 1875), die drei Auflagen der Wuttke'schen Sittenlehre, die Vilmar'sche „theologische Moral", die Luthardt'schen „Vorträge über die Moral des Christenthums" (1872), meine statistisch-illustrirte Socialethik, von welcher trotz ihres großen Umfangs in kaum Einem Jahrzehnt bereits die dritte Auflage soeben in Vorbereitung ist — es sind alles Zeugnisse nicht blos des erwachenden ethischen Geistes in der lutherischen Kirche, sondern auch der Anerkennung, die derselbe nolens volens in der wissenschaftlichen Welt findet. Und in neuester Zeit sind zwei höchst bedeutende Werke aus dem Kreise lutherischer Theologie erschienen, die eine besondere eingehende Beleuchtung verdienen, ich meine den speciellen Theil der Martensen'schen „christlichen Ethik" und die von Hofmann'schen Vorlesungen über „theologische Ethik." Im nächsten Hefte der „Mittheilungen" gedenke ich über dieselben ausführlich zu referiren.

Tiling, R., Die paulinische Lehre vom νόμος nach den vier Hauptbriefen. Eine biblisch-theologische Untersuchung. Dorpat 1878.

Diese Schrift, welche der Verf. behufs Erlangung des Magistergrades an der theologischen Facultät in Dorpat am 1. November (13. November) a. c. öffentlich vertheidigt hat, ist als Dissertation mit folgenden 9 Thesen versehen:

1) In Beziehung auf das Verhältniß des νόμος zum Heil in der Person Jesu nimmt die Auffassung des Jacobusbriefes eine mittlere Stellung zwischen der Bergpredigt und der paulinischen Lehre ein.
2) 1 Kor. 15, 45 ff. steht nicht in Widerspruch zu der Röm. 5, 12 vorgetragenen Lehre von dem Eintritt der Sünde in die Welt.
3) Matth. 5 sind acht Seligpreisungen zu zählen.

4) Eine die ganze heilige Schrift behandelnde exegetische Vorlesung ist ein Bedürfniß auf jeder evangelischen Universität.

5) Der מַלְאַךְ הַבְּרִית Mal. 3, 1 ist der מַלְאַךְ יְהוָה.

6) Eine chronologisch genaue Biographie Jesu ist kein Bedürfniß des Glaubens.

7) Der 2. Brief Petri ist früher geschrieben als der Brief Judä.

8) Die Ritschl'sche Fassung der christlichen Vollkommenheit widerspricht den Bestimmungen der Augustana.

9) Die christliche Dogmatik hat die Aufgabe, die biblischen Vorstellungen systematisch darzustellen.

Ein Theil dieser Thesen behandelt wichtige Fragen, namentlich Th. 1, 4, 5, 8 u. 9. Für die dritte These wäre ein anderer Ausdruck des Gedankens vorzuziehen, da es sich offenbar nicht darum handelt, ob Matth. 5: 8 oder 9 Seligpreisungen zu zählen seien, sondern darum: ob die Eingangs der Bergrede gegebenen Seligpreisungen ihrem Inhalt nach wesentlich als 8 oder 9 selbstständige Glieder gelten sollen. Gegen die 5. These wäre einzuwenden, daß schon ein Vergleich von Matth. 11, 10 und Mal. 3, 1 mit allen den Zeugnissen, welche den Jahwe-Engel einführen, nahe legt, wie stark die Gründe wider die Identität des Jahwe-Engels und des Bundes-Engels sind. Bei Th. 9 müssen wir bemerken, daß statt des Ausdrucks biblischer Vorstellungen — biblische Ideen dem Begriffe, in Rücksicht auf den Offenbarungscharakter heilsgeschichtlicher Erkenntnisse mehr entsprechen würde; denn unsere Vorstellungen jeglicher, auch die systematischer Art sind Nachbildungen oder Reproductionen jener in der Schrifturkunde der Heilsgeschichte niedergelegten ursprünglichen Ideen der Wahrheit. In der Fassung der 6. These sollte die Erklärung nicht fehlen, daß eine chronologisch genaue Biographie Jesu schon deshalb nicht wie ein Bedürfniß des Glaubens gelten darf, weil weder eine solche Biographie von den evangelischen Berichten der Synoptiker und des Johannes, sei es nur implicite, gegeben ist, noch seither das Bedürfniß darnach im christlichen Glaubensbewußtsein enthalten war — weshalb auch die Forderung derselben an die Wissenschaft nicht gestellt werden kann. Im Uebrigen stimmen wir den Thesen zu, indem wir beachten, daß die meisten bedeutsame Ueberzeugungen kundthun.

Die Dissertation selbst, die 64 Seiten hat, zerlegt sich in drei Theile: I. Das Problem. II. Die Bekämpfung des jüdischen Gegensatzes. III. Das Gesetz und seine Bedeutung in der christlichen Gemeinde. Die zehn Paragraphen derselben Abschnitte zeigen den Gang der Untersuchung an: I. § 1. der Begriff des Gesetzes, § 2 die ἔργα νόμου, § 3 der zu bekämpfende Gegensatz, § 4 die paulinische Grundanschauung; II. § 5 das Gesetz und die Werkgerechtigkeit, § 6 das Gesetz und die Verheißung, § 7 das Gesetz und das Kreuz, § 8 die positive Bedeutung des Gesetzes; III. § 9 das Gesetz und die sittliche Bethätigung des Christen, § 10 das Gesetz und das Endgericht. Aus der ganzen Arbeit erhalten wir eine zusammenhängende Darlegung der bisherigen biblisch-theologischen Resultate des Verfassers

etreffs der Frage: ob die Lehre des Apostels Paulus vom Gesetz in ch zwiespältig sei; und zwar, ob dieselbe mit dem Widerspruch wischen einer absoluten und relativen Bedeutung des Gesetzes beaftet sei. Während der Verf. einerseits die Ansicht Ritschl's und uhms von Resten einer jüdisch-pharisäischen, andererseits die Anht der Baur'schen Schule von Resten einer jüdisch-alttestamentlichen nschauungsweise in der Stellung des Apostels zum Gesetz abweist, ill er gleicherweise Nachdruck legen auf den Gegensatz, den Paulus u bekämpfen hatte, als auf die Vergangenheit seines persönlichen ebens. Indem der Verf. dies thut, kommt er zu dem Schluß:

„Mit der Anerkennung dieser Resultate ist auch das letzte Argument, das gegen die Einheitlichkeit und Widerspruchslosigkeit der pauinischen Lehre vom νόμος vorgebracht ist, hinfällig. Dieselbe ist wohl durch den zu bekämpfenden Gegensatz und die religiöse Vergangenheit des Apostels eigenthümlich gefärbt, aber in sich vollkommen deutlich und klar. Es finden sich in derselben keine Reste einer jüdisch-pharisäischen Anschauungsweise."

Die Schrift bietet uns zwar weniger eine biblisch-theologische Untersuchung, als eine dogmatisch-systematische Verwerthung biblisch-theologischer Resultate — für erstere Art der Forschung war ja auch die gestellte Aufgabe zu umfangreich, als daß sie in einer kurzen Monographie ausgeführt werden konnte. Wie zu Anfang bei Feststellung des Problems, setzt sich der Verfasser auch im Verlaufe der Untersuchung mit widersprechenden Meinungen stets auseinander, während er seine Ansichten mit den von bedeutenden Vorgängern vertretenen verknüpft; so erweist er eine eingehende Kenntniß der bezüglichen Literatur. Sein Standpunkt manifestirt sich dadurch, daß er in der Dogmatik sowohl dem Bekenntniß, als dem wissenschaftlichen Lehrtypus der evang.-luth. Kirche im Ganzen zustimmt, indem er zugleich in der Exegese als ein Schüler oder Anhänger von Hofmann's sich bezeugt; von diesem will er sich jedoch hinsichtlich der theologischen Ueberzeugung insofern unterscheiden, als er erklärt: „bei von Hofmann komme das Individuelle, das in der That der paulinischen Denkweise anhafte und auf ihre eigenthümliche Entstehungsweise zurückzuführen sei, nicht zu seinem Rechte." Wir meinen: Dasselbe Individuelle, welches die persönlich gewordene Erfahrung und die schriftlich geschehene Darstellung der für uns allgemein giltigen paulinischen Lehre vom Gesetz charakterisirt und erklärt, sei nicht minder, als der den Apostel zur Entwickelung seiner Gesetzeslehre nöthigende geschichtliche Gegensatz, durch von Hofmann nachgewiesen und anerkannt worden. Dieses zwar insofern, als jenes Individuelle die Eigenthümlichkeit bezeichnet, in welcher die neutestamentliche Erkenntniß vom Gesetz vermittelst eines historischen, psychischen Processes dem Apostel sich ergab, der gerade in seiner Person und in einem Berufe sich vollzogen hat. Dagegen ergiebt das lehrhafte Resultat solchen Processes, wie dasselbe für Paulus allseitig feststand nd wie er es in seinen Briefen, je nach den Anläßen und Beweggründen, aus der Offenbarung zum Zweck der Belehrung entwickelte

und entfaltete — wahrscheinlich auch für den Verf. keine besondere pauliniſche Lehre vom Geſetz. Ein Anderes iſt doch wohl die Heilsöconomie Gottes, welche in der Geſchichte ſeiner Reichsoffenbarung ſich verwirklicht; ein Anderes die Heilsaneignung, welche die Gemeinde Gottes, ein Paulus als Bote jener und Glied dieſer, in hervorragender und maßgebender Stelle an ſich erfährt; ein Anderes iſt die im Gewande einer beweiſenden Darſtellung auftretende, jene Heilserfahrung reproducirende theoretiſch-praktiſche Entwickelung der Heilslehre, ſowie die in ſolcher Darſtellung enthaltene und aus ſolcher Erfahrung reſultirende Heilslehre. Deshalb dürfen ebenſowenig der negative Gegenſatz, an welchem die Beweisführung dialektiſch ſich entwickelt, als die ſubjectiven Momente perſönlicher Erfahrung, vermittelſt welcher entwickelt wird, zu dem Schluſſe verführen, es ſei der poſitive Gehalt der ſolchergeſtalt erfahrenen und entwickelten, hiermit erwieſenen Heilslehre an ſich, im Bewußtſein Pauli oder für uns nach ſeinen Schriften, mit einem Mangel oder mit einer Unzulänglichkeit behaftet. Das Evangelium Pauli (vgl. Gal. 1, 6. 7 ff.; Röm. 2, 11 mit 1 Tim. 1, 11 u. a. St.) iſt gewiß auch kein anderes Evangelium, denn das Evangelium Gottes und Chriſti, welches Paulus mit den übrigen Apoſteln erkannt hat und verkündigte, ſo ſehr er ſein Evangelium wegen der Art der ihm gewordenen unmittelbaren Offenbarung deſſelben betont, und ſo viel wir auf die eigenthümlichen Momente und den beſonderen Charakter der evangeliſchen Verkündigung deſſelben Apoſtels einzugehen ſonſt Urſache haben.

Obzwar wir eine allſeitige Erörterung der in der vorliegenden Schrift niedergelegten wiſſenſchaftlichen Arbeit nicht zu geben gedenken, dürfen wir es nicht unterlaſſen, unſere von der des Verf. abweichende Anſicht in einigen Punkten anzugeben. Doch zuvor ſeien einige Beobachtungen betreffs der Diction geſtattet. So ſicher und klar ſonſt dieſelbe ſich zeigt, und ſo ſehr ſie bei einer ſolchen wiſſenſchaftlichen Erſtlingsſchrift anzuerkennen iſt, leiden doch manche Gedanken an Unſicherheit des Ausdrucks: z. B. S. 59 vor dem Abſatz; S. 13 vor dem zweiten Abſatz — hier iſt der Gegenſatz der ἔργα νόμου = Werke um des Geſetzes willen gethan, welche rechtfertigen ſollen, ſofern und weil ſie den geſetzlichen Forderungen Gottes entſprechen; und der ἔργα ἀγαθά = die gleichen Werke in Kraft des Geiſtes der Heiligung gethan, von denen, welche aus Gnaden durch den Glauben gerechtfertigt ſind, nicht klar herausgeſtellt worden. Auch werden zuweilen Worte gebraucht, die den Begriff entweder unbeſtimmt laſſen oder ihn nicht zutreffend wiedergeben: z. B. S. 3 für die οἱ ἐκ νόμου — beſſer: deren Leben aus dem Geſetz ſtammt und quillt, deren Stand und Richtung aus ihm hervorgeht und durch daſſelbe motivirt iſt = welche vom Geſetz leben; S. 9 — „literäriſche Beziehung“! S. 13 — „in der Form“, in ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchem oder neuphiloſophiſchem Sinne? S. 26, 27 u. a. St. — „empiriſche Geſtalt“, „empiriſche Menſchheit“! S. 34 — „bei größerer Vertiefung des Verhältniſſes“! S. 55 „unter ſolcher Anbequemung“; ferner S. 36 — „πνεῦμα = Beſitz“, „Geiſtesbeſitz“! Vielmehr dürfte geſagt werden, daß das πνεῦμα uns beſitzt, oder der πνευματικος durch Einwirkung und Einwohnung des πνεῖμα den νόμος beſitzt.

In folgenden Stücken müssen wir den Ueberzeugungen des Verfassers andere entgegensetzen:

1) Bei der Bestimmung des Begriffs *στοιχεῖα τοῦ κόσμου* schließt sich allerdings den Erklärungen von Hofmann's an (vgl. S. 4) — allein es fragt sich, ob von Hofmann hierin Recht behalten wird. *Στοιχέω* kommt vor in der Bedeutung: ich stehe, gehe, marschire, wandele in der Reihe und Ordnung nebeneinander und auch nacheinander, daher im letzteren Sinne — nachgehen, folgen *τινι* z. B. *ἴχνεσι, πνεύματι*. *Στοιχεῖον* in übertragener Bedeutung wird gebraucht von den ersten einfachsten Bestandtheilen der Sprache, der Rede, der Wissenschaft, des Leibes und der Seele, der Welt = elementa. Da nun im neuen Testament das Verbum Act. 21, 24 absolut, Röm. 4, 12 mit *ἴχνεσι*, Gal. 5, 25 mit *πνεύματι*, Gal. 6, 16 mit *τῷ κανόνι τούτῳ*, Phil. 3, 16 mit *τῷ αὐτῷ* verbunden sich findet, immer in der Bedeutung = einhergehen, wandeln (regelmäßig), oder *τινι* = folgen, nachfolgen; da ferner das Nomen im neuen Testament in folgenden Verbindungen vorkommt: Hebr. 5, 12 — *τὰ στοιχεῖα τῆς ἀρχῆς τῶν λογίων τοῦ θεοῦ*, Gal. 4, 9 — *πῶς ἐπιστρέφετε πάλιν ἐπὶ τὰ ἀσθενῆ καὶ πτωχὰ στοιχεῖα, οἷς πάλιν* ꝛc. und Gal. 4, 3 — *ὑπὸ τὰ στοιχεῖα τοῦ κόσμου ἦμεν δεδουλωμένοι*, so kann der Gebrauch von *στ.* im zweiten Petrusbriefe (deuterokanonisch) — 2 Petri 3, 10 (*στοιχεῖα δὲ καυσούμενα λυθήσονται* zwischen *οἱ οὐρανοὶ* und *καὶ γῆ* um so weniger über den allgemeinen Sinn des Wortes im neuen Testament entscheiden. Vielmehr wird die Sache sich so verhalten: Je nach der Anwendung des Grundbegriffes auf ein verschiedenes Object erhält das Wort *στ.* einen verschieden angewandten Sinn, und zwar: erstens den der physischen (oder stofflichen) Elemente, sofern die Körperwelt, der Natur und der Menschen in Betracht kommt; zweitens den der geistigen Elemente, sofern die Welt des Geistes, und drittens den der allgemein sittlichen Elemente, sofern das ethisch angelegte und bestimmte Menschenleben in Rede steht. Die Grundstoffe des Körperlichen und die Anfangsgründe des Intellectuellen tragen jedoch gleichermaße das Kennzeichen des Natürlichen an sich, wie die Elemente des Sittlichen oder Ethischen die Art des jeweilig Geschichtlichen, welches nicht über den Charakter des Natürlichen hinausgeht. Deshalb fassen wir (gemäß dem im klassischen, wie im neutestamentlichen Griechisch vorliegenden mannichfachen Gebrauch) den einheitlichen Grundbegriff mit den Worten: natürliche und geschichtliche Elemente, welche den körperlichen, geistigen oder ethischen Bestand angeben. Von dem localen Sinn ging das Wort über in den physischen, von diesem in den intellectellen und ethischen. Dann erhalten wir für 2 Petr. 3, 10 *στ.* = Grundbestandtheile der geschaffenen Körperwelt, der Natur in der Vorstellung der nachplatonischen Philosophie, für Hebr. 5, 12 *στ. τ. ἀρχ.* = Anfangsgründe der Christenlehre, für Gal. 4, 9 *στ.* = elementare Gewohnheiten, Ordnungen und Sitten, wie solche im Menschenleben, d. i. hier im Volksthum Israels, als habituelle Bedingungen seines eigenthümlichen Sonderbestandes sich festgestellt hatten, welche schon an sich schwach und arm waren, aber um so mehr, in ihrer Ohnmacht und Armuth, erwiesen wurden als Ordnungen eines überwundenen

Lebensbestandes — durch die Kraft und den Reichthum des Freiheitslebens, welches das Christenthum für das neutestamentliche Volk Gottes mit sich brachte und aus sich hervorgehen ließ. Obgleich indessen jene στ. die geschichtliche Ordnung in dem gesetzlichen Bestande des Volkslebens enthalten, welcher dem vorchristlichen Israel eigen war, sind auch die Galater, so lange sie Heiden waren, eben in dem Bereiche ihres heidnischen Wandels auch vermittelst ihrer eigenen willkührlichen στοιχεῖα geknechtet gewesen — dies bezeugt das πάλιν. (Hier liegt ein ähnlicher Vergleich zu Grunde, wie Röm. 2 zwischen dem offenbarten und dem natürlichen νόμος.) Aber vom Christenstande aus geurtheilt, sind die στοιχεῖα der Juden- und Heidenschaft wesentlich gleichen Unwerths geworden, und zwar so, daß für Heidenchristen die Unterordnung unter die jüdischen στ. noch unnatürlicher und thörichter war, als das Zurücktreten unter die eigenen, die sie bei Aufnahme des Christenthums aufgaben. Alle στοιχεῖα knechten, so lange und sobald ihnen für das sittliche Leben ein normirender, maßgebender, d. i. ein dasselbe bindender Werth zugestanden wird. Gal. 4, 9 ist also das Wort im ethischen Sinn zu fassen, desgleichen Gal. 4, 3. Hier entspricht freilich das ὑπο τ. στ. τ. κ dem ὑπὸ ἐπιτρόπους καὶ οἰκονόμους — um so weniger wird κόσμος als körperliche Welt zu nehmen sein, sondern als die in dem Proceß der Geschichte für die Menschheit aus ihrer Abhängigkeit von dem Weltleben von selbst resultirende natürliche Lebensordnung; sodann kommen hier allein die στ. des alttestamentlichen israelitischen Lebensbestandes in Betracht, welche im Hinblick auf das Christenthum denen des heidnischen zwar gleichartig, aber nicht gleichwerthig waren. Aus dem Bereiche des alttestamentlichen israelitischen Lebens tritt heraus, über den geschichtlichen Naturboden desselben sich erhebend, jenes wie das ganze Menschenleben in den Stand der Freiheit überführend — das entscheidende und heiligende Leben der Christenheit, durch welches die στ. des alttestamentlichen Volksthums schwach und arm wurden, während sie, geschichtlich angesehen, den Charakter der νηπιότης an sich haben. Auf beiden Seiten war vorchristlich Knechtschaft, aber im andern Sinn bei dem Gottesvolk, im andern bei der Völkerwelt, so daß die στ. Israels als Vorstufe des neutestamentlichen Gottesvolks gelten können, die der Heiden im Christenthum an sich beseitigt sind. Die στ. Gal. 4, 3 bezeichnen also die geschichtlich-natürlich bedingte und beschränkte Eigenart des alttestamentlichen Lebens unter dem Gesetz — in der νηπιότης, welche noch kein Recht und keine Freiheit, keine einheitliche Vollkommenheit sittlichen Lebens in sich trägt. Erst die Mündigkeit des Mannesalters, welche im Christenthum gegeben ist, gewährt Norm, Recht und Macht des Lebens, vermöge dessen wir als πνευματικοί und τέλειοι über den Werth und Unwerth der στοιχεῖα überhaupt entscheiden, und abzuthun haben, was kindisch und vergänglich ist (vgl. Hebr. 4, 12—14; 1 Kor. 13, 11; 1 Kor. 2, bes. V. 15, auch Ephes. 4, 13; Jac. 2, 12; Matth. 5, 48 mit Gal. 4, 1 ff.). Das unmündige Kind wird durch die gesetzliche Leitung der Aufseher und Haushalter ohne persönliche Selbstbestimmung gewöhnt und geübt in Dingen, welche gegenüber dem selbstständig

nden Vermögen des mündigen Erben an ſich στοιχεῖα ſind,
. ihn ſo hielten und nöthigten, daß er ein Knecht derſelben war,
: durch die Rechtsmacht des Vaters das ihm zukommende Erbe
er Stellung erhält, kraft welcher er in perſönlicher Freiheit über
isheriges στοιχεῖν entſcheidet — im Urtheil und in der That. So
die Sache mit denen aus Iſrael, welche durch Chriſtum von Gott
Vater im H. Geiſt die Kindſchaft empfingen, Erben wurden. Um
niger dürfen Heidenchriſten, deren eigene στοιχεῖα nicht ein-
ine geſchichtliche Berechtigung ſittlicher Art hatten, ſich von den
ſraels knechten laſſen (Gal 4, 8 ff.). Demnach ergiebt ſich aus
4, 3, daß στοιχεῖα, in ſolcher Anwendung des Wortes auf jenen
ie altteſtamentliche Heilsöconomie zeitgeſchichtlich berechtigten,
ich ſittlichen Lebensbeſtand des Volks Iſrael, eine vorübergehende
e Stufe des in ſich unfreien Lebens mit ſeinen Ordnungen,
htungen und Gebräuchen bezeichnete, welcher Stufe ſodann
is mutandis — die geſchichtliche Heilsöconomie aus dem Leben
Menſchheit auf die des perſönlichen Lebens übertragen — jeder
ch mit ſeiner der Mündigkeit vorausgehenden Stellung und Ent-
ung angehört.

!) Das Problem, das der Verfaſſer ſich zum Vorwurf genommen,
igt keine umfaſſende Darlegung deſſen, was die heil. Schrift
und neuen Teſtaments unter בָּשָׂר und σάρξ verſtanden wiſſen
Bei der gelegentlichen Beſprechung des Begriffs der σάρξ
S. 26/7 Anmerkung) gewinnt es jedoch den Anſchein, als wenn
der Meinung des Verf. das alte Teſtament für den Apoſtel
s, daher auch für alle Chriſten, mit בָּשָׂר allein die Menſch-
m Gegenſatz zu dem überweltlichen Gott bezeichnet habe; zugleich
Verf. an, daß für Paulus alles σάρξ ſei, was noch nicht das
he πνευμα habe. Offenbar ſind beide Urtheile nicht begründet.
erſtlich kennt das alte Teſtament den Gebrauch von בָּשָׂר mit
bedeutung von σάρξ im ethiſchen Sinne (Röm. 8, 3 und 3, 19.
owieſenermaßen ſchon in Gen. 6, 3, „wo בָּשָׂר ſelbſtverſtändlich
blos im phyſiſchen, ſondern zugleich im ethiſchen Sinn gebraucht
wie im neuen Teſtamente σάρξ, σαρκικός", (vgl. Delitzſch Comm.
die Geneſis zu d. St., ſowie Delitzſch Bibl. Pſych., II. Aufl.,
2, Anm. 1 mit S. 374); zweitens gebraucht auch das alte Teſta-
בָּשָׂר und רוּחַ ſowohl in ihrem zweiten Gegenſatz von körper-
Stoff und lebendigem Geiſt des Menſchen, als in ihrem erſten
ſatz vom körperlichen Beſtande der Welt des Menſchen und geiſti-
Weſen Gottes (ſ. oben d. Verf.), wie das neue Teſtament σάρξ und
α. Der dreifache Sinn des Wortes σάρξ — mit dem Charakter
Weltlichen, Stofflichen, Sündlichen — liegt ſchon im Gebrauche
Wortes בָּשָׂר im alten Teſtament (vgl. hierzu Delitzſch Bibl.
II. Aufl., S. 85, 153 u. ſ. f.).
Die ganze heil. Schrift — lehrhaft ausgeprägt erſt das neue Teſta-
— bezeichnet mit בָּשָׂר oder σάρξ, ſoweit das Wort ethiſch ge-
ßt wird, den geiſtleiblichen Menſchen als ſünd- und todhaften,
ſein geſchöpfliches Perſonleben durch die Sündigkeit und Todes-
lenheit in der Feindſchaft wider Gott ſich dem bedingten Natur-

leben untergeordnet hat, das Geistesleben in das Fleischesleben aufgegangen ist, soweit es an sich ohne Gottes Heiligungsmacht in Betracht kommt. Denn das Bestimmende ist nicht mehr Gottes heiliger Lebensgeist, sondern der in der sinnenfälligen Natur wohnende und herrschende Sündentrieb, so daß des Menschen Stellung vor Gott wie seines Lebens Richtung und Vollzug in ihr Gegentheil verkehrt sind, indem sein Centrum aus dem Geist in das Fleisch übergegangen ist. Daher heißt und ist die Menschheit der Sünde und des Todes = Fleisch = בָּשָׂר = σάρξ.

Aber hiermit nun, daß der Mensch der Erlösung πνεῦμα erhält, hört er noch nicht oder nicht schon auf σάρξ zu sein; erst die durch Wiedergeburt und Rechtfertigung in der Heiligung sich vollziehende Wiederherstellung des richtigen Zustandes im Menschen — auf Grund der neuen Gemeinschaft mit Gott und des hieraus folgenden normalen Verhältnisses zur Welt, bewirkt, daß der πνευματικός aufgehört hat ein σαρκικός zu sein insofern, als das πνεῦμα ihn beherrscht und den Bestimmungsgrund seines Lebens geworden ist; dagegen hat er unter der Machtwirkung des Lebensgeistes noch soweit σάρξ, und ist er σάρκινος (vgl. Röm. 7, 14; 2 Kor. 3, 3; Hebr. 7, 16), als er nicht aufgegangen ist mit seinem Leben in das πνεῦμα θεοῦ. Alle Menschen, welche getauft sind, haben den Geist des Herrn, weil sie ihn erhalten haben, und dennoch sind einerseits nicht alle Getaufte πνευματικοί, vielmehr manche nicht blos σάρκινοι, sondern selbst σάρκ und σαρκικοί, weil und so lange ihr Personleben noch ἐν σαρκὶ ruht, sich bewegt, sie dem πνεῦμα ἅγιον mit ihrem Leben sich nicht ergeben; andererseits erweisen auch die πνευματικοί sich vielfach noch als σάρκινοι und behalten sie im ἔσω ἄνθρωπος ihre σάρξ bis zum Sterben und zur Vollendung.

3) So reif sonst die Arbeit in der dogmatischen Verwerthung exegetischer Erhebungen sich zeigt — die bekannten Schwierigkeiten der Auslegung des 7. Cap. vom Römerbrief sind offenbar weder exegetisch noch dogmatisch überwunden. Daher ist die Erläuterung S. 25—32 von einer eigenthümlichen, nach Klarheit ringenden Befangenheit beeinflußt. Uns scheint es, daß eine unbegründete dogmatische Voraussetzung (vgl. S. 30) und eine unnöthige sprachliche Annahme (vgl. S. 26) jene Schwierigkeiten involviren, nämlich die Voraussetzung, daß eine Charakteristik des Wiedergeborenen in jenem 7. Cap. gegeben werde, und die Annahme, daß der Apostel in V. 14 mit dem hier eintretenden Praesens verbi aus der Betrachtung der Vergangenheit in die der Gegenwart übergehe. Eine directe Antwort auf die Frage: redet hier Paulus von sich als vom wiedergeborenen oder vom nicht wiedergeborenen Menschen, kann keinenfalls mit dem Röm. 7 dargestellten Thatbestande stimmen, weil in solcher allgemeinen Fragestellung eine Diversion vom Gegenstande der Betrachtung und eine vorausgenommene Alternative liegen, welche sich auf die entsprechende Antwort übertragen.

Vielmehr ist das ganze 7. Cap. von der antithetischen Erklärung Cap. 6, 23 beherrscht, so daß I, Cap. 7, 1—6, die Thatsache, daß wir als dem Sein im Fleische und dem Gesetz Gestorbene, Knechte des neuen

sleben sind (V. 4—6), an dem Gleichniß des durch den Tod
n Eheverhältnisses und freigewordenen Eheweibes (V. 1—3)
schaulicht wird; sodann II, Cap. 7, 7—13 die eine Seite, der
es alten Menschen durch die positive Wirkung und den negati-
rfolg des heiligen und guten Gesetzes im sündhaften Menschen,
ine für die Person des Paulus der Vergangenheit angehörige,
bloßsene Thatsache erwiesen, und endlich III, Cap. 7, 14—23
24, 25 der dem neuen Menschen inhärirende, aus seiner sünd-
Natur sich ergebende (σάρκινός εἰμι — V. 14) ihm gegen-
bleibende psychische Zustand eines ethischen Gegensatzes aufgedeckt

Der Apostel war mit V. 13 bis zu einem Punkt gelangt, wo
Folge des Nachweises V. 7—13, nun aus sich selbst eine sei-
Leben und Bewußtsein stets gegenwärtige, erstmalige innere Er-
ig, die immerzu fortbestand, als eigenes Darstellungsmittel für
bject der Untersuchung — mit der Einsicht, welche ihm sein neues
gewährte — aufnehmen konnte und verwerthen mußte. Hier-
ergegenwärtigt er sich und Andern aus dem persönlichen Vor-
seiner Bekehrung denjenigen gegensätzlichen Zustand, welcher
em Uebergang des alten in den neuen Menschen in ihm entstan-
auch als solcher fortbestand. Da er zur Rechtfertigung der all-
n giltigen neuen Lebensaufgabe in V. 7 — nach den Zeug-
V. 4—6, — durch die Beschreibung der für seine Person vollzoge-
bgeschlossenen Thatsache des Sterbens zu einem objectiven, positi-
Resultat seiner negativen Erfahrung gelangt war (V. 7—13),
ndelt sich ihm jetzt im Fortschritt der Entwickelung seine geschicht-
ychologische Erfahrung vom Auftreten eines ethischen Gegensatzes
ner Person — in einen seinem neuen Personleben zu Grunde
den ethischen Thatbestand. Und zwar veranschaulicht er aus sich
heraus, gleichsam ad oculos demonstrirend, denselben Gegensatz,
n er in sich erlebte, als er aus einem alttestamentlichen ein neu-
entlicher Gläubiger ward, indem er, der Mann des Gesetzes, von
ben befreit und durch dasselbe getödtet wurde (vgl. hiezu S. 30/31
1 unten und § 6). Was mit dem Eintritt der inneren Krisis
n Menschen der Bekehrung so zu sagen einmal für Lebenszeit sich
n hat, was im Galaterbrief Cap. 2 zwischen dem 19. und
erse liegt, das stellt Paulus seinen Lesern Röm. 7, 14—23,
4/25, aus seinem Selbstleben vor die Seele — einen begrifflich
definirbaren Zustand. Weil also Paulus zur lehrhaften Er-
ung der natürlich-sittlichen, bedingenden Voraussetzungen des
lichen Heilslebens zeitweilig seine eigene Person zum Gegen-
nahm, betrachtet er erst den zunächst sich darstellenden geschicht-
Proceß des Sterbens im tempus praeteriti (Imperf. Aorist,
und behandelt er sodann die in ihm liegende Thatsache jenes
ommenen principiellen Gegensatzes, mit dessen Bestand der wei-
fortgang seines neuen Lebens zusammenhing, und von dessen
llung die völlige genetische Durchführung des Problems abhing
äsentisch. Denn nun handelte es sich um die Beschreibung
it dem Gestorbensein entstandenen und vorhandenen Bestandes,
ondere um die Beschaffenheit des Lebenszustandes in dem sonst

fortgehenden persönlichen Processe. Aber nicht den Heiligungs-Proceß verfolgt er, sondern wie stehen bleibend und in sich selbst hineinschauend, veranschaulicht er den thatsächlichen Zustand, welcher mit der entscheidenden Erfahrung jenes Gegensatzes in ihm aufkam und welchen er in sich stetig wahrnahm, so daß er als eine gegebene Voraussetzung seines fernern Personlebens ihm gegenwärtig blieb. Wie für ihn der alte Mensch mit seinem Bewußtsein durch das Sterben (vgl. Röm. 7, 13 u. Gal. 2, 19) der Vergangenheit angehörte, so war und blieb seinem hiermit beginnenden neuen Selbstbewußtsein die den Uebergang in das neue Personleben charakterisirende, mit der Bekehrung vorhandene Zuständlichkeit des Gegensatzes immer gegenwärtig, soweit und so viel er sein Selbstleben hinfort betrachtete. Ein grundlegliches Moment der Selbsterkenntniß, dessen sich kein noch so geheiligter Christ entäußern darf, noch wahrheitsgemäß kann, dessen sich ein jeder beständig vollbewußt werden sollte! Weil ferner das in der Bekehrung thetisch gegebene wahre Selbstbewußtsein mit seiner richtigen Selbsterkenntniß von nun an wesentlich das gleiche blieb, so hat auch der schreibende Apostel dasselbe, wie der in der erstmaligen Erfahrung des innern Widerspruchs sich befindende Paulus — wenngleich das Entstehen und Bewußtwerden jenes hier begrifflich fixirten, dialectisch entfalteten, gegensätzlichen Zustandes hinfort der Geschichte seines Lebens angehörte. Aber der einst solchen Gegensatz erstmalig erlebende und erkennende, denselben jetzt gegenwärtig schauende und beschreibende Paulus ist nicht blos derselbe, sondern auch der gleiche seiner Person, wie seiner Natur nach; weshalb er aus dem veranschaulichten, beständig wahrgenommenen Zustande eigener Ohnmacht heraus, in V. 24 und 25a solchem dem Heiligungsleben unterstellten widerspruchsvollen Selbstleben — in entsprechender Stimmung — einen zwiefachen antithetischen Ausdruck verleiht. Denn indem so der Apostel vermittelst der Einschau in sich selbst die Lage des sich bekehrenden und bekehrten Menschen, gemäß seinem entscheidenden Uebergangszustande, im Verhältniß zum pneumatischen Gottesgesetz des Guten darstellte, gewann er für den ἔσω und ἔξω ἄνθρωπος des neuen Menschen die in demselben vorauszusetzenden Bedingungen einer nun anhebenden Heiligung, und kann er deshalb schon in V. 25b mit dem αὐτὸς ἐγώ sich selbst erfassen, als solchen, der er völlig und ganz war, als er schrieb, indem er einerseits beurtheilt hat, was er in sich selbst fand (Röm. 7, 18), und andererseits in einem Leben stand, das er im folgenden Capitel bekennt. Deshalb kann er sofort Cap. 8 für alle Christen von gleicher Erfahrung das ausführen, was er in Gal. 2, 20 für sich angiebt (vgl. dagegen S. 30). So wenig also das Leben des Wiedergeborenen mit dem psychischen Zustande des Bekehrten sich deckt, ebensowenig wird in Röm. 7 die volle Wirkung der Wiedergeburt behandelt, vielmehr hat der Apostel auf diese schon Röm. 6, 3 ff. (vgl. 7, 4—6) sich berufen und kommt sie hier allein insofern in Betracht, als sie in der selbstbewußten Bekehrung sich wirksam erweist, und zwar bewirkt, daß sowohl mit der ethischen Krisis jener gegensätzliche Zustand eintritt, als auch zugleich in dem Bereiche desselben Gegensatzes eine fortschreitende Herrschaft des innern Menschen

über den äußern stattfindet. Mit dieser Auffassung allein stimmt das ἄρα οὖν, wie das sich herausstellende zwiefache δουλεύειν, welches latent in dem geschilderten gegensätzlichen Zustande ruht, da dieser die Möglichkeit in sich schließt, einerseits dem Gesetz Gottes νοΐ, andererseits dem Gesetz der Sünde σαρκί zu dienen — obgleich in die die Wirklichkeit übergeführt nur ein Entweder-Oder vorhanden ist (nach Matth. 6, 24, sowie nach Röm. 8 und Gal. 5), während das in Christo Jesu gegebene Freiheitsvermögen (Cap. 8) als gutes einheitlich bestimmendes Lebensmotiv des πνευματικός sich geltend macht, und durch das δουλεύειν νοΐ, das andere δουλεύειν (σαρκί) abrogirt. [Zu umschreiben wäre daher V. 25b. Also bin ich nun selbst, entweder, sofern ich dem νοῦς diene (ihm mich ergebe und nach ihm mich richte), ein: δοῦλος des Gottesgesetzes, oder sofern ich der σάρξ diene (ihr mich ergebe und nach ihr mich richte), ein δοῦλος des Sündengesetzes — sc. also bin ich nun selbst ein δοῦλος: sei es des Gottesgesetzes, falls ich dem νοῦς diene, sei es des Sündengesetzes, falls ich der σάρξ diene.] Die vorhandene entgegengesetzte zwiefache Richtung einer Gottesknechtschaft und einer Sündenknechtschaft (vgl. Röm. 6, 11 ff.) als psychische Folge einer in der Person hervorgerufenen Differenzirung, Sonderung und Scheidung trägt in sich jedoch nicht blos die Möglichkeit einer Knechtschaft nach der einen oder andern Seite, sondern gründet sich und weist zurück auf eine Freiheit, welche schon für die Gottesknechtschaft entschieden hat, so bildet V. 25b mit seinem ἄρα οὖν αὐτός ἐγώ ꝛc. einen vermittelnden Uebergang aus dem thatsächlich constatirten Gegensatze, in welchem der gerechtfertigte Sünder sich seinem Selbsturtheil darstellt, zur weitern objectiv-dialectischen Entwickelung des Problems — nämlich, nunmehr des nach seinen subjectiven, erst negativen, sodann gegensätzlichen Voraussetzungen festgestellten persönlichen Christenlebens in der Heiligung. Denn nun sind die Dinge erwiesen, zu deren Erklärung das Urtheil in 7, 4—6 auf Grund von 6, 23 aufforderte. Jetzt wird von den in uns selbst vorhandenen subjectiven Voraussetzungen des gegensätzlichen Zustandes zu den objectiv in Christo gegebenen, nicht nur unser Urtheil und Wollen, sondern central unser Leben ursächlich motivirenden Ursachen zurückgegangen, und von diesem früher schon gelegten Grunde mit den neugewonnenen, das Subject betreffenden Erkenntnißmomenten — also von einer vervollständigten Position aus fortgeschritten. Hierdurch ergiebt es sich von selbst, warum wir nicht in dem anschaulich fixirten Zustande eines inneren ungelösten Widerspruches gebunden bleiben. Fassen wir die Aussage V. 25b als principielle, aber hypothetisch, weil antithetisch gefaßte Folge dieses in der Vergangenheit eingetretenen, gegenwärtig bestehenden Gegensatzes V. 14—23, so wird selbstverständlich das bisher, so lange es sich um Selbstbeurtheilung handelte, in der Erkenntniß und dem Willen sich bezeugende Gute zum wirksamen Geistesvermögen desselben persönlichen Lebens, so daß aus dem hypothetisch gesetzten zwiefachen δουλεύειν ein wirkliches δουλεύειν νοΐ hervorgeht, was auf dem Grunde der durch Christum vollbrachten Erlösung vermöge der Heiligungsmacht seines Geistes sich vollzieht. Es ist offenbar geworden, daß das Erkennen und Wollen des Guten

(in Uebereinstimmung mit dem Gottesgesetz, unter Widerspruch und Widerstand Seitens des Sündengesetzes) nicht durch das Gesetz, aber auch nicht aus dem Menschen selbst — bei der unvermögenden und unbefriedigenden Beschaffenheit seines gegensätzlichen Zustandes — in den Vollzug des Heiligungslebens übergehen kann, dasselbe vielmehr unter Voraussetzung jenes subjectiven Thatbestandes durch Jesum Christum in seinem Geiste (vgl. 7, 25 mit 8, 1 ff.) geschieht, nachdem was das Gesetz zu bieten vermag, geleistet und was der Mensch in sich zu erfahren, einzusehen und zu gestehen hat, festgestellt ist. Jetzt kann Paulus mit den von 5, 6—7, 25 gewonnenen Resultaten in 8, 1 ff. ausführen, was er 5, 1 nach den früher entwickelten Erkenntnißthatsachen schon ausgesagt hatte.

Wie bei solcher Auslegung von Röm. 7, 14 ff., die Aussagen in V. 24 u. 25a und b in ein richtiges Verhältniß sowohl zu dem Urtheil 6, 23 und zu den Erläuterungen 7, 1—3, resp. 4—6; 7, 7—13; 7, 14—23, als zu 8, 1 ff. treten — so fällt auch die künstliche Vorstellung fort, als wenn der Apostel in V. 14 aus der Betrachtung der Vergangenheit in die der Gegenwart übergehe, um dann wieder mit V. 25 in die geschichtliche Betrachtung zurückzukehren (vgl. S. 26 u. 32). Vielmehr: welcher Gegensatz als bleibende subjective Voraussetzung seines Heiligungslebens in ihm sich herausgestellt hat und vorfindet, da er aus einem durch das Gesetz dem Gesetz Gestorbenen ein solcher Mensch geworden ist, in dem Christus lebet (vgl. auch 6, 2—11), vergegenwärtigt er sich und erweist er in normativer Weise seinen Lesern in V. 14—23, resp. 24—25a u. b. Hiermit gilt dieser Abschnitt seines Briefes wie eine endgültige, aus dem subjectiven Thatbestande des Bekehrten herausgestellte Beantwortung der Fragen, auf welche es dem Apostel schon von 5, 6 ff. ankam. Auch der Verf. trägt unwillkürlich dieser nur in den Hauptgedanken gekennzeichneten Erklärung an manchen Stellen seiner Schrift Rechnung: besonders geschieht das — abgesehen von den durch seine Auffassung von Röm. 7 nicht wesentlich beeinflußten Gesammturtheilen — S. 19 unten, 29 unten, 34 und 35 oben, 48 inmitten. Paulus stellt allerdings in Röm. 7, 7 ff. (vgl. 1 Kor. 15, 56) sich zunächst als natürlichen Menschen unter die Autorität und Wirkung des Gottesgesetzes, indem er sich hierdurch als σάρκινος erwiesen hat; auch bezeugt er sodann, Röm. 7, 14 ff., seine persönliche Lage und seinen psychischen Zustand gegenüber demselben Gottesgesetz aus dem Sinn nicht eines befriedigten, sondern eines unbefriedigten Verlangens nach Heiligung in der Gerechtigkeit; ja aus dem Sinn eines in sich nur den Zwiespalt und Widerspruch erfahrenden, und diesen subjectiven Zustand klar und sicher darstellenden Menschen der Bekehrung — keineswegs aus dem Sinn eines vermöge der Geistesmacht Jesu Christi persönlich in den Kampf und Sieg der Heiligung eingetretenen Wiedergeborenen. Dieser letztere Standpunkt wird erst mit Zurückgehung auf die bis 5, 1 entwickelte Gnadengerechtigkeit, sowie mit Verwerthung der Cap. 5, 6 — Cap. 7, 25 ausgeführten realen Verhältnisse von Adam und Christus, Sünde und Gnade, Tod und Leben, Gesetz und Fleisch in Cap. 8, 1 ff. eingenommen. Aber gerade der erlöste und begnadigte Sünder erkennt

eben als πνευματικός in ſeinem eigenen ἄνθρωπος σάρκινος, der ihm in thesi ſchon alsbald, in praxi je länger deſto mehr zum ἔνδον ἄνθρωπος wird, in ſich ſelbſt einen erfahrungsgemäß mit der Bekehrung aufgetretenen Zwieſpalt, der ſich mit dem vom Apoſtel Röm. 7, 14 ff. beſchriebenen Zuſtande deckt, ſobald wir uns ſelbſt nicht in der von Gott gewirkten Activität, ſondern in der eignen Paſſivität vorſtellig machen. Weil ein Paulus in vorbildlicher Weiſe wie ein Knecht und Kind Gottes mit dem in ihm vorhandenen Gegenſatz lebte, lehrte und wirkte, war auch in dem ſubjectiven Reſultat ſeiner μετάνοια ein perſönlicher Thatbeſtand gegeben, den er als Apoſtel zum Zweck der Selbſterkenntniß im Heilsſtande lehrhaft aufzudecken und mitzutheilen berufen war (Röm. 1, Gal. 1, 1. Tim. 1 u. ſ. w.). Das konnte er nur vermöge ſeiner ἀναχαίνωσις-ἀνανέωσις (vgl. Epheſ. 4, 23 ff., Col. 3, 10), welche das ἀπεκδύεσθαι-ἀποθέσθαι des alten und das ἐνδύεσθαι des neuen Menſchen fordert und bewirkt, einſchließt und folgen läßt (Epheſ. 4, 22 ff., Col. 3, 9 ff. mit Gal. 3, 27 und Röm. 13, 14); aber der erneuerte, geheiligte war immerhin ein ſolcher Menſch geblieben, der ſich allein des Herrn rühmen kann und will (1 Cor. 1, 30. 31), und um der Kraft des Herrn willen ſich ſeiner eigenen Schwachheit rühmet (2 Cor. 12, 9. 10).

Gerade, weil wir in der vorliegenden Diſſertation eine werthvolle Studie finden, welche wichtige Geſichtspunkte mit eindringender Gedankenarbeit klar zu legen ſucht, würde es uns zu weit führen, den Werth der Schrift eingehend nachzuweiſen. Um ſo weniger konnten wir umhin, einige Punkte anzudeuten, in welchen das Urtheil nicht ſpruchreif geworden iſt. Dahin gehört auch der Abſchnitt III, § 9 u. 10.

In Betreff dieſer letzten Abhandlung taſten wir keineswegs den eingenommenen Standpunkt an; auch beanſtanden wir nicht die für die Bedeutung des Geſetzes in der chriſtlichen Gemeinde aus I und II ſich ergebenden Vorausſetzungen, vermiſſen jedoch in § 9, um mit der Form. Conc. zu reden, eine Rückſichtnahme auf den usus primus, ſowie einen beſtimmten Hinweis auf den usus tertius legis. Beides war erforderlich, da jener Brauch des Geſetzes von Paulus ſtark betont wird (vgl. Röm. 2, 13; 13, 1 ff.; Gal. 4, 21 mit 1 Tim. 1, 8. 9 ꝛc.), dieſer grundſätzlich (z. B. Röm. 3, 31), wie praktiſch (Röm. 13, 9) in allen darauf bezüglichen Erklärungen deſſelben Apoſtels wenigſtens implicite ſich findet. Gerade die letztere Frage nach dem dritten Brauch des Geſetzes harrt gegenwärtig einer entſcheidenden Löſung. Es ſollte namentlich auf Grund der heilsgeſchichtlichen Aufgabe des Geſetzes (Gal. 3) nach Paulus mehr herausgeſtellt werden: einerſeits die nöthigende und verpflichtende Bedeutung deſſelben für die bürgerliche Gerechtigkeit, andererſeits das Freiheitsrecht des πνευματικός, das Geſetz als eine von Gott verliehene Handhabe zu normaler Erziehung und Lebensbethätigung in der Heiligung zu verwerthen, daß auch der neuteſtamentliche Gläubige nach Analogie von Pſalm 119 das Geſetz ſeines Gottes liebe und bekenne. Mit dieſem Mangel in der Ausführung des III. Abſchnitts, welcher dem zu gut geſchrieben werden kann, daß der Verf. offenbar in erſter Stelle

den dogmatischen, weniger den ethischen Gehalt des Problems zu bezeugen unternahm, hängt zusammen, daß in manchen Uebergängen — im Gegensatz zu § 1, 2, 3, 4 (bes. S. 19) und § 6 (bes. S. 40), vgl. auch S. 31 unten — eine leise Verschiebung in den Begriffsbestimmungen des νόμος stattfindet, so daß z. B. S. 53 unten und S. 55 die falsche pharisäische mit der wahren alttestamentlichen Vorstellung vom Gesetz fast verwechselt wird. Auf dem alttestamentlichen Standpunkt ist der jener heilsgeschichtlichen Stufe entsprechende allgemeine Offenbarungsgeist, wie dieser sich im Verheißungsglauben bezeugt und beweist, dasjenige Princip einer richtigen Stellung zum Gesetz, welches dem Geiste Jesu Christi im neuen Testament analog ist — man denke an Abraham, David u. s. w. (dagegen vgl. S. 31 unten); während doch wohl der Apostel in 1 Kor. 14, 21 νόμος vom alten Testament aus dem Sinne derer verwendet, welche gemäß § 3 zum Gesetz sich stellten. Auch § 10 leistet bei aller Energie in der Darlegung der vorher gewonnenen Principien nicht vollständig, was die Ueberschrift des Paragraphen erwarten läßt. Deshalb dürfen wir den III. Abschnitt als einen von dem Vorhergehenden nothwendig geforderten Anhang ansehen, der gegebene Resultate nur theilweise, d. i. unvollständig, auf die beiden ethischen Beziehungen überträgt, ohne daß eben die resultirenden Folgerungen gleichmäßig, und allseitig richtig ausgeführt werden.

Nachdem wir im Einzelnen die Schrift kritisch betrachtet haben, empfehlen wir jedem Theologen, auch dem im praktischen Berufe stehenden, die vom Verfasser gegebene, in vieler Hinsicht sichere dogmatische Beurtheilung der eminent wichtigen Frage nach der Bedeutung des Gesetzes für den Apostel des neuen Testaments. Denn es hängt von der unzweideutigen Stellung zur Sache nicht blos die persönliche Gesinnung und Bethätigung im Christenstande ab, sondern auch das Verständniß der christlichen Gemeinde für den Lehrgehalt der apostolischen Briefe, insbesondere jener des Paulus. Haben wir in dem geschriebenen apostolischen Worte die völlig reife Ausprägung der Lehre Christi des Herrn, in der Gestalt, daß einerseits ungeachtet der Verschiedenartigkeit des sprachlichen Gewandes, des geschichtlichen und persönlichen Charakters, mit welchen die Lehre in der Darstellung zum Ausdruck kommt, im Lehrgehalte alle apostolischen Briefe, zunächst die des Paulus, miteinander übereinstimmen, und daß andererseits in dieser Uebereinstimmung das für alle Entwickelungsstufen der Christenheit allgemein giltige, heilige und wahre Evangelium von Christo Jesu uns gegeben ist? Wer die besprochene Studie mit Verständniß und Fleiß studirt, wird erkennen, daß sie einen sehr beachtenswerthen Beitrag zur Beantwortung dieser Fragen in Betreff der Gesetzes-Geltung im neuen Testament darreicht.

November 1878. W. Tiling.

Baumgarten F., fünfzig Confirmationsscheine. Zweite Sammlung. Mannheim, Tobias Löffler.

Diese Confirmationsscheine dürfen ihrer künstlerischen Ausführung und sonstigen Ausstattung nach als im Ganzen wohlgelungen bezeich-

net werden. Die Gestalt des segnenden Heilandes nimmt den oberen Theil des Mittelraumes der einzelnen Blätter ein, darunter wohl ausgewählte Bibelsprüche — zwei aus dem Buche Sirach —, und Verse, die wir lieber aus dem reichen Liederschatz unserer Kirche entnommen gesehen hätten. Zu beiden Seiten oben rechts und links Moses und Paulus, unten zwei Confirmationsscenen, an deren Stelle nach unserem Gefühl besser angemessene Momente aus der heiligen Schrift oder altkirchlichen Kunstsymbolik hätten gesetzt werden sollen.
H.

Sammlung von 50 Sprüchen der heiligen Schrift, nebst zwei Sprüchen in lateinischer Sprache. Sechste, im Druck verbesserte Auflage. Leipzig, Langewiesche. Preis 3 Mark.

Diese Spruchblätter dürften Liebhabern der heiligen Schrift zu mehrfachem Gebrauch willkommen sein, — namentlich zur Ausstellung je eines Spruches in jeder Woche eines Jahres, wie auch noch besonders an Festtagen, sowie vor und nach der Feier des heil. Abendmahls, in dazu geeigneten Rahmen oder Kästchen mit ovalrunder Oeffnung. Die Auswahl der Sprüche können wir als eine angemessene, die Ausführung als eine würdige anerkennen.
H.

Hundert Bilder mit Versen zum Vertheilen unter Jung und Alt. I, desgl. II. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Ladenpreis je 1 Mk.

Diese Bilder sind geeignet, nicht blos Kindern, sondern auch Erwachsenen, die über anspruchslose Gaben nicht verächtlich hinwegsehen, viel Freude zu bereiten. Die Gegenstände sind theils dem Kinder- und Familienleben, theils der heiligen Schrift entnommen; den begleitenden Text bilden theils Bibelsprüche, theils kurze und einfache Verse und Lieder. Die künstlerische Ausführung ist nicht immer eine vollendete, aber fast durchweg eine ansprechende zu nennen.
H.

Verzeichniß

der Jahresberichte und ähnlicher Publicationen, welche im Laufe des Jahres 1878 zu unserer Kenntniß gelangt sind.

In Riga erschienen:

Aufruf zur Gründung und Statuten des Vereins zur Ausbildung Blinder und Schwachsichtiger im Blinden-Institut zu Riga.

Protokoll der im Jahre 1877 am 22. November eröffneten 42. Synode der Prediger des Rigaschen Evangelisch-Lutherischen Consistorial-Bezirks.

Sechszigste Jahres-Rechenschaft des Frauen-Vereins zu Riga. Am 13. Januar 1878.

Zwölfter Jahresbericht des Gewerbevereins zu Riga für das Jahr 1877. Vorgelegt der Generalversammlung des Vereins am 11. März 1878.

Jahresbericht der literärisch-practischen Bürger-Verbindung in Riga über das 75. Gesellschaftsjahr 1877. Separatabdruck aus den Rigaschen Stadtblättern.

Einundzwanzigster Bericht der kirchlichen Armenpflege der St. Jacobi-Gemeinde in Riga vom 1. October 1876 — 1. October 1877. Als Gemeindeblatt gedruckt.

Achtzehnter Jahresbericht des Kiewschen Bezirks-Comité's der allgem. Unterstützungskasse für evang.-luth. Gemeinden in Rußland für das Jahr 1877.

Jahresbericht des livländischen Thierschutz-Vereins für das Jahr 1877.

Achtundsechszigster Rechenschaftsbericht des Rigaschen Armen-Directoriums über das Jahr 1877.

Neunzehnter Bericht des Haupt-Comité's für kirchliche Armenpflege der evang.-luth. Gemeinden in Riga über das Jahr 1877.

Bericht des permanenten Sanitäts-Comité's der Stadt Riga über seine Wirksamkeit im Jahre 1877.

Bericht über die Wirksamkeit der Unterstützungskasse für evang.-luth. Gemeinden in Rußland im Jahre 1877.

Jahresfeier der Rigaschen Section der Evangelischen Bibel-Gesellschaft in Rußland für das Jahr 1877.

Statut der Stipendienkasse für studirende Söhne evang.-luth. Pastoren des livländischen Consistorialbezirks.

Statuten des Alexander Bergengrün'schen Siechenhauses zu Riga.

Protokoll der 43. Livländ. Provinzial-Synode, gehalten in Wolk im Jahre 1877 vom 18.—23. August.

In Dorpat erschien:

Rechenschaftsbericht des Dorpater Hilfsvereins für das Jahr 1877.

In Reval erschienen:

Bericht über die Wirksamkeit der kirchlichen Armenpflege zu Reval im Jahre 1877.

Neunundfünfzigster Jahresbericht über die Wirksamkeit des Ehstländischen Hilfsvereins und der unter seiner Leitung stehenden Kleinkinder-Bewahranstalt für das Jahr 1877.

In St. Petersburg erschienen:

Das Marien-Asyl bei der evangelisch-lutherischen St. Annenkirche zu St. Petersburg in dem Zeitraum vom 1. Januar 1877 bis zum 1. Januar 1878.

Bericht über die wohlthätigen Stiftungen der deutschen evang.-luth. St. Katharinengemeinde für das Jahr 1877.

Sechsundzwanzigster Bericht der Diakonie der deutsch-reformirten Gemeinde für das Jahr 1877.

Flugblatt IV. über das evangelische Kriegslazareth.

Jahresbericht der Armenpflege der evang.-luth. St. Annen-Gemeinde zu St. Petersburg für das Jahr 1877.

Rechenschaftsbericht des Kirchenvorstandes der evang.-luth. St. Petri-Gemeinde zu St. Petersburg für das Jahr 1877 nebst Bilanz über das gesammte Kirchenvermögen am 1. Januar 1878.

Vierunddreißigster Bericht des allerhöchst bestätigten Vereins zur Unterstützung der Armen in der evang.-luth. St. Petri-Gemeinde für das Jahr 1877.

Jahresbericht des Evangelischen Hospitals und der Evangelischen Diakonissen-Anstalt in St. Petersburg für 1877.

Protokoll der 44. St. Petersburgischen evang.-luth. Predigersynode, abgehalten vom 7. bis zum 9. Februar 1878.

Девятый годовой отчетъ высочайше утвержденнаго общества для распространенія св. писанія въ Россіи за 1877 г.

In Moskau erschienen:

Namentliches, alphabetisch-geordnetes Verzeichniß der im J. 1877 bei der evang.-luth. Alt-Kirche St. Michael in Moskau Getauften, Confirmirten, Getrauten und Verstorbenen, nebst Rechenschaftsbericht des Kirchenrathes und Rechnungs-Auszügen über Einnahme und Ausgabe der Kirchen-, Schul- und Armen-Kasse für 1877.

Zur Erinnerung an das dreihundertjährige Jubiläum der evang.-luth. St. Michaelis-Gemeinde in Moskau am XIX. S. n. Tr. den 10/22. Octbr. 1876. (Der Reinertrag zum Besten der Unterstützungskasse für evang.-luth. Gemeinden in Rußland.)

Namentliches Verzeichniß der im J. 1877 Getauften, Confirmirten, Getrauten und Verstorbenen bei der evang.-luth. St. Petri-Pauli-Kirche in Moskau, nebst einem Rechenschaftsbericht des Kirchenrathes pro 1877.

Bericht des Kirchenrathes der evang.-reform. Gemeinde in Moskau für 1877. Rapport du conseil de l'église evangélique-reformée de Moscou pour 1877.

Vierzehnter Jahresbericht des Evangelischen Missions-Vereins zu Moskau 1877.

Neununddreißigster Jahresbericht über die Wirksamkeit der Evangelischen Armen- und Waisenschule zu Moskau vom 1. Jan. 1877 bis 1. Jan. 1878.

Zweiunddreißigster Jahresbericht des Evangelischen Hilfsvereins in Moskau vom 1. Jan. 1877 bis 1. Jan. 1878.

Jahresbericht des evang. Frauen-Vereins in Moskau für 1877.

Neununddreißigster Jahresbericht des Schweizerischen Wohlthätigkeits-Vereins in Moskau. Allgemeine Versammlung vom 18. December 1877. Trente-neuvième rapport de la société suisse de bienfaisance à Moscou. Assemblée générale du 18. Décembre 1877.

Namens-Verzeichniß derjenigen Personen, welche zu der im J. 1877 zum Besten der Unterstützungskasse für die evang.-luth. Gemeinden in Rußland zu Moskau veranstalteten Collecte beigetragen haben.

Jahresbericht der Administration der Wittwen- und Waisen-Kasse für die Stadtprediger des Mosk. evang.-luth. Consistorialbezirks über das 28. Kassenjahr vom 1. Februar 1877 bis zum 1. Februar 1878. (Lithographirt.)

Alle Mittheilungen und Zusendungen, die uns in den Stand setzen, ein ähnliches Verzeichniß in größerer Vollständigkeit folgen zu lassen, sollen jederzeit mit dem besten Danke empfangen und benutzt werden.

Gotteskasten.

Bei dem Missions-Referenten der livländischen Synode sind für das Jah 1878 an Missionsbeiträgen folgende Summen eingegangen:

	Für Heidenmission.		Für Israel.		Summa.	
	Rbl.	Kop.	Rbl.	Kop.	Rbl.	Kop.
Vom Walkschen Sprengel	237	4	2	70	239	74
„ Pernauschen „	466	—	58	75	524	75
„ Wolmarschen „	494	75	107	—	601	75
„ Rigaschen „	414	90	259	65	674	55
„ Fellinschen „	589	80	108	70	698	50
„ Dorpatschen „	682	—	109	—	791	—
„ Wendenschen „	645	60	150	90	796	50
„ Werroschen „	674	30	210	50	884	80
Summa .	4204	39	1007	20	5211	59

Anfrage,

betreffend die Hamburger Kirchenordnung von 1529.

Sollte sich irgendwo in öffentlichem oder privatem Besitz ein ältere Handschrift von Johannes Bugenhagen Der Erbaren Stat Hamborg Christlike Ordeninge vom Jahre 1529 in niederdeutsch Sprache finden (vgl. Richter, d. evang. Kirchenordnungen, 1. Bd S. 127, und Schürer, theolog. Literaturzeitung 1877, Nr. 25, S. 669 so möchte der Unterzeichnete bitten, ihm davon Mittheilung z machen; namentlich Handschriften aus dem 16. Jahrhundert wäre sehr erwünscht.

Hamburg, Februar 1879.

Carl Bertheau,
Pastorenstraße 13. Pastor zu St. Michaelis.

Personal-Nachrichten.

Gestorben: 4. Febr. P. emer. J. Berg zu Luga; Sup. der ref. Kirch J. Spleschinski zu Warschau; 9. Febr. P. O. Kawall zu Szeymel; 16. Feb P. W. H. C. Rust zu Zohden.

Emeritirt: P. A. H. Pohrt zu Trikaten.

Introducirt: P. adj. G. Kügler als P. in Salisburg; P. F. Bern witz als P. in Nurmhusen.

Berufen: P. Saeranowicz zu Luttringen nach Groß-Autz; P. v. Raison zu Adsel nach Luttringen; P. H. Keußler nach Trikaten.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Cand. J. Th. Helmsing.

Gegen den Druck dieser Schrift ist von Seiten des Livl. Evang.-Luth. Consistor nichts einzuwenden. — Riga, den 5. März 1879. Dr. Christiani, Vicepräse

Von der Censur erlaubt. Riga, den 6. März 1879.

Druck von W. F. Häcker in Riga.

I.

Leitende Artikel und Aufsätze.

Die Stellung des Geistlichen zur Wissenschaft überhaupt und zur theologischen insbesondere.

Vortrag, gehalten auf der St. Petersburgischen Synode im Jahre 1878 von Pastor Jürgensen zu Gatschina.

„Der Protestantismus ist seiner Natur nach der Wissenschaft nah verwandt," lautete die Losung eines vor etwa zwanzig Jahren geschiedenen sächsischen Theologen, der mehr gearbeitet hat, denn Viele, der ein Bahnbrecher gewesen ist für die grammatische Exegese des neuen Testaments in noch höherem Sinne, als es einst sein Landsmann Ernesti war für die Hermeneutik. Und dieser Wahlspruch des vollendeten G. B. Winer war es, der mir vor die Seele trat, als Seitens des verehrten früheren Herrn Präses unsrer Synode die Aufforderung an mich erging, das Referat in vorliegender Synodalfrage zu übernehmen. Daß sie eine sehr umfassende, weitschichtige ist, gewahrt man auf den ersten Blick. Auch bei gedrängtester Darstellung ließe sich die Beantwortung derselben in den engen Raum eines Synodalvortrages schwerlich zusammenfassen. Selbstbeschränkung dünkt mir hier die erste Referentenpflicht. Und so gestattet mir denn, verehrte Väter und Brüder im Amte, von der theoretisch-wissenschaftlichen Seite der Frage mehr absehend, Eure Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die praktisch-pastorale Seite derselben zu richten. Wage ich doch zu hoffen, ein den akademischen Jahren näherstehender Amtsbruder werde als Correferent der ersteren ihr gebührendes Recht angedeihen lassen, erfolgreicher als ich es könnte, den bald ein Vierteljahrhundert von den

Studienjahren scheidet. Also das wissenschaftliche, speciell das theologisch-wissenschaftliche Studium des praktischen Geistlichen werde von uns in's Auge gefaßt. Zuerst dürfte es gelten, die Schwierigkeiten zu würdigen, die sich ihm entgegenstellen, die Einwände zu beleuchten, die man wider dasselbe erhoben. Sodann werde in gebotener Kürze, mehr andeutend als ausführend, das Verhältniß gezeichnet, in welches der Pastor zu den einzelnen Gebieten des menschlichen Wissens überhaupt, wie insonderheit zu den Hauptdisciplinen der Theologie zu treten hat.

Wenn wir den Spruch uns aneigneten, daß der Protestantismus der Wissenschaft nah verwandt sei, so liegt uns selbstverständlich nichts ferner als das, die Wissenschaft seine Mutter zu heißen. Nicht die Studirstube hat unsere Kirche geboren, sondern die Klosterzelle, da Bruder Martin in heißem Kampfe rang wider seine Sünde und deß sich trösten lernte, daß der Gerechte seines Glaubens lebt. Die weltgeschichtliche That der Reformation ist ja nicht ein Ergebniß wissenschaftlicher Forschung, sondern der Nothschrei eines Pastors, der sein Seelsorgergewissen drängte. Doch ob wir auch nimmer vergessen wollen des Brunnens, aus dem wir gegraben, des Felsens, aus dem wir gehauen sind, dürfen wir ebensowenig übersehen, daß der Glaube aus der Predigt, die Predigt aus dem Wort, des Wortes Verständniß aus den Sprachen kommt, der Sprachen Kunde aber ernste Studium erheischt. Sehen wir doch Vater Luther, dem fleißig gebetet über die Hälfte studirt war, nichtsdestoweniger in seinem Kämmerlein gar eifrig studiren, kaum minder als Magister Philippus, ja bis hart an die Grenze minutiöser Akribie, zumal da es galt, die Bibel zu verdeutschen. Von Schulen und Hochschulen hat er manch köstlich Manneswort geredet, auch die faulen Pfarrherrn, die nicht studiren mögen, gar weidlich ausgezankt, sie „Lappen und Narren" gescholten. Das lutherische Volk aber hat gelernt, von seinem Pastor zu fordern, daß er studire, hat in die Pfarrhäuser Studirstuben gebaut und bei den Visitationen haben die Superintendenten alter Zeit fleißig geforscht, wie es mit der eruditio und den studiis pastoris bestellt sei. Hat doch selbst Spener, der Vater des nicht immer mit Unrecht unwissenschaftlich gescholtenen Pietismus, unumwunden erklärt, daß unter zwei gleich Frommen der Gelehrte ihm lieber sei und daß er selber dagegen eifere, so Jemand die studia etwas zurücksetze. Und so ist

h viertehalb Jahrhunderte nicht nur an den Universitäten, son-
auch in manchem schlichten Pfarrhause unsrer Kirche treu und
ich studirt worden, in Synodalaufsätzen und Conferenzvorträgen
che Frucht solcher Studien gereift, die trotz ihres unscheinbaren
sehens das theologische Wissen an ihrem bescheidenen Theile ge-
ert hat. So unsre protestantische Kirche der Studien ihrer Pastoren
rühmen wollte, dürfte man sie billig nicht Lügen strafen. Doch
t es auch hier: „Nicht daß ich es schon ergriffen hätte.“ Oder
unter uns wollte sich unterwinden, zu sprechen: Was ich konnte,
: ich gethan von meiner Amtsführung erstem Tage an! Und doch
uns das Studium Gewissenssache. Verpflichtet uns doch unser
tseid, „in der Erkenntniß der Glaubenslehren uns zu befestigen
in den übrigen uns nöthigen Wissenschaften fortzuschreiten.“
senschaftliches Studium Seitens des Pastors ist somit kein opus
ererogationis, sondern ein integrirender Theil seiner Amtsthätig-
. kein bloßer Schmuck für intellectuell Bevorzugte, sondern eine
ditio sine qua non gesegneten Wirkens für Alle ohne Unterschied.
ilich ist das Studium des Professors ein anderes, als das des
henten, und das des Pastors wiederum ein anderes. Haben wir
weder als Gelehrte, noch als Schüler, noch als Dilettanten, sondern
als Pastoren zu studiren, d. h. in engster Beziehung zum praktisch-
oralen Leben. Wohl ist der Grund theologischen Wissens durch
Universität gelegt und er sollte billig feste stehen. Verlangt doch
solchem Sinne das Volk von seinem Pfarrer mit Recht, daß er
nits „ausstudirt“ habe. Doch auf dem Grunde gilt es weiter bauen.
wahre Theologie ein Leben, so ist jeder Stillstand in demselben
Rückschritt, so birgt jede Stockung ernste Gefahr. Muß doch
tige Stagnation im Amte sich über nicht gar lange in der Pre-
t, früher vielleicht noch in der Katechese, nicht am letzten in der
gen Persönlichkeit des Geistlichen geltend machen. Das mühsamste
en. Predigtmachen, die sorgfältigste Vorbereitung auf die einzelne
chetische Stunde dürfte nur wenig helfen, den Nothstand nur schlecht
decken, wo die Pulse des geistigen Lebens überhaupt nur träge,
fadenförmig, schleichen. Trägt doch der Geistliche wie in der
ege des persönlichen Glaubens-, so auch in der des Geistes-
ens den einzig wirksamen Talisman in sich gegen den leidigen
guor materiae, gegen geistliche Ermattung und Verstimmung

(acedia, wie die ältere Ascetik sie nannte und als peccatum clericorum bezeichnete), wie gegen so manche intellectuelle wie ethische Verirrungen, vor denen der sich doppelt hüten mag, der selber stehen und andere richtig stellen soll. Kann doch nur fortgesetzte Beschäftigung mit theologischer Wissenschaft den Geist stählen, daß er sich nicht von jedem glitzernden Eintagsstern am Himmel der Gegenwart imponiren, sich nicht von jeder lautwerdenden Phrase gefangen nehmen läßt, sich nicht gleich den Schwächlingen bereit findet, seine Theologie nach jedwedem Zeitwinde umzustellen. Doch, l. Br., so sehr auch die Nothwendigkeit wissenschaftlichen Studiums allgemein anerkannt sein dürfte, so möchte doch Keiner unter uns sein, der nicht mit den Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hätte, die sich ihm entgegenstellen. Ueber Zeitmangel haben wir wohl Alle geklagt, auf die köstliche Muße der akademischen Jahre sehnsuchtsvolle Rückblicke geworfen. Und wer wollte solche Klage unbegründet nennen? Der Riesengemeinden großer Städte, der Landkirchspiele mit 10,000 bis 15,000 Seelen und nur einem Pastor, der Diasporagemeinden von 500, 1000 und noch mehr Werst Umfang zu geschweigen, nimmt nicht etwa auch eine combinirte Land- und Kleinstadtgemeinde von kaum 5000, zumal wenn sie, wie die des Referenten, eine dreisprachige ist, auch des kräftigen Mannes ganze Kraft vollauf in Anspruch? Predigt und Confirmandenlehre, Krankenbesuch und Armenpflege, Schulaufsicht und Religionsunterricht in den Schulen, der tägliche Anlauf in geistlichen und weltlichen Dingen, dazu die Schreiberei und die nicht endenden Requisitionen von Militär und Civil, Gerichtsbehörde und Wolostverwaltung, wecken sie nicht im Herzen des geplagten Pastors den Ruf des Unmuths: „Sind nicht des Tages zwölf, höchstens fünfzehn Arbeitsstunden?" Und doch, l. Br., muß es dabei sein Bewenden haben, daß solches Alles in erster, das Studium erst in zweiter Linie steht. Mitten aus angestrengter Denkarbeit abgerufen zu werden, vielleicht nur um einer langweiligen Person Gehör zu geben, die doch zuletzt als eine thörichte Jungfrau wieder abzieht, ist freilich schwer, doch bleibt's dabei, ein Gemeindemitglied anzuhören und bestens zu berathen, ist meine erste Pflicht. Ist doch Solches ein Amtskreuz, das sich besser durch Tragen überwindet, als durch Klagen. Gilt es doch, dem vielbeklagten Zeitmangel gegenüber die vierfache edle Kunst der Zeitvermehrung, Zeiteintheilung, Zeitersparung,

Zeitbenutzung lernen und üben. Gilt es doch, durch geistige Gymnastik die Fähigkeit gewinnen, abgerissene Gedankenfäden schnell und glücklich wieder anzuknüpfen, auch Zeitsplitter kleiner Viertelstunden weise zu nützen, an das sich Störenlassen sich fein zu gewöhnen und dabei nicht nur das Antlitz, sondern auch den Geist heiter zu erhalten. Und trägt nicht tüchtiges Studium darin seinen Lohn in sich selber, daß es die unmittelbare Meditation für Predigt und Katechese wesentlich verkürzt, mit der Geistesgewandtheit überhaupt auch die sogen. Geschäftsgewandtheit fördert, die in kurzer Zeit mehr ausrichtet, als ein Ungeübter in langer. — — Doch, l. Br., wenn wir auch durch weises Haushalten mit der Zeit uns die Muße zum Studium nothdürftig gewonnen haben, so sind damit noch lange nicht alle Schwierigkeiten überwunden. Sind doch die Zeiten vorüber, da man studiren konnte wie Luther, von dem Matthesius erzählt, auf seinem Tische seien kaum mehr Bücher gewesen, denn eine Bibel und eine Concordanz der Bibel. Vergegenwärtigen wir uns die isolirte Lage so manches Amtsbruders in der Steppe oder im Innern des Reichs, gedenken wir der — wenigstens an manchen Orten — von Jahr zu Jahr schwerer werdenden öconomischen Stellung unserer Landgeistlichkeit, und wir haben die Erklärung für so Manches, was wir mit idealem Maßstabe messen, als wesentlichen Mangel rügen müßten. Da dürfen wir uns deß trösten, daß nur von dem viel mag gefordert werden, dem viel gegeben ist. An den alten Rechtsgrundsatz ultra posse nemo obligatur mag man hier erinnern. Und doch dürfte keine äußere Lage so ungünstig sein, daß sie ein absolutes non possumus rechtfertigte. Hier gilt den besser situirten Brüdern zweifelsohne das Wort des alten Claus Harms: „Kaufen Sie Bücher nicht nur für sich, sondern auch für Andere." Viribus unitis! laute hier die Devise. Tauschen wir die literarischen Hilfsmittel untereinander aus, die kleine Bibliothek des einen Amtsbruders ergänze die ebenso kleine des andern. Der Journalcirkel werde unter solchen Verhältnissen auf das Nothwendigste beschränkt, daß Mittel bleiben zum Bücherankauf, da heiße es: nullus annus sine libris — und in wenig Jahren wird, ob auch nicht viel, so doch mehr gethan sein, als ein verschwindend Kleines. Und reife die Frucht auf so sterilem Boden auch langsamer und weniger üppig, sie reift doch, sie bringt doch ihren Segen den Geistlichen, wie den Gemeinden.

Doch, verehrte Väter und Brüder im Amte! die bis jetzt berührten Schwierigkeiten waren doch nur mehr äußere, durch Eifer, Umsicht, weise Selbstbeschränkung lassen sie sich theils beseitigen, theils wenigstens verringern. Schwerer wiegen innere Bedenken, die man gegen ausgedehnteres Studium des praktischen Geistlichen, oft von persönlich sehr achtenswerther Seite erhoben hat. Man weist auf die Gefahr hin, über dem Wissen des persönlichen Glaubens Kleinod zu verlieren. Man warnt den Pastor vor einem Studium, das ihn nur zu leicht mit dem Bekenntniß der Kirche in Differenz bringen, ihn seinem Amte entfremden könnte. Hat man doch unumwunden das wissenschaftliche Fortarbeiten als das Auge und den Fuß bezeichnet, dessen der Geistliche — mindestens bedingt — sich entäußern müsse um des HErrn willen. Hat man doch neuerdings noch — in der Reactionszeit der fünfziger Jahre zumal — hie und da eine gewisse aurea mediocritas in literis nicht etwa als Mangel, sondern geradehin als Schutzwehr bezeichnet wider die auflösende, zersetzende Zeitrichtung. Zunächst, l. Br., laßt uns anerkennen, daß solche Rede den Mißbrauch des theologischen Studiums allerdings treffe. Auch wir erheben uns nicht minder denn Jene gegen eine Theologie ohne theologischen Sinn, gegen wissenschaftliche Gelehrsamkeit ohne theologische Tugend. An dem „pectus est, quod facit theologum" halten auch wir aus wärmster Ueberzeugung fest. Der Wahlspruch des praeceptor Germaniae: „Egomet mihi conscius sum, nullam aliam ob causam tractavisse theologiam, nisi ut memet ipsum emendarem" sollte über jedem Studirtische, zumal über dem eines Pastors stehen. Geben wir doch bereitwillig zu, daß der Gelehrteste unter uns als solcher durchaus nicht unbedingt auch der Tüchtigste sein müsse. Mit gelehrter Eitelkeit, mit jenem innerlich hohlen und leeren Wissen, das ohne innere Kraft, ohne ethisches Bestimmtwerden des Charakters durch seinen Inhalt, eben nur aufblähen kann, mit solchem Wissen wollen auch wir durch Gottes Gnade unverworren bleiben. Doch an die Stelle des falschen — und als solches der Amtsführung allerdings gefährlichen — Wissens trete nicht Unwissenschaftlichkeit, nicht fromme Routine, sondern das rechte Wissen, jene γνῶσις, die der Apostel 1 Corinther am Zwölften neben der πίστις als ein χάρισμα bezeichnet, das wir erstreben, recht brauchen, dafür wir danken sollen. Dünkt es uns doch schlechthin unmöglich, daß zwischen wahrer Wissenschaft und gesundem

kirchlichen Leben ein feindlicher Gegensatz bestehen könne. Kann die Kirche sich durch etwas Anderes bauen wollen, als durch Wahrheit? Kann die Wissenschaft, so lange sie nicht von sich selber abfällt, etwas Anderes suchen wollen, als Wahrheit? Ist es doch unter den sich immer ablösenden Gegensätzen im kirchlichen Leben die ernste unparteiische Wissenschaft, die das schwankende Zünglein der Wage immer wieder richtig stellt? Und ist wiederum umgekehrt der im Großen und Ganzen des Volks lebende evangelische Sinn, so wenig er oft dem Einzelnen zum Bewußtsein kommt, doch mächtig genug, zeitweiligen Verirrungen der Wissenschaft gegenüber Zeugniß abzulegen und Umkehr, Einlenken in die rechte Bahn erfolgreicher zu fordern, als die strengste äußerlich gesetzliche Verpflichtung Solches vermöchte. Daß die Theologie eines Pastors eine kirchliche sein muß, daß sie, so sie unkirchlich wäre, eo ipso auch unbiblisch würde, bedarf wohl keines Beweises. Orthodoxie ist — wir schämen uns nicht, es zu bekennen — ein Gut, danach der theologisirende Pastor mit aller Kraft zu streben hat. Da gilt es zur rechten Stunde und auf rechte Weise auch vor einem echt evangelischen sacrificio del intelletto nicht zurückzuschrecken, vielmehr es willig zu bringen, auf daß man im Gehorsam des Wortes theilhaftig werde des beneficio del Christo. Doch darf gerade hier am Wenigsten übersehen werden, daß nicht die logische Wahrheit es ist, die solches Opfer erheischt, sondern die ethische. Wird doch in jener vielfach angezogenen Schriftstelle nicht etwa der Vernunft angesonnen, sich selber gefangen zu geben, wohl aber dem Herzen, d. h. der sittlichen Gesammtpersönlichkeit des theologisirenden Individuums, den kritischen Verstand gefangen zu nehmen unter den Gehorsam dessen, der einen Frieden baut, der höher ist als alle Vernunft, auch die gläubigste und orthodoxeste nicht ausgenommen. Ueberhaupt scheint es uns bedenklich, den persönlichen Glauben eines Theologen messen zu wollen mit dem Maße der Schwierigkeiten, über welche sein theologisches Denken sich hinwegzusetzen bereit ist. Eine Quelle gefährlicher Selbsttäuschung dürfte hier verborgen liegen. Nein, hier gilt es vielmehr, in rechter ἀνδρεία, im frommen und darum auch freien Mannesmuthe, dem wissenschaftlichen Problem kühnlich in's Antlitz schauen, ihm Stand halten, sich mit ihm auseinandersetzen. Wird doch nicht der Weichende gekrönt, sondern der Kämpfende. Und ist es doch unser Trost, daß wir die Siegesgewiß-

heit in uns selber tragen, ob wir sie auch zeitweilig ebensowenig in Begriffe zu fassen im Stande sind, als wir sie gefühlsmäßig erfahren. Und sei die Wolke noch so dunkel, die das evangelische Licht uns zu verhüllen droht, so wissen wir doch, daß die Sonne größer ist, als die Wolke. In des persönlichen Glaubens unmittelbarer Plerophorie wissen wir um ein Leben, das in der Tiefe unserer Brust pulsirt, und das als ein ewiges mächtiger ist, als jeder Zweifel, aber auch gewisser, als jeder Beweis. Die Geschichte der Theologie, mehr noch die innere Geschichte der Theologen, hätte den Beweis dafür zu erbringen, dürfte ihn aber auch nicht schuldig bleiben. Nur auf Einzelnes, der Neuzeit Angehöriges, werde hingewiesen. Einen Theologen, der Jahrzehnte lang als Kritiker gar sehr nach links gerichtet gewesen, hören wir als Greis in tiefbewegter Welt- und Kirchenzeit in seinem theologischen Testamente bekennen, daß in keinem Andern Heil ist, denn allein im Namen Jesu Christi des Gekreuzigten, und in fast apokalyptisch erklingender Rede männlich zeugen wider das Antichristenthum der Gegenwart. Ist er doch trotz seiner zersetzenden Kritik ein theologischer ζητητής gewesen mit dem Herzen und hat darum in seiner Art die Verheißung empfangen: „Suchet, so werdet ihr finden!“ Einen Richard Rothe, den theologischen Denker sensu eminenti, der von sich selber bekennt, er sei in seiner Jugend ein eifriger Pietist gewesen, aber kein glücklicher, sehen wir im Mannesalter auf wissenschaftliche und mehr noch praktische Irrwege gerathen, dahin wir ihm nicht folgen können, ja, wider die wir eifrigst protestiren müssen — und doch hatte der HErr, an dem sein Herz hing, auch für ihn gebeten, daß sein Glaube nicht aufhörte, vielmehr unter schwerem Kreuze still ausreifte, daß der Sterbende sich des Wortes trösten durfte: „Selig sind, die das Heimweh haben, denn sie werden nach Hause kommen!“ Und sein Name ist geblieben hellleuchtend im Buche theologischer Wissenschaft, er ist auch, wie wir gewißlich hoffen, nicht getilgt worden aus dem Buche des Lebens. Fern sei es freilich von uns, l. Br., mit solcher Rede leichtfertigem hyperkritischen Schalten mit der Schrift- und Kirchenlehre das Wort zu sprechen. Auch verkennen wir nicht, daß Manches, was einem de Wette und Richard Rothe zu Gute kam, uns, den Kindern einer, dem Herrn sei Dank! anderen Zeit, nicht in demselben Maße mehr gelten dürfte. Nur zum Trost soll das eben geredete Wort Denen dienen, die angefochten sind, um der

zeitweiligen Ergebnisse ihrer Studien willen. Denn so wahr es ist, daß die Auflösung der geschichtlichen Persönlichkeit des Erlösers in mythischen Nebel den Glauben an ihn im biblischen Sinne des Wortes unbedingt ausschließt, so ist es ebenso wahr, daß negative Resultate biblischer Kritik, heterodoxe Construction kirchlicher Dogmen nicht absolut nothwendig das Verhältniß der Seele zu ihrem himmlischen Freunde alteriren, oder eine gesegnete Amtsführung unmöglich machen müssen. Freilich läßt sich die Grenze zwischen Erlaubtem und Unerlaubtem nicht mit dem Zirkel ermessen, noch mit Rothstift bezeichnen. Die ältere Unterscheidung von articuli fundamentales et non fundamentales dünkt uns eine verfehlte, weil mechanisch äußerliche, unberechtigter Subjectivität weitesten Spielraum gewährende. Uns scheint die Lösung dieses Problems überhaupt nicht auf dogmatischem, sondern auf ethischem Gebiete zu liegen. Kann doch das theologische Gewissen kein anderes sein, als das sittliche; das zunächst in anderer Beziehung gesprochene Wort des sel. Palmer: „Mancher quäle sich mit dogmatischen Zweifeln, der mehr Grund hätte, wegen ethischer Defecte angefochten zu sein," wo ein der Metastase somatischer Krankheitserscheinungen verwandtes sittlich-pathologisches Phänomen vorliegt — dieses seelsorgerliche Meisterwort sollte auch das Gewissen des studirenden Pastors sich fein merken, die meditatio, die Vermittlerin theologischen Forschens, scheint uns, wo sie allein bleibt, schlechthin außer Stande, die Fragen befriedigend zu beantworten, die sie aufwirft. Sie bedarf dazu der Hilfe ihrer beiden Schwestern; voransteht die ältere, die oratio. Nicht nur ein Schreibtisch finde sich in des Pastors Cabinet, neben ihm stehe nicht pari, sondern superiore dignitate, der Betschemel. Die Probleme der Wissenschaft können — unserer Ueberzeugung nach — nur an einem Orte eine Lösung finden, keine intellectuelle freilich, sondern eine sittliche, das Gewissen befriedigende — am trauten Marienplätzchen, da die Seele zu des HErrn Füßen sitzt und seiner süßen Rede lauscht. Und daß wir dieses Plätzchen suchen und an demselben bleiben, dafür sorgt der HErr selbst durch die tentatio. Keinem Predigerleben fehlt sie, in der Regel demjenigen am wenigsten, das an irdischem Gut oder äußerer Ehre vor andern bevorzugt scheint. Die Weihe empfängt unser Studium durch die oratio, seine Schlacken scheiden sich; was aber Gold und Edelstein an ihm ist, wird bewährt durch die tentatio.

Anders mag es nicht sein; ist und bleibt doch unsere Theologie eine theologia crucis, non gloriae! Als solche aber wird sie auch still und stetig herangebildet zu einer theologia vere orthodoxa in höherer Potenz, die weder unter dem Gesetz symbolischer Lehrformeln steht, denen sie sclavisch sich beugte, noch in zuchtloser theologischer Anomie sich vom Glauben der Gemeinde emancipirt dünkt, sondern vielmehr als θεολογία ἔννομος das Lebensprincip der Kirche sich in intellectueller, wie ethischer Arbeit also zu eigen gemacht hat, daß sie ihr Selbsteigenes in persönlicher Freiheit aussprechend, doch substantiell mit dem wesentlich Eins erfunden wird, von dem unsere Augustana sagt: ecclesiae magni consensu apud nos docent! Das, verehrte Väter und Brüder im Amte, ist mein bescheidener Versuch der Beantwortung einer Frage, die zumal in der Gegenwart manchem Predigerherzen und Predigergewissen sich mächtig aufdrängen dürfte. Das alte Problem des Gegensatzes von Glauben und Wissen damit lösen zu wollen, maße ich mir nicht an. Nur eine Bitte habe ich: δοκιμάζετε, ἀδελφοὶ, ἐὰν δὲ εὑρίσκητε καλόν τι, κατέχετε. Auf den Vorwurf der Subjectivität bin ich im Voraus gefaßt, weiß aber auch, daß derselbe heutzutage auf dem Gebiete kirchlicher Theologie weniger schwer wiegen möchte, denn vor etwa zwei Jahrzehnten. Wenn irgendwo, so dünkt mir hier eine subjective Lösung wohlberechtigt. Der uralte Streit zwischen Glauben und Wissen scheint mir nur vor einem Forum, dem des Gewissens, entschieden werden zu können. Das Gewissen aber, ob auch durch das Wort fest normirt, kann als solches seinen freipersönlichen Charakter nimmer verleugnen.

Doch, l. Br., die Zeit verrinnt. Nur für wenige flüchtige Andeutungen dürfte sie noch ausreichen über das Verhältniß, in welches sich der Geistliche zu den einzelnen Zweigen der Wissenschaft überhaupt und der theologischen insbesondere zu setzen hat.

Daß die Theologie, ob auch beziehungsweise membrum praecipuum, so doch immer nur ein Glied ist am Gesammtorganismus der Wissenschaft überhaupt und diesen Zusammenhang nur zum eigenen schweren Schaden zerreißen könne, dürfte allgemein zugegeben werden. Ruht doch tüchtiges theologisches Wissen allenthalben auf dem Fundamente einer gediegenen allgemeinen, insonderheit klassischen Bildung. „So lieb uns das Evangelium ist, so hart lasset uns über den Sprachen halten," mahnt Vater Luther. Die „Sprachen,"

ſagt er, „ſind die Scheide, drin das Schwert des Geiſtes ſteckt; wo die Sprachen ſind, da geht es friſch und ſtark, und findet ſich der Glaube immer neu.“ Ob auch die Zeit dahin iſt, da ein Paſtor den andern in eleganter Latinität zu übertreffen ſuchte und etliche Capitel aus den Claſſikern zum Tagespenſum jedes wohlgezogenen Pfarrers gehörten, ſo ſollten doch billig die „Alten“ in keiner Pfarrbibliothek fehlen, noch Staub auf ihnen liegen. Ob im Uebrigen der Eine mit der Akribie des Philologen die Sprache bis in ihre Einzelheiten verfolge und Alles auf die waltenden Grundgeſetze zurückführe, ob der Andere mit der Luſt des Humaniſten des reichen äſthetiſchen Inhalts ſich freue, ob ein Dritter mit dem ruhigen Blick des Hiſtorikers das eigenartige Leben einer Welt anſchaue, die nach Gottes Willen den natürlichen Untergrund bildete für des Chriſtenthums erſte Entfaltung und Selbſtdarſtellung — das dürfte von individueller Anlage und Begabung abhängig ſein; hat doch jede dieſer Anſchauungen des Alterthums ihr gutes Recht und, wo ſie ſich richtig vollzieht, auch ihren Segen für des Amtes Führung. Und wenn in den Pfarrhäuſern unſerer Landeskirche das claſſiſche Studium ſich extenſiv geringerer Pflege erfreute, ſo fände Solches in unſern eigenthümlichen Verhältniſſen mehr als genügende Erklärung und Rechtfertigung. Hat doch die Mehrzahl unſerer Paſtoren das Wort des HErrn in einer andern Sprache zu verkündigen, als in der Mutterſprache. Fordert doch des Amtes unmittelbares Intereſſe, daß man die Nationalſprache ſich nicht nur für den praktiſchen Gebrauch nothdürftig aneigne, ſondern ſich in ſie einlebe, den Finnen ein Finne, den Ehſten ein Ehſte u. ſ. w. werde. Daß Solches Mühe und eingehendes Studium koſte, weiß Jeder, der es erprobt hat. Da gilt es lernen, erſt durch Leſen, dann aber vornehmlich durch Hören aus des Volkes Munde, daß man ihm das Wort bringen könne, nicht als mühſam überſetztes, ſondern als aus dem Geiſte des Volkes lebendig reproducirtes. Und von den im engeren Sinne ſogen. „Nationalſprachen“ abgeſehen, iſt nicht der Boden, auf dem gerade wir wirken ſollen, auch ohnehin ſchon ein vielſprachiger, da oft drei Zungen laut werden in einem Hauſe, über einem Tiſche. Sei Solches immerhin ein Nothſtand, ſo iſt es ein ſolcher, den der Paſtor nicht beſeitigen kann, mit dem er rechnen muß. Tritt doch an den Stadtgeiſtlichen, zumal wo er der einzige iſt, mehr als ein Mal die Nothwendigkeit heran,

an Krankenbetten, an Särgen, im seelsorgerlichen Gespräch eine Sprache zu reden, die nicht die seine ist, blos um verstanden zu werden, blos um klar zu machen, worum es sich handelt. Wahrlich, es ist nicht ein Jagen nach dem wohlfeilen, für einen rechtschaffenen Pastor zumal gar leicht wiegenden Ruhme eines Polyglotten, sondern das durch die Amtsnoth wachgerufene Amtsgewissen, das mich nöthigt, für das Studium neuerer Sprachen Seitens des Geistlichen warm einzutreten. Ein in's Amt mitgebrachter, auch in diesem Fache wohlgefüllter und wohlgeordneter Schulsack ist eine gar edle Mitgabe, deren Werth man erst da recht erkennt, wo man sie braucht. Da gilt es aber, das Mitgebrachte fein erhalten, mehren und üben. Fleißige Lectüre thut dabei viel, doch weitaus nicht Alles. Gilt doch hier vor Allem das alte dictum: loquendo discimus loqui.

Von den Sprachen zur Geschichte. Ist das Christenthum wesentlich Geschichte, weil Thatsache, so ist ein theologisch-wissenschaftliches Erkennen desselben ohne geschichtliche Bildung undenkbar. Wie auf dem Studienplan der Universität die Geschichte nicht fehlt, so fehle sie auch nicht auf dem des Pfarrhauses. Kann doch nur durch eine reine Anschauung der alten Welt das Christenthum im Gegensatze zu ihr verstanden werden, ist doch ein lebendiges Sichversetzen in die biblische Anschauungsweise nicht möglich, ohne daß man den Geist des Alterthums erfaßt hat. Muß nicht die Kirchengeschichte, ohne allgemein-historischen Sinn betrieben, ein Torso bleiben, an dem Vieles nicht verstanden, Anderes einseitig und darum unrichtig bestimmt und gewürdigt wird. Darum setze sich der Pastor oft und gern zu den Füßen unserer großen Meister der Historie und lasse, selbst bei sparsam bemessener Zeit, kein Amtsjahr vergehen, ohne sich wenigstens in eine der geschichtlichen Monographieen vertieft zu haben, deren die Gegenwart uns so viele, so tüchtige gebracht hat. Wirft doch ein großer historischer Moment, richtig aufgefaßt, sein helles Licht auf die Gesammtentwickelung unseres Geschlechts. Liegt doch in einem von christlich-tüchtiger Gesinnung getragenen Geschichtsstudium die beste Schutzwehr wider einen faulen Optimismus, der die Sünde übersieht, wie gegen einen murrsinnigen Pessimismus, der die in der Menschheit waltenden erlösenden Gotteskräfte verkennt. Kann doch nur an der leitenden Hand der Geschichte ein sicheres, ruhig erwägendes Urtheil über die Erscheinungen und bewe-

genden Fragen der Jetztzeit gewonnen werden, das uns, den zuvor in Christo ethisch Freigewordenen, zur rechten Zeit das rechte treffende Wort in den Mund legt wider den leidigen Pseudoliberalismus unsrer Tage, der mehr als Einen, der nicht der Schlechteste war, gefangen genommen hat unter der tönenden Phrase knechtend Wort.

Ferner als Sprachen und Geschichte liegt dem Geistlichen das weite Gebiet der Mathematik und Naturwissenschaft. Der formale Werth der Mathematik, als praktischer Logik, kann nicht verkannt werden. Doch dürfte die Geschichte der Wissenschaft genügend erwiesen haben, daß eine mathematische Bearbeitung nicht rein inductiver Wissensgebiete bedenkliche Mißgriffe und Einseitigkeiten zu vermeiden wohl außer Stande sei. Mit größerem Rechte scheint die Forderung naturwissenschaftlichen Studiums an den Pastor gestellt werden zu können. Wohl ist die Zeit der hydro-peteino-zoo- und gar acrido-Theologieen, will's Gott, für immer vorbei, auch möchte die physica sacra der älteren Theologie in der Studirstube eines Pastors der Jetztzeit wohl selten genug cultivirt werden. Nur das apologetische Interesse bliebe übrig, das uns drängen könnte, der modernen Wissenschaft in die Rüstkammer zu folgen, der sie ihre Waffen zur Bekämpfung der christlichen Weltanschauung entnimmt. Doch will es mir scheinen, daß zu tiefer greifenden Studien gerade auf diesem Felde es den Meisten unter uns, wie an Zeit und Lehrmitteln, so auch an genügender Vorbildung mangeln dürfte — und bloßer, auch noch so geistvoller Dilettantismus muß besonders hier mehr verwirren und schaden, als klarstellen und nützen. Selbstverständlich ist es Keinem verwehrt, sondern vielmehr als unbedingt förderlich zu bezeichnen, sich der Resultate naturwissenschaftlicher Forschung, gleich allen Gebildeten, nach Möglichkeit zu bemächtigen. Humboldt's Kosmos, Oersted's Geist der Natur, Baer's Reden sollte kein Pastor ungelesen lassen. Darstellungen des Pflanzen- und Thierlebens, wie sie ein Schleiden und Brehm so meisterhaft entworfen, sollten — zumal in den Zeiten sommerlicher Muße — auch unser Auge erfreuen und erfrischen.

Doch, l. Br., noch eine außertheologische Wissenschaft haben wir in's Auge zu fassen, die zu verschiedenen Zeiten in verschiedenem Sinne bald als die Schwester, bald als die Gegnerin der Theologie bezeichnet worden ist. Seit Clemens Alexandrinus und Irenäus, seit

Abälard und Bernhard von Clairvaux bis auf die unmittelbare Gegenwart iſt über das Verhältniß von Theologie und Philoſophie in der Kirche viel Redens und Streitens geweſen. Vater Luther hat bekanntlich die Philoſophie gar derb und deutſch „die alte Wettermacherin" geheißen, und willig geben wir zu, daß der entartete Ariſtotelismus, den der große Reformator als junger Profeſſor auf dem Wittenberger Katheder von Amtswegen zu tractiren hatte, ein beſſeres epitheton ornans wohl kaum verdiente. Auch in unſerer Zeit möchte mancher ſonſt wacker Theologe nicht übel geneigt ſein, auch in dieſer Hinſicht ſich als ein guter Lutheraner zu erweiſen. Wohl hat man in den viertehalb Jahrhunderten ſeit der Reformation in Cultivirung der Philoſophie wahrlich nicht gefeiert. In dem relativ engen Rahmen eines Jahrhunderts ſind die reine und praktiſche Vernunft, iſt Fichte's Idealismus, Schelling's Theorie des Abſoluten, Hegel's Lehre vom immanenten Geiſte an den Blicken der Theologenwelt vorübergezogen und haben andern, mehr vereinzelte Denker auch dem ſubjectiven Gefühle ſein gutes Recht zu wahren geſucht, noch Andere auf dem Boden rein theiſtiſcher Weltanſchauung eine Philoſophie des Chriſtenthums nicht ohne Glück zu begründen geſtrebt. Doch nachgerade iſt — und keineswegs ausſchließlich unter uns Theologen — eine Periode der Ermüdung und des Mißtrauens eingetreten, durch den Peſſimismus, ja Nihilismus der jüngſten Denker wenigſtens ſcheinbar gerechtfertigt. Hat doch mehr als Einer dabei an Gellert's Hut, wo nicht an Nathans Ring gedacht und mit Koheleth verdroſſen ausgerufen: „Es geſchieht nichts Neues unter der Sonne!" Nun aber wir? Ich achte, l. Br., trotz alledem und alledem, laſſen wir uns das Studium der Philoſophie nicht nehmen, noch die Freudigkeit zu demſelben uns verkümmern. Gewahren wir doch im Geiſte über dem Portale der Theologie eine Inſchrift, ähnlich der, die über dem Lehrſaal des alten Pythagoras ſtand: *μηδεὶς ἀφιλόσοφος εἰσίτω*! Mit dem bloßen geſunden Menſchenverſtande reicht man eben in der Theologie ebenſowenig aus, als mit rein formaler Schullogik, und ein vornehm thuender Eclecticismus ſteht wahrlich dem gar übel an, der die Dinge nicht kennt, unter denen er wählen ſoll. Wohl wiſſen wir, daß philoſophiſche, inſonderheit ſpeculative Begabung an Verſchiedene in gar verſchiedenem Maße ausgetheilt iſt, und Keiner ſoll mehr nehmen wollen, denn ihm gegeben ward. Kommt es doch beim philoſophiſchen Studium eines Paſtors

nicht so sehr auf positive Resultate, als vielmehr darauf an, daß er philosophiren lerne, sich darin übe. Der wahrlich leicht genug zu erlernende philosophische Jargon klingt im Munde eines Geistlichen um so übler, je mehr er damit renommiren möchte; ist er doch fast immer nur das Wort, das da sich einstellt, wo Gedanken fehlen. Vielmehr suche man sich das bei den Philosophen Gelernte in die Sprache des Alltagslebens zu übersetzen; die Leichtigkeit, mit der man Solches vermag, dürfte den besten Maßstab abgeben, wenn nicht für die innere Wahrheit, so doch mindestens für die praktische Brauchbarkeit solcher nur zu leicht, weil zu gern überschätzter philosophischer Funde. Ob auch, da die Philosophie als Wissenschaft ein Ganzes ist, sich nicht einzelne Disciplinen in usum pastoris willkürlich herausnehmen oder gar zuschneiden lassen, so liegt es doch auf der Hand, daß das ethische Gebiet der Moral- und Religionsphilosophie mit dem Gesichtskreise des praktischen Geistlichen sich am nächsten berührt. Eingehendes Studium der Metaphysik dürfte nur bei reichem Maße von Zeit und noch reicherer individueller Begabung räthlich erscheinen. Die Psychologie, wo sie nur die doppelte Klippe eines sich in abstracten Kategorien bewegenden starren Dualismus von Leib und Seele, wie die noch gefährlichere eines dieselbe der Physiologie direct unterstellenden Materialismus glücklich vermeidet, möchte auch dem praktischen Theologen reiche Ausbeute ergeben, wenn nur das Psychische vom Ethischen nicht abstract getrennt, doch reinlich geschieden und auf diesem Gebiete, wie überhaupt auf allen Grenzmarken der Theologie und Philosophie, nach dem alten goldenen Worte: „Schiedlich, friedlich“ verfahren wird. Daß die Geschichte der Philosophie schon wegen ihrer Beziehungen zur Kirche, insonderheit zur Dogmengeschichte, im Studienplan des Geistlichen nicht fehlen dürfe, daran werde, um der Kürze willen, nur als im Vorübergehen erinnert. Sehr dürfte es sich empfehlen, von Zeit zu Zeit, in Perioden relativ längerer Muße, sich in ein einzelnes philosophisches System, weniger kritisch sichtend als still nachdenkend, zu vertiefen. Referent gesteht, nicht übel Lust zu haben, so Gott will, es mit der Kritik der reinen und der praktischen Vernunft des Denkers von Königsberg zu versuchen; haben doch neueste, nicht untüchtige philosophische Leistungen den Beweis erbracht, daß man vor etwa sechs Decennien den großen Lehrer der Albertina etwas vorschnell zu den Todten geworfen.

Doch nun, l. Br., zum Schluß aus den Propyläen, in denen wir übrigens nicht ohne Absicht etwas länger geweilt, in das Heiligthum der Theologie, die auch uns, wie den Vätern, eine sacrosancta ist, und durch Gottes Gnade mehr und mehr werden soll. Nur skizzenartig, nur in flüchtigen Pinselstrichen, dürfen wir die wissenschaftliche Arbeit des Geistlichen auf den vier Hauptgebieten der Theologie zeichnen; möge man die Liebe nicht verkennen, die die eilende Hand geführt.

Mit der exegetischen Theologie beginnend, müssen wir von den Hilfsdisciplinen derselben, der Zeitersparniß halber, völlig absehen. Nur daran sei erinnert, daß horae hebraicae billiger Weise in keiner Studirstube eines Pfarrhauses gänzlich fehlen oder auch nur allzu seltene Gäste sein sollten. Die Genesis, etwa noch ein anderes historisches Buch, die Psalmen, Proverbien, Jesaia, Jeremia, einige kleinere Propheten, im Grundtext cursorisch gelesen, dürften hier mächtiglich fördern. Das neue Testament anlangend sollte der alte Winer, begreiflich nicht als Lehr-, sondern als Nachschlagebuch, aber fleißig benutzt, auf dem Tische heimisch sein. Die Exegese sensu stricto anlangend, können ausführliche Commentare, wie für's alte Testament Delitzsch' Genesis, Hengstenberg's Psalmen, Drechler's Jesaias, für's neue Lücke Johannes, Philippi's Römer-, Harleß Epheser-, Bleeks und Delitzsch' Hebräerbrief, begreiflicher Weise nur selten vom praktischen Geistlichen durchstudirt und verarbeitet werden; gehen doch in der Regel Monde hin, eh' solche Werke bewältigt sind; doch lange Müh' lohnt reiche Frucht. Doch, ob auch der vielbeschäftigte Pastor zu solchem Studium nur etwa alle Schaltjahre gelange, sollte mehr cursorische Exegese, etwa an de Wette's oder Meyer's Hand, billig ein studium perenne, wo nicht quotidianum jedes Geistlichen bilden. Der Exegese rechte Art zeichne uns des alten Bengel Votum: non timide, non temere! und sein Mahnwort: te totum applica ad textum, et totum textum applica ad te! Ist doch die rechte Exegese eine dreifache: eine grammatische, eine historische, eine pragmatische. Die erste eruirt nach dem Gesetz der Sprachen, was der Autor hat sagen wollen, die zweite ihn aus dem Geiste der Zeit, in der er lebte, verstehend, weist nach, wie er dazu gekommen sei, so und nicht anders zu erzählen und zu lehren. Doch sei immerhin grammatisch-historische Auslegung der einzig solide Untergrund

gesunder Exegese, so ist doch dieser Untergrund allein nicht genügend. Gilt es doch, das auf demselben Gefundene mit der Summe des eigenen Erkennens, mit der eigenen intellectuell-ethischen Gesammtpersönlichkeit zu vermitteln, es in dieselbe organisch einzugliedern. Da gilt es denn, Exeget zu sein mit dem Herzen, und also wird die Art, wie man den heiligen Schriftsteller auffaßt und erklärt, Zeuge sein der Subjectivität des Theologen, aber hier, wenn irgendwo, einer schlechthin normalen und berechtigten. Die freieste Würdigung der menschlichen Eigenthümlichkeit des einzelnen biblischen Autors schließt hier wahrlich das selbstverleugnend demüthige Sitzen zu seinen Füßen nicht aus, sondern ein, — und gerade hier dürfte die Stelle sein, da man in persönlicher Erfahrung die gründlichsten Studien des dogmatischen locus: de inspiratione Scripturae Sacrae, macht und das testimonium Spiritus Sancti ob auch nicht als einziges, so doch als allein absolut gewisses Zeugniß in seinem Herzen empfängt. Also nur mag der Geistliche als Pastor seiner Gemeinde die rechte praktische Exegese bringen. Ein Resultat der wissenschaftlichen, greift sie nicht, wie die vielberühmte interpretatio moralis früherer Zeiten, willkührlich über dieselbe hinaus, wohl aber setzt sie das Herrn- und Apostelwort zu den concreten Zuständen der Herzen und Gemeinden in lebensvolle Beziehung, da sie thatsächlich nachweist, wie der HErr, deß Mund oder Geist in den Heiligen Schriften redet, derselbe ist, der heute noch Sein großes Abschiedswort wahr macht: „Ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende!

Von der exegetischen Theologie zur historischen. Daß kirchengeschichtliches Studium dem Geistlichen nothwendig sei, daß es sich nicht auf bloße Namen und Zahlen beschränken dürfe, braucht nicht erörtert zu werden. Ist doch Letzteres des Chronisten, nicht des Historikers Art. Doch auch nicht jeder sogen. Pragmatismus ist der rechte, gedeihliche. Giebt es doch einen gar äußerlichen, geistlosen, der Alles auf rein empirische Ursachen zurückführt und in solcher atomistischer Anschauung wähnt, das Größeste aus dem Kleinsten, ja Kleinlichsten erklärt zu haben, während doch der Satz, daß das Größeste aus dem Kleinsten werde, nur unter der Voraussetzung Wahrheit hat, daß das mathematisch Kleine oft dynamisch groß ist. Eine gesunde Behandlung der Kirchengeschichte dürfte die äußeren Ursachen ebensowenig unterschätzen und vernachlässigen, als sie überschätzen, und für das

primum oder gar solum movens erklären wollen. Wir denken dabei an Herder's treffendes Wort, daß ein flacher Kopf in der Geschichte nur Facta, ein verdrehter in ihr nur Mirakel sehe. Wie der Kirche Haupt und HErr wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch ist in einer Person, also verhalten sich auch in der Geschichte Seines sichtbaren Leibes der göttliche und der menschliche Factor zueinander. Die vier Worte von Chalcedon: ἀσυγχύτως, ἀτρέπτως, ἀδιαιρέτως, ἀχωρίστως hätte nicht nur der Dogmatiker zu verarbeiten, sondern auch der Kirchenhistoriker fein zu beherzigen. Wie aber die kirchenhistorische Anschauung überhaupt, so möchte auch das sittliche Urtheil über Personen und Zustände durch die Art des Pragmatismus bedingt sein. Während eine rohe Atomistik, den Maßstab ihrer Zeit oder ihres Systems brevi manu an die ganze Vergangenheit legend, sich zur Würdigung von Erscheinungen, wie Papstthum, Kreuzzüge u. dgl., schlechthin unfähig erweist, giebt es nicht minder eine falsche Objectivität, die, von hoher stolzer Warte dem kirchenhistorischen Drama zuschauend, im letzten Grunde das Geschehen in einen großartigen Naturproceß wandelt, den Zusammenhang des Geschichtlichen mit dem Sittlichen zerreißt oder doch lockert, aber eben damit auch ihre pantheistische Wiege nicht verleugnet. Sei immerhin die Weltgeschichte ein Weltgericht, die Kirchengeschichte ein Gericht am Hause Gottes, so dürfen wir Pastoren doch am Wenigsten vergessen, daß sie noch nicht das Endgericht ist, sondern daß ein Anderer Sich Solches vorbehalten zu Seiner Zeit. Die Methode des kirchengeschichtlichen Studiums im Studirzimmer des Pfarrers anlangend, kann begreiflicher Weise ein Studium der ganzen Disciplin ab ovo ad malum nur sehr selten ermöglicht werden. Wie für die Profan-, so wären auch für die Kirchengeschichte Monographien, deren wir so viele und so treffliche besitzen, die geeignetsten Lehrmittel. Die von Böhringer so schön gezeichneten altkirchlichen Lebensbilder, an denen der Student in den vierziger Jahren sich erquickt, möchten ein Vierteljahrhundert später auch dem Pastor noch reiche Labe gewähren. Und wer von uns, l. Br., hätte die uns so reich und schön gebotenen Biographieen neuerer Theologen und praktischer Geistlichen, wie die eines Ludwig Hofacker, Claus Harms, Beischlag, Sander, Gottfried Menken, Adolph und Fr. Wilhelm Krummacher, Stier, Ullmann, Nitzsch, Mallet, Richard Rothe u. A. — auch unserer speciellen Landsleute Aßmuth und Ba-

lentin Holst nicht zu vergessen — — wer hätte sie wohl ohne Befriedigung aus der Hand gelegt? Enthalten sie doch nicht nur fruchtbare Beiträge zur Kenntniß unserer nächsten Vergangenheit, in die unsere Jugend- und ersten Amtsjahre fielen, sondern auch so reiche Schätze an Lehre, Strafe und Trost, wie das Predigerherz, außer der Schrift, sie kaum irgendwo finden möchte.

Den historischen Charakter hat man auch der systematischen Theologie und insonderheit der Hauptdisciplin derselben, der Dogmatik, die der alte Sprachgebrauch, und nicht ganz mit Unrecht, oft mit der Theologie überhaupt identificirte, zuzueignen gesucht. Enthalten doch die Dogmatiker einer gewissen Periode mindestens dreifach mehr historischen Stoffes, denn dogmatischen. An die bekannte Wegscheider'sche Trilogie: doctrina biblica, doctrina ecclesiastica, epicrisis sei hier erinnert. Auch die vielbesprochene Schleiermacher'sche Definition kirchlicher Glaubenslehre dürfte, so viel man auch in dieselbe hineinlegen wollte, über eine geschichtlich bedingte Gegenwart schwerlich herauskommen. Auch wir, l. Br., sind in der That die letzten, die historische Seite der Dogmatik zu verkennen. Ruht sie doch auf Heilsthatsachen, welche die Schrift verkündet, wurden doch diese Thatsachen von einer glaubenden und bekennenden Gemeinde angeeignet, ist doch endlich das dogmatisirende Subject in persönlicher Freiheit solcher Gemeinde Glied. Dieser dreifache Charakter der Dogmatik, als biblischer, kirchlicher, individuell-persönlicher, werde auch für unser Studium derselben treu festgehalten; kann doch jede dieser drei Potenzen nur zum Schaden der beiden anderen und vollends des Ganzen sich isoliren oder auch nur einseitig präponderiren. Theologus ex ungue biblicus ist heut wie allezeit für den dogmatisirenden Pastor das feinste Lob. Und nicht umsonst haben wir früher schon daran erinnert, daß die vielgeschmähte kirchliche Orthodoxie ein Gut sei, dem wir nachzustreben haben in brünstigem Gebete und um manches Opfers Preis. Doch um die Kirchenlehre lieben zu lernen, gilt es sie zu kennen. Tüchtiges Studium der sogen. „alten" Dogmatik dünkt uns nicht nur die beste, nein, die allein mögliche Vorbereitung zu selbstständigem Weiterarbeiten auf diesem Gebiete. Und ob eines Johann Gerhard und Quenstedt mächtige Folianten der Studirstube eines modernen Pfarrers ebenso fremd bleiben möchten, wie stahlgepanzerte Ritter den Marsfeldern unseres Jahrhunderts, so liegen

nichtsdestoweniger die alten Schätze unverkürzt und unvermindert in neuen Bearbeitungen vor uns da, die uns ihr tolle! lege! nicht vergeblich zurufen sollen. Kann doch nur im Zusammenhange mit altkirchlicher Dogmatik das dem Geistlichen unerläßliche Studium der Symbolik ihm wahrhaft förderlich werden, da es ihm den lebendigen Zusammenhang weist zwischen der Kirche Satzung und der sie begründenden und fortbildenden Denkarbeit ihrer späteren Genossen. Auf solch ächt kirchlichem Grunde stehend, kann freilich das dogmatisirende Subject seinen individuellen Charakter nicht verleugnen. Hier sei an v. Hofmann's tiefwahres Wort erinnert: „So falsch es ist, daß jeder seinen eigenen Glauben hat, wenn er überhaupt einen hat, so richtig ist's, daß Jeder seine eigene Theologie hat, wenn er überhaupt eine hat." Muß doch jede durch eine selbstständige Persönlichkeit vermittelte Construction der Kirchenlehre den Schein der Heterodoxie an sich haben, denn so sie auch nicht ein Minimum desselben hätte, so hätte sie weder Farbe noch Leben. Doch ist es eben, dem HErrn sei Dank! nur der Schein. Ist doch die κοινωνία τοῦ Χριστοῦ, die der persönliche Glaube nicht nur hat, sondern ist, der ausschließende Gegensatz jeder αἵρεσις in des Wortes ethischem Sinn, so daß es für uns wenigstens bei dem Worte sein Bewenden haben muß: non intellectus, sed pectus est, quod facit orthodoxum!

Nach der Dogmatik sei noch ein flüchtiger Blick geworfen auf ihre viel jüngere Schwester, die Ethik. Für den practischen Geistlichen dünkt uns das Studium dieser noch wichtiger, als jener. Sind doch die großen christlichen Grundbegriffe des ordo salutis: Berufung, Erleuchtung, Buße, Glaube, Gnadenversiegelung, Heiligung, Heilsbewahrung der Gemeinde, homiletisch wie katechetisch vorzugsweise von der Seite darzustellen, nach welcher sie der Ethik angehören. Doch auch die eingehende Behandlung der sogen. speciellen Moral ist uns Pastoren schlechterdings unerläßlich, liegen doch alle größeren, das kirchliche Leben bewegenden Fragen fast ausschließlich auf diesem Gebiete. Der reichen Gaben, die hier ein Harleß, Richard Rothe, Wuttke, Martensen u. A. und für die in neuester Zeit in ihrer eminenten Bedeutung mehr und mehr erkannte Socialethik unser Landsmann von Oettingen uns geboten, wollen wir dankbar uns freuen, sie froh genießen und praktisch verwerthen. Mit dem Studium der Ethik Hand in Hand gehe das der Ascetik für den Pastoralberuf

und die Arbeit der Askese für das Pastoralleben und das Pastorherz, einer Askese, die mit unserem Meister ißt, trinkt und das Haupt salbt und fröhlich ist mit den Fröhlichen und doch in täglichem Nehmen des Kreuzes, in täglicher Hingabe des alten Selbst den praktischen Beweis für die Wahrheit dessen erbringt, was die Ethik als Wissenschaft theoretisch begründet.

Wenn ich, l. Br., zum Schluß dem pastoralsten aller theologischen Wissenschaftsgebiete, der praktischen Theologie, noch dazu vor einer Versammlung von Pastoren, nur einzelne, fast stiefmütterliche Streifbilder gönne, so kann für solches peccatum omissionis nur die uns armen Synodalreferenten sonst so unerbittliche Uhr meine einzige milde Vertheidigerin sein. Die einzige Sühne, die ich bieten könnte, wäre das Versprechen einer genaueren Abumbration des praktisch-theologischen Studiums auf einer späteren Synode, so Gott will und es den Brüdern genehm ist. Dürfen wir uns doch freuen, in einem Claus Harms und Löhe, in einem Palmer und Nitzsch Meister solcher Wissenschaft zu haben, zu deren Füßen wir Alle oft und gerne uns setzen. Palmer's Schüler in der Homiletik sind wir wohl Alle gewesen und consultiren auch heute noch oft und gern unsern jüngst verewigten Lehrer. Doch mehr noch als die Homiletik lerne der Pastor die Homilie kennen. Vater Luther's zu geschweigen, ist wohl Allen bekannt, was man bei einem Heinrich Müller und Christian Scriver, bei Hofacker und Ahlfeld, bei Schleiermacher und Steinmeyer, bei Theremin und Tholuck lernen mag. Nur dürfte der Rath nicht übel angebracht sein, nicht ausschließlich, nicht einmal vorzugsweise bei Homileten der eigenen, einen allerdings mehr anmuthenden Art in die Schule zu gehen, sondern es auch mit andern, selbst entgegengesetzten zu versuchen; hat doch im Reiche Gottes jede Gabe ihren Segen auch für die andere. Auch möchte ich erinnern, daß für das Predigtenstudium des praktischen Geistlichen das est modus in rebus mehr als für manches Andere Anwendung finden möchte. Giebt es doch gerade unter den tüchtigsten praktischen Geistlichen, mittlerer Amtsjahre zumal, auch unter solchen, die keine vorwiegend wissenschaftlichen, sondern ausgesprochener Maßen echte Pastoralnaturen sind, mehr als Einen, der kein sonderlich fleißiger Predigtenleser ist, ohne daß sein Gewissen ihn darum strafte, als um eine Säumniß. Doch als durchaus indispensabel für jeden Seelsorger möchte

ich genaue Kenntniß der älteren, wie der neueren aſcetiſchen Literatur fordern, gleicherweiſe im Intereſſe des Herzens, wie des Amtes. Setzt ſie doch vor Allem den Paſtor in den Stand, in ſeelſorgerlicher Behandlung Geſunder wie Kranker das Wort recht zu theilen, für die verſchiedenſten äußern, wie geiſtlichen Zuſtände Alles weiſe zu berechnen, die Familien über zweckmäßige geiſtliche Lectüre zu berathen, ganz abgeſehen davon, was ſie ihm an Erbaulichem und Beſchaulichem auf die Kanzel für die Predigt, an den Altar für die Caſualrede mitgiebt.

Wie für die Homiletik, ſo dürfte auch für die Katechetik Palmer Vieler, wo nicht unſer Aller Meiſter geworden ſein. Sein durch und durch praktiſches Lehrbuch, wie die „Erfahrungen" des alten Waiſenvaters von Beuggen gehören billig in jedwedes Paſtorat. Doch auch hier muß die Praxis das Beſte thun. Fleißig katechiſiren bildet das tüchtigſte katechetiſche Studium. Ueben wir es wacker und ſchämen wir uns des Titels nicht, den einſt Sachſens Geiſtlichkeit dem Gottesmann Spener beilegte. Wie auf den Schlachtfeldern von 1870, ſollte auch auf der Wahlſtatt der kirchlichen Kämpfe der Gegenwart Schulmeiſters Name auch durch uns zu Ehren kommen. Geſchieht doch das Beſte, was ein Paſtor unſerer Tage wirken mag, nicht ſo ſehr auf der Kanzel, als, nächſt dem Krankenbette, in Schule und Confirmandenſtube.

Doch, l. Br., es gilt — verzichtend auf Liturgik, Hymnologik, Paſtoraltheologie und Kirchenrecht, Pädagogik und Schulkunde und andere hochpraktiſche und hochnöthige Dinge — es gilt zum Schluſſe eilen, zur peroratio, die die Zeit gebieteriſch fordert, die wohl Mancher längſt herbeigeſehnt. Nur multa konnte ich bieten, nicht multum. Nur flüchtige Streiflichter fallen zu laſſen auf ein weites Gebiet, war mir vergönnt. Wolle Gott, daß aus den multis Jedem etwas geworden ſei, daß hier ein Lichtblick erleuchtet, dort einer erwärmt habe. Die Discuſſion anzuregen — mehr zu brüderlicher Widerrede, denn zu unbedingter Zuſtimmung — iſt unſerer Vorträge Zweck. Iſt er erreicht, und wir kehren zurück, ein Jeglicher in das Seine, zurück auch in des Studirſtübchens trauten ſtillen Raum, ſo laßt uns gedenken des ſchon früher allegirten Wortes aus dem Munde des praeceptor Germaniae: „ut melnet ipsum emendarem!"

II.

Kirchliche Nachrichten und Correſpondenzen.

Wenden. [Die Paſtoral-Conferenz.] Dem Wunſche der geehrten Redaction dieſer Blätter entſprechend, berichten wir hiermit über die Wendenſche Paſtoralconferenz, die ſich am 30. und 31. Januar d. J. in Wenden verſammelt hatte. Es war die dritte gemiſchte oder erweiterte Conferenz, an der außer den Paſtoren auch andere Glieder der Gemeinde theilnahmen. Sie hat dadurch, daß ſie auch dieſen zugänglich gemacht worden iſt, ihrem urſprünglichen Zweck nicht entzogen werden ſollen; ſie iſt und bleibt nur Paſtoral-Conferenz; der paſtorale Boden ſoll nicht verlaſſen werden; nach wie vor ſoll ſie hauptſächlich den Paſtoren, zunächſt des Wendenſchen Kreiſes, zu gegenſeitiger Stärkung und Förderung in ihrem amtlichen Berufe und in ihrem geiſtlichen Leben dienen; die Anweſenheit und Theilnahme nichtgeiſtlicher Glieder der Gemeinde iſt ihnen darin auch ſo wenig ſtörend, daß ſie vielmehr daraus eine willkommene Stärkung für ihren paſtoralen Beruf und ihr perſönliches geiſtliches Leben empfangen; in einer Zeit, in der Viele in der Gemeinde von Kirche und Chriſtenthum ſich abwenden, kann es nicht anders, als ermunternd und fördernd ſein, zu erfahren, daß es in der Chriſtengemeinde noch immer auch recht Viele giebt, denen es nicht an lebendigem Intereſſe für kirchliche Zwecke fehlt und die für das poſitive Chriſtenthum leicht das richtige Verſtändniß gewinnen, wenn ihnen die Gelegenheit geboten wird, näher mit demſelben bekannt zu werden und ſich davon zu überzeugen, wie nur das poſitive Chriſtenthum jedem ernſten wiſſenſchaftlichen Streben und jedem tiefern perſönlichen Herzensbedürfniß die rechte Befriedigung zu gewähren im Stande iſt. Es iſt daraus erklärlich, wie die Zahl der an der Wendenſchen Paſtoralconferenz theilnehmenden Gemeindeglieder von Jahr zu Jahr geſtiegen iſt; war auch der Eine oder der Andere der bisherigen Conferenzglieder, auf deſſen Theilnahme man hatte rechnen können, diesmal nicht erſchienen, ſei es, daß er durch Ungunſt des Weges oder durch andere Hinderniſſe abgehalten war, ſo war doch die Lücke durch andere neu eingetretene ausgefüllt; von der kleinen Zahl der in Wenden ſelbſt wohnenden

wissenschaftlich gebildeten Männer waren die meisten gegenwärtig; es fehlte indeß auch nicht an solchen, die aus näherer oder weiterer Umgegend Wendens herbeigekommen waren. Im Ganzen waren anwesend 22 Pastoren und ebenso viel Gemeindeglieder. — Die Sitzungen wurden im Saale des Wendenschen Schul- und Bethauses gehalten. Der Propst des Kreises, der hauptsächlich durch seine Initiative die gemischte Conferenz in's Leben gerufen, sie auch diesmal ausgeschrieben und es sich hatte angelegen sein lassen, das Material für die Verhandlungen zu vertheilen, konnte ihr nur seinen herzlichen Gruß und Segenswunsch senden, da er durch Gesundheitsrücksichten verhindert war, persönlich an ihr Theil zu nehmen. In seinem Auftrage eröffnete Pastor Vierhuff als Ortspastor die Conferenz; nach vorangegangenem Gesange des Liedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott" hielt er auf Grund des apostolischen Wortes 2 Petr. 1, 19 eine Ansprache, in welcher er — anknüpfend an die Verhandlungen der vorigjährigen Conferenz über das Wesen und die Bedeutung der heiligen Schrift — ausführte, wie nur das feste prophetische Wort uns die rechte Stellung anweise inmitten der feindlichen, die Zeit beherrschenden Gegensätze; — als solche Gegensätze bezeichnete er auf der einen Seite den Unglauben, der alles Göttliche als blos Menschliches behandle und dadurch die Grundlagen christlichen Glaubens und Lebens zerstöre, und auf der andern Seite den Aberglauben, der das Menschliche als Göttliches behandle und dadurch alle gesunde Entwickelung hemme und den Feinden des Evangeliums die Waffen in die Hand gebe; — je schärfer diese Gegensätze gegenwärtig aufeinanderstoßen, um so mehr thue es Noth, zu halten an dem festen prophetischen Wort und darauf zu achten als auf ein Licht, das da scheint am dunkeln Ort, bis daß der Tag komme und der Morgenstern aufgehe in unsern Herzen; — darum dürfe die Absicht und Aufgabe unserer Conferenz auch in diesem Jahre keine andere sein, als diese, die Dinge in das Licht des göttlichen Wortes zu stellen und sie mit diesem Maßstabe zu messen. — Nach gemeinsamem Gebet und dem Gesang des Verses: „Das Wort sie sollen lassen stahn" wurde durch Acclamation dem Pastor Vierhuff die Leitung der Conferenzverhandlungen übergeben.

Das im vorigen Jahre für die diesmalige Conferenz bestimmte Thema: „Kirche und Schule" hatte keine Bearbeitung gefunden. Auf

die Tagesordnung des ersten Conferenztages waren gestellt: 1) Thesen über das Wesen sittlicher Freiheit, von Pastor E. Kaehlbrandt von Neu-Pebalg; 2) eine Arbeit über das Gewissen nebst sich daranschließenden Thesen, von Pastor Auning von Seßwegen; 3) Thesen über den Socialismus (nach Geffcken), von Pastor Bierhuff von Wenden. — Bei so unerwartet reichhaltigem Material war vorauszusehen, daß nicht Alles seine Erledigung würde finden können; doch durfte nichts zurückgestellt werden.

Pastor E. Kaehlbrandt leitete seine Thesen durch einen freien kurzen Vortrag ein. Anknüpfend an Martensens „christliche Ethik" suchte er anzudeuten, auf wie verschiedene Weise die Menschen sich den erfahrungsmäßig vorhandenen Widerspruch zwischen Pflicht und Neigung, zwischen Gesetz und Wille erklären, und auf wie verschiedene Weise die Ueberwindung dieses Widerspruchs, der innere Friede, die innere Freiheit erstrebt werden; wie es aber unmöglich sei, die wahre Ursache des innern Zwiespalts, sein Wesen und seine Lösung anders als auf Grund der biblischen Lehre von Sünde und Gnade zu erkennen. Hierauf wurden die nachstehenden Thesen im Zusammenhange vorgelesen und dann einzeln discutirt.

Thesen über das Wesen sittlicher Freiheit.

1. Jede menschliche Handlung, sie sei gut oder böse, geht hervor aus einer innern Nöthigung, die wir den Willen des Menschen nennen.
2. Der menschliche Wille ist nie ein durch sich selbst bedingter oder bestimmter, sondern empfängt seine Impulse durch den Zusammenhang, in welchem der Mensch als creatürliche Persönlichkeit mit Gott und mit der Welt steht.
3. Als creatürliche Persönlichkeit hat der Mensch die Aufgabe, sein durch den schöpferischen Willen Gottes begründetes Verhältniß zu Gott und zur Welt als ein von ihm selbst gewolltes, als sittlich freies zu bethätigen.
4. Sittliche Freiheit giebt es für den Menschen nur in der Uebereinstimmung des menschlichen und göttlichen Willens, weil nur diese dem von Gott geschaffenen Wesen des Menschen entspricht.
5. Jeder Widerspruch gegen den Willen Gottes bringt den Menschen zugleich in Widerspruch mit seinem ihm anerschaffenen Wesen und macht ihn unfrei in seinem Verhältniß zu Gott und zur Welt.
6. Im Verhältniß zu Gott zeigt sich die sittliche Unfreiheit des Menschen darin, daß er den göttlichen Willen nicht mehr als

bewegenden Impuls, sondern als hemmende Schranke seines Willens, als ein ihn drückendes Gesetz erfährt.

7. Im Verhältniß zur Welt zeigt sich die sittliche Unfreiheit des Menschen darin, daß die Gebundenheit seines creatürlichen Lebens an die Welt bestimmend wird auch für seine Willensrichtung; er wird ein Knecht der Welt.
8. Der Zustand sittlicher Unfreiheit ist uns allen ein angeerbter, und insofern nicht von uns verschuldeter; er ist aber zugleich ein in jedem Augenblick von uns selbstgewollter und insofern ein selbstverschuldeter, für den wir ebenso verantwortlich sind, wie für jeden einzelnen Willensact.
9. Je tiefer das Bewußtsein der sittlichen Schuld und Unfreiheit ist, desto ernster ist das Streben nach Unschuld und Freiheit, ohne daß es menschlicher Anstrengung jemals gelingen kann, uns aus dem elenden Zustande selbstgewollter Unfreiheit in den seligen Zustand gottgewollter Freiheit zu versetzen.
10. Der Zustand sittlicher Freiheit kann nur durch Wiederherstellung des normalen, dem Wesen des Menschen entsprechenden Verhältnisses zu Gott und zur Welt herbeigeführt werden.
11. Das normale Verhältniß des Menschen zu Gott und zur Welt ist durch eine That göttlicher Gnade für alle Zeiten wiederhergestellt in der Person Jesu Christi, des menschgewordenen Sohnes Gottes.
12. Die uns durch Christum wiedergegebene Freiheit besteht nicht darin, daß er das Gesetz aufgehoben hat, sondern daß er als wahrhaftiger Mensch es erfüllt hat, — nicht darin, daß er uns herausgehoben hat aus der Gebundenheit unseres creatürlichen Lebens an die Welt, sondern daß er sich selbst als wahrhaftiger Gott hineingestellt hat in die Gebundenheit des creatürlichen Lebens. Dadurch ist er das bewegende und treibende Princip unseres Lebens geworden; an ihm haben wir die lebenskräftige Norm unseres sittlichen Verhaltens zu Gott und zur Welt.

Durch die Freundlichkeit eines Conferenzgliedes, des Herrn Ordnungsrichters von Kieter, war es möglich geworden, jedem Conferenzgliede ein lithographirtes Exemplar der Thesen in die Hand zu geben. Das kam der lebhaft geführten Discussion wesentlich zu gute. Am eingehendsten wurden die 3 ersten Thesen discutirt und mit geringen Modificationen allgemein angenommen. Bei den übrigen Thesen mußte es genügen, daß sowohl die zustimmenden, als auch die abweichenden Ansichten ausgesprochen wurden. Konnte auch keine allgemeine Uebereinstimmung erzielt werden, so diente doch das gegenseitige Sichaussprechen dazu, zu weiterem Nachdenken, Fragen und Forschen anzuregen. Mit Einschluß einer kurzen Erholungspause hatte die ganze Verhandlung dieses Gegenstandes volle 3 Stunden in Anspruch ge-

nommen, so daß für die noch vorliegenden zwei Arbeiten verhältnißmäßig wenig Zeit übrig blieb.

Pastor Auning von Seßwegen hielt einen Vortrag über das Gewissen. Bei dem bedeutenden Umfange und reichen Inhalt dieser Arbeit, die eine umfassende Kenntniß der den Gegenstand behandelnden Literatur bekundete und sich namentlich auf Kähler's neuestes Werk über das Gewissen gründete, ist es kaum möglich, nach blos einmaligem Anhören ein einigermaßen genügendes Referat zu geben. Wir beschränken uns darauf, nur die Thesen anzuführen, in welche der Verfasser das Resultat seiner Arbeit zusammengefaßt hatte:

Thesen über „das Gewissen".

1. Die Verschiedenheit der Ansichten vom Wesen des Gewissens hängt zusammen mit der Verschiedenheit der religiös-sittlichen Weltanschauungen.
2. Zur Beantwortung der Frage, worin das wahre Wesen des Gewissens bestehe, lassen sich 4 Wege einschlagen: 1) der etymologische, 2) der historisch-genetische, 3) der philosophisch-psychologische, und 4) der theologisch-anthropologische.
3. Jeder dieser 4 Wege hat seine relative Berechtigung, ist aber in seiner Isolirtheit ungenügend.
4. Zum vollen Verständnisse des Gewissens gelangen wir nur auf dem theologisch-anthropologischen Wege unter eingehendster und sorgfältigster Berücksichtigung des etymologischen, historisch-genetischen und philosophisch-psychologischen.
5. Die Etymologie des Wortes Gewissen sowohl im Griechischen, als auch im Lateinischen und Deutschen weist hin auf die Grundbedeutung „Wissen", „Mitwissen," „Bewußtsein," „Selbstbewußtsein."
6. Dort, wo das Wort Gewissen zum ersten Male im ethischen Sinne gebraucht worden ist, ist es allerdings Anfangs vorwiegend nur in der Bedeutung des rügenden und strafenden, also des sogenannten nachfolgenden Gewissens gebraucht worden; aber das nachfolgende setzt ein vorangehendes, mahnendes und warnendes voraus.
7. Das Gewissen des Menschen ist ein einheitliches; die Unterscheidung einer conscientia subsequens, antecedens und concomitans bei den Moralisten bezeichnet nur verschiedene Functionen des einen und selbigen Gewissens.
8. Daß der HErr das Wort Gewissen nie gebraucht hat, erklären wir uns einfach daraus, daß in der Sprache, in der er gelehrt hat, dies Wort überhaupt nicht vorkommt.
9. Eine eigentliche Definition des Begriffes Gewissen suchen wir im neuen Testament vergeblich. Aus dem damaligen Griechisch der κοινὴ διάλεκτος wird der allgemein bekannte Ter-

minus einfach herübergenommen und erfährt nur im Munde der geistgesalbten Zeugen Christi eine Klärung und Vertiefung.

10. Während im heidnischen Bewußtsein das rügende Gewissen hauptsächlich sich geltend macht, tritt seit der Vollendung des Versöhnungswerkes das mahnende und warnende mehr in den Vordergrund. Jetzt erst kann die Rede sein von einem reinen und guten Gewissen im vollen Sinne des Wortes.
11. Die Reformation ist aus dem Gewissen geboren und aus der Reformation die Gewissensfreiheit.
12. Wir unterscheiden an der Thatsache des Gewissens zwei Seiten: 1) die Erscheinungsform desselben an und für sich, und 2) den verborgenen Grund, aus dem es auftaucht, um sich mit einer von dem Willen des Menschen unabhängigen Energie geltend zu machen: eine subjective und objective, eine göttliche und menschliche Seite.

    Nach der subjectiven Seite ist das Gewissen eine Art des menschlichen Selbstbewußtseins, vermöge welcher es unmittelbar sich selbst bewußt wird als mit seinem ganzen Sein und Leben, Fühlen, Denken und Wollen unter eine höchste absolute Norm gestellt, von der ihm keine Berufung an eine noch höhere Instanz gestattet ist; — nach der objectiven Seite ist das Gewissen eine Selbstbezeugung Gottes im menschlichen Geist an den menschlichen Geist.

Zu einer eingehenden Discussion der umfangreichen Arbeit und der sie abschließenden Thesen konnte es nicht kommen, wenn man Zeit übrig behalten wollte, um noch die von Pastor Vierhuff angekündigten Thesen über den Socialismus zu hören und womöglich zu discutiren. Dazu kam, daß die auf den folgenden Tag festgesetzte Exegese von Röm. 2 voraussichtlich Gelegenheit geben mußte, sich über die von Pastor Auning behandelte Frage näher auszusprechen.

Auf allgemeinen Wunsch trug nun Pastor Vierhuff seine Thesen über den Socialismus vor. Einleitend bemerkte er, er habe denselben Geffcken's Anschauungen über den Socialismus zu Grunde gelegt und hauptsächlich die Frage im Auge gehabt, wie sich die evangelischen Pastoren zu dieser die Zeit bewegenden Erscheinung zu stellen hätten; es sei ihm selber Bedürfniß gewesen, sich darüber klar zu werden. Die von ihm aufgestellten Thesen lauten:

„Thesen über den Socialismus" (nach Geffcken).

1. Der Socialismus ist zwar seinem Wesen nach nicht eine sittliche, sondern eine volkswirthschaftliche und politische Verirrung, übt aber, wo er in das Volksleben eingeführt wird, einen zerstörenden und darum entsittlichenden Einfluß auf dasselbe aus.

2. Der volkswirthschaftliche Irrthum des Socialismus besteht:
   a. darin, daß er die Collectivproduction (Collectivarbeit) als einzig wahres wirthschaftliches Princip aufstellt;
   b. darin, daß er den Werth einer Sache nur allein nach der auf sie verwandten Arbeit bemißt und die Preise nur nach der „durchschnittlichen gesellschaftlichen Arbeitszeit" bestimmt, während in Wirklichkeit der Werth einer Sache sich nach den Herstellungskosten einerseits, und nach dem (ideellen) Gebrauchswerthe andererseits bemißt, deren Verhältniß sich im Preise ausdrückt.
3. Dieser wirthschaftliche Irrthum ruht auf Verkennung der idealen Seite der Arbeit und muß, wenn in die Volkswirthschaft eingeführt, völlige Barbarei und das Aufhören der Freude an der Arbeit zur Folge haben.
4. Der politische Irrthum des Socialismus besteht darin, daß zur Verwirklichung des Princips der Collectivarbeit (vgl. 2, a) alle Individuen gleiche Rechte haben sollen und zur Bethätigung derselben fortwährend mit den Arbeitsmitteln ausgestattet werden sollen.
5. Dieser politische Irrthum ruht auf falsch optimistischer Verkennung der menschlichen Trägheit, setzt wider Willen eine Prämie auf die Faulheit und muß zur völligen Zerrüttung der menschlichen Gesellschaft führen.
6. Die Führer des Socialismus wollen mit dem Ausdruck: „Eigenthum ist Diebstahl" oder „Fremdthum" nicht sagen, daß jeder heutige Besitzer einer Sache ein Dieb sei, sondern daß der gegenwärtige allgemeine Besitzzustand ein Unrecht sei.
7. Da der Mensch sich nur bei Sicherheit des individuellen Besitzes (Privateigenthum) freudig in das Gemeinwesen einfügt und am Culturfortschritt der Menschheit mitarbeitet, so muß der Culturstaat es für sich als eine Lebensaufgabe ansehen, daß er den individuellen Besitz und die Einzelarbeit auch innerhalb gemeinsamer Arbeit schützt, und zwar auf Grund des gegenwärtigen Besitzzustandes; — denn den jeweiligen allgemeinen Besitzzustand immer wieder in Frage stellen, heißt Unrecht mit Unrecht gut machen wollen, und zugleich den ganzen, errungenen Culturfortschritt in Frage stellen.
8. Der Socialismus ist nicht als eine unbedingt nothwendige Consequenz aus der sogenannten mechanischen Weltanschauung hervorgegangen, findet aber in derselben eine gern acceptirte Lehrerin, die seinem wirthschaftlichen und politischen System den letzten Rest der Sittlichkeit nimmt, indem sie auf Grund zweifelhafter Hypothesen das Gewissen des Individuums und des Volkes todt demonstrirt und den Haß gegen Religion, Ehe und Familie, der nicht wesentlich socialistisch ist, von außen in ihn hineinträgt.
10. Die sittlichen Schäden im Volk können nur durch das Evangelium geheilt werden.
11. Das Predigtamt hat sich nicht praktisch an dem Kampfe

gegen wirthſchaftliche und politiſche Irrthümer zu bethätigen, indem es etwa antiſocialiſtiſche oder chriſtlich-ſocialiſtiſche Vereine gründet, ſondern es hat Buße und Gnade zu predigen gegen alle Sünden der Zeit, durch Wort und Leben zu zeugen, erbarmende Liebe gegen die Sünder und Verirrten zu üben und die Gemeinden zur Arbeit der innern Miſſion in Rettungshäuſern, Geſellenherbergen, Kranken- und Armenhäuſern, Gefängniſſen u. ſ. w. zu mahnen.

12. Wer aber meint, daß in unſerer Zeit ſich der große Abfall vorbereite, in welchem der Menſch der Sünde geoffenbart werden ſoll, der ſtärke, ſo viel an ihm iſt, τὸ κατέχον (2 Theſſ. 2, 3—8), das, was es allein noch aufhält, das ſind die ſittlichen Ueber- und Unterordnungen in der Menſchheit (in den Verhältniſſen von Obrigkeit und Unterthanen, Mann und Weib, Eltern und Kind).

Bei dem hohen Intereſſe, das dieſe die Zeit bewegende Frage in Anſpruch nimmt, ließ ſich eine ſehr lebhafte Discuſſion erwarten. Der vorgerückten Zeit wegen mußte ſie leider ſehr bald abgebrochen werden, ohne daß man ſich auch nur über die erſte Theſe hätte einigen können. Während die Einen dem Satz zuſtimmten, daß der Socialismus ſeinem Weſen nach nicht eine ſittliche, ſondern eine volkswirthſchaftliche und politiſche Verirrung ſei, — wurde derſelbe von Anderen geradezu als eine Secte bezeichnet, deren Religion der Atheismus ſei. Dieſe Verſchiedenheit in der Auffaſſung des Socialismus legte die Frage nahe, ob nicht doch die in der erſten Theſe enthaltene Definition ungenügend ſei, da ſie den Socialismus als etwas ſchon bekanntes vorausſetze. Dabei überſieht man jedoch, daß es überhaupt nicht in der Abſicht des Theſenſtellers gelegen hat, mit einer Definition des Socialismus zu beginnen. Theſe 1 enthält offenbar nicht eine logiſche Definition, ſondern ſpricht einfach ein Urtheil aus, und will nur als geeigneter Ausgangspunkt für die ganze folgende Gedankenreihe angeſehen werden. Die folgenden Theſen 2—8 bieten ſodann reichlichen Stoff, um zu einer allſeitig befriedigenden Definition deſſen zu gelangen, was man unter Socialismus zu verſtehen habe. Der praktiſche Gedanke, auf den die ganze Theſenreihe hinzielt liegt jedenfalls in Theſe 11. Wäre es der Zeit wegen möglich geweſen, die Discuſſion der einzelnen Theſen bis zum Ende durchzuführen, ſo hätte es ſich an dieſem Punkte entſcheiden müſſen, wie der Socialismus aufzufaſſen iſt, ob zunächſt nur als volkswirthſchaftlich und politiſche Verirrung, oder zugleich als eine unſittliche und anti

christliche Secte. Darin waren alle mit dem Thesensteller einig, daß der Socialismus eine, das Volksleben zerstörende und entsittlichende Wirkung ausübe. Wenn sie im Uebrigen bei der erstmaligen Behandlung dieser tief- und weitgreifenden Frage nicht zu voller Klarheit und Einstimmigkeit des Urtheils gelangen konnten, so kann das kaum befremden; war es doch nicht einmal dem deutschen Reichstage geglückt, die mit dieser Frage verbundenen Schwierigkeiten in allseitig befriedigender Weise zu lösen. Auf allgemeinen Wunsch ließ sich Pastor Vierhuff willig finden, die Gedanken, die er hier nur in einzelnen Sätzen ausgesprochen hatte, der nächsten Conferenz in einer zusammenhängenden Arbeit vorzutragen. Um 5 Uhr wurden die eigentlichen Verhandlungen des ersten Conferenztages geschlossen.

Nach gemeinsamer Mahlzeit fand eine Sitzung des Wendenschen Zweigvereins „zur Ausbildung Blinder und Schwachsichtiger im Blinden-Institut zu Riga" statt. Die meisten Conferenzglieder, die zugleich Glieder des Wendenschen Zweigvereins sind, nahmen an derselben Theil. Die eingezahlten Jahresbeiträge beliefen sich auf etwas über 200 Rbl. S., so daß der Verein ernstlich den Gedanken in's Auge fassen konnte, ein blindes Kind zur Ausbildung dem Blinden-Institut in Riga zu übergeben. Es wurde auch ein blinder Knabe ermittelt, der nach dem Urtheil derer, welche ihn kannten, genügend befähigt schien, um in das Blinden-Institut aufgenommen zu werden, vorausgesetzt, daß dort ein Platz frei ist. Das Directorium wurde daher erbeten, sich darüber zu instruiren, und womöglich die Aufnahme jenes Knaben in die Anstalt zu vermitteln.

Nach Beendigung der Vereinssitzung blieben die meisten noch bis zum späten Abend in ungezwungener Geselligkeit beisammen. Es wurde manch ernstes und manch heiteres Wort gesprochen in den einzelnen Gruppen, die sich bildeten. Dazwischen wurde wieder die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch genommen, wenn der Eine über die Verhältnisse der lettischen Taubstummenschule in Wolmar berichtete und Mittel und Wege anzudeuten versuchte, wie dieser Anstalt bei der nothwendig gewordenen Erweiterung und den dadurch verursachten ökonomischen Schwierigkeiten derselben in wirksamer Weise geholfen werden könne; — oder wenn ein Anderer das Interesse für das Rigasche Kirchenblatt zu wecken suchte, und sowohl zum Abonnement desselben, als auch zu thätiger Mitarbeit an demselben auffor-

derte, damit das einzige evangelische Gemeindeblatt unserer Provinz erhalten bleibe. Erst in später Abendstunde trennten sich die Versammelten, ermüdet und doch zugleich erquickt von dem reichen Inhalt des verflossenen Tages.

Am folgenden Morgen um 9 Uhr versammelte man sich auf's Neue zu gemeinsamer geistiger und geistlicher Arbeit, die sich nach hergebrachter Weise am zweiten Conferenztage mit praktischen Fragen des pastoralen Amtslebens zu beschäftigen pflegt. Obenan steht gewöhnlich gemeinschaftliches Lesen und Besprechen eines vorher bestimmten Schriftabschnittes, wobei es weniger auf grammatisch logisches Wortverständniß als auf Vertiefung in den Inhalt des Wortes Gottes und auf praktische Anwendung desselben abgesehen ist. Dann pflegt eine praktische Katechese zu folgen, die von einem schon früher dazu designirten Pastor gehalten und von den übrigen einer Kritik unterzogen wird. Zum Schluß wird eine Predigt vorgelesen und nach Form und Inhalt von den übrigen kritisirt. Auch dieses Mal wurde die gewohnte Ordnung beibehalten. Einzelne, von Ferne gekommene Gäste hatten die Conferenz schon verlassen; andere von den in Wenden oder der Umgegend lebenden Männern, die sich am Tage vorher von ihren Geschäften freigemacht hatten, konnten es am zweiten Tage nicht mehr, so daß die Versammlung bedeutend kleiner war, als am ersten Tage. Dagegen hatte sie die Freude, an diesem Tage den schon am Abend vorher angekommenen Oberpastor Holst aus Riga, ihren früheren Wendenschen Ortspastor, in ihrer Mitte zu haben. Pastor Weyrich von Arrasch hielt das Morgengebet. Die Aufgabe, den für die diesjährige Conferenz gewählten Schriftabschnitt Röm. 2 zu bearbeiten und eine fruchtbare Besprechung desselben anzubahnen und einzuleiten, war schon früher dem Pastor Guleke von Alt-Pebalg zugefallen. Seiner sorgfältigen Vorbereitung hatte die Conferenz es hauptsächlich zu verdanken, daß die exegetische Besprechung des vorliegenden Schriftabschnittes eine anregende und erquickliche war. Die rege Theilnahme aller Anwesenden bewies, daß der rechte Ton angeschlagen war. Pastor Dsirne von Ronneburg hatte, vom Propst rechtzeitig dazu aufgefordert, die Katechese übernommen. Er hielt dieselbe mit einigen zu dem Zweck herbeigeholten Kreisschülern über das 5. Gebot. Nach Entlassung der Schüler wurde seine Katechese von den Anwesenden einer Kritik unterzogen. Die Predigt endlich war dem Pastor

E. Kaehlbrandt von Neu-Pebalg zugewiesen worden. Er hatte die von ihm am letzten Todtenfest gehaltene deutsche Predigt über Phil. 1, 21 zum Vorlesen gewählt. Das den Inhalt der Predigt bildende Bekenntniß: „Christus ist unser Leben" verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf die Hörer zu machen, so daß von einer Seite der Wunsch ausgesprochen wurde, man möge von einer kritisirenden Besprechung der Predigt abstehen, damit nicht die Wirkung des Zeugnisses, welches die Predigt abgelegt habe, verwischt und abgeschwächt werde. Die Versammlung stimmte diesem Wunsche bei und meinte, das soeben vernommene Bekenntniß: „Christus ist unser Leben!" werde einen angemessenen und würdigen Schluß der Conferenz bilden. So unterblieb für dieses Mal die sonst übliche Kritik der vorgelesenen Predigt, und die Conferenz wurde mit einem kurzen, herzlich mahnenden Wort des Vorsitzenden, mit Gebet und Segen geschlossen. Die Männer, die sich hier aus verschiedenen Berufskreisen zu anregenden Berathungen und brüderlicher Gemeinschaft zusammengefunden hatten, trennten sich wieder, um heimzukehren, ein Jeder in seinen Beruf, in seine Arbeit. Wolle Gott, daß Jeder auch ein lebendiges Samenkorn heimtragen möge in seinem Herzen, dessen Frucht das freudige Bekenntniß sein möge: „Christus ist mein Leben!" E. K.

Aus Livland. [Die Taubstummen-Anstalt zu Fennern] anlangend, wird uns in Ergänzung unseres Synodalberichts (s. Januarheft S. 26 f.) von geschätzter Seite Folgendes eingesandt:

Freilich hat der Berichterstatter vollkommen Recht, wenn er der Synode, d. h. in diesem Falle den Pastoren des ehstnischen Livlands, eine Versäumniß dieser Anstalt gegenüber vorwirft. Er hätte aber die Umstände nicht ganz übergehen sollen, welche diese Versäumniß erklärlich und entschuldbar machen, und hätte nicht verschweigen sollen, wie die Synode, nachdem durch den Bericht des Curatoriums die Verhältnisse klar gelegt und Garantieen für die Zukunft geboten waren, willig und eifrig war, die bisherigen Versäumnisse wieder gut zu machen. Denn nicht blos übernahmen es die Pastoren des ehstnischen Livlands, zur Einrichtung eines zweiten Cursus die nöthigen Kinder aus ihren Kirchspielen herbeizuschaffen und zur Deckung des Deficits pro Kirchspiel 40, resp. 50 Rbl. zusammenzubringen, sondern es erboten sich auch die lettischen Pastoren Livlands und der General-Superintendent von Ehstland, sowie der Superintendent von Reval, welche Herren als Gäste zugegen waren, auch aus ihren Bezirken Beiträge zur Tilgung des Deficits zu beschaffen. Und diesen Versprechungen ist man allerseits mit Eifer nachgekommen. Es ist also nicht erst „gegen das Ende des Jahres zu hören" gewesen, daß in dieser Beziehung „allseitig ernste Anstrengungen gemacht" würden, — was so gefaßt werden kann, als ständen diese Anstrengungen in gar keinem ursächlichen Zusammenhange mit der Synode, — sondern auf den von mir erstatteten Bericht und die von mir gestellten und befürworteten Anträge des synodalen Curatoriums hin, hat die Synode jene ernsten und erfolgreichen Anstrengungen zur Deckung des Deficits und zur Einrich-

tung eines zweiten Cursus in Aussicht gestellt und sie seither in der That zur Ausführung gebracht.

Oberpahlen, im März 1879. K. Maurach.

St. Petersburg. [Die 45. St. Petersburgische Prediger-Synode] tagte vom 6. bis zum 8. Febr. d. J. Sie wurde, wie üblich, mit Gottesdienst in der St. Petri-Kirche begonnen. Die Predigt hielt im Auftrage des General-Superintendenten Laaland der Referent. Auf Grund des Wortes des Herrn: „Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes" Luc. 9, 62 handelte die Predigt von unserer Arbeit für das Reich Gottes: sie ist schwer und langsam fortschreitend und duldet kein Zurücksehen; sie will gethan sein mit fester Hand und auf's Ziel gerichtetem Blick, erweist sich dann aber auch als dankbar und verheißungsreich. Nach der Predigt fand Abendmahlsfeier statt. Außer dem Eröffnungsgottesdienste fanden während der Synodalzeit noch zwei Abendgottesdienste in der St. Petri-Kirche statt, am Dienstag, den 6., von P. Backmann-Nowgorod gehalten, und am 7. Februar die jährliche Missionsfeier, in welcher P. Dr. Walter von St. Katharinen hier predigte, und P. Kirstein aus Helsingfors, in freundlicher Weise für den eigentlich dazu berufenen, aber durch Krankheit verhinderten P. Kersten von der Jesuskirche hier eintretend, den Bericht und zwar über die Thätigkeit der finnischen Missionsgesellschaft gab.

An der Synode nahmen 49 Synodale Theil. Als Gäste waren zugegen: Se. Hochwürden Bischof v. Richter, der Präsident des Consistoriums v. Reutern, Consistorial-Assessor v. Schröders, Exc., Ober-Consistorialrath P. Spindler, Missionsdirector P. Tötterman und P. Kirstein aus Helsingfors, P. Sonny aus Wiborg und die Predigtamts-Candidaten Matthey, Keller und v. Ruckteschel. Den seit Jahresfrist abgerufenen Amtsbrüdern P. Gustav v. Westenius-Duderhof, P. Karl Adolf Eduard Winter-Ingeris und P. adj. Karl Isaak Alexander Wallenius zu Skworitza wurde von Propst Groundström und dem P. Karl Masing zu St. Michaelis hier von P. Hesse ein brüderliches Wort des Gedächtnisses geweiht.

Die Synode lieferte dieses Mal fünf Abhandlungen, nämlich zwei über „die Rechtfertigung" von P. Rokkanen-Lembala und P. Findeisen von St. Petri hier, eine „zur Revision der Agende" von P. Murman-Keltos, eine von P. Dr. theol. Stieren von St. Petri hier über „die Systeme Schopenhauer's und v. Hartmann's" und eine von P. emer. Seeberg „über einige nothwendige Ergänzungen zum Gesetze für die evang.-luth. Kirche Rußlands." Die beiden Arbeiten über die Rechtfertigung bewegten sich durchaus auf dem Boden der kirchlichen Lehre. Aus der des P. Rokkanen trat besonders der Gedanke hervor, daß der Rechtfertigung bei aller Wahrung ihres Wesens als eines actus forensis doch auch ein potentiell ethischer Charakter eigne, durch welchen sie das persönliche neue Leben begründe, so daß die Wiedergeburt als die subjective Seite der Rechtfertigung bezeichnet wurde. P. Findeisen hingegen faßte die Wieder-

geburt, wenngleich zeitlich mit der Rechtfertigung zusammenfallend, doch als das logisch zuerst zu denkende reale Moment, auf Grund dessen der declaratorische Charakter der Rechtfertigung erst zu seiner Wahrheit komme. Dieser aus den beiden Arbeiten sich ergebende Differenzpunkt führte denn auch zu einer lebhaften Discussion, in welcher Jeder die Details der Construction des vorliegenden Problems, wie sie sich in seinem Geiste gestaltet hatten, darlegte, was denn auch nicht unberechtigt zu sein scheint, wenn nur die großen Züge der Schrift- und Kirchenlehre durch dieses Detail nicht verdunkelt werden.

P. Dr. Stieren gab eine kurze Uebersicht über das Schopenhauer'sche und das v. Hartmann'sche System. Namentlich an dem ersteren, welches den erkenntniß- und bewußtlosen (dummen) Willen als das Substantielle im Menschen und in der Welt setzt und auf dieses Princip die pessimistische Lebensanschauung aufbaut, wies der Vortrag die unvermeidlichen Lücken und Widersprüche nach, die von der v. Hartmann'schen Philosophie des Unbewußten zwar erkannt, nicht aber gehoben worden sind. Eine nicht für den engen Rahmen eines Synodalvortrages angelegte Arbeit über denselben Gegenstand, welcher in naher Beziehung zur kirchlichen Gegenwart steht, wird P. Dr. Stieren in den „Mittheilungen und Nachrichten" erscheinen lassen.

P. Murman legte in seinem Vortrage dar, daß er in dem Gottesdienste nicht sowohl den Vollzug einer schon bestehenden Gnaden- und Glaubensgemeinschaft sehe, wie Prof. Harnack, sondern der Gottesdienst habe hauptsächlich den Zweck, den gefallenen Menschen auf die Gnade hinzuweisen, daher wollte er die Introiten nicht gelten lassen, mit dem Sündenbekenntniß beginnen, die eben geweckte Bußstimmung aber nicht alsbald in einer verfrühten Absolution wieder aufheben, sondern vielmehr in der Predigt möglichst steigern; Sprüche pro tempore seien als Einleitung zur Predigt, wie in Schweden und Finnland gebräuchlich, hier mehr am Platze, als zu Anfang der Liturgie; in dem sacramentalen Theile des Gottesdienstes vermisse er die Consecration, als welche er die Recitation der Einsetzungsworte mit noch so ostensibler Elevation der Elemente nicht gelten lassen könne, vielmehr müssen die Einsetzungsworte mit dem Dankgebete verbunden werden, wie in der altschwedischen Agende. Die Discussion schien indessen zu ergeben, daß der von Prof. Harnack noch neuerdings in den „liturgischen Formularen" dargelegte Gedankengang und innere Verlauf des Sonntagsgottesdienstes viele Vertheidiger unter den Synodalen zähle, welche dafür hielten, daß eine weitergehende Betonung des halieutischen Momentes im Gottesdienste leicht zu einer das Wesen des Gottesdienstes schädigenden Einseitigkeit ausschlagen müsse.

P. emer. Seeberg führte eine ganze Reihe lückenhafter oder veralteter Paragraphen aus der Kirchenordnung vor, z. B. über den sogenannten Exdivisionsschein bei zweiten Ehen, den Confirmationszwang. In Betreff der Eheschließung zwischen Ausländern und Inländern forderte P. Seeberg Abschluß der Civilehe vor der kirchlichen Trauung, sonst sei die Rechtsgiltigkeit der Ehe im

Auslande anfechtbar; auch wurde Regelung des Verhältnisses der Baptisten und Irvingianer gewünscht. Die Arbeit wird auch gedruckt werden und eine Commission wird die Vorschläge des Genannten prüfen.

Außer diesen Vorträgen lag der Synode noch das Gutachten einer von der vorigjährigen Synode berufenen Commission vor, welche zur Selbstbesteuerung der kirchlichen Gemeinde Vorschläge machen sollte. Der Vorschlag, den P. Bresinsky-Pleskau Namens dieser Commission machte, ging im Wesentlichen dahin, die Gemeinden sollten das Recht haben, Geldauflagen zum Besten der Kirche und Schule zu beschließen und ihre mündigen Glieder dahin zu verpflichten, ihre Beiträge zu leisten, widrigenfalls sie einer erhöhten indirecten Besteuerung bei kirchlichen Handlungen oder in der Schule unterliegen sollten. Die Frage ist namentlich für Landgemeinden von großer Wichtigkeit. Dennoch scheint das Selbstbesteuerungsrecht noch nicht in unserem kirchlichen Horizonte zu liegen, aber die Gemeinden haben das unschätzbare Recht, Vermögen zu besitzen und zu erwerben, und dieses Recht sollte jeder Kirchenrath sich für's erste zu verwerthen angelegen sein lassen.

Unter ihren Gästen sah die Synode zu ihrer Freude dieses Mal auch zwei Amtsbrüder aus Helsingfors, Missionsdirector P. Tötterman und P. Kirstein von der deutschen Gemeinde daselbst. Letzterer gab im Auftrage des ersteren einen genaueren Bericht über den Stand der finnischen Mission im Ovambo-Lande. Dieselbe arbeitet nun zehn Jahre und die Frucht dieser Arbeit ist zunächst immer nur noch eine literärische; zu den drei in einer Ovambo-Sprache erschienenen Büchern ist neuerdings von Missionar Skoglund die biblische Geschichte in der Ondonga-Sprache geliefert worden. Die Brüder (7 Missionare und 2 Handwerker) haben mit ihren Familien auf ihrem einsamen Posten viel Schweres auszustehen gehabt, aber sie haben nun festen Fuß gefaßt. Auf drei Stationen haben sie Schulen mit 8 bis 20 Lernenden, Kindern und Erwachsenen; augenblicklich sind 3 Missionare in der Heimath, in Finnland; zwei derselben haben bis 180 Gemeinden besucht und die Missionsliebe anzufachen gesucht. Die letzte Jahreseinnahme betrug ca. 56,000 Mark.

Zum Schluß kamen die üblichen Berichte zum Vortrag, nämlich 1) der Bericht des Synodalreferenten P. Nölting über die Missionsthätigkeit des Bezirks; 2) der Bericht des Geschäftsführers der St. Petersburger Prediger-Emerital-Kasse, P. Hasenjäger (Capital ca. 40,000 Rbl.); diese Kasse sei hiermit namentlich den jüngeren Amtsbrüdern in ihrem eigenen Interesse, wie in dem der Brüder, wieder warm empfohlen; und 3) der Bericht des Directors der St. Petersburger Prediger-Wittwen- und Waisen-Kasse, P. emer. Bäckmann, über den Stand und die Leistungen dieser Kasse (Capital ca. 109,000 Rbl., Jahresquote 132 Rbl.). P. Fehrmann.

Sibirien. [Die evangelischen Verbrecher-Colonieen.] Wenn wir sehen, wie unsere gutmüthigen russischen Mitbürger armselig und hoffnungslos dreinschauenden Verbannten, die auf der wei-

ten Reise in jenes kalte Land durch Moskau transportirt werden, ihre Gaben darreichen; wenn wir hören, daß für die Kinder der Elenden, die fortan statt des menschlichen Namens eine Nummer führen sollen, Schulen errichtet werden; wenn wir noch jüngst in einer Moskauer Zeitung lasen, daß hochgestellte Damen den Kindern der Deportirten im Gefängniß ein Christbäumchen anzündeten, so fragen wir uns wohl billig: Was können wir für unsere evangelischen Verbrecher-Colonieen thun? — Manchem unserer freundlichen Leser sind letztere vielleicht kaum dem Namen nach bekannt, geschweige denn die näheren Verhältnisse; darum gestatten wir uns, einige erklärende Worte folgen zu lassen.

Vor 20 Jahren gab es noch keine besonderen evangelischen Verbrecher-Colonieen; der Bischof Ulmann bewirkte es damals, daß lutherischen Deportirten solche angewiesen wurden, damit man ihnen die nöthige geistliche Pflege besser könne angedeihen lassen, als früher, wo sie im großen weiten Sibirien zerstreut waren. So bestehen an namhaften größeren Colonieen in West-Sibirien, Gouvernement Tobolsk, Akmolinsker Kreis, Ryschkowa und Jelanka, ersteres 200 Werst, letzteres 100 Werst von Omsk, zu je 2000 Evangelischen nominell; factisch sollen nur 700 vorhanden sein. In Ost-Sibirien dagegen giebt es 3 Colonieen im Jenisseisker Gouvernement, eine ehstnische, Werchnjaja-Bulanka, eine lettische, Nischnjaja-Bulanka, und eine finnische, Werchnij-Suetuk.

Die evangelische Unterstützungskasse richtet ganz besonders ihr Augenmerk auf Sibirien und macht es sich zur Aufgabe, tüchtige Leute zu gewinnen, die das Zeug und den guten Willen haben, den Kindern der Verbrecher Unterweisung und Erziehung zu geben, da absolut nichts oder gar Negatives in dieser Richtung gewirkt wird von der Familie der armen Kleinen, wenn überall von einer solchen die Rede sein kann. — Im Materiellen sieht es ja in den evangelischen Colonieen Sibiriens nicht so schlimm aus, wie wir Europäer es uns bisweilen vorstellen. Freigebig theilt die Krone Land aus, so jeder der westsibirischen Colonien ein Areal von mehr als 20,000 Dessätinen mit herrlichen Waldungen bewachsenen Landes. Auch sind für jede Colonie drei Lehrer bestellt, deutscher, lettischer und ehstnischer Zunge; aber alle drei bekommen zusammen 85 Rubel jährliche Gage, das macht also für jeden Pädagogen etwas mehr als 2 Rubel im Monat. Man kann sich vorstellen, was geleistet wird, namentlich, wenn man bedenkt, daß diese Lehrer aus den Reihen der Deportirten selbst hervorgegangen sind. Jedem Verständigen wird es einleuchten, daß zum Lehrer in einer Verbrecher-Colonie nur ein sittlich reiner und starker Mensch taugt, der, unter geordneten Verhältnissen Europas erwachsen, dem verkommenen Geschlechte dort ein leuchtendes Vorbild sei. Wahrhaftig haarsträubend sind die Berichte eines Mannes, der in Ausübung amtlicher Pflicht die Colonieen besuchte, und dessen Güte wir die statistischen Notizen des vorliegenden Aufsatzes verdanken. — Auf der dritten Station vor Ryschkowa kam ihm eine Deputation von dorther entgegen und verklagte den ehstnischen Lehrer, den sie nicht länger behalten wollten, da er in einer schönen Nacht ein Kalb

gestohlen habe; auf der zweiten Station erschien eine andere Deputation (wahrscheinlich Helfershelfer des Lehrers), die erklärte, Alles, was jene vorgebracht, sei erfunden und erlogen; auf der letzten Station endlich erschienen zwei Deputationen, die eine pro, die andere contra, und der erwähnte Herr hatte die größte Mühe, sie vor Thätlichkeiten zu bewahren. — Der Pastor G—z aus Omsk, der in Ryschkowa einen neuen Lehrer introducirt hatte, wurde (nach einer Zeitungsmittheilung) von seinen eigenen Gemeindegliedern überfallen und ausgeplündert. — Soll ein Verbrecher, der rückfällig geworden, aufgespürt werden, so wird stets Militär herzugerufen und die vigilirende Polizei dringt nicht etwa zur Thür herein, fürchtend, daß dort versteckte, mit Beilen bewaffnete Individuen sie niedermachen, sondern durch das Dach, welches zu diesem Zweck abgedeckt wird. Ja trostlos sieht es mit den Alten aus! Allein, dürfen wir ruhig zusehen, wie die nachwachsende Generation, die bedauernswürdigen Kinder der Verbannten, ohne Zucht aufwachsen, oder unter Leitung eines mindestens zweifelhaften Subjects? Nein, es gilt zu retten, was zu retten ist!

Von den drei Colonieen in Ost-Sibirien wird Suetuk durch den finnischen Senat versorgt, der dem Pastor der Colonie 4000 Mark zahlt und auch den Lehrer und Küster besoldet, und mithin uns ein nachahmenswerthes Beispiel zeigt. Nischnjaja und Werchnjaja-Bulanka sind ohne ordentliche Lehrer, doch nehmen sie unsere Hilfe nicht in erster Linie in Anspruch, da sie zum Irkutskischen Bezirks-Comité gehören. — Der evangelischen Unterstützungskasse, welche — nachdrücklich sei es hier bemerkt — namentlich sich zur Aufgabe macht, für Gründung neuer Schulen zu sorgen, ist es gelungen, einen außerordentlich tüchtigen Lehrer, Herrn M—g, zu finden, der des Deutschen, Lettischen und Ehstnischen gleich mächtig ist und sich willig fand, für 500 Rbl. Jahresgage, wovon 350 Rbl. das St. Petersburger Central-Comité, 150 Rbl. das Moskowische Bezirks-Comité sofort bewilligte, die Stelle eines Lehrers in Jelanka zu übernehmen; das Reisegeld wurde besagtem Lehrer hier in St. Petersburg eingehändigt. Jetzt bleibt Ryschkowa zu versorgen, und zwar sind daselbst zwei Lehrer nöthig; auch müssen Schulhäuser gebaut werden. Doch bleibt dies letztere immer die geringere Sorge, da Baumaterial in Sibirien wohlfeil zu beschaffen und jedenfalls leichter zu haben sein wird, als eine sittlich starke Persönlichkeit, wie wir sie brauchen. — Es ist der Zweck dieser Zeilen, dem Leser ein Bild vorzuführen von einem Theile des großen Gebietes für Liebesthätigkeit innerhalb unserer evangelischen Kirche, das Herz zu erwärmen und zu begeistern für die große und gute Sache unserer Unterstützungskasse, und die Hände willig zu machen, mitzuwirken oder doch mitzutheilen. Wer noch liebevolles Verständniß hat für die Noth des armen Volkes und guten Willen, solche nach Kräften zu heben, wird uns nicht mit dem Pharisäer-Einwand kommen: Was gehet uns das an, da siehe Du zu! Wo das Ganze leidet, da leidet auch der Einzelne mit. Wie viel geistige und geistliche Noth ist überall! Im Irkutskischen, wie im Amurgebiet sind Schulen dringend nöthig. Der Irkutskische Pastor

hat von Berufswegen 22,000 Werst im Jahre zu bereisen; eine Anforderung, die doch wohl nur in Rußland und nur auf dem Papier gestellt werden kann. Im Kaukasus giebt es nur drei deutsch-evangelische Gemeinden, die versorgt genannt werden können: eine in Pjatigorsk, wozu die umliegenden Colonieen gehören; eine in Stawropol mit einem Parochialgebiet, welches ganz Ciskaukasien umfaßt; endlich noch eine in Tiflis, wozu das ganze Transkaukasien gerechnet wird, insgesammt mit wenigstens 20,000 Seelen. Auch wären gute Lehrer-Seminarien zur Ausbildung von Volksschullehrern für den Kaukasus, die Wolga-Colonieen und Sibirien dringend nöthig. Indessen wollten wir heute hauptsächlich auf Sibirien hinweisen.

Wir wollten nicht durch schöne Worte und ergreifende Schilderungen den wohlmeinenden Leser rühren und in's Auge der zartfühlenden Leserin Thränen des Mitleids locken; denn mit der Rührung ist's nicht gethan. Wir erkennen es auch an dieser Stelle wiederum dankbar an, daß die lieben Landsleute meist freundliches Entgegenkommen und willige Hilfe gezeigt haben, wenn wir mit den bekannten Sammelbüchlein und dem gewohnten, hoffentlich nicht lästigen Anliegen gekommen sind. Und so schließen wir mit der Bitte: Erbarmt Euch der Kinder der Gefangenen, helft der Unterstützungskasse Schulen gründen für die Aermsten der Armen; denn nur so können sie gerettet werden vor dem Untergange, dem sie sonst sicher verfallen! Wir führen so unserem wirklichen oder Adoptiv-Vaterlande sittlichtüchtige Bürger zu und helfen, den Krebsschaden heilen, der am Volksganzen nagt, und der Jedem erkennbar ist, welcher Augen hat zu sehen! (D. St. Pet. Ztg.)

Aus China. [Mission.] Seit dem Jahre 1850 besteht in Berlin der von dem seligen Dr. Gützlaff in Gemeinschaft mit Fr. W. Krummacher gegründete Hauptverein für die Mission in China. Derselbe hat, getragen von den Gebeten einer treuen Gemeinde, unterstützt von vielen Vereinen in den 6 östlichen Provinzen, lange Jahre hindurch in großem Segen gewirkt. Die von hier ausgesandten Missionare, Neumann, Hanspach und Dr. Göcking, haben unter den schwierigsten Verhältnissen theils auf Hongkong während des furchtbaren englisch-chinesischen Krieges, theils im Innern unter Puntis und Hakkas das Evangelium verkündigt und in 5 Kreisen nach dem an zahlreiche Heiden vertheilten Katechumenen-Unterricht kleine Gemeinden gegründet. Schon nach 4 Jahren mußte Neumann, später auch Göcking, wegen dauernder Krankheit in die Heimath zurückkehren. Hanspach und der im Jahre 1866 nachgesandte Missionar Hubrig theilten sich nun in das ungeheure Arbeitsfeld, und zwar wählten sie nach wiederholten Plünderungen und Raubanfällen, in denen der Herr ihr Leben gnädig erhalten hatte, Canton zum Ausgangspunkt ihrer Thätigkeit. Von den beiden 1869 ausgesandten Missionaren Bahldiek und Pritzsche erlag der erstere dem Klima schon nach einem Jahre auf seiner Station Longhen. Hanspach mußte 1870 wegen Krankheit mit seiner Frau, die in großer Liebe und unter reichem Segen an den Heidenmädchen gearbeitet, zurückkehren.

In der Heimath war inzwischen der Eifer mehr und mehr lahmt, so daß der Verein im Jahre 1872 seine Selbstständigkeit gab und sich an die Rheinische Missionsgesellschaft anschloß, mit Versprechen, auch ferner für die Mission in China zu arbeiten, besondere für die von hier ausgesandten Missionare Hubrig Pritzsche und den hier ausgebildeten Nationalmissionar Tschin-a- sorgen. Dies ist nun unter dem Zusammenwirken von manch Umständen nicht in dem Maße geschehen, wie erwartet wurde; Organ des Vereins, der evangelische Reichsbote, ging ein und sehr geringe Beiträge wurden aufgebracht. Inzwischen ist das draußen unter Gottes segnenden Händen sichtlich gewachsen. Jahr brachte neue zahlreiche Taufen. In Canton wurde von Rheinischen Mission ein Missionshaus erworben, ein Kirchlein ein Gebäude für Prediger-Seminar und Vorschule errichtet; Epiph 1878 fand die Einweihung des Gotteshauses statt, verbunden mi Taufe von 35 Katechumenen und einer Abendmahlsfeier mit 60 C municanten. Aus dem Seminar sind bereits 5 eingeborene tüc Prediger hervorgegangen, 24 werden gegenwärtig ausgebildet Leitung von Hubrig, der während seines hiesigen Aufenthalts Missionar Dilthey vertreten wird. Jener hat außerdem etwa Gemeindeglieder, auf 50 Ortschaften vertheilt, unter Assistenz 6—8 Katecheten zu versorgen. Missionar Pritzsche bedient von Lon aus ungefähr 200 Gemeindeglieder. Auf das von Berlin aus pirte Gebiet wurden von Barmen aus noch 4 Missionare nachgesc während auf dem ursprünglichen der Rheinischen Mission nur 2 ste so hat sich das unsrige als das fruchtbarste erwiesen. Es geht Sieg zu Sieg. Die Zahl der Christen hat sich in je 5 Jahren haupt verdoppelt. Durch kaiserliche Toleranz-Edicte, das letzte Februar 1877, sowie durch die große Trübsal der Hungersnoth, dem Evangelium weite Thüren aufgethan. Trotzdem geschieht dem größten protestantischen Reich mit seiner Hauptstadt äu wenig, um dem größten heidnischen Reich das Evangelium zu bri und damit die Quelle aller Cultur zu öffnen. So nöthig, so se reich die Arbeit des Findelhauses auf Hongkong, in erster Linie es doch nach des Herrn Willen die Aufgabe bleiben, das Evange den Erwachsenen zu verkünden.

Jetzt ist in Berlin ein Verein zusammengetreten, um das Gützlaff's wieder aufzunehmen, ein Werk, das durch große Liebe theure Opfer, durch Blut und Thränen, wie durch große Erfolg glaubigt ist. Weit entfernt, in dieser Zeit leiblicher und geistl Armuth in Berlin etwas Neues für die Heidenwelt anzufa hält der Verein es für eine Ehrenpflicht, das Alte nicht st zu lassen. Er will die Sorge für die von hier ausgesandten M nare wieder übernehmen und mit ihnen in Verbindung bleibe will den alten Verein in Verbindung mit den Hilfsvereine den Provinzen wieder beleben. Darum ergeht an alle alten Miss freunde der Ruf, zu neuem Eifer zu erwachen, an die Geistliche Bitte, wieder Missionsstunden für China zu halten, an alle Chr

betend und gebend zu helfen. Es ist des Herrn Sache, für die wir bitten, und Er will uns durch die Arbeit an derselben segnen. Lasset uns wirken, so lange es Tag ist!

III.

Literärisches.

Zur neueren ethischen Literatur, von Al. v. Oettingen. II.

Wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, daß auf dem Boden der positiv kirchlichen Theologie nicht nach der Schablone gearbeitet wird, daß die Einheit des Bekenntnisses und der Lehre eine große Mannichfaltigkeit individueller Schattirungen keineswegs ausschließt, so könnten Martensen's und Hofmann's Ethik als ausreichender Nachweis gelten. So grundverschieden sind diese beiden, aus Einem Geiste geborenen und gleichzeitig erschienenen Werke. Nach Form und Inhalt, in Styl und Gliederung decken sie sich nirgends. Und doch wird der Leser aus Beiden den Einen Geist evangelischer Wahrheit herausfühlen und eben deshalb eine nachhaltige wissenschaftliche und erbauliche Anregung empfangen. Das Charisma dieser beiden wahrhaften Gottesmänner liegt auf ganz verschiedenem Gebiete. Martensen — in seiner philosophischen Grundansicht von Hegel beeinflußt — ist allmählich in's Lutherthum hineingewachsen und versteht es meisterhaft, in einzelnen essay-artigen Abhandlungen den ganzen ethischen Stoff zeitgemäß zu verarbeiten und lebendig zu individualisiren, so daß der Leser gern bei den einzelnen Abschnitten verweilt, aber kaum das Bedürfniß fühlt, das ganze umfangreiche dreibändige Werk in Einem Strich durchzulesen. Hofmann — in seiner ursprünglichen Gesammtanschauung von Schleiermacher angeregt — weiß den „Thatbestand" des christlichen Lebens und kirchlichen Bewußtseins zu geschlossener Systematik abzurunden und, gereift durch seine heilsgeschichtliche Betrachtungsweise, aus den Tiefen der Schrift und kirchlichen Erfahrung zu schöpfen, um ein allseitig gegliedertes Ganze zu Tage zu fördern, das den Leser, nachdem er einmal in diese heiligen Hallen eingetreten, unwiderstehlich fortreißt bis an's Ende.

Auf ethischem Gebiete ist ohnedies — auch bei der strengsten Kirchlichkeit der Gesinnung — dem Einzelnen viel mehr Raum gelassen zu individueller Auffassung und Gliederung des Ganzen, als in der Dogmatik. Ueber die Bestimmung der Grenzen und über die Anordnung des Stoffes findet in Betreff der letzteren eine viel größere Uebereinstimmung statt.

„Der Grund dieser um Vieles günstigeren Stellung, welche die Dogmatik einnimmt, darf" — wie Martensen sich in seiner Vorrede zum

I. Theil der Ethik (S. IV) ausspricht — „nicht blos darin gesucht werden, daß sie sich auf eine große Tradition stützen kann, während die Ethik als System allerdings solcher Stützen entbehrt: der Grund muß zugleich in der Beschaffenheit des Inhalts selbst gesucht werden. Denn was man von den Schwierigkeiten der dogmatischen Erkenntniß auch sagen möge: so kann dennoch behauptet werden, daß die uns geoffenbarten göttlichen Dinge bei Weitem einfacher seien als die menschlichen Dinge, daß in der Offenbarung und im Glauben, wenn sie an und für sich betrachtet werden, die Ordnung und der Zusammenhang weit erkennbarer für uns sei, als in der vielverzweigten und verwickelten, labyrinthischen Mannichfaltigkeit der menschlichen Handlungen, welche die Ethik eben betrachten soll in ihrem Verhältnisse zur Offenbarung und zum Glauben, welche aber nur sehr schwer unter ein allgemein gültiges Schema zu bringen sind." Bisher, meint Martensen, sei es noch Niemand gelungen, das „Netz, welches die Unendlichkeit endlicher Verhältnisse zusammenfassen kann, zu weben und zu schlingen." Ja, er ist der Ansicht, daß bei der Uneinigkeit und Unsicherheit, welche in Betreff der Behandlung der Ethik gegenwärtig noch herrscht, eine wirklich systematische Durchführung derselben von Vielen für eine Unmöglichkeit gehalten werde und es rathsamer erscheine, die „einzelnen ethischen Probleme in Monographieen zu behandeln."

Gleichwohl hat es der Verf. versucht, alle ethischen Materien in Eine „Totalanschauung" zusammenzufassen und hegt dabei die Hoffnung, das Seinige dazu beigetragen zu haben, daß es zu einer „wahrhaft architectonischen Anlage" der christlichen Moral mehr und mehr gelange.

Mir scheint dies nun gerade der schwache Punkt in der vorliegenden umfangreichen und bedeutenden Arbeit zu sein. In dem ersten Bande (Allgemeiner Theil. Gotha 1871), welcher 650 S. umfaßt und soeben in dritter Auflage erschienen ist, läßt sich die in Hegel'scher Schule gangbare moralphilosophische Gliederung nicht verkennen, welche der Verfasser bereits in seinem vor mehr als 35 Jahren erschienenen „Grundriß zum System der Moralphilosophie" befolgt hatte. Es ist die hergebrachte, aus philosophischen Voraussetzungen entnommene, von Hofmann (S. 81 ff.) scharf zurückgewiesene Dreitheilung in Güter-, Tugend- und Pflichtenlehre.

Nachdem Martensen in den „ethischen Voraussetzungen" (B. I, S. 87—196) vor Allem den ethischen Gottesbegriff (Gott als den allein Guten), sodann den Menschen als moralisch angelegtes gottesbildliches Wesen, ferner die Welt als den geschichtlichen und heilsgeschichtlichen Boden für die Verwirklichung des Erlösungsgedankens im Reiche Gottes dargestellt, sucht er seine „ethische Welt- und Lebensanschauung" in den moralischen „Grundbegriffen" durchzuführen. Als „das höchste Gut" wird sachgemäß das „Reich Gottes" im Gegensatz zum „Reich der Sünde" in den Vordergrund gestellt (S. 205—332) und dabei im Einzelnen (geistvoll entwickelt) der Gegensatz von „Optimismus und Pessimismus", von „Erlösung und Emancipation", von „Socialismus und Individualismus". Ueberall ist Martensen bestrebt, zwischen den scharf

und lebendig gezeichneten Extremen die „gesunde Mitte" einzuhalten, wodurch ein gewisses Schwanken, eine so zu sagen mildernde Liebesabsicht häufig in den Vordergrund tritt. Dadurch wird zwar der guten Sache und der evangelischen Wahrheit nie etwas vergeben, wohl aber büßt die Darstellung mitunter etwas ein an markiger Entschiedenheit und charaktervoller Einseitigkeit. Martensen erklärt sich sehr bestimmt gegen eine aristotelisch gefärbte „Mittelschlagsmoral"; aber er ist nicht frei von der Gefahr, die scharfen Grenzen der Gegensätze zu verwischen und durch das Hervorheben der Wahrheitsmomente in der bekämpften Ansicht die eigene Position nicht in ihrer vollen Prägnanz hervortreten zu lassen.

Da ich hier nur den eben erschienenen zweiten „speciellen Theil" eingehender besprechen möchte, dürften wenige Andeutungen im Rückblick auf den ersten, allgemeinen Theil genügen. Dem „höchsten Gut" gegenüber wird im ersten Abschnitt das „höchste Uebel" entwickelt und auf blos sechs Seiten eine ethische Sündenlehre gegeben, die in jeder Hinsicht ungenügend erscheint. Mir erscheint es unmöglich, das Wesen der Sünde ethisch darzulegen, ohne vorher das „fordernde Gesetz", die eigentlich δύναμις ἁμαρτίας, zu entwickeln. Wenn man schon die von mir ebenfalls zurückgewiesene Dreitheilung in Güter, Tugenden und Pflichten acceptirt, so muß die Pflicht — scheint mir — in den Vordergrund gestellt werden, damit auf der Folie des „Gesetzes" die Blöße und sittliche Heillosigkeit des alten Menschen nackt und handgreiflich zu Tage trete. Daß „der Uebel größtes die Schuld" sei, weiß Martensen wohl. Diese Wahrheit kommt aber in seiner Entwickelung des Gesetzes von „Gut" und „Uebel" nicht zu voller Anerkennung und Durchführung.

Im zweiten Abschnitt des ersten Theiles wird die „Tugend" im christlichen Sinne an dem Urbild „Christi des Einzigen" entwickelt. Auch hier finden sich wunderbar schöne Partieen in einzelnen Abhandlungen zerstreut, welche fast alle neben dem Instructiven tief erbaulichen Charakter tragen. Aber ein gewisser idealistischer Optimismus läßt sich dabei doch nicht verkennen, sofern die christliche Tugendlehre ganz ohne Kampfeslehre durchgeführt wird, während doch der „christliche Charakter", auf dessen Betrachtung der ganze Abschnitt abzielt, nicht ohne stetes Ringen sich bildet, und die Kampfesform der charakteristische Typus auch für die christliche Tugend in diesem Weltlauf ist.

Im dritten Abschnitt des ersten Theiles wird unter dem Titel „Gesetz" — die „Pflichtenlehre (S. 481—652) abgehandelt. Hier werden im Allgemeinen die Begriffe „Moralgesetz" und „Naturgesetz", „Autorität" und „Gewissen", „Nomismus" und „Antinomismus" entwickelt, nach meiner Ansicht zu spät, da, wie gesagt, eine Betrachtung der gesetzlichen Tugend und Pflichterfüllung — der Darstellung wahrer christlicher Tugend voraufgehen müßte. Trotzdem enthält gerade dieser Abschnitt besonders viel Werthvolles. Die eingehende Besprechung der Pflichtencollision, des Erlaubten, der casuistischen Fragen ꝛc. gehören zu dem Feinsten, was über diese vielbesprochenen Materien gesagt worden ist. Aber die einzelnen Paragraphen

reihen sich in höchst lockerem Zusammenhange aneinander an und man könnte jeden einzelnen in jeder gebildeten Damengesellschaft zur Belehrung oder Erbauung vorlesen, ohne Anstoß zu erregen oder Zusammenhang zu vermissen.

Dieses „Essay-artige" im besten Sinne des Wortes tritt nun in den beiden umfangreichen Bänden des zweiten, eben erschienenen speciellen Theiles noch mehr zu Tage. Schon die Eintheilung des Ganzen in einen allgemeinen und speciellen Theil ist höchst unsystematisch, da Wiederholungen und Zufälligkeiten dabei unvermeidlich sind, und der einheitliche Mittelbegriff des Ganzen vermißt wird. Um so mehr bietet der zweite Theil an erquickenden, ja köstlichen Details. Man kann die vielen anregenden Abhandlungen der „ersten Abtheilung" desselben, welche die „individuelle Ethik" enthält, in jedem Lesekränzchen mit Vergnügen und zu wahrer Belehrung vortragen. Man wird auch im Einzelnen als Theologe gefördert, aber das Meiste trägt doch den Charakter des „Erbaulichen" und des „Aesthetischen", ist mit vielen Einzelbeispielen, Liederversen, literarischen Excursen durchwoben. Die Aufgabe, die sich der Verf. eben bei der „speciellen Ethik" gestellt, ist ausgesprochenermaßen diese: „mittels der Betrachtung des Veränderlichen und Wechselnden zu einer gründlicheren Erkenntniß und tieferen Begründung des Unwandelbaren hinzuführen, das Bewußtsein dessen zu fördern, was in jedem Lebenskreise, sowie gestern, auch heute und morgen dasselbe bleibt, dasselbe mit seinen Segnungen, aber auch mit seinen Anforderungen, nicht nur an den Einzelnen, sondern auch an die Völker."

Als ein Hauptmangel bei der Lösung dieser an sich berechtigten Aufgabe erscheint mir die vollständige Trennung oder wenigstens die getrennte Behandlung der „individuellen" und „socialen" Ethik. Höchst interessant war es mir, zu verfolgen, wie bei diesem Versuch Martensen's alles sogen. „Individuelle" wesentlich und nothwendig einen socialen Charakter trägt, und Alles, was er in der Socialethik behandelt, das Verhalten des Einzelnen zu regeln geeignet erscheint. In dem Maße, als man — wie ja auch Martensen will — den Reichsgedanken in den Vordergrund stellt, läßt sich der individual- und socialethische Stoff nicht mehr so bestimmt scheiden. Denn auch der Einzelne entsteht, wirkt, handelt, bewegt sich und vollendet sich nur als Glied des Ganzen.

Ein Beispiel statt vieler wird das zu erläutern im Stande sein. In der „Individual-Ethik" wird zunächst „das Leben unter dem Gesetze und der Sünde" (S. 1—177) ausführlich beleuchtet. Abgesehen von den vielen Wiederholungen aus dem ersten Theil (Abschn. III) — eine nothwendige Folge jener falschen, schon oben gerügten Systematik — kann doch das „Leben unter dem Gesetze" für den „Einzelnen" gar nicht beschrieben werden, ohne stete Beziehung auf das Gesetzesinstitut und die Gesetzesgemeinschaft. Daher sind auch „die Hauptformen des sittlichen Lebens unter dem Gesetz" (S. 25—97): die bürgerliche Gerechtigkeit, die philosophische Gerechtigkeit, die pharisäische Gerechtigkeit 2c. wesentlich socialethischer Natur. Und was die „Glaubensgerechtigkeit" (S. 170 ff.) anlangt, so muß ein Ethiker, der

wie Martenſen die „Wiedergeburt und die Taufe" zum weſentlichen Ausgangspunkt derſelben macht, die ſtete kirchliche Bedingtheit derſelben auf's Entſchiedenſte hervorheben und anerkennen. Endlich erſcheint der dritte Abſchnitt der ſpeciellen „Individual-Ethik" unter der Ueberſchrift: „Das Leben in der Nachfolge Chriſti" (S. 104—485), ebenfalls getragen von dem „Reichsgedanken" und weiß nichts von einſamer, rein individueller Ascetik. Die Lehre „vom irdiſchen Beruf" (S. 352 ff.) dürfte auch beſſer im ſocialen Theile abgehandelt werden, als unter dem unklaren weitſchichtigen Geſichtspunkte der „Selbſtliebe." Denn daß „der Einzelne in ſeinem Berufe die tiefſte Selbſtbefriedigung finden, und ſeine Perſönlichkeit herausarbeiten ſoll" — läßt ſich ebenſo im Familienleben, im ehelichen Leben, im ſtaatlichen und kirchlichen Gemeinweſen fordern.

Ueber die Eintheilung aller chriſtlichen Tugenden in „Liebe" und „Freiheit" ließe ſich auch mit dem Verf. rechten. Mir erſcheinen ſie durchaus nicht coordinirt, da alle Liebesbethätigung nothwendig die Form der Freiheit trägt. Aber — wenn wir den Anſpruch auf ſyſtematiſchen Gedankenfortſchritt aufgeben — befriedigt das Einzelne in dieſem reichen Buche dermaßen, daß man ſo zu ſagen mit innerer Wonne und im Gefühl des Behagens aller ſyſtematiſchen Haarſpalterei und Kleinklauberei Valet ſagt und gehobener Stimmung in dieſem duftreichen Walde köſtlicher Gedanken — ſpazieren geht und Andere ſpazieren zu führen ſich gedrungen fühlt.

In der zweiten Abtheilung — der eigentlichen „ſocialen Ethik" (II, 2. S. 1—466) — findet ſich wiederum Vieles, was rein perſönlicher Natur iſt, wie denn meiner Meinung nach alles Ethiſche ſocial bedingt und individuell ausgeprägt ſein muß, beides in tiefſter Wechſelwirkung. So läßt ſich die religiöſe Erbauung (S. 371 f.) auch als eine rein perſönliche Angelegenheit betrachten; ſo erſcheint die Wahl des Ehegatten (S. 20 ff.), die Berückſichtigung der Ehehinderniſſe (S. 27 ff.), die Bewahrung der Freundſchaft (S. 87 ff.), die Theilnahme an der Geſelligkeit ꝛc. von eminent individueller Eigenthümlichkeit.

Im Uebrigen iſt gerade dieſer zweite Band des ſpeciellen Theiles wegen der vielen, in die Zeitgeſchichte eingreifenden Betrachtungen noch viel reichhaltiger und intereſſanter als der erſte, in welchem die feinſte Selbſtbeobachtung zu Tage tritt — namentlich in Betreff des „Naturells" im Verhältniß zum „Charakter" (S. 5 ff.), ſowie in den verſchiedenen Entwickelungsformen der natürlichen Sittlichkeit bis zur chriſtlichen Tugend.

Als nicht unbedenklich muß ich aus dem erſten Theile noch hervorheben die auch in ethiſcher Hinſicht feſtgehaltene Conſequenz der Martenſen'ſchen theoſophiſch gefärbten Sacramentslehre. Es wird (S. 125) ausdrücklich „die erneuernde Wirkung der Taufe auf den Naturgrund unſeres individuellen Lebens" betont und S. 176 die Folgerung gezogen: „die von dem Naturgrunde aufſteigenden Wirkungen der Gnade (?) werden durch das gepredigte Wort zu perſönlichem Selbſtbewußtſein gebracht." Die Wiedergeburt in der Taufe iſt die „phyſiſche Seite der Sache", gleichſam die embryoniſche Wiedergeburt, durch welche wir der göttlichen Natur theilhaftig werden; die

Wiedergeburt im persönlichen Glauben durch die Predigt ist die zur „vollen Wiedergeburt" nothwendige ethische Seite. Diese Darstellungsweise, welche durchaus nicht genuin lutherisch und biblisch ist, scheint mir ohne einen magischen Hintergrund nicht durchführbar.

Sehr tiefgehend ist die Lehre vom Gebet entwickelt (II, 1. S. 208 ff.); nur möchte ich — ohne um Worte streiten zu wollen — die bei den Pietisten und Reformirten gangbare Bezeichnung des Gebetes als eines „Gnadenmittels", das wir „neben den beiden anderen Gnadenmitteln gebrauchen sollen", beanstanden. Es kann nur Verwirrung hervorrufen, wenn wir dasselbe Wort für zwei so heterogene Dinge brauchen wie die Heilsthat Gottes an uns (das Sacrament) und den steten Heilsempfang, das Schöpfen aus dem Heilsbrunnen unsererseits (das Gebet). Ein Mangel ist es auch, daß bei Martensen's tief greifender Gebetslehre dem Vaterunser keine specielle Berücksichtigung zu Theil wird.

Als der schönste Abschnitt in Martensens „individueller Ethik" ist mir die Partie erschienen, wo er die innere Einheit von „Autorität und Freiheit" darzuthun sucht (S. 414 ff.), während die „Vollkommenheitslehre" am stiefmütterlichsten behandelt ist. Ja S. 465 f. wird die von Ritschl mit Recht so stark betonte, aber sehr einseitig gefaßte „Vollkommenheit" für das diesseitige Leben des Christen ganz verneint. Martensen faßt den Begriff, statt ihn qualitativ zu bestimmen, zu einseitig quantitativ und kommt daher schließlich (II, 2. S. 194) zu dem falschen Satz: „das Christenthum lehrt uns, die Vollkommenheit im Jenseits zu suchen." Ueberhaupt spielt der durchaus unbiblische Begriff des „Jenseits" in den wenigen eschatologischen Partieen der Martensen'schen Ethik (II, 1. S. 447 ff.) eine zu große Rolle.

Das zeigt sich auch meiner Ansicht nach in dem sonst so reichen und lebensvollen socialethischen Schlußtheil. Die Gemeinschaftsformen der Familie, des Volks, ja der Kirche und der Menschheit — sind nach Martensen „nur für das irdisch zeitliche Dasein bestimmt." Wie kann denselben unter dieser Voraussetzung ein wirklicher ethischer „Selbstwerth" zukommen? Verwechselt der geehrte Verf. hier nicht die vergängliche, resp. sündlich bedingte Erscheinungsform dieser Gemeinwesen und ihre ideal-ewige Wesensbestimmung? Oder hängt seine Auffassung damit zusammen, daß er die „Reichsvollendung" in's „Jenseits", in den „Himmel" verlegt, ohne dabei der neuen Erde und der vollendeten Menschheitsorganisation zu gedenken, in welcher die irdischen Gemeinschaftsverhältnisse nicht schlechthin aufgehoben, zerstört, sondern verklärt und vollendet erscheinen werden?

Doch das sind nebensächliche Bedenken gegenüber der großen Fülle feiner und tiefgehender Einzelbetrachtungen, wie sie namentlich die Abschnitte über das Familienleben (S. 3—85), den christlichen Staat (S. 118 ff.), die sociale Frage (S. 136—206), die Presse (S. 258 ff.), den Krieg (S. 260 ff.), die Revolution (S. 265 ff.) und die idealen Culturaufgaben (Kunst, Wissenschaft, Schule, S. 293—361) darbieten. Niemand wird diese Partieen des Buches ohne reiche Belehrung und vielfache Anregung durchblättern. Aber — die Gefahr ist und bleibt hierbei eben das bloße Durchblättern. Ich meine, wie

alle unsere Fehler als Kehrseiten unserer Tugenden bezeichnet werden können, so wird die Virtuosität Martensen'scher Darstellung auch bei ihm zum Quell- und Keimpunkt eines Fehlers: die geistreiche, schöne Popularität erregt beim Leser allüberall ein wohlthuendes Behagen; aber sie bewegt nicht gerade den Forscher zum Weiterlesen, zum wirklichen, das eigene systematische Denken bereichernden Studium. Mit Recht warnt Martensen (II, 2. S. 343) vor jener „spitzfindigen Gründlichkeit, welche sich — wie z. B. bei Wuttke — dermaßen in Subtilitäten und Haarspaltereien verliert, daß sie niemals das Centrum trifft, weil das Auge nicht einfältig ist." Die wahre Popularität — meint er — ist die Humanität in der Mittheilung der Wahrheit, die geziemende Rücksichtnahme auf die, welche die Wahrheit empfangen sollen. „Die echte Popularität ist der Prüfstein der echten Gründlichkeit," weil in der Regel sich der Satz bestätigt: „das dunkel Gesagte ist auch das dunkel Gedachte." Das ist Alles wahr und gilt namentlich für die Männer der Fachgelehrsamkeit. Aber bei Martensen spürt man doch zu sehr die fast seelsorgerisch erbauliche oder human-culturliche Anpassung an Zeitbedürfnisse und Zeitfragen auf Kosten der wissenschaftlichen Einheit und Strammheit.

Ganz anders gestaltet sich die Sache bei Hofmann. Seine „theologische Ethik" — obwohl aus nachgeschriebenen Vorlesungen unter Zustimmung des nunmehr heimgegangenen Verfassers hervorgegangen — ist wie aus Einem Guß. Jeder Abschnitt schließt sich gliedweise, ja schier kettenfest in das Gefüge des Ganzen und nöthigt mit unwiderstehlicher Gewalt zum Weiterlesen. Dazu kommt, daß seine sonst schwierige Diction hier einer wahrhaft edlen und verständlicheren Popularität Raum giebt, ohne je in die Breite zu gehen oder gar trivial zu werden. Vielmehr ist Alles aus der innersten Tiefe christlichen Heils- und Erfahrungslebens geschöpft; und die Methode ist nicht eine speculative, sondern descriptive: eine allseitige Beschreibung des Thatbestandes christlichen Verhaltens. Jeder Hauptabschnitt gewinnt seine Stütze an einer kurzen, trefflichen, nach der Hofmann'schen historisch-genetischen Methode durchgeführten Schriftbegründung und eine lichtvolle Illustration an einer ebenso prägnanten kirchenhistorischen Darlegung, in welcher werthvolle Stücke einer bisher noch nicht durchgeführten ethischen Dogmengeschichte uns geboten werden. Ich muß dem unbekannten Herausgeber vollkommen beistimmen, wenn er von der Hofmann'schen Ethik im Vorwort (S. V) sagt: „ihre geschichtliche Fundirung, die strenge Bewahrung ihres theologischen Charakters, ihr sicherer Gang, ihr eng geschlossener Aufbau, ihre fleißige Durchführung im Einzelnen, ihre wohlthuende Weitschaft treten jedem Leser alsbald entgegen."

Suchen wir uns zunächst einen Ueberblick über sein ethisches System, über den Bauplan zu verschaffen und dann das Einzelne in seiner grandiosen Originalität zu beleuchten.

Nachdem der Verf. eine leider recht kurze und deshalb wohl unzureichende „Geschichte der Ethik" (S. 1—12) voraufgeschickt, sucht er zunächst die specifisch ethische „Aufgabe" (S. 13—24) zu ermitteln. Schon aus dem „Schriftbeweis" ist uns bekannt (ich verweise auf das

sechste Lehrstück desselben), daß Hofmann der Ethik nur eine im christlichen „Lehrganzen" zuweist. Merkwürdig, daß der welcher der christlichen Sittenlehre ihre systematische Selbstständ und Eigenart bestreitet, das jedenfalls selbstständigste und eige geschlossenste System der Ethik geliefert hat! Es erklärt sie vielleicht daraus, daß Hofmann als ein Originalchrist in der Eth selbst Gegenstand erfahrungsmäßigen Erkennens geworden ist.

Die Theologie ist ihm „Wissenschaft des Christenthums einer innerhalb der Kirche auf Grund der Schrift sich verwirk den Erfahrungsthatsache. „Das, was der Christ glaubt, ist nic Summe von Lehrsätzen, von denen er gewiß wäre, daß sie seien; sondern, was er glaubt, das ist der Thatbestand eines thümlichen Verhältnisses zwischen Gott und dem Menschen, de — kraft des sich ihm bezeugenden Geistes Jesu — gewiß ist, Wirklichkeit sei. Denn das Verhältniß zwischen Gott und dem schen, dessen Thatbestand das Christenthum ist, hat seine We darin, daß es das in Christo vermittelte ist. Der Christ we dieses Verhältnisses mit theilhaft. Es ist in ihm selbst verwi er steht in ihm und trägt es in sich. So ist er sich selbst Gege des Erkennens, indem er das Christenthum zu seines Erk Gegenstand macht."

„Die Eigenthümlichkeit nun des Verhältnisses zwischen Go dem Menschen, wie es in Christo vermittelt ist, besteht darin, d weiß und dessen gewiß bin, daß Gott mich liebt und daß ich liebe. Und da ich meiner bewußt bin, daß ich, abgesehen v in Christo gegebenen Vermittelung des Verhältnisses zwischen und dem Menschen, sündig bin und also weder Gegenstand der Gottes, sofern ich Sünder bin, noch Gott lieb habe, daß i Sünder Gott wider mich habe und wider Gott bin, so verda es lediglich Christo dem Mittler, daß Gott mich liebt und ich liebe" (S. 15 ff.).

„Ich verdanke es aber Christo nicht in Folge und auf dessen, was ich als dieser einzelne Mensch bin. Es ist zwa durchaus persönliches Verhältniß zwischen Gott und mir — de ist ein Verhältniß der Liebe und Gegenliebe — aber dieses Verh kommt in mir nur zu Stande, sofern ich ein Glied an der in erlösten Menschheit bin."

So erweitert sich von selbst für Hofmann die erfahrungsm christliche Erkenntniß, kraft deren er — der Christ — sich selb dem Theologen Gegenstand des Erkennens ist. Das Christenthu „Sache der Gemeinschaft" ist nicht etwas Individuelles. Als ei meinschaftsgebiet wird es auch vom kirchlichen Theologen zur ausage gebracht. Während nun die Dogmatik ausführt, wi warum Gott uns in Christo liebt, hat die Ethik das sich daraus dende Verhalten des Menschen gegen Gott — wie und war Gott liebt — zu ihrem eigentlichen Gegenstande. Es ist da Verhältnißbestimmung beider Disciplinen, wie sie im Grunde Sartorius ausgesprochen hat, wenn er den Unterschied von Ethi

Dogmatik an dem Spruche klarzulegen suchte: lasset uns ihn lieben (Ethik); denn er hat uns zuerst geliebt (Dogmatik).

Obwohl Hofmann — nach derartiger Begrenzung des Gebiets — mir gegenüber wiederholt Einsprache erhebt, die Ethik wegen ihrer nothwendigen Gemeinschaftsbeziehung Socialethik zu nennen, so stimmt er doch in der Sache mit mir überein, indem er gegen Personalethiker wie Culmann, Vilmar u. A. entschieden Front macht. Die christliche Sittenlehre soll das, was man fordert: daß die Ethik nicht eine bloße Personalethik, sondern Socialethik sei — „ganz von selbst" (S. 23) werden. Gewiß! Denn „nicht der einzelne in seiner Vereinzelung steht Gott gegenüber, sondern der Einzelne als Mensch und Christ, d. h. als Glied der Menschheit und Kirche."

Nachdem Hofmann also die „Aufgabe" der Ethik ermittelt und sie als theologische Erfahrungswissenschaft zugleich scharf abgegrenzt hat gegen die moralphilosophische und speculative Beweismethode, sucht er in einem größeren Abschnitt (S. 24—70) „die Voraussetzungen der theologischen Ethik" zu entwickeln. Es ist derselbe als kurze und klare Zusammenfassung seines ganzen Lehrsystems von höchstem Interesse. Obwohl die gegen die Hofmann'sche Theologie kirchlicherseits geltend gemachten Bedenken auch hier mannichfache Anknüpfungspunkte finden dürften (z. B. S. 26 bei seiner Abweisung der ewigen trinitarischen Selbstliebe Gottes, bei seiner Lehre von der allgemeinen, in der Mannichfaltigkeit der Welt sich kundgebenden Naturwirkung der Geistervielheit S. 30 f.; bei seiner eigenthümlichen Erklärung des Sündenfalles durch Einfluß des Weibes S. 33; bei seiner Abgrenzung der menschlichen Sünde gegen die satanische, wonach erstere nicht dem göttlichen Zorn schlechthin unterstellt ist S. 34 f.; bei seiner etwas theosophischen Verhältnißbestimmung von menschlichem Personleben und Naturleben S. 35 f., und endlich bei seiner eigenartigen Versöhnungslehre S. 58 ff.), so wollen wir hier doch davon absehen, um uns näher auf seine ethische Gesammtanschauung einlassen zu können. Da begegnet uns denn in jenen „Voraussetzungen" ein — wie mir scheint — nicht unbedenklicher Punkt — ich meine Hofmann's Lehre vom Gewissen.

Ueberhaupt ist es für sein System charakteristisch, daß er die ethischen Centralbegriffe: Gesetz und Freiheit, Gut und Böse, Buße und Glauben, Pflicht, Tugend und Gewissen ꝛc. nicht eigentlich im ethischen Lehrgebäude entwickelt, sondern als Voraussetzungen der Ethik der Dogmatik entnimmt und die dogmatischen „Lehnsätze" — wie Schleiermacher sagen würde — nur vom ethischen Gesichtspunkte aus Revue passiren läßt. So kommt auch im Anschluß an seine dogmatische Anthropologie das Gewissen (S. 39 ff.) zur Sprache. Ohne eine eigentliche Definition dieses Begriffes zu geben — mit Definitionen ist Hofmann überhaupt sehr sparsam — betrachtet er das Gewissen nur als sittlichen Erfahrungsreflex gegenüber der Sünde; d. h. das Gewissen ist ihm erst durch die Sünde entstanden als eine „Erfahrung des sündigen Menschen, die er macht," — woraus sich dann die eigenthümliche „Beschaffenheit" dieses Mahners ergiebt. „Vermöge des Gewissens kann der Mensch inne werden, daß er, wenn er etwas

thut oder weil er etwas gethan hat, den als den Heiligen wider hat, den er als den Lebendigen für sich haben möchte." Das ist und gut gesagt. Aber Hofmann geht mir zu weit, wenn er das wissen als ein dem Menschen anerschaffenes sittliches Organ, als Zeugniß seiner Gottesbildlichkeit bestreitet. Er erkennt gleichsam die Aeußerung, die Erscheinungsform des Gewissens an, wie es eine quälende, richtende, verurtheilende Macht beim sündigen M schen vorkommt, und verkennt seine höhere, von Gott stamm Wesenheit. „Das Gewissen schreibt dem Menschen nicht vor, wa je und je zu thun habe, sondern spricht das Urtheil aus über was er Uebles zu thun im Begriff ist oder Uebles gethan hat" (S Damit setzt sich Hofmann in Widerspruch mit sich selbst, da er (S. 42) das „gute Gewissen" auf Grund der Sündenvergebung erkennt. Ist ein wirklich befriedetes Gewissen möglich und hatte erste Mensch auch vor der Sündenthat den Mahner im Herzen Beziehung auf das göttliche Gebot, so läßt sich doch unmöglich sittlich Hehrste und Größte, was der Mensch besitzt — zu einem P duct der Sünde degradiren.

Doch treten wir an's ethische System selbst heran. Das Christo vermittelte Verhalten des Menschen zu Gott" mögl vollständig und sachgemäß zu beschreiben, setzt sich Hofmann S. 70 ff. ab zur Aufgabe. Dieses Verhalten ist zunächst ein inn liches als Gesinnung; sodann ein nach außen zu Tage treten als Bethätigung im Handeln. Daher gliedert sich das Ganze richtiger Aufeinanderfolge" in zwei Hauptabschnitte, die ja bei H mann bekanntlich nie in der Darstellungsweise sichtbar zu T treten. Seine ganze Ethik hat keine einzige Ueberschrift, was Ueberblick allerdings sehr erschwert.

Im ersten — gleichsam principiellen Theile, wo Hofmann „ eigenthümliche Wesen des christlich sittlichen Verhaltens als Gesinn darstellt" (S. 84—129), zeigt sich der ganze eigenthümliche Idea mus seiner theologischen Ethik. Er will den „Christen" beschreil wie er einerseits „gut", d. h. durch Gott in Christo es geworden andererseits das wesentliche „Gut" in der Gnade Gottes und Gemeinschaft besitzt. Allerdings ist er das, was er als Christ ist, der „angeborenen Natur als ein von Natur sündiger und dem S unterworfener Mensch" (S. 71). Aber durch den Geist Christi, ihm schon jetzt inne waltet, erscheint die „dereinstige Verklärung" n blos angebahnt und vorbereitet, sondern die Herrschaft über die Sü derart verbürgt, daß die theologische Ethik von der Sünde, von d Bösen, als einem das „Verhalten" des Christen und seine Gesinn irgendwie bestimmenden Momente gar nicht zu handeln hat. Je obige Zugeständniß (S. 71), daß auch der Christ noch ein von Na sündiger Mensch ist und bleibt, scheint mir nicht zu stimmen mit S. 75, 78, 85, 100 ꝛc. ausgeführten Behauptung, daß die christl Ethik von der Sünde oder dem Bösen, resp. von dem Kampf und Anfechtung gar nicht zu handeln habe, wenn sie das Innenleben Christen beschreibe. Liegt hier nicht eine gefährliche Verwechsel der Begriffe „Christ" und „neuer Mensch" vor? Es ist, als ob H

mann den „Christen" nur nach 1 Joh. 3, aber gar nicht nach Röm. 7 zu beschreiben im Stande wäre. Daher der für angefochtene Gemüther peinliche Idealismus der ganzen Darstellung! Sollte das nicht die nothwendige Folge seiner ganzen Anlage des Systems sein, sofern er die Lehre vom Gesetz, vom alten Menschen, von der todbringenden Macht des Gesetzes, überhaupt die Pflichtenlehre ganz ausschließt? Oder lag es in der Hofmann'schen Individualität und in seinen persönlichen Lebenserfahrungen begründet, daß er als Christ mehr eine continuirliche, nach Innen stetig wachsende Entwickelung durchmachte, als eine kampfreich bewegte und in Sündennoth geschulte? Ist er vielleicht mehr eine johanneische als pauliniſche Natur gewesen?

Wer will das entscheiden! Jedenfalls ist, was er uns als Beschreibung der „christlichen Gesinnung" darbietet, so tief und fesselnd, so klar und überzeugend, daß wir es einigermaßen verstehen können, wie und warum er in der Plerophorie seines Glaubens und seiner Gotteskindschaft die Sünde, das Böse, nur als das wie von Christo, so vom Christen Gehaßte, nur als das „zu Bestreitende" (S. 75), nicht aber als das an ihm selbst noch Haftende und zum innern Kampf Provocirende oder Versuchliche zur Darstellung bringt. Weil eben die „Wirklichkeit" — wie Hofmann sie beschreibt — „nie und nirgend voll und ganz sich vorfindet", kann man sagen, daß eben ihr Inhalt (wie der der Dogmatik) Sache des Glaubens sei. Er will den „Christenstand" beschreiben und vergißt dabei die annoch vorhandene „Antinomie" im Erfahrungsleben des Christen.

Aus dem Glaubensleben des Christen (S. 86 ff.) ergiebt sich sein wesentliches Verhalten als Kind Gottes. Der Glaube als Gehorsam ist Freiheit, der Glaube als Gewißheit ist Seligkeit. Der gläubige Christ ist frei, weil er den Willen Gottes, den ewigen, dessen Inhalt der in Christo geheiligte und selige Mensch ist, seinen eigenen Willen hat werden lassen. So muß denn das Eigenthümliche des christlichen Verhaltens darin bestehen, daß der Christ sich als das bethätigt, was er ist, um es immer mehr zu werden.

Das Verhalten nun, in welchem der Christ sich als freien und seligen erzeigt, soll zunächst als ein innerliches, als Gesinnung gegen Gott beschrieben werden, so aber, daß wir dabei im Auge behalten, wie dieses Verhalten zunächst a) ein unmittelbares Gott gegenüber ist, und sodann b) ein mittelbares in Beziehung zu dem, was Gottes ist, nämlich zu der Welt Gottes. Unmittelbar Gott gegenüber ist die Gesinnung des frei und selig gewordenen Christen die der Liebe zu dem Gott, der ihn liebt. Die Liebe Gottes wirkt Gegenliebe, und daher ist des Christen freie Liebe mit Demuth gepaart; weil er als der Gefreite Gottes zugleich der selige ist, so zeigt sich das in der Freude an Gott; denn er ist uns das Gut geworden, dessen wir uns freuen, nachdem es unser geworden. Wie die Liebe des Christen demüthig, so ist nothwendig seine Freude an Gott eine dankerfüllte. Demüthige Liebe gegen Gott und dankbare Freude an Gott — das sind die ersten Grundbestimmtheiten der christlichen Gesinnung, welche sich nun refrainartig in allen späteren Einzelabschnitten bei Hofmann wiederholen.

Es läßt sich nicht leugnen, sie sind fein gewählt und tief begründet. Ob sie ausschließlich sind als Eintheilungsgrund für alle christliche Tugend, bleibt mir fraglich, da die Begriffe der Wahrheit und Gerechtigkeit entschieden dabei zu kurz kommen und nicht recht subsumirt werden können. Auch vermisse ich eine einigermaßen ausgeführte Begriffsbestimmung der specifisch-christlich-sittlichen Liebe. Und das Element der christlichen Grundgesinnung, wie es in der Hoffnung zu Tage tritt und jedenfalls von centraler ethischer Bedeutung ist, fehlt bei Hofmann fast ganz. Hier rächt sich die Thatsache, daß er — der sonst so firme Eschatolog — keine ethisch-reichsgeschichtliche Eschatologie kennt.

Aus der „demüthigen Liebe" und „dankbaren Freude" ergiebt sich für die Gesinnung des Christen gegenüber der Sünde und der vom Bösen und Uebel behafteten Welt: der siegesgewisse Haß gegen die Sünde (Kehrseite der fördernden Liebe) und die mit Milde (Kehrseite der aneignenden Demuth) verbundene reinigende und reformirende Arbeit (als Frucht der dankbaren Freude gegenüber dem Uebel); sofern aber die Welt als das Schöpfungsgebiet Gottes angesehen sein will, wird sich ihr gegenüber die demüthige Liebe und dankbare Freude kundthun in der fröhlichen Arbeitslust, wie sie die Gesinnung der Christen in seiner Stellung zur Welt und zum Mitmenschen kennzeichnet.

Im zweiten Hauptabschnitt wird nun (S. 129 ff.) wie gesagt „die Bethätigung der christlich-sittlichen Gesinnung oder das christlich-sittliche Handeln durchgeführt" (S. 129—350), und zwar wiederum a) im unmittelbaren Verhältniß zu Gott, wie es im Gebet sich kund giebt (S. 129—155), und b) in dem mittelbaren Verhältniß zu Gott (der Gotteswelt gegenüber S. 155—350), wie es sich theils allgemein in der fördernden und aneignenden, reformatorischen und conservativen, freudig-demüthigen Liebesarbeit bethätigen soll, theils speciell in den verschiedenen Gemeinschaftsformen der Kirche (S. 164 ff.) und des natürlichen Lebens (Familie S. 213 ff.; Staat S. 262 ff.; Humanität S. 301 ff.) sich auswirken muß.

Die Lehre vom Gebet ist mit der Höhepunkt der ganzen Hofmann'schen Ethik. Zwar zeigt sich auch hier seine Eigenheit und sein Idealismus oder „christlicher Optimismus" (S. 136). Nur ausnahmsweise will er gestatten, daß der Christ „fremdes Gebetswort" — (auch das Vaterunser?) — in den Mund nehme (S. 140); es soll Alles aus dem Herzen strömen. Dabei verbietet er quasi oder bezeichnet es wenigstens als unpassend, zum heil. Geist zu beten (S. 133), was mir wie ein Beweis dafür erscheinen will, daß Hofmann das persönliche Verhältniß des Christen zu dem der Gemeinde innewohnenden Geist des verklärten Jesus nicht im Vollen anerkennt. Auch dürfte der „Gebetskampf" des wahren Israeliten oder Gotteskämpfers (trotz der Andeutung auf S. 140) bei Hofmann nicht zum vollen Rechte kommen. Aber trotz alledem ist dieser Abschnitt voll reicher Belehrung und tiefer Erfahrung und dringt bis in die einzelnsten, praktischen Beziehungen des christlichen Gebetslebens ein.

Merkwürdig ist endlich bei Hofmann's origineller und lehrreicher

Gemeinschaftslehre zweierlei. Erstens: daß er nicht wie gewöhnlich drei Gemeinschaftsformen kennt (Familie, Staat und Kirche), sondern als vierte allumfassende natürliche Gemeinschaft die Menschheit hinstellt und in diesem Abschnitt alle humanen Beziehungen (mit Rücksicht a) auf die leiblich bedingte selbstbewußte Menschheitsnatur, b) auf die menschliche Weltbeherrschung, und c) auf die zielgesetzliche Gottesgemeinschaft in der „objectiven Religion" und „allgemeinen Nächstenliebe", Freundschaft, Kunst, Wissenschaft, irdischer Beruf ꝛc.) durchzuführen sucht. Bei dem letzteren, weitschichtigen Gebiete soll die „Beschreibung des sittlichen Handelns wiederum an dem Punkt anlangen, wo sie sich mit dem Ausgangspunkt berührt" — was Hofmann als Beweis dafür annimmt, daß er „den ganzen Umfang des sittlichen Lebensgebietes beschrieben habe."

So wenig ich letzteres zu bestreiten gewillt bin, so bedenklich erscheint mir doch die Absonderung der ethischen Betrachtung der Kirche oder Gemeinde Christi von der Entwickelung der Menschheitsidee. Das nothwendige Bindeglied der universellen Reichsidee kommt dabei wenig zur Perception. Und die natürlich menschlichen Lebensbeziehungen stehen hier zu sehr außerhalb oder neben der specifisch-christlichen Gemeinschaft, die eben — als Leib des Menschensohnes — in ihrer eminent humanen, alle Völkerunterschiede überbrückenden Bedeutung dargelegt sein will.

Doch schwinden diese Bedenken mehr oder weniger gegenüber der Masse des Schönen und überwältigend Wahren in der originellen Durchführung des Einzelnen. Leider gestattet es der Raum hier nicht, auf die interessanten Details einzugehen. Hier eröffnet sich für jeden Forscher, wie für jeden Gebildeten, eine wahre Fundgrube geistvoller und origineller Beobachtungen und zeitgeschichtlicher Betrachtungen.

Während dieselben bei Martensen lose aneinandergereiht sind, erscheinen sie bei Hofmann eingefugt in das feste Knochengerüst des Systems, das sich bei der Einzeldurchführung mit lebendigem Fleisch und Blut überzieht und ein bewundernswürdiges Ganze zur Darstellung bringt. Es fehlt der bei Martensen so vorwaltende drapirende Faltenwurf eines farbenreichen Gewandes, das ja die Körperformen oft mehr verhüllt, als zu charaktervoller Ausprägung bringt. Dafür bietet Martensen der großen weiten Leserwelt mehr; Hofmann aber wird den Wenigen, die ihn wirklich studiren, viel sein. Jedenfalls ist es uns eine große Freude und Genugthuung, daß zwei so gewaltige Geistesproducte aus dem Schooße der vielgehaßten und als unfruchtbar verschrieenen luth. Kirche herausgeboren werden konnten.

Wenn es erlaubt ist, zum Schluß an ein originelles Wort Goethe's zu erinnern, so möchte ich sagen: während Martensen viel zur Belebung des Glaubens und der sittlichen Erkenntniß in weiten Kreisen beizutragen im Stande ist, ist Hofmann's Ethik dazu angethan, das zu bewirken, was Goethe mit einem von ihm neuerfundenen Wort die „frische Lebendigung" genannt hat (vgl. Bd. 33, S. 107). Martensen wird manchen Todten wachrufen; Hofmann wird die Lebenden electrisiren und jeden tiefer Denkenden zu voller Lebensbewegung und Entfaltung des ethischen Geistes mächtig anregen.

Barmherzige Liebe. Leben und Wirken der Elisabeth Fry und Amalie Sieveking. Mittheilungen aus deren Denkwürdigkeiten. Mit 2 Portraits, 115 S. Hamburg 1878. Agentur des Rauhen Hauses. Brochirt 1 Mk., elegant gebunden mit Goldpressung in Originalband 2 Mk.

In gedrängter Kürze und doch zugleich lebensvoller Darstellung sehen wir uns hier zwei Lebensbilder edler Frauen vorgeführt, die dem Reiche Gottes mit ihren Gaben gedient haben und deren stilles Wirken nicht ohne reich gesegnete Frucht geblieben ist. Anregend und erwecklich dürften diese Schilderungen wohl auf jeden Leser wirken, der ein warmes Herz für das mannichfache Elend hat, dem zu allen Zeiten solche Helfer und Helferinnen noth thun, wie diese Frauen gewesen sind. H.

Plath, K. H. Chr., Goßner's Mission unter Hindus und Kolhs um Neujahr 1878. Reisebriefe. Mit dem Bilde des Stifters und zwei andern Bildern. Berlin 1879. Verlag der Buchhandlung der Goßnerischen Mission. VIII u. 292 S.

Der gewiß noch manchen unserer Leser von seinem letzten Besuche her in freundlicher Erinnerung stehende Verfasser veröffentlicht in diesem Buche eine Anzahl Briefe, welche über seine mehr als fünf Monate währende Reise in Nordindien Bericht erstatten und zur Kenntniß nicht allein des wunderbaren Landes, sondern vor Allem der Anstrengungen beitragen sollen, welche von deutschen Missionaren gemacht werden, um den Heiden die Segnungen des christlichen Glaubens zu bringen und sie zum Leben in der Kirche des Evangeliums zu führen.

In ungemein frischer und anregender Weise wird der Leser von Bombay bis Calcutta durch das Gebiet der Kolhsmission geleitet, lernt Land und Leute unter den verschiedensten Verhältnissen kennen und gewinnt einen lehrreichen Einblick in die Leiden und Freuden der Missionsthätigkeit. Aus den sorgfältigen statistischen Angaben ergiebt sich, daß die Kolhsmission unter Gottes Gnade es schneller als andere zu stattlichen Gemeindebildungen gebracht hat. In 7 Diöcesen mit 1072 Dörfern, in denen nicht weniger als 24,313 getaufte Christen leben, beträgt die Zahl der Kirchen und Kapellen 116, die der Schulen 71, dazu kommt noch ein Seminar in Ranchi mit 150—160 Knaben, 53 Präparanden, 15 Seminaristen, und eine Mittelschule in Purulia mit 74 Kindern. Die Christuskirche und das Seminar zu Ranchi erweisen sich in den beigegebenen Abbildungen als stattliche Gebäude. Ueber den Betrieb des Schulwesens wird eingehend unter Hinzufügung verschiedener Lectionspläne berichtet, und rühmend kann von den eingeborenen Christen gesagt werden, daß sie fleißige Besucher der Gottesdienste sind, viel in ihren Häusern beten und mit wenigen Ausnahmen das Gelübde, dem berauschenden Reisbranntwein zu entsagen, halten.

Gegenüber diesen freundlichen und erfreulichen Bildern aufblühender Christengemeinden versäumt der Verfasser nicht, ergreifende Schil-

berungen von der in der großen Masse des Volks noch vorhandenen Macht des Heidenthums zu geben. Auf Grund der beim Besuch der Sonepur-Mela, des eigenthümlichen, mit einem großartigen Markt verbundenen Festes, gemachten Erfahrungen protestirt er gegen die Behauptung, als sei die Macht des heidnischen Wesens in Indien so gut wie gebrochen, und als würden die großen Feste nicht mehr so besucht, wie früher. „Die eigentliche Burg des Bramaismus ist noch unerstürmt und macht sich mit einem Trotze breit, daß man sich des sorglichen Gedankens: wie lange wird dieser Unsinn das arme Volk noch binden? nicht erwehren kann." Der Badegang zum Ganges, die Tänze der Fakire gewähren Schauspiele, welche deutlich zeigen, wie fest das Heidenthum noch in den Herzen der Hindus sitzt, und unwillkürlich den Ausruf entlocken: die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenig; bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!

Möge auch dieses Buch, dem wir viele Leser wünschen, an seinem Theile dazu mitwirken, daß Herzen und Hände je mehr und mehr sich öffnen, um mitzuwirken an der großen Aufgabe der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden! H.

Quellwasser für's deutsche Haus. Illustrirtes Volks- und Familienblatt. Redigirt von F. Strehle. Dritter Jahrgang (vom October 1878—1879), Hamburg. Wolf Lothar Oemler. Vierteljährlich 90 Kop., der Jahrgang 3 Rbl. 60 Kop.

Der Name dieser sowohl in Wochennummern, als auch in Monatsheften erscheinenden Zeitschrift darf nicht blos als ein glücklich gewählter, sondern auch als ein mit gutem Rechte geführter bezeichnet werden. Die uns vorliegenden ersten sechs Hefte des dritten Jahrganges liefern den Beweis, daß die Redaction mit Glück und Geschick bestrebt ist, dem deutschen Hause in Wahrheit gesunde und erfrischende, anregende und unterhaltende Geistesnahrung darzubieten. Historische Erzählungen, biographische Schilderungen, Bilder aus der Zeitgeschichte, belehrende Aufsätze und kurze Artikel „zur Unterhaltung und zum Nachdenken" vereinigen sich zu einem ansprechenden Ganzen und wir können nur wünschen, daß dieses „Quellwasser" in recht vielen Häusern freundliche Aufnahme und bleibende Stätte finde. H.

Zurechtstellung.

Mit Bezugnahme auf das im Bericht über die livländische Synode (Januarheft S. 25) enthaltene, den Synodalvortrag des Herrn Pastor Walcker zu Saara betreffende Referat sind der Redaction Zuschriften zugegangen, aus denen hervorgeht, daß der Referent das Thema des Vortrags, welches lautete: „die Weltzeiten und die Zeit der Welt," nicht richtig wiedergegeben, auch den Gedankengang des Redners mehrfach mißverstanden und daher in ungerechtfertigter Weise beurtheilt hat. Indem wir es für unsere

Pflicht halten, Solches hiermit unsern Lesern zur Kenntniß zu bringen, fühlen wir uns gedrungen, hinzuzufügen, daß unserem Referenten nach dessen ausdrücklicher Erklärung nichts ferner gelegen hat, als Herrn Pastor Walcker kränken oder an seiner theologischen Ehre schädigen zu wollen.

Personal-Nachrichten.

Gestorben: 19. März P. Eduard Stiller zu Ozorkow im Königreich Polen im Alter von 68 Jahren und nach 42jähriger treuer Amtsthätigkeit. Er gehörte zu den treuen gläubigen Zeugen der reinen lutherischen Wahrheit, welche dieselbe nicht allein auf der Kanzel, sondern auch im persönlichen Verkehr ungescheut bekennen. Hat er auch manche Anfeindungen um dieses seines Bekenntnisses willen erleiden müssen, so gab ihm der Herr auch die Kraft, für seine Feinde zu beten und ihnen zu vergeben. Von der Dankbarkeit und Anhänglichkeit seiner Gemeinde legte die große Zahl derer, die ihrem geliebten Seelsorger das letzte Ehrengeleit zu Theil werden ließen, ein sprechendes Zeugniß ab.

Den 27. März P. Georg Eisenschmidt zu Tarwast. Er war der Sohn des als Seminardirector in Dorpat 1859 verstorbenen, früher in Werro an der Krümmerschen Anstalt, später in Pernau an der Töchterschule wirkenden Lehrers W. Eisenschmidt und dessen Gattin, geb. Schwartz, Schwester des jetzigen Pastors zu Pölwe geboren in Pernau den 26. September 1843. Im Dörptschen Gymnasium gebildet, besuchte er von 1864—1870 die Universität Dorpat und wurde 1871 am 1. Juli in Fellin zum Adjuncten des Propstes Carlblom in Tarwast ordinirt, dem er, nach dessen im Juni 1872 erfolgten Tode, am 10. October in der Pfarre succedirte. Nur wenige Jahre hat er an einer in mancher Beziehung schwere Gemeinde gewirkt, aber sich die Liebe und Verehrung derselben errungen. Unsere Landeskirche hat durch seinen Tod einen herben Verlust erlitten: der Heimgegangene war auf dem ihm zugefallenen Arbeitsfelde ein Arbeiter, wie vielleicht nur wenige seiner Amtsbrüder. Mit reicher geistiger Begabung vereinigte er ungewöhnliche Energie und Arbeitskraft, vor Allem aber eine seltene Arbeitstreue. Nicht Viele haben ihn näher gekannt: Allen aber, die dazu Gelegenheit gehabt, hat sein schlichter, treuer Sinn Liebe und Achtung abgenöthigt. Schwer wiegt sein Verlust für seine Gemeinde, für die Amtsbrüder des Sprengels, für seine Geschwister. Frau und Kind hatte Gott der Herr ihm nach kurzem Eheglück genommen; er war kaum ein Jahr mit der Tochter des Propstes Carlblom verheirathet gewesen.

Ordinirt: 25. März Cand. K. Kundsin als P. adj. für Pussen.

Ordinirt und introducirt: 25. März Cand. G. A. C. Oehrn als P. zu Wendau.

Introducirt: 3. December v. J. der bisherige P. adj. zu Groß-Autz, D. Blumenthal, als P. zu Irben, Gipken und Domesnäs.

Angestellt: als P. zu Minsk P. vic. H. Gahlnbäck aus Samara; als P. zu Baratajewka P. E. Th. David aus Medwedizko-Krestowoi-Bujerak.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Cand. J. Th. Helmsing.

Gegen den Druck dieser Schrift ist von Seiten des Livl. Evang.-Luth. Consistorii nichts einzuwenden. — Riga, den 16. April 1879. Dr. Christiani, Vicepräses

Von der Censur erlaubt. Riga, den 18. April 1879.

Druck von W. F. Häcker in Riga.

I.

Leitende Artikel und Aufsätze.

Bedeutung und Grenzen der häuslichen Erziehung in der Gegenwart.

Ein Vortrag von Fr. Hollmann, Seminardirector in Dorpat.

Bedeutung und Grenzen der häuslichen Erziehung nehmen in der Gegenwart das allgemeine Interesse lebhaft in Anspruch. Sollen wir nun heute diesem Gegenstande näher treten, so bitte ich Sie, hochverehrte Anwesende, an meine kurze Besprechung nicht die Anforderung stellen zu wollen, durch dieselbe eine Lösung der hier einschlagenden Fragen herbeigeführt zu sehen. Ich darf mich schon glücklich schätzen, wenn es mir gelingen sollte, einige Punkte von besonderer Tragweite an's Licht zu stellen, die weiteren Nachdenkens werth und für die Erziehungsaufgabe unter allen Umständen von Belang sein möchten.

Es ist ein seit Gründung des neuen deutschen Kaiserreiches nicht mehr selten gehörtes geflügeltes Wort geworden, Preußen sei „das Sparta Deutschlands." Hat man dabei zunächst wohl und vorzugsweise die militärische Kraftentfaltung Preußens im Auge, so doch auch zugleich die zwischen Sparta und Preußen sich darbietende Parallele auf dem Gebiete der Jugenderziehung. Vom Staate in die Hand genommen, geleitet, normirt, ist die Jugenderziehung hier wie dort wesentlich eine öffentliche, in erster Linie dem Staatszwecke dienstbar gemachte. Es ist aber Preußen keineswegs der einzige Culturstaat der Gegenwart, wo die Staatsleitung die Jugenderziehung als ihre eigenste Angelegenheit ansieht und behandelt. Die französische Republik befolgt dieselbe Maxime; Oesterreich-Ungarn und Rußland verfolgen dieselben Bahnen. In Rußland hat es dabei

keinerlei Concurrenz der Staatskirche zu bekämpfen gegeben, während sich in Oesterreich der Staat scheinbar bereits so weit mit der römischen Kirche auseinandergesetzt hat, daß die Communalschulen als solche für confessionslose Erziehungsanstalten erklärt sind. Doch ist das in Wirklichkeit nicht ganz so, wie es klingt; denn thatsächlich dominirt dort noch zur Zeit fast ausschließlich der Einfluß des römischen Clerus. Anders schon in Frankreich. Hier ringt die Republik mit dem Ultramontanismus um die Oberherrschaft auf dem Gebiete der Jugenderziehung. In Preußen endlich ist das pädagogische Gebiet dem unmittelbaren Einfluß der Kirche grundsätzlich seit den Maigesetzen gänzlich entrückt. Der Staat herrscht hier allein, ohne eine Concurrenz zu dulden.

Ganz anders steht es in England. Erst in den letzten zwei Jahrzehnten hat man dort begonnen, die Jugenderziehung auch als Staatsangelegenheit zu betrachten und zu behandeln. Dabei ist man aber nicht blos mit der Staatskirche in Concurrenz getreten, sondern eine dritte Culturmacht tritt hier auch noch in die Schranken, — das Haus. Hat auch in neuester Zeit nach Dr. Wiese's Beobachtungen „die früher so allgemeine Abneigung gegen jede Einmischung der Regierung auf diesem Gebiete sehr abgenommen", so hält doch nach dem Zeugniß desselben Beobachters ein nicht unbedeutender Theil der Nation „mit englischer Zähigkeit an der Tradition fest". „Das Volk zu erziehen, sagen sie, sei so wenig Sache des Staats, als ihm die leibliche Speise zu bereiten." „England ist gegenwärtig in seine educational era eingetreten", urtheilt Wiese; aber die Entscheidung ist dort noch lange nicht herbeigeführt, und es erscheint mindestens als zweifelhaft, ob sie dort überhaupt in derjenigen Richtung erfolgen wird, welche in den großen Culturstaaten des Continents als die herrschende bezeichnet werden darf. Daß England die Jugenderziehung trotzdem nicht blos als Privatangelegenheit der Eltern, sondern vielmehr als Nationalangelegenheit im vollen Sinne des Wortes ansieht, und behandelt, ist nicht nur eine interessante und für englisches Leben charakteristische Thatsache, sondern meines Erachtens müßte es gerade für die auf dem Continent herrschende Pädagogik von nicht geringem Nutzen sein, die ganze Frage dort von einem Standpunkte beurtheilt zu sehen, welcher vielleicht nur allzu bereitwillig von der übrigen europäischen Culturwelt verlassen worden zu sein scheint.

Ganz neuerdings erst ist vom Geh. Regierungs- und Schulrath Dr. Schrader ein Buch erschienen, welches die Jugenderziehung der höheren Gesellschaftsklassen in Deutschland, resp. in Preußen, zum Gegenstande sorgfältiger Untersuchung macht. Merkwürdig ist dabei die Position des Verfassers. Er sieht nämlich die Jugenderziehung nicht nur der niederen Volksschichten, sondern ebenso der gebildeten Stände und Klassen so ganz als Sache des Staats an, daß es ihm als Etwas ganz von selbst sich Verstehendes erscheint, wenn sowohl Kirche als Haus von jeder directen Theilnahme an der positiven Erziehungsarbeit ausgeschlossen sind. Als nämlich am 28. November 1877 im preußischen Landtage die Klage laut wurde, die Jugenderziehung verschulde es, daß die junge Generation ohne Ideale heranwachse, da wurde die Verantwortung dafür insbesondere den höheren Lehranstalten zugeschoben. Im Namen dieser wälzt nun der Verfasser die Schuld auf das Haus, welches niederreißt, was die Schule baut. Die Anklage ist schwer. Das Heilmittel aber wird nun doch wieder nicht auf dem Gebiete der häuslichen Erziehung gesucht, sondern in allseitigerer Ausgestaltung, Erweiterung, Vertiefung des Schuleinflusses auf den Zögling. Es scheint fast, als kennete der Verfasser nur einen schlimmen Einfluß des Hauses; denn es fällt ihm gar nicht ein, von positiver Mitarbeit des Hauses zu reden.

Man hatte sich früher gewöhnt, mit einem gewissen Bedauern vom Mangel häuslichen Lebens in den südlichen Culturländern Europas und daneben mit nicht geringer Befriedigung von dem Herz und Gemüth veredelnden echten deutschen Familienleben zu reden. In dieser Beziehung ist man, glaube ich, nüchterner geworden. Wie es mit dem häuslichen Leben der Mittelklassen in Nord- und Mitteldeutschland zur Zeit bestellt ist, weiß ich nicht; es hat mich aber manchmal die Ahnung beschleichen wollen, als wenn dort vielleicht jener Vorwurf, das Haus reiße nieder, was die Schule baue, nicht so ganz unzutreffend sein dürfte, wenn ich wahrgenommen, wie dort die Schule als Staatsanstalt so gewaltige Anstrengungen macht, die ganze heranwachsende Generation vom zartesten Kindesalter an zu religiös-sittlichem Leben zu erziehen. Es ist diese Thatsache denn doch fast einem Armuthszeugniß gleich zu achten, welches der Staat und die Schule dem deutschen Hause ausstellen. — Der Hausunterricht in Norwegen und Schweden gilt als vortrefflich, und doch hat

der Norden Europas erst in neuester Zeit noch Bestrebungen zu Tage treten lassen, welche das häusliche Leben durch „Hausfleiß" mit tüchtigem Gehalte erfüllen sollen. — Das ist gleichfalls ein Symptom, daß man dort die Nothwendigkeit erkannt hat, mittels Schulerziehung und Staatssubvention das häusliche Volksleben in gedeihlichere Bahnen zu lenken.

Wie steht es denn nun in dieser Beziehung bei uns? In unseren einheimischen öffentlichen Blättern sind uns erst im letzten Jahre noch Belege gebracht worden über den Verfall des häuslichen Lebens im Innern des Reiches. Dürfen wir nun in unserer engeren Heimath der bitteren Selbstanklage gegenüber, wie sie anläßlich jener Scandalprocesse in der russischen Presse laut geworden, selbstgerecht unser eigenes Erziehungswesen rühmen? — Vor Jahren wurde in unserer Stadt von der Schulleitung der Versuch gemacht, zwischen Haus und öffentlicher Schule lebendige Wechselbeziehung zu gegenseitiger Handreichung herzustellen. Im Verlaufe des letzten Jahres hat die Hausfleißidee auch bei uns am Orte Eingang gefunden und auch schon praktische Ausgestaltung zu gewinnen angefangen. Seit etlichen Jahren bereits sind Mädchenparochialschulen auf dem platten Lande errichtet worden mit dem ausgesprochenen Zweck, der häuslichen Erziehung des Landvolkes aufzuhelfen. Gewerbeschulen für Mädchen existiren seit etlichen Jahren nicht blos hier am Orte; ebenso bestehen Lehrerinnen-Seminare sowohl hier, als auch in unserer Provinzialhauptstadt. Diese Anstalten verfolgen gleichfalls die Tendenz, dem Hause geübte Kräfte zuzuführen, welche zur Zeit also doch wohl in noch nicht ausreichendem Maße vorhanden sind. Diese Erscheinungen zielen alle mehr oder minder auf eine Steigerung der häuslichen Lebensbethätigung ab. Andererseits scheint sich die Leistungsfähigkeit des Hauses gemindert zu haben, wenn wir die Ueberfüllung unserer Schulen, der niederen wie der höheren, in Betracht ziehen. Ein Landesgymnasium ist bereits vollständig organisirt, ein zweites steht demnächst in Aussicht; die städtischen Communen machen allenthalben Anstrengungen, ihre öffentlichen Schulen zu vermehren und zu erweitern; die private Initiative regt sich gleichfalls und ruft Schulanstalten in's Leben. Das Alles ist einerseits freilich ein unwiderleglicher Beweis für das gesteigerte Bildungsbedürfniß unserer heimathlichen Gesammtbevölkerung, andererseits aber dürfte gerade diese gesteigerte

Schulentwickelung doch auch als Anzeichen dafür angesehen werden können, daß das Haus sich auch bei uns zu Lande seiner eigensten Aufgabe nicht recht gewachsen fühlt. Denn die öffentliche Schule wird meist schon für das zarte Kindesalter in Anspruch genommen.

Fassen wir alle diese Erscheinungen in ihrer Gesammtheit in's Auge, so will es doch fast so aussehen, als regte sich auch bei uns zu Lande so Etwas wie eine „Erziehungsära." Haben wir uns dessen sicherlich zu freuen, so haben wir darüber doch auch wieder nicht zu vergessen, daß eine solche Bewegung immer auch zugleich eine thatsächliche Kritik der auf Grund früherer Verhältnisse und Anschauungen gewordenen derzeitigen Zustände ist, und daß diese thatsächliche Kritik sich auf allen Gebieten der Jugenderziehung immer wieder mit der Frage wird auseinanderzusetzen haben, was das Haus zu leisten habe, und wo die häusliche Erziehung an ihre Grenzen gelange. Denn schon der flüchtige Blick, den wir auf die allgemeinen Erziehungsverhältnisse unserer europäischen Culturwelt geworfen haben, hat uns gezeigt, wie der Einfluß des Hauses einerseits, sei es außer Acht gelassen, sei es sogar abfällig, fast feindselig beurtheilt, andererseits wieder als meistbetheiligter und meistberechtigter Factor betont und in Anspruch genommen wird, woraus leicht zu erkennen ist, daß es sich hier in der That um eine Frage von centraler Bedeutung handelt.

Ein kurzer geschichtlicher Rückblick wird das vollauf bestätigen.

In seinem hübschen Buche „homo sum" hat Ebers offenbar mit liebender Hingabe an den Gegenstand das Leben im Hause des Senators Petrus besonders anziehend und erquicklich geschildert. Der Verfasser hat dabei keineswegs ein bloßes Phantasiebild gezeichnet, sondern eine geschichtlich vollkommen verbürgte Thatsache in künstlerischer Darstellung zur Anschauung gebracht, welche in der ersten Entwickelungsperiode der Christenheit die durchschlagendsten Wirkungen gehabt hat. War doch die Erziehung der Christenkinder vorzugsweise in den ersten Jahrhunderten ja wohl ausschließlich eine häusliche. Sie wurden für das Leben in der christlichen Gemeinde erzogen, zu Bürgern des Reiches Gottes und zugleich zu Weltpilgern, denen sich die irdische Heimath nur zur Abschattung, aber auch zum Vorschmack der ewigen Heimath gestaltete. Die falsche Weltflucht der Anachoreten einerseits

und die heidnische Weltversunkenheit andererseits dienen der Ebers'schen Schilderung des altchristlichen Hauses zu wirksamster Folie.

Beides nun, Weltversunkenheit und Weltflucht, hatte zur Zeit der Reformation innerhalb der Christenheit selbst so breiten Raum gewonnen, daß Luther auch in dieser Beziehung als Reformator sich erwies, indem er in bewußter Anknüpfung an das Vorbild der altchristlichen Zeit die gesunden Grundlagen aller wahren Bildung und Erziehung wieder an's Licht zog. „Soll man der Christenheit wieder helfen", sagt er, „so muß man fürwahr an den Kindern anheben, wie vor Zeiten geschah." An diesen Grundgedanken reiht sich der zweite, daß nämlich die Eltern in erster Stelle dazu Pflicht und Beruf haben. „Denn dasselbe ist ihre richtigste Straße gen Himmel, mögen auch den Himmel nicht eher und besser erlangen, denn mit diesem Werk." „Also wiederum ist die Hölle nicht leichter verdient, denn an seinen eigenen Kindern." „Denn Gott wird gar scharfe Rechnung von dir fordern." — In gutem Hausregiment erblickt Luther das Fundament des guten Völkerregiments und alles wahrhaften Völkerglückes. „Denn wo in Häusern Gehorsam nicht gehalten wird, wird man es nimmermehr dahin bringen, daß eine ganze Stadt, Land, Fürstenthum oder Königreich wohl regieret werde. Denn da ist das erste Regiment, davon einen Ursprung alle anderen Regimente und Herrschaften haben. Wo nun die Wurzel nicht gut ist, da kann weder Stamm noch gute Frucht folgen."

Im Hause aber ist es vor Allen der Hausvater, dessen Stellung Luther wieder voll zu Ehren gebracht sehen will. Hauspriester soll er sein, der Frau und Kinder und Gesinde auf betendem Herzen trägt und zu christlicher Heilserkenntniß führt. Ihm giebt Luther darum seinen kleinen Katechismus als das rechte Hand- und Hausbuch zu solchem Zweck in die Hand. — Neben dem Hausvater steht Luthern die Hausfrau und Mutter in hoher Würde vor Augen. Ihr köstlicher Schmuck ist, wenn sie „die Kindlein fein wohl ziehet."

Die Regeneration des häuslichen Lebens liegt Luther so ernstlich am Herzen, weil ihm die Erziehung der Jugend so hochwichtig ist, diese aber wieder ganz und gar im Hause wurzelt. Als Ziel aller Erziehungsthätigkeit hält dabei Luther den Eltern vor Augen, „daß man die Kinder ziehe zu Gottes Dienst, Lob und Ehre, und nichts Anderes darinnen suche." Freilich fügt er hinzu: „das leider selten

geſchieht. Man ſucht nur Erben oder Luſt an den Kindern, Gottes Dienſt bleibe, wo er kann."

Wie Luther dieſen „Dienſt Gottes" verſtanden wiſſen will, das hat er an unzähligen Stellen dargelegt. Gleichweit entfernt von peſſimiſtiſcher Weltverachtung, wie von ſelbſtſüchtiger Weltvergötterung ſoll der Chriſt in gewiſſenhafter Erfüllung ſeines concreten, individuell geſtalteten irdiſchen Berufes dem Ziele ſeiner himmliſchen Berufung entgegenreifen. Die Tüchtigkeit für den irdiſchen Beruf ſetzt aber beſondere Berufsbildung voraus, und dieſe ſollen Lateinſchule und Univerſität darreichen, getragen und durchdrungen von demſelben Geiſte des Evangeliums Chriſti, deſſen Herrſchaft Luther auch im Hauſe fordert. Die Bedürfniſſe der niederen Berufsklaſſen ſollen dagegen von den „deutſchen" Schulen befriedigt werden, welche denjenigen Eltern, die es ſelbſt nicht verſtehen, als Aushülfe dienen ſollen, um den Kindern Leſen, Schreiben, Rechnen und Geſang beizubringen. Für dieſe Elementarſchulen beanſprucht Luther die Zeit der Kinder nur in ganz geringem Maße: die Knaben mögen 1—2 Stunden täglich den Schulunterricht genießen, für die Mädchen genügt ihm gar nur eine tägliche Schulſtunde. Die übrige Zeit, betont Luther ausdrücklich, ſoll dem häuslichen Leben gehören. — So ſehr ihm auch die Schulen am Herzen liegen, ſo wenig denkt er doch daran, die Schule als Erſatz des Hauſes anzuſehen; vielmehr tritt ihm die Schule überall nur als Ergänzung der häuslichen Erziehung ein, wo das Intereſſe der Berufsbildung in Frage kommt, ſei es, daß beide gleichzeitig nebeneinander hergehen, ſei es, daß die Schulbildung die häusliche Erziehung im Dienſte der ſpeciellen Berufsbildung fortführt. Für Luther verſteht es ſich eben ganz von ſelbſt, daß Haus und Familie in allererſter Stelle Pflicht und Recht haben, die Jugenderziehung in der Hand zu behalten. Denn „daß die Ehelichen ihre Kinder ziehen", ſagt er, „iſt ihr eigen Werk, und wie ſie ſich deſſelben nicht befleißigen, ſo iſt es gleich ein verkehrtes Ding, als wenn Feuer nicht brennet, Waſſer nicht netzet."

Luther's pädagogiſcher Einfluß erſtreckte ſich ſeiner Zeit ebenſo weit, wie ſein kirchenreformatoriſcher Einfluß überhaupt. Zudem hatten ſeine zahlreichen Freunde und Schüler an ſeinem eigenen Hausſtande die thatſächliche Verwirklichung deſſen vor Augen, was er mündlich und ſchriftlich über die häusliche Kindererziehung äußerte

und lehrte. Im Großen und Ganzen kam es denn auch überall, wo das Evangelium Eingang fand, zu einer durchgreifenden Umgeſtaltung des häuslichen Lebens und der Jugenderziehung, bis die von den Jeſuiten in's Werk geſetzte Gegenreformation, und in Deutſchland namentlich der dreißigjährige Krieg dieſen vielverheißenden Anfang einer Wiedergeburt des nationalen Lebens faſt vernichtete. Denn wie ſieht es nach Beendigung des großen Krieges in Deutſchland aus? Das Haus verwüſtet, die Schulen verödet, der Jammer der Verwilderung unſagbar groß! Soll überhaupt wieder Zucht und Ordnung in's Volk kommen, ſo muß die Jugenderziehung von feſten Händen wieder in Angriff genommen werden; die alte Generation iſt im Großen und Ganzen weder willig noch fähig, den inneren Wiederaufbau des Hauſes ohne von außen hinzutretende Nöthigung zu fördern. Die regierenden Fürſten und Herren nehmen ſich energiſch der Jugenderziehung mittels der öffentlichen Schule an. Die Jugenderziehung wird Regierungsangelegenheit, ein Gegenſtand der Fürſtenſorge, eine Sache polizeilicher Controle. Die Kleinſtaaterei Deutſchlands ſchafft einestheils die Möglichkeit, alle dieſe Verordnungen praktiſch durchzuführen, anderntheils aber auch die Gefahr des Experimentirens unter dem Einfluß fremder, namentlich aus Frankreich herübergenommener Bildungsdoctrinen. Die Buntſcheckigkeit und Verwirrung auf dem Gebiete der Jugenderziehung nimmt in Deutſchland einen chroniſchen Charakter an; ſie wird auch nicht durch die Philanthropiſten gemindert, die als richtige Erziehungsdoctrinäre die Kinder womöglich ſchon vor ihrer Geburt unter ihren Einfluß bannen möchten, dem Hauſe aber nichts mehr zu thun übrig laſſen wollen, als nur die Verpflegungskoſten zu beſtreiten.

Ganz entgegengeſetzte Bahnen weiſt der geiſtreiche Maire von Bordeaux, Michael Montaigne. Er verurtheilt die öffentliche Schule, will nur Erziehung im Hauſe. Ein Jahrhundert ſpäter plaidirt der als Erzieher thätige Arzt und Philoſoph Locke vom Boden engliſcher ariſtokratiſcher Lebensanſchauungen aus gleichfalls nur für die häusliche Erziehung; denn auch er ſieht im gemeinſamen Schulleben der Kinder nur Böſes ſich ausreifen. Der Dritte im Bunde iſt Rouſſeau, der geiſtesdreiſte Pſeudopädagog des 18. Jahrhunderts. Sein praktiſches Debüt als Hauslehrer endigt mit einer Inſolvenzerklärung ſeinerſeits, — ſeine eigenen Kinder ſchickt er in's Findelhaus, — und in

seinem weltberühmt gewordenen Buche „Emil" redet er einzig der Erziehung im Hause, und zwar nur durch einen Hauslehrer das Wort, darin ganz, wie auch sonst vielfach den Spuren Locke's und Montaigne's folgend. So sehr es aber auch den Anschein hat, als stünde dieses Kleeblatt von Erziehungspredigern ganz nur für die häusliche Erziehung ein, so wenig ist es doch in Wirklichkeit der Fall. Denn sie gerade schließen grundsätzlich Vater und Mutter von der Erziehungsarbeit aus, diese ausschließlich dem Gouverneur zuweisend. Damit haben sie aber der häuslichen Erziehung das Haupt abgeschlagen nnd das Herz aus dem Leibe geschnitten. — Mit der Mädchenerziehung geben sie sich überhaupt gar nicht ab.

Erst 1781 machte Pestalozzi in seinem Buche „Lienhard und Gertrud" wieder das Haus zur eigentlichen Stätte der Kindererziehung, und im Hause wieder die Mutter zur Hauptträgerin derselben. Sein Buch hatte ungeahnten Erfolg. Aber er selbst blieb seinem Ideale doch nicht treu, ob er gleich noch 1801 in seinem Buche „wie Gertrud ihre Kinder lehrt" darauf hinwies, daß die Regierungen Anderes zu thun hätten, als für Volksbildung zu sorgen, und darum eben für diese Aufgabe das Haus verantwortlich gemacht wissen wollte. Der Umschlag trat bei Pestalozzi ein, als seine Wirksamkeit zuerst von der schweizerischen und nicht lange darnach, namentlich auf Fichte's Anregung, auch von der preußischen Regierung der wohlwollendsten Aufmerksamkeit gewürdigt, und er selbst dadurch zu einem Experimentator im Dienste europäischer Volkserziehung umgewandelt wurde. Er *wollte* ja ursprünglich das in religiöser Frömmigkeit und nationaler Sitte wurzelnde Haus zum Hauptträger der Jugenderziehung werden sehen, — er *bewirkte* aber nur eine tiefgehende Umgestaltung und Uniformirung des öffentlichen Schulwesens. Schon in Burgdorf, also noch vor 1805, bemerkte ihm der Regierungsrath Glayre: „vous voulez méchaniser l'éducation", und er selbst hat später bekannt: „er traf den Nagel auf den Kopf."

Seit dem dreißigjährigen Kriege hat in Deutschland das Haus bei allen officiellen und nicht officiellen Staatspädagogen die Stellung eines strafwürdigen Mündels zugewiesen erhalten. Pestalozzi's Absicht, es aus dem Winkel wieder herauszuholen, ist bis heute noch unerfüllt geblieben, wie wir vorhin an einem Beispiel allerneuesten Datums gesehen haben. Von Süddeutschland her haben hervorragende Männer, wie

Jean Paul, Karl von Raumer, Karl Ludwig Roth und Andere, zwar immer wieder für die häusliche Erziehung das Wort ergriffen; indeß scheint man an den maßgebenden Stellen nicht geneigt zu sein, von der „spartaniſchen" Staatsmaxime abzugehen und den Schwerpunkt der Jugenderziehung aus den öffentlichen Bildungsanſtalten in's Haus zurückverlegen zu laſſen, dieſes alſo in Erziehungsangelegenheiten gleichſam für mündig zu erklären. Ein in der Gegenwart viel genannter Pädagoge ſagte mir noch vor wenig Jahren in Bezug auf Thüringen: „Entfernen Sie heute den Schulgensdarmen, und morgen haben wir höchſtens ein Drittel unſerer Kinder in der Schule." Eine ſolche Eventualität hielt er für gleichbedeutend mit einem Verzicht auf Volksbildung, weil dem Hauſe ſo gar wenig Initiative zuzutrauen ſei. — Soll das Haus in der Reihe der die Jugenderziehung beſtimmenden Factoren die ihm gebührende Stellung einnehmen, ſo muß es ſich freilich auch auf ſein eigenſtes Werk beſinnen und aus eigener Initiative ſein Beſtes dazu thun, Allen voran die gebildeten Klaſſen. — Werden in Deutſchland vielleicht die confeſſionsloſen öffentlichen Schulen, die ſogenannten Simultanſchulen, wenigſtens theilweiſe den äußerlich zwingenden Anlaß dazu geben? — Das iſt abzuwarten und muß vorläufig noch dahingeſtellt bleiben.

Was muß denn nun aber, und was darf auch billiger Weiſe vom Hauſe gefordert werden, damit es im Stande ſei, ſeiner eigenſten Aufgabe gerecht zu werden? Vor Allem doch wohl, daß es wirklich ein Leben im Hauſe gebe.

Mittelpunkt des häuslichen Lebens iſt ja die Ehe. Vater und Mutter, Hausherr und Hausfrau müſſen vor allen Dingen durch ihr gegenſeitiges Verhältniß den „guten Geiſt des Hauſes", wie Jean Paul es nennt, entſtehen und bleibend das Haus durchwalten laſſen. In ſelbſtverleugnender Liebe wurzelnde Wahrhaftigkeit und Pietät conſtituiren dieſen „guten Geiſt des Hauſes", der alle Tugenden groß zieht, welche das innere und eigenſte Leben des Hauſes zu einem ſtetig und immer reichlicher quellenden Quickborn machen. Der Salon und die Muße kommen dabei freilich zu kurz; um ſo friſchere und belebendere Luft umweht aber dafür die Kinder im Hauſe. Wenn Vater und Mutter mit ihnen leben in voller Theilnahme an Allem, was die Kinder innerlich beſchäftigt, — welch ein Reichthum liebeerfüllten Lebens entfaltet ſich da; wie lebenswarm und lebensfriſch weht da

der Geiſt des Hauſes! Wie wird da das Haus ſelbſt zum wahren Kindergarten, in welchem diejenigen Früchte wachſen und reifen, welche keine noch ſo kunſtgerechte Kindergärtnerei zu zeitigen im Stande iſt, weil auch auf dieſe jener Ausſpruch Glayre's ſeine Anwendung finden dürfte: „vous voulez méchaniser l'éducation.“

Wer ſollte ſich nicht aus der eigenen Jugendzeit der vollen Befriedigung und hellen Freude erinnern, die es den Kindern gewährt, wenn Erwachſene, vor Allen die Eltern, an ihren Spielen und Beſchäftigungen ſelbſtthätig Theil nehmen. Dieſer Erfahrungsthatſache liegt ein zweifaches Bedürfniß der Kindesnatur zu Grunde. Einmal wohnt dem Kinde das Bedürfniß nach autoritativer Leitung inne. Es fordert Schutz und Stütze, begehrt Leitung und Weiſung, es will nicht dem vernichtenden Gefühle eigener Schwachheit und Hülfloſigkeit überlaſſen bleiben. Sodann aber hat es auch das Bedürfniß, die dem Spiele, der Beſchäftigung zu Grunde liegende Idee in vollkommenerem Maße, als es ſelbſt zu erreichen vermag, verwirklicht zu ſehen. Hier regt ſich der ideale Zug des Menſchengeiſtes und heiſcht Befriedigung. Dieſem Doppelbedürfniß der Kindesnatur zu entſprechen, ſind Vater und Mutter vor allen Anderen berufen. Ihre Aufgabe iſt es, einerſeits durch ihr eigenes Beiſpiel dieſem idealen Zuge nach jeder Seite hin ſtetige Nahrung und Kräftigung zuzuführen, andererſeits durch ſichere und beſonnene directe Leitung dem jungen Gemüthe zur feſten Stütze zu dienen, an der es ſich vertrauensvoll emporranken kann. Das erheiſcht freilich mehr, als blos zeitweiliges Sichabgeben mit den Kindern während berufsfreier Mußeſtunden. Es gehört dazu ein volles perſönliches Eingehen auf das Leben der Kinder. Vorangehen, mitgehen auf dem Wege, den das Kind gehen ſoll, und durch die unwiderſtehliche Macht der Liebe es mit ſich ziehen — das iſt hier nöthig.

Aber noch eine andere Forderung tritt hier an die Eltern heran: All ihr Thun und Leben muß nicht nur in Bezug auf ihre Kinder, ſondern auch in ſich ſelbſt ein zielgewiſſes ſein. Die jeweiligen Zielpunkte, welche für die Kinder je nach Alter und Geſchlecht den Eltern vor Augen ſtehen, müſſen alle in ihrer gegenſeitigen Bezogenheit ebenſo viele Stadien auf dem Wege zum letzten Ziele bezeichnen, und dieſes letzte Ziel kann und darf kein anderes ſein, als welches Vater und Mutter auch für ihre eigene Perſon verfolgen,

soll anders eine Grundbedingung aller erzieherischen Macht, die Wahrhaftigkeit, nicht Schaden leiden, und dadurch das ganze Erziehungswerk an innerer Hohlheit zu Scheitern gehen. Es müssen also Vater und Mutter über ihr eigenes Lebensziel, insonderheit aber auch über Ziel und Aufgabe ihrer erzieherischen Thätigkeit, sowie über Mittel und Wege derselben einig sein; sie müssen weiter diese Einigkeit unausgesetzt pflegen, befestigen, vertiefen. Diese innere Uebereinstimmung der Eltern muß sich überall und immerdar in unausgesetzter Stetigkeit in ihrem ganzen Verhalten gegen ihre Kinder verwirklichen. Es wird daher nöthig sein, daß Vater und Mutter wachsamen Auges und nüchternen Geistes ihre Kinder beobachten, sich stets gegenseitig über alle ihre Beobachtungen rückhaltlos Mittheilung machen, über die Grundsätze der Behandlung in jedem eintretenden Falle untereinander volles und bleibendes Einverständniß erzielen, kurz, das gesammte Wachsthum ihrer Kinder mit der vollen Hingabe nimmer ermüdender Liebe begleiten. Ein solcher Verkehr der Ehegatten über die Köpfe der Kinder weg muß allzeit stattfinden; hier ziehen die Eltern gleichsam die Bilanz des mit den Kindern geführten Lebens. Und diesen Verkehr sollte sich darum auch kein Elternpaar durch was immer für Rücksichten schmälern oder verkümmern lassen; denn hier pulsirt das Herz des häuslichen Lebens, während ich das Mitleben der Eltern mit den Kindern den im ganzen Hause fühlbaren Pulsschlag desselben nennen möchte.

Solch ein intensives Leben der Hauseltern fordert allerdings eine Spannkraft der Seele und des Gemüthes, eine Leistungsfähigkeit des Geistes und auch das Leibes, welche, neben den durch die tägliche Arbeit des Lebensberufes gebotenen Anstrengungen den Eltern zugemuthet, das Maß menschlichen Vermögens schier zu übersteigen scheinen. Denn es fordert nichts Geringeres, als volle Selbstverleugnung. Allein die Liebe vermag Alles; und zudem ist es gerade das liebende Sichversenken in diese Aufgaben des häuslichen Lebens, was die Kraft und Leistungsfähigkeit immer wieder neu belebt und steigert. Man lernt da die Kunst, alt zu werden und jung zu bleiben.

Uebrigens haben wir hier nicht zu vergessen, daß die Sache denn doch auch nicht so liegt, als hätten die Eltern bei Erziehung ihrer Kinder in jeder Hinsicht gleichsam nur aus der Hand in den Mund zu leben, und alle Tage etwas Neues auszudenken. Denn, wo wirklich

in Leben des Hauses vorhanden ist, da schafft es sich auch in einer mmer fester werdenden Hausſitte ſeine beſtimmt ausgeprägten Formen, ohne daß man gerade auf Erfindung derſelben aus zu ſein raucht. Die Gewöhnung an die Hausſitte und die Ausfüllung dieſer mit dem Lebensgehalte des Hauſes findet zwar gerade Seitens der Kinder meiſt bereitwilliges Entgegenkommen, indeß wird es doch auch mit zur pädagogiſchen Aufgabe der Eltern gehören, gerade hier auch dem Eindringen der Unſitte wachſamen Auges und muthigen Herzens zu wehren. Denn der gute Geiſt des Hauſes übt doch nur mittels guter Hausſitte ſeine ſchützende, erhaltende, erziehende und aufbauende Wirkung auf die nachwachſende Generation aus, durch dieſe dann aber auch in ungekünſtelter Weiſe und am unmittelbarſten. Die Pflege edler Hausſitte gehört darum ganz eigentlich in den Kreis der pädagogiſchen Aufgaben der Hauseltern, als der Träger des Hausgeiſtes.

Nun kann man ja freilich Sitten ebenſowenig machen, wie etwa Pflanzen, doch iſt wieder auch das Haus ja nicht blos auf ſich ſelbſt angewieſen; es iſt vielmehr mit ſeinem concret geſtalteten Leben eingegliedert in locales und nationales Leben, deſſen Einfluß ſich ſtets auch dem Hauſe gegenüber durch die herrſchenden Local- und Nationalſitten geltend macht. Am wenigſten zugänglich für dieſen Einfluß zeigt ſich wohl das Haus des gebildeten Mittelſtandes, welcher gewiſſermaßen die Centrifugalkraft des ſocialen Organismus repräſentirt und bei ſeiner Beweglichkeit und productiven Regſamkeit für die Feſtigung der Sitte den verhältnißmäßig ungünſtigſten Boden darbietet. Wir empfinden das bei uns zu Lande vielleicht mehr noch, als es anderwärts empfunden wird, weil wir als eine Colonie mitten unter Landsgenoſſen, die anderen Nationalitäten angehören, der Zugehörigkeit zu einem lebendigen und einheitlichen Volksganzen entbehren. Was wir noch an nationaler Sitte haben, das ſind von den Vätern ererbte Bruchſtücke deutſchländiſcher Stammesſitten, in den Mittelſtänden zu einem guten Theil auch wohl ſchon im Stadium des Abſterbens begriffen, in ihrer Totalität aber kaum ein einheitliches Volksbewußtſein zur Ausprägung und Geltung bringend. Das Meiſte davon findet ſich bei uns zu Lande, wie ja auch ſonſt überall, wohl noch bei den alteingeſeſſenen Bürgerfamilien unſerer auf eine Jahrhunderte lange geſchichtliche Entwickelung zurückblickenden Provinzialhauptſtadt,

und bei unſerem Landesadel. Hier wird noch Standesſitte, Familientradition, Localſitte in mehr oder minder bewußter Würdigung ihrer gerade das Leben des Hauſes ſtützenden und ſchützenden Kraft gepflegt und von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert. Mag ein kurzſichtiger Liberalismus über dieſe „ariſtokratiſchen Allüren“ und „altväteriſchen Sitten“ ſeinen wohlfeilen Spott ergießen, immerhin verdient die pädagogiſche Bedeutung dieſer Erſcheinung volle Beachtung und Würdigung. Unter den Culturländern Europas dürfte kaum ein anderes zu nennen ſein, wo über der Erhaltung und Pflege der Nationalſitte mit ſolcher Eiferſucht gewacht wird, wie in England. Und gerade in England iſt das Haus ſich ſeiner Culturmacht auch noch am lebhafteſten bewußt. Es hat eben das Haus an der Sitte in ihren unterſchiedlichen Abſtufungen als Nationalſitte, als Localſitte, als Standesſitte, als Hausſitte einen gewaltigen Halt und zugleich einen pädagogiſchen Factor von hoher Bedeutung. Zumeiſt ſind es ja in der That an ſich nur Kleinigkeiten, die in ihrer Geſammtheit das ausmachen, was wir „Sitte“ nennen, — ungeſtraft aber emancipirt ſich das Haus von dieſen Kleinigkeiten nicht, und auch heute noch muß das Wort des Humaniſten Erasmus volle Geltung behalten: „Es iſt ein großes Gut, wenn löbliche Kleinigkeiten zur Gewohnheit werden.“

Das in den Schranken nationaler Sitte ſich bewegende, aus der Ehe immer neu quellende, Kinder und Geſinde umfaſſende ſelbſtſtändige Leben des Hauſes iſt das erſte Gebiet, auf welches ich bisher Ihre Aufmerkſamkeit gelenkt habe. Ein zweites bitte ich jetzt in's Auge faſſen zu wollen.

Schon vorhin ſtellte ich die Forderung auf, daß die häusliche Erziehung eine zielgewiſſe ſein muß. Für uns Chriſten beſteht darüber kein Zweifel, daß das Ziel unſeres Chriſtenberufes, wie es uns im Evangelio Jeſu Chriſti vorgehalten wird, eben auch das Ziel unſerer Kindererziehung ſein ſoll. Wir erziehen unſere Kinder für die Ewigkeit und wiſſen uns in dieſer Beziehung als Mitarbeiter und Diener Gottes, deſſen eigenes Werk unſeren Händen anvertraut iſt. Aber wir wiſſen auch ebenſo gut, daß all unſer Erziehen es nicht fertig bringt, weil es im beſten Falle doch nur Stückwerk iſt, und daß es auch bei uns heißen muß: „Ich muß abnehmen, Er aber muß zunehmen.“ Denn wo Gott nicht das Haus baut, da arbeiten wir doch umſonſt daran, und wo Gottes Geiſt nicht im Gemüthe unſerer Kinder ſein

Werk treibt, da wird es eben an den beſten Früchten, an den Früchten des Geiſtes auch fehlen. Soweit wir nun uns ſelbſt von Gott ziehen laſſen, ſoweit werden wir auch unſere Kinder in Wahrheit zu erziehen in den Stand geſetzt ſein. Dürfen wir an dieſem Punkte des vielſtimmigſten Widerſpruches unſerer Zeitgenoſſen gewärtig ſein, ſo wird doch die Poſition eine andere, wenn wir, unſer Ziel immer feſt im Auge behaltend, die zunächſtliegende Aufgabe unſerer Erziehungsthätigkeit darin ſehen, unſere Kinder zu derjenigen Stufe der geiſtigen Entwickelung zu führen, wo ſie ihrer ſelbſt mächtig werden und damit zur vollen Selbſtſtändigkeit und Selbſtverantwortlichkeit gelangen. Mit Erreichung dieſer Stufe iſt ja allerdings auch die Erziehung im engeren Sinne an ihr Ziel gelangt.

Der evangeliſche Pädagoge weiß, daß Gott Niemand zur Seligkeit zwingt, und weiß es, daß es keine Erziehungsmethode giebt, welche das Seligwerden garantiren könnte, weil es keine Dreſſur für den Himmel giebt, — er weiß, daß es vielmehr bei jedem Menſchen ſchließlich doch auf die ſelbſteigene Entſcheidung ankommt und ankommen muß, welche ſich nur kraft der von innen heraus erwachſenden Selbſtbeſtimmung vollzieht und vollziehen kann. Er ſieht ſich darum vor die Aufgabe geſtellt, das ihm anvertraute Menſchenkind zur ſittlichen Freiheit zu erziehen, damit es ſich aus eigenem Willen für die ſelbſtſtändige Verfolgung des Zieles ſeiner himmliſchen Berufung entſcheiden könne. In dieſer näher beſtimmten Geſtalt des Erziehungszieles iſt der Kernpunkt die ſittliche Freiheit, und dieſe wollen ja doch auch diejenigen Pädagogen, die auf religiöſem Gebiete unſere Gegner ſind, als Ziel ihrer Erziehungsthätigkeit im Auge behalten, wenn ſie von Charakterbildung reden. Die Parole der neueſten Republik in Frankreich lautet bekanntlich: „Ordnung und Freiheit.“ Sie iſt gleichbedeutend mit dem Satz: „freie Bewegung innerhalb feſter, ſelbſtgewollter Schranken.“ Faſſen nun auch unſere religiöſen Gegner dieſen Satz im Sinne menſchlicher Autonomie oder Selbſtherrlichkeit auf, ſo können wir ihn doch auch als Formulirung unſerer Erziehungsaufgabe voll gelten laſſen, wenn wir die Schranken im Sinne des Chriſtenthums verſtehen und ziehen. Das thun wir aber, indem wir behaupten, die ſittliche Freiheit habe ihre Schranken an der Liebe, welche die freieſte Selbſtbeſtimmung des Willens iſt. Sie macht frei, indem ſie zugleich bindet; indem ſie Selbſtbeſchränkung

auferlegt, bringt sie zugleich die sittlichen Kräfte zu vollster Bewegung und zur Entfaltung weittragendster Machtwirkung. Darum muß aber auch die Liebe Königin sein auf dem Gebiete der Erziehung. Die Liebe des Erziehers weiß eben Beides, freie Bewegung und feste Schranken, zueinander in dasjenige Verhältniß zu setzen, welches dem jedesmaligen Maß der sittlichen und geistigen Kraft des heranwachsenden Menschenkindes entspricht; sie läßt die anfänglich ganz äußerlich gezogenen Schranken zuletzt ersetzt werden durch freigewollte, dem innersten Leben des heranreifenden Gemüthes entstammende Selbstbeschränkung. So erzieht die Liebe zu sittlichem Thun.

Das Gemeinschaftsleben des Hauses ist nun das dem Kinde von Geburt an zugewiesene und sich stetig erweiternde Feld, auf welchem die Bildung des Willens im Wesentlichen sich zu vollziehen hat. Die bleibenden und doch täglich neu sich gestaltenden Beziehungen des Kindes zu Eltern, Geschwistern, Dienstboten, Hausfreunden und Gästen stellen seinem Willen die mannichfachsten Aufgaben, welche in ihrer Gesammtheit eine Welt im Kleinen darstellen und zugleich die naturgemäßeste Schule für Uebung und Stärkung des Willens sind. Die zunächst ganz unabhängig vom Willen des Kindes diesem durch seine Geburt zugewiesene Stellung soll es nach und nach voll begreifen und als die der eigenen freien Willensbethätigung völlig entsprechende bewußtermaßen auch einhalten und ausfüllen wollen. Denjenigen Punkt aber, an welchem die Geistesreife als vollendete Thatsache am unzweideutigsten zu Tage tritt, wird die Wahl des Lebensberufes kennzeichnen! Ohne Beeinflussung von Seiten der Eltern wird sie sich ja wohl nur selten vollziehen, andererseits aber erfordert sie doch wieder die ganze Kraft einer selbstständigen Entscheidung, weil ihr sonst aller sittliche Werth abgeht.

Die Beeinflussung wird sich daher hauptsächlich auf die richtige Anleitung zur Selbstbesinnung und Selbstprüfung zu beschränken haben und mit Provocation der definitiven Selbstentscheidung ihre Grenze erreicht haben. Der herangewachsene Sohn, die herangereifte Tochter des Hauses treten dadurch in ein neues Verhältniß zum Elternhause; sie werden ein Jeder an seinem Platz und nach seiner Eigenthümlichkeit Mitträger des Hausgeistes, bis sie nach vollendeter Berufsbildung ein selbstständiges Hauswesen zu begründen in der Lage sind.

Das Ziel der Charakterbildung innerhalb des häuslichen Lebens, wie wir es in's Auge gefaßt haben, setzt nun noch einen dritten Punkt in's Licht, der, wie mir scheint, heutzutage als Hauptpunkt aller Erziehung angesehen zu werden pflegt, weil er als Inbegriff aller Bildung überhaupt gilt, ich meine die intellectuelle Bildung mittels Aneignung einer conventionell bemessenen Summe von Schulkenntnissen.

Wir Alle, hochverehrte Anwesende, kennen dasjenige Stadium des Kindesalters aus eigener, oft peinliche Verlegenheit bereitender Erfahrung, da das Kind unaufhörlich zu fragen hat. Es will begreifen, was es sieht, verstandesmäßig erfassen, was es hört, es fragt nach dem Zusammenhange, nach Ursache und Wirkung der innerhalb seines Gesichtskreises ihm zum Bewußtsein kommenden Erscheinungswelt. Vater und Mutter sind ihm dabei die lebendige Quelle aller Erkenntniß, die müssen Alles wissen. Und in der That, diese sind auch seine natürlichen Lehrer und bleiben es auch eine geraume Zeit, oft länger und intensiver, als sie es selbst wissen und ahnen. Denn „wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen." — Und wie Vieles lernt ein Kind nicht schon, bevor es noch den ersten Buchstaben kennen lernt, wie Vieles nachher noch fortwährend neben und außer seiner Schul- und Bücherwissenschaft, nachdem es schon lange am Schultisch zu sitzen sich gewöhnt hat. Ja, es lernt auf diesem durchaus nicht schulmäßigen Wege nicht nur dem Umfange nach mehr, sondern auch der Bedeutung nach das Wichtigste: nämlich die Fundamentalsätze derjenigen Lebens- und Weltanschauung, welche im Hause die herrschende ist. So mannichfach und wichtig dieser Wissensstoff nun aber auch an und für sich sein mag, so reicht derselbe doch nicht aus, um für eine selbstständige Berufsstellung im späteren Leben zu befähigen. Und hier macht sich von vornherein der Unterschied der Geschlechter mit zwingender Gewalt geltend. Während der Knabe zum Manne reifen soll, dessen Stellung im Leben stets eine öffentliche, mehr oder minder in das allgemeine Weltleben eingreifende ist, so soll das Mädchen zum Weibe sich entwickeln, dessen Lebenssphäre recht eigentlich das Haus ist. Jede höhere Berufsstellung des Mannes setzt gelehrte Bildung voraus, und es treten daher für die männliche Jugend Universität und Polytechnikum mit ihren Vorbildungsanstalten dem Hause zur Seite.

Die Zeit liegt noch nicht gar so weit hinter uns, wo das Gymnasium als Vorschule für die Universität nur aus drei Klassen bestand. Später fügte man erst zwei untere Klassen als Vorstufe hinzu, dann abermals zwei Vorklassen, und gegenwärtig ist man dabei angelangt, für das nunmehr siebenklassige Gymnasium auch noch eine eigene zwei- bis dreiklassige Vorschule als nothwendig zu erachten. Diese Entwickelung der gelehrten Schule liegt ohne Zweifel im Interesse eines von den ersten Anfängen an planmäßig aufsteigenden, in sich einheitlich geordneten und geschlossenen Schulunterrichts, ob aber auch im Interesse der Eingliederung alles Schulwissens in den Dienst der Erziehung für's Leben, das dürfte noch eine discutirbare Frage sein. Dem Hause wird durch eine solche Entwickelung des öffentlichen Schulwesens jedenfalls dasjenige Stück Erziehungsarbeit abgenommen, welches noch vor einem Menschenalter bei uns zu Lande ziemlich allgemein als Aufgabe des Hauses angesehen und behandelt wurde, nämlich der für den Eintritt in die Tertia des Gymnasiums vorbereitende Schulunterricht der Knaben. Das im Vergleich zur heutigen Praxis verhältnißmäßig bedeutend reifere Lebensalter, in welchem der also im Hause vorbereitete Knabe in die öffentliche Schule trat, ließ schon einen berechtigten Schluß zu, ob er für einen Lebensberuf mit gelehrter Vorbildung Anlagen und Fähigkeiten besaß oder nicht, und brachte auch dem Knaben selbst den Vortheil, nicht zu früh der Zucht und schirmenden Hut des Hauses entrückt zu werden. Andererseits galt es für den Hausvater, der selbst akademische Bildung genossen hatte, als eine Ehrensache, seine Söhne für die Gymnasialtertia selbst vorbereiten zu können. Die Grenze der häuslichen Erziehung erstreckt sich damals auch auf dem Gebiete des specifisch gelehrten Schulunterrichts ziemlich weit aufwärts. Jedenfalls war es ein Zeichen ernster und thatkräftiger Erfassung der Erziehungsaufgabe des Hauses, und ich denke, diejenigen unter uns, deren Knabenjahre in jene Zeit fielen, haben sich darüber nicht zu beklagen, daß unsere Väter ihre berufsfreien Mußestunden unserem Schulunterrichte widmeten. Mag man nun heutzutage aus was immer für Gründen anders zu handeln sich genöthigt sehen, ganz und gar will unser gebildetes Haus ja doch auch heute nicht seinen Einfluß auf dem Gebiete des Schulunterrichts aufgeben, wenn es auch seine dahin bezügliche Arbeit nur darauf beschränkt, die Anfertigung der dem häuslichen Fleiße des Knaben zu-

gelieferten Schularbeiten zu controliren. Denn woraus anders wäre doch sonst die Erscheinung zu erklären, daß so viele Familien um des Schulunterrichts der Kinder willen in die Städte übersiedeln? In früheren Zeiten gab es vielbesuchte Pensionate. Wie diese doch immer nur ein Nothbehelf sind, so ist ihre Blüthezeit jetzt auch eigentlich schon vorüber.

Die Grenze des häuslichen Schulunterrichts ist keine unverrückbare. Es concurriren hier gerade die mannichfachsten Complicationen der inneren und äußeren Verhältnisse des Hauses, und es läßt sich keine Vorschrift geben, wie weit das Haus den Schulunterricht seiner Knaben mit eigenen Kräften und Mitteln besorgen soll. Nöthig möchte es aber doch sein, hierbei wenigstens nicht außer Acht zu lassen: 1) daß mit der Ueberweisung des Knaben gleich in die untersten Klassen der öffentlichen Gelehrtenschule auch schon von vornherein ein ganz specifisch bestimmtes Gebiet der späteren Berufsbildung betreten wird; und 2) daß dieser entscheidungsvolle Schritt doch nicht möglichst früh, sondern lieber auf einer reiferen Altersstufe gethan werden sollte, damit das Haus sein Kind nicht vorzeitig aus der Sphäre seiner ungetheilten Beeinflussung zu entlassen sich genöthigt sähe. Ist die öffentliche Knabenschule gewiß derjenige Ort, wo der Knabe für das öffentliche Wirken des Mannes in wirksamer Weise vorbereitet wird, so wird doch oft genug dieser Vortheil mit dem Verlust der kindlichen Unbefangenheit leider nur zu theuer bezahlt.

Auch der Schulunterricht der Töchter wurde in unserem Lande früher im Hause bis zu einer höheren Stufe geführt, als heutzutage. Man erzog seine Töchter für das Haus, und wählte die öffentliche höhere Töchterschule meist erst dann, wenn man sich genöthigt sah, seiner Tochter als vorläufigen oder einstweiligen Lebensberuf die Stellung einer Hauslehrerin zuzuweisen. Den Schluß dieses Schulbesuchs bildete darum das Gouvernanten-Examen, welches daher auch die Gestaltung des ganzen Lehrplanes dieser Anstalten beherrschte. — Anders steht es jetzt. Die angehende Lehrerin kann sich ihre Berufsbildung aus den Lehrerinnen-Seminaren holen, während die öffentlichen Mädchenschulen die allgemeine Frauenbildung der sogenannten gebildeten Stände mehr und mehr als ihre Aufgabe ansehen. Demgemäß ist nun auch hier, ähnlich wie in den Knabenschulen, wenn auch nicht in demselben Maße, die Entwickelung der Schulorganisation

immer tiefer in das Gebiet des häuslichen Unterrichts eingedrungen, in einseitiger Würdigung eines methodisch gesicherteren Fortschrittes der Unterweisung. Wie die Grenze der häuslichen Mädchenerziehung hinsichtlich ihres Schulunterrichts mit der Zeit ihre frühere Ausdehnung eingebüßt hat, so ist sie ja auch überhaupt nicht eine unwandelbare zu nennen und wird je nach den Verhältnissen wohl auch stets eine bewegliche sein müssen. Nur wäre meines Erachtens hier noch ganz besonders zu betonen, daß es für die Mädchenerziehung nicht ohne die ernstesten Gefahren ist, den ungetheilten Einfluß des Hauses auf seine Töchter schon vor den Entwickelungsjahren, sei es auch nur auf dem Gebiete des Unterrichts, abzuschwächen oder gar aufhören zu lassen. Denn nicht für den Salon sollen wir unsere Töchter erziehen wollen, sondern für das Haus, damit sie zu Hüterinnen des häuslichen Glücks der kommenden Generation heranwachsen, zu Trägerinnen des „guten Hausgeistes", zu einer Ehrenkrone des livländischen Hauses.

Tüchtige Geistesschulung durch Unterricht ist damit keineswegs abgewiesen, vielmehr erst recht gefordert. Denn sollen unsere Mädchen, ob verheirathet oder ledig, die Ehre unserer Häuser werden, so müssen sie eine solche Geistesbildung erlangen, daß sie, um mich des Dichterwortes zu bedienen, auch „verstehen, was kluge Männer reden."

Staat und Kirche, Schule und Haus sind bei der Frage interessirt, welche uns heute beschäftigt hat. Unbestimmt und willkührlich verschiebbar scheinen zwar die Grenzen der häuslichen Erziehung zu sein, wie denn auch die Wirklichkeit die wunderlichsten Configurationen zeigt; doch aber sind es mindestens die heute von mir berührten, bestimmt umgrenzten Gebiete der Berufsbildung, der Charakterbildung und der Landessitte, welche bei der in jedem Einzelfalle immer wieder von Neuem zutreffenden Grenzbestimmung nicht werden umgangen werden können. Und so berechtigte Ansprüche Staat und Kirche und Schule auch ohne Widerrede zu erheben haben, gerade auf diesen Gebieten als bestimmende Mächte sich geltend zu machen, so wenig darf doch vergessen werden, daß die entscheidende Initiative dem Hause zusteht und von ihm ausgehen muß. Denn das Fundament des gesammten menschlichen Culturlebens ist und bleibt das Haus.

II.

Kirchliche Nachrichten und Correspondenzen.

Aus Kurland. [Zu viel des Guten.] Das Schulgesetz für Liv- und Kurland (25. April 1875) verordnet § 14 und 17 für Kurland Kirchspiels-Schulcommissionen als Anordnungs- und Aufsichtsinstanzen über die Gemeindeschulen und die localen Schulcommissionen. Ihnen ist ein Prediger aus dem Kirchspiel beigegeben, den das Consistorium zu ernennen hat.

Da nun in Kurland nach alter landschaftlicher Eintheilung 33 Kirchspiele existiren, also auch 33 Kirchspiels-Commissionen bestehen müssen, die jede einen Prediger zum Mitglied haben, zugleich aber auch jede locale Schulcommission den localen Prediger zum Mitgliede hat, so erhalten von den 93 Landpredigern Kurlands ganze 60 ihre 3 neuen Vorgesetzten in Schulangelegenheiten, also circa zwei einen. Das ist zu viel, in casu recht störend.

Von jeher, besonders seit den Bestimmungen des Kirchengesetzes vom Jahre 1832, hatten die Prediger die Schulsache vollständig in ihren Pflichtenkreis gezogen und auch schon längst vor dem gegenwärtigen Schulgesetz die Volksschule Kurlands zu einer verhältnißmäßig nicht zu unterschätzenden Bedeutung erhoben. Man hätte also glauben können, das neue Gesetz werde ihnen auch in Zukunft die Anerkennung nicht versagen und sich damit begnügen, die Kirchspiels-Commissionen für die Interna auf das Urtheil des Localpredigers anzuweisen, statt ihnen einen eigenen Sachverständigen beizugeben. Ein solches unverdientes Mißtrauensvotum, als was es in praxi nur angesehen werden kann, hat denn auch nicht verfehlt, eine zahlreichen Verstimmungen unter den bisher nachbarlich harmonirenden Predigern hervorzurufen, das Interesse derselben an der ihnen — man kann wohl sagen — fast ohne Ausnahme lieb gewesenen Pflege der Schule lahm zu legen.

Wie störend das erwähnte Verhältniß ist, dafür könnte eine zahlreiche Menge von Beispielen aus der Praxis angeführt werden. Allein es ist wichtiger, die Frage zu erörtern, wie diesem Uebelstande abgeholfen werden könnte.

Unstreitig ist es für die Schulsache nur wünschenswerth, daß jeder Prediger in seiner Gemeinde der eigentliche Wirth bleibt, der die Zustände und Bedürfnisse seines Hauses am besten kennt, ja ungleich besser, als selbst sein allernächster Nachbar oft. Dies ist bei dem nun einmal in Geltung befindlichen und vielleicht nicht so bald zu einer Revision gelangenden Gesetz zunächst dadurch zu erreichen, daß man in praxi die Befugnisse, resp. Einmischungen der Kirchspielsprediger — (so wollen wir sie der Kürze wegen nennen; in Kurland heißt auch jeder Pfarrbezirk für sich ein Kirchspiel, dies ist aber nicht mit dem landschaftlichen zu verwechseln) —, die meist unter der Firma der Kirchspielscommissionen geschehen, oder wo sie von diesen selbst ausgehen sollten, auf ein Minimum beschränkt, dagegen die gesetzlichen Befugnisse des Localpredigers — (so muß man ihn nach der Nomenclatur des Schulgesetzes im Gegensatz zum Kirchspielsprediger nennen, ähnlich wie die Acciseverwaltung ihre untergeordneten Beamten Localwächter nennt) — auf's Höchste erweitert. Hierzu gehört, daß man das der Localcommission zustehende Präsentationsrecht der Lehrer in praxi zu einem vollständigen Anstellungsrecht sich gestalten läßt und dem Localprediger, der ja doch immer die Seele der Localcommission bleibt, unter keinen Umständen einen Lehrer octroyirt, wie solche Anwandlungen vorgekommen sein sollen, der von ihm etwa zurückgewiesen worden wäre. Man begreift überhaupt nicht recht, was das Anstellungsrecht der Kirchspiels-Commission neben dem Bestätigungsrecht der Ober-Landschulcommission für eine Bedeutung hat und ist fast geneigt, zu glauben, daß es das eigentliche Präsentationsrecht bedeutet, das der Localcommission nur zum Schein zugestanden ist. So viel steht fest, daß die Localcommission keinen Lehrer anstellen darf und daher in Bezug auf die wichtigste Angelegenheit außer Activität gesetzt ist. Es ist vollkommen genug, wenn der Localprediger garantirt und die Ober-Landschulcommission den civilrechtlichen Act der Bestätigung vollzieht. So war es bereits im Jahre 1870, als das Gesetz die Neuerung noch nicht gebracht hatte. Laut Erlaß der Commission in Sachen der kurländischen Bauerverordnung war die Anstellung und Ent-

lassung der Lehrer vollständig von der Genehmigung des Predigers abhängig. Warum soll der Einfluß des letzteren jetzt geschmälert werden? Wem zum Nutzen? kann man fragen. Ihm jedenfalls nur zum Verdruß und der Schule keineswegs zum Vortheil.

Man gestatte ihm ferner auch, vorzugsweise für Erweiterung und Vervielfältigung der Schulen zu sorgen und greife nicht in sehr mangebrachtem Eifer störend da hinein, wo er bereits zu bauen begonnen hat. Es ist hierin Seitens der Kirchspiels-Commission sehr oft fehlgegriffen worden und hat viel Mühe gekostet, segensreiche Pläne nicht zu Fall kommen zu lassen.

Um endlich die persönliche Seite des Mißverhältnisses zu berühren, so wäre durchaus zu wünschen, daß das Consistorium die ihm zugefallene Obliegenheit der Ernennung der Prediger für die Kirchspiels-Commissionen in der Weise zur Ausübung brächte, daß es dieselben nicht etwa auf Amts- oder Lebensdauer, sondern je für ein Triennium benominirte, was ihm ja nach dem Gesetz durchaus nicht verwehrt ist, um so einen jeden Prediger des Kirchspiels an die Reihe kommen zu lassen. So würde keinem von ihnen eine Zurücksetzung, noch auch ein Mißtrauensvotum zu Theil. Ja, die gewiß nicht unberechtigte Frage, aus welchen Gründen, wenn alle Localschulen in dem benachbarten Prediger eines Revidenten bedürfen, die kirchspielsunmittelbaren keinen solchen brauchen, würde sich damit ohne Weiteres lösen. Da gerade mit dem verflossenen Wintersemester die ersten drei Jahre seit Einführung des Schulgesetzes in die Praxis abgelaufen sind, wäre der nächste Herbst der geeignete Zeitpunkt, die neuen Bestimmungen für das nächste Triennium zu treffen.

Ob überhaupt die Kirchspiels-Commissionen nicht eine Ueberladung in der Maschinerie der Schulverwaltung genannt werden müssen, bleibe dahingestellt. Für eine solche Frage hat es Zeit bis zu einer eventuellen Revision des Gesetzes. Wären nicht Kreis-Schulinspectoren mit ein paar Gehilfen aus der Zahl der Grundbesitzer am Ende genügend gewesen? Und soll endlich die Localcommission wirklich gezwungen sein, nur durch die Zwischeninstanz der Kirchspielscommission mit der Ober-Landschulcommission zu correspondiren? Warum gestattet man denn den Predigern directe Correspondenz mit dem Consistorium? Sind denn die Correspondenten der Localcommissionen nicht auch nur die

Prediger? Warum will die Ober-Landschulcommission ihnen die directen Beziehungen nicht erlauben? Es könnte ja höchstens einen nicht allzu beschäftigten Beamten mehr kosten. Gewiß ist aber, daß vieles Gute, wenn nicht unterbleibt, doch gestört und aufgehalten wird, wenn ein Ortsprediger erst unter der Censur seines Nachbaren wirken soll. Anders aber ist die Kirchspielscommission gegenüber der Localcommission niemals aufzufassen.

— [Willkommen.] In früherer Zeit, in den vierziger Jahren, waren die Beziehungen unserer baltischen Provinzialkirche, speciell Kurlands zu der lutherischen Kirche Rußlands und namentlich Petersburgs, ziemlich fremde. Man hörte von der lutherischen Kirche der Hauptstadt fast nichts bei uns, geschweige daß sie irgend einen Einfluß gehabt hätte. Das Einzige, was sie uns in Erinnerung brachte, war die Wahl eines Oberconsistorial-Assessors aus den Provinzialpredigern und die officiellen Rescripte des General-Consistoriums. Erst mit der Wahl des weiland Bischofs Ulmann zum Vicepräses des General-Consistoriums wurde das Interesse ein lebhafteres, gegenseitigeres. Ulmann hatte durch die „Mittheilungen" schon ein Band geknüpft mit der lutherischen Kirche Rußlands und fügte von Petersburg aus noch ein zweites hinzu, indem er die Unterstützungskasse, zugleich als ein actives Einigungsmittel der ganzen Kirche, gründete. Besonders wirkte die in den baltischen Provinzen so bekannte Persönlichkeit Ulmann's bei diesen Verhältnissen mit.

Während aber Bischof Ulmann noch im Amte stand, begann schon ein anderer Mann, wenn auch nicht in so hoher Stellung wie Ulmann, aber mit mehr persönlicher Genialität, sich um die gegenseitigen Beziehungen der Petersburger und unserer Provinzialkirche verdient zu machen. Es war dies der aus Kurland gebürtige, einstmalige Pastor zu Schlock in Livland, Paul Seeberg, der im J. 1852 an die St. Annenkirche zu Petersburg berufen wurde. Getreu seinem Ausspruch, daß der Mann auf seinem Platz nur an dem zu messen sei, was er Bleibendes wirkt, begann er seine Laufbahn in dem Petersburger Amte sogleich mit einer Reihe von Werken, welche unsere Provinzen mit umschlossen. Zuerst knüpfte er das geistige Band fester als bisher. Zu den von Ulmann gegründeten „Mittheilungen" gesellte er ein Organ für die praktischen Bedürfnisse der Gemeinden.

n ſolches fehlte durchaus. Paſtor Seeberg war vielleicht nicht der Erſte,
: das lebhaft fühlte, wohl aber der Erſte, der in dem St. Petersburger
ang. Sonntagsblatt ein ſolches Organ ſchuf. Und wenn man be-
ukt, mit wie viel Schwierigkeiten ein ſolches Unternehmen damals
ohl für Redaction, wie für Herausgabe verbunden war, ſo kann
n den Muth nicht genug anerkennen, mit welchem dies Alles von
n überwunden wurde. Er hatte es ganz auf ſich genommen. Dies
b freilich dem Blatt, ſo lange es unter ſeiner Redaction ſtand, auch
n entſchiedenſten Werth. Es prägt ſich ſeine reiche geiſtige Eigen-
mlichkeit darin aus. Wie gediegen waren u. A. die kurzen Ein-
ngsartikel, in denen jede Nummer eine praktiſch-exegetiſche Bibel-
lärung brachte. Wir möchten der heutigen Redaction auch wieder
inſchen, daß ſie ihrerſeits dieſe Artikel nicht in verſchiedene Hände
sliefert, damit ſie nicht ſo buntſcheckig, faſt geſchmacklos werden,
e ſie es leider ſeit einiger Zeit geworden ſind.

Ein anderes höchſt wichtiges Unternehmen, wodurch unſere kirch-
jen Intereſſen wieder nach Petersburg gelenkt wurden, war das
materieller Hinſicht ſo überaus nothwendige Inſtitut der Emerital-
ſe. Wer hatte nicht längſt eine ſolche Hilfe gewünſcht. Es iſt
kannt, daß die meiſten Prediger nicht im Stande ſind, ſich ein
ſervecapital zu erſparen, von dem ſie einſt leben könnten, und
nſo bekannt, daß ſie deshalb bis zu äußerſter Hinfälligkeit im Amte
iben müſſen, ohne dies ausgiebig verwalten zu können. Und ver-
ßen ſie es endlich, und ſind noch ein paar Jahre am Leben, ſo fielen
den Nachfolgern oder der Gemeinde oder ſpeciellen Gönnern zur
ſt, ohne doch genügend verſorgt zu ſein. Die Emeritalkaſſe füllt
n hier wieder eine bedeutende Lücke in äußerſt wirkſamer Weiſe
s. Sie bietet im Verein mit der geſetzlich beſtehenden Emeritur
dem die Gelegenheit, ſchon nach erlangtem 60. Lebensjahr ſich von
r Arbeit zurückzuziehen, die er nicht mehr vollſtändig leiſten kann.
ie es dem rein theoretiſch und auf einem ganz anderen Gebiete
bildeten Mann gelingen konnte, ein ſo gediegenes, auf ſo geringe
eiträge baſirtes und doch ſo Bedeutendes leiſtendes Inſtitut zu ſchaffen,
wahrhaft zu bewundern und nicht blos dankenswerth. Und doch
tte der verehrte Stifter dieſes Werkes ſogar mit Widerwärtigkeiten
n Seiten Einzelner zu kämpfen, für deren Wohl er gedacht und ge-
ebt hatte. Wir erinnern uns noch der paar gegneriſchen Stimmen

und leider aus Kurland, die sich in den „Mittheilungen" damals hören ließen und es als eine Art Vergewaltigung an der persönlichen Freiheit darstellten, die der Gründer jener heilsamen Anstalt sich erlaube, indem er wünschte, daß Jedermann beim Eintritt in's Amt auch seinen Beitritt zur Emeritalkasse zu bewerkstelligen habe. Als ob der Zwang zum eigenen Besten, dessen die menschliche Natur da am meisten bedarf, wo sie sich ungestörter Vernachlässigung hingeben zu dürfen glaubt, nicht gerade der heilsamste wäre!

Und seitdem kam Jahr für Jahr eine neue Anregung aus dem uns lieb gewordenen Petersburg. Wer hat nicht die zahlreichen Arbeiten Paul Seeberg's mit begierigem Interesse gelesen? Welche umfangreiche und gediegene Gelehrsamkeit und welche ausgezeichnete Klarheit der Darstellung in Allem, was er uns geboten hat! Wer kennt nicht seine homiletischen Leistungen, seine dogmatischen Artikel, selbst seine ausgezeichnete poetische Arbeit „Kaiser Julian, der Abtrünnige?" Diese vielfache Thätigkeit und dabei eine Gemeinde, bei der der Prediger seine Amtshandlungen nicht mehr nach dem Gedächtniß, sondern nach einem Comptoir-Verzeichniß verrichten muß. Und wir haben hier nur das erwähnt, wodurch er auch zu den baltischen Provinzen in Beziehung getreten ist. — Dieser verdienstvolle Arbeiter, Pastor Paul Seeberg, ein Sproß des Predigerhauses zu Wahnen in Kurland, kehrt in seine Heimath zurück, um in der Kreishauptstadt seines Geburtsortes, Goldingen, seinen ferneren Wohnort zu nehmen. Wir empfangen ihn mit wärmster Theilnahme. Er kommt in rüstigster Manneskraft und obgleich er durch die Niederlegung seines Amtes sein Tagewerk als vollbracht bezeichnet, so wünschen wir doch, daß er es noch nicht vollständig als solches ansehen möchte.

30. April 1879.

Helsingfors. [Ueber den gegenwärtigen Bestand der theologischen Facultät] der kaiserlichen Alexander-Universität entnehmen wir dem in finnischer Sprache für das Frühjahrssemester 1879 erschienenen Lectionskatalog Folgendes:

Dekan und Professor der Kirchengeschichte ist gegenwärtig Dr. Hermann Råberg, geb. zu Åbo 1838, Prof. seit 1872, liest Geschichte der Märtyrerkirche 2 St., Pastoraltheologie und Homiletik 2 St.;

Professor der Dogmatik und Ethik Dr. Gustav Johansson, geb. zu Sliwinska 1844, Prof. seit 1877, liest Dogmatik 6 St. Die Professuren der exegetischen und praktischen Theologie sind vacant und werden stellvertretend verwaltet, die erstere von dem Docenten Tötterman, welcher Montags 4—5½ Uhr den Römerbrief liest, die letztere von dem Cand. Colliander, welcher die katechetischen (3 Mal wöch.) und homiletischen (einmal wöch.) Uebungen leitet.

Als emeritirte Professoren werden genannt Dr. Axel Fredrik Granfelt, geb. 1815, Prof. der Dogmatik und Ethik 1854—1875, gegenwärtig Pastor der Gemeinde Nurmijärwi, und Dr. Carl Gustav v. Essen, geb. 1815, Professor der praktischen Theologie 1867—1875.

Die Anzahl der immatriculirten Studenten der Theologie beträgt 189 von der ganzen Anzahl der Studenten 1023. Unter den gegenwärtigen 592 Studenten sind 95 Theologen.

Die theologische Facultät hat 5 Stipendien à 140 Mark und 9—11 à 100 Mark zu vergeben, die für die Dauer von 4 Semestern und unter der Bedingung eines in der deutschen Sprache, der theologischen Encyclopädie, dem Hebräischen und der neutestamentlichen Gräcität zu bestehenden Examens verliehen werden. Zum höchsten Stipendium werden noch 100 Mark auf 2—4 Semester hinzugefügt, wenn der Stipendiat einen befriedigenden Aufsatz über ein theologisches Thema eingeliefert hat. Außerdem vertheilt der Vicekanzler auf Vorschlag der Facultät an Hilfsgeldern für arme Studirende, die fleißig und von guter Führung sind, 8000 Mark in Quoten von 100—150 Mark, die zunächst Theologen, in zweiter Linie auch Studirenden anderer Facultäten zu Gute kommen. Ferner existiren 2 Akiandersche Stipendien à 250 Mark auf 3 Jahre, die Solchen zugewendet werden, welche einen höheren gelehrten Grad erwerben wollen. Das Zandt'sche Stipendium (die Zinsen eines Capitals von 8384 Mark) wird solchen Theologen verliehen, die der russischen und deutschen Sprache mächtig sind und sich verpflichten, in Ingermanland mindestens ebenso lange das Predigtamt zu verwalten, als sie das Stipendium genossen haben, 4 Arckenholtz'sche Stipendien à 125 Mark werden unter gleichen Bedingungen wie die Facultätsstipendien vergeben, 2 de la Myle'sche à 60 Mark an Studirende des Åboschen Consistorialbezirks, welche

Prediger oder Lehrer werden wollen. Endlich wird von 12 Stipendien à 2500 Mark als Hilfsgelder für junge Docenten eines ausschließlich Theologen gegeben.

Aus Stockholm. Es hat sich in letzter Zeit das Bedürfniß geltend gemacht, den Confirmations- und Abendmahlszwang behufs Eingehung gesetzlicher Ehen abzuschaffen. — Dieses Bedürfniß ist längst bekannt gewesen und von Einzelnen auch anerkannt — aber officielle Anerkennung ist demselben noch nicht widerfahren, obgleich man dafür schon mehr als 10 Jahre gearbeitet hat. Auf mehreren Kirchenversammlungen, und mehreren Reichstagen sind Vorschläge gemacht, um eine Verbesserung in dieser Sache zu Wege zu bringen, aber sie sind stets durchgefallen. Erst in diesem Jahre — und das in Folge ganz neuer Erfahrungen — ist es den Fürsprechern wirklicher Religionsfreiheit geglückt, soweit Verständniß und Gehör zu finden, daß der Reichstag das Berechtigte in den vier Vorschlägen anerkannt hat, die gemacht worden sind, um den angeführten Gewissenszwang abzuschaffen. Der „Gesetzausschuß" hat ein Schreiben an des Königs Majestät befürwortet, in welchem um eine Proposition gebeten wird, enthaltend „Gesetze, wodurch solche innerhalb der schwedischen Kirche stehende Mitglieder, die ungeachtet dessen, daß sie zu einem reifen Alter gekommen sind, entweder noch nicht getauft sind, oder obgleich getauft, nicht wie jene Kirche es verlangt, confirmirt sind und das heilige Abendmahl empfangen haben, das Recht erhalten, vor bürgerlichen Autoritäten Ehen zu schließen." — Die erste Kammer hat diesem Vorschlage ihre Zustimmung gegeben und der Einwilligung der zweiten Kammer sieht man mit der größten Wahrscheinlichkeit entgegen. — Aber wie man nur Schritt für Schritt nachgiebt, ist daraus zu ersehen, daß die Ehe nur vor der civilen Obrigkeit eingegangen werden kann, nicht mit kirchlicher Trauung. Joh. Groundström.

Leipzig. [Das Jahresfest der evang.-luth. Mission] soll diesmal auf den 4. Juni n. St. fallen und wie früher in der St. Nikolaikirche Vormittags 9 Uhr mit einem Gottesdienst gefeiert werden. Etwaigen an die General-Versammlung zu stellenden Anträgen wird spätestens bis Pfingsten entgegengesehen. Vom Ober-Kirchen-Collegium zu Breslau ist bereits vor längerer Zeit ein Antrag auf Revision der Stimm-

berechtigung der beiden mit der Leipziger Miſſion verbundenen Vereine in Heſſen-Darmſtadt und Marburg eingegangen, über welchen die General-Verſammlung zu beſchließen haben wird. Es hat ſich aus Anlaß deſſelben die ſchon mehrfach erhobene Frage auf's Neue aufgedrängt, ob es nicht bei der gegenwärtigen kirchlichen Geſammtlage und den daraus für unſere Miſſion erwachſenden beſonderen Schwierigkeiten und Gefahren an der Zeit ſein möchte, die bisherige Organiſation unſerer Miſſion, namentlich ſoweit ſie die General-Verſammlung reſp. das von derſelben bisher geübte Stimmrecht betrifft, in einer Weiſe zu modificiren, die bei entſchiedenem Feſthalten an unſerer kirchlichen Bekenntnißſtellung jenen Schwierigkeiten vorzubeugen geeignet wäre. Das Miſſions-Collegium iſt augenblicklich noch nicht in der Lage, ſeine desfallſigen Gedanken beſtimmter zu formuliren, behält ſich aber vor, einen dahin zielenden Antrag der General-Verſammlung zu brüderlicher Berathung vorzulegen.

In Betreff des Feſtes iſt zu bemerken, daß ſich zur Uebernahme der Feſtpredigt Herr Paſtor Hashagen aus Bremerhaven, der als berufener erſter Lehrer am Seminar ſoeben eingezogen iſt, bereit erklärt hat.

Für Unterbringung der Gäſte wird, wie bisher, gern Sorge getragen und gebeten, ſich näherer Auskunft wegen an den Director der Miſſionsanſtalt (Carolinenſtraße Nr. 10) zu wenden.

Zum Zweck des Abſchluſſes der Jahresrechnung würde es erwünſcht ſein, wenn die dafür beſtimmten noch rückſtändigen Beiträge möglichſt bald überſandt werden könnten.

III.

Literäriſches.

Zur neueſten Literatur der praktiſchen Theologie.

Auf dem Gebiete der praktiſchen Theologie iſt in letzter Zeit in unſerer evangeliſchen Kirche eine rege literäriſche Thätigkeit entfaltet worden. — Namentlich haben uns die letzten Jahre eine Anzahl

bedeutender Schriften gebracht. — Es darf diese Thatsache wohl als ein Beleg dafür angesehen werden, daß die praktische Theologie angesichts der gegenwärtigen kirchlichen Zustände eine im Vergleich zu früheren Zeiten erhöhte Bedeutung gewonnen hat. — Als Theorie der kirchlichen Lebensfunction hat sie aus der theologischen Wissenschaft in die kirchliche Praxis hinüberzuleiten und die Normen derselben festzustellen. Bedarf nun die Kirche zu jeder Zeit solcher festen leitenden Principien ihres Handelns, so liegt es auf der Hand, wie ihr ein klares Bewußtsein derselben besonders in so hocherregten und tiefbewegten Zeiten Noth thut, wie sie ihr gegenwärtig gekommen sind. Da, wo die alten Ordnungen sich lösen und neue Gestaltungen sich anbahnen, da gilt es vor Allem, die Richt- und Gesichtspunkte festzustellen und festzuhalten, durch welche die kirchliche Praxis geleitet werden muß, soll sie nicht in verkehrte und für die Zukunft verhängnißvolle Bahnen gerathen.

Dem vorzubeugen, hat die praktische Theologie als Wissenschaft das Ihrige zu thun. Und daß sie sich dieser Aufgabe nicht entzieht, das beweisen eben die hervorragenden literärischen Erscheinungen auf diesem Gebiet. Sie geben in erfreulicher Weise Zeugniß davon ab, daß die Theorie sich nicht von der Praxis ablöst, sondern daß die Vertreter derselben, von lebendigem Interesse für die Bedürfnisse der Kirche erfüllt, an den der Kirche gestellten Aufgaben mitzuarbeiten sich angelegen sein lassen.

Lassen wir die schriftstellerischen Erzeugnisse, um die es sich hier handelt, Revue passiren, so springt uns eine charakteristische Erscheinung sofort in die Augen. Neben der steigenden literärischen Production innerhalb der Kreise des confessionellen Lutherthums und der positiven Union begegnen wir auf dem Gebiet des liberalen Protestantismus fast gänzlicher Sterilität. Das Organ desselben für praktische Theologie, die in diesem Jahre von Bassermann und Ehlers begründete Zeitschrift für praktische Theologie, constatirt die Thatsache auch ihrerseits. „Je weiter wir nach links gehen," bemerkt sie, „um so bedenklicher beginnt es leer zu werden." — Diese Erscheinung findet sie „sehr merkwürdig". Uns erscheint das durchaus nicht so verwunderlich. Es entspricht eben die Leere auf dem Büchermarkte genau dem Leerwerden der Hörsäle und der Kirchen, in denen protestantenvereinliche Theologen docciren und predigen. Ebenso erklärlich

erscheint es dann allerdings auch, daß nun Vertreter dieser Richtung ihre Kräfte vereinigen, um in einer Zeitschrift die Lösung des in der That schwierigen Problems zu versuchen, nämlich zu zeigen, was man christlichen Gemeinden predigen soll, nachdem man das Christenthum seines wesentlichen positiv biblischen und kirchlichen Gehalts entleert hat.

Während also bis jetzt der liberale Protestantismus mit Ausnahme von Alexander Schweizer (dessen Pastoraltheologie bereits 1875 erschien) keinen einzigen namhafteren Schriftsteller auf dem Gebiet der praktischen Theologie aufzuweisen vermag, und auch die vermittelnde Richtung in neuester Zeit nur in der wissenschaftlich nicht gerade hervorragenden „praktischen Theologie" von Oosterzee repräsentirt ist, hat uns das confessionelle Lutherthum allein im verflossenen Jahre in den Schriften Steinmeyer's, Zezschwitz's und Harnack's — um nur die bedeutendsten zu nennen — wissenschaftliche Leistungen ersten Ranges gebracht. — Schriften, durch welche die praktische Theologie als wissenschaftliche Disciplin ebenso gefördert, als der Kirche ein wesentlicher Dienst geleistet und dem geistlichen Amte eine dankenswerthe Handreichung dargeboten worden ist.

Das Werk, welches billiger Weise unser Interesse vorwiegend in Anspruch nimmt, ist die nun zum Abschluß gebrachte „praktische Theologie" unseres Altmeisters Harnack.

Es ist uns in derselben die reife Frucht der theologischen Lebensarbeit des Mannes dargeboten, der seine hervorragende wissenschaftliche Kraft während des größten Theils seines Lebens in den Dienst unserer Universität und Landeskirche gestellt, und dem wir Ostseeprovinzialen uns nun auch für dieses Werk zu besonderem Danke verpflichtet wissen.

Dem lebendigen Interesse, mit dem er mitarbeitend und fördernd sich der Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse bei uns zugewandt, hat er auch in seinem Buche Ausdruck gegeben. Das tritt namentlich in denjenigen Partieen desselben hervor, wo er Gelegenheit hat, speciell landeskirchliche Fragen zu behandeln, so z. B. in der Cultuslehre, bei der Besprechung des Schulwesens, der Herrnhuter Societät 2c. Da widmet er unseren ostseeprovinziellen Verhältnissen besondere Abschnitte, in denen er sowohl die geschichtliche Entwickelung, als auch die gegenwärtigen Zustände und Aufgaben eingehend behandelt.

Aber nicht nur bei uns in den Ostseeprovinzen, auch in d evangelischen Kirche des Auslandes ist das Werk des verehrten Ve fassers mit Freuden begrüßt und in der anerkennendsten Weise b urtheilt worden.

Gerade dem oben von uns berührten Bedürfnisse, sich in d verwickelten kirchlichen Zeitverhältnissen zu orientiren und zum klar Bewußtsein über Aufgaben und Ziele des kirchlichen Handelns zu g langen, entspricht Harnack's Werk in hervorragender Weise.

Wir finden in demselben den gesunden kirchlichen Standpunkt fest und klar, dabei so maßvoll und besonnen vertreten, sehen d Verfasser überall die richtige Mitte zwischen den krankhaften Einseiti keiten und verhängnißvollen Ausschreitungen zur Rechten und z Linken so sicher und wohlbemessen einhalten, daß man sich in d That keinen besseren und sicherern Führer durch alle die Wirrni unserer vom Parteiwesen zerrissenen Zeit denken könnte (vergl. i Anzeige in der Luthardtschen Kirchenzeitung). Alle einzelnen Au artungen principieller und praktischer Art weiß er am angemessen Orte in ihren charakteristischen Merkmalen klar und scharf darzulege die empirischen Erscheinungen auf die ihnen zu Grunde liegend Principien zurückzuführen, an ihnen kurz und treffend Kritik zu übe dabei das Berechtigte anzuerkennen — und so kritisirend und rectifi rend die in der Geschichte und im Leben der Kirche sich darbietend Erscheinungen in's rechte Licht zu stellen.

Das Hauptgewicht legt er dabei überall auf die thetische Ent wickelung. Die Polemik wird, wo sie sich als nothwendig erwei maßvoll und objectiv geübt, nirgends trübt sie den ruhigen Flu wissenschaftlich systematischer Darstellung. Der Gegensatz dient n dazu, die zu erläuternden Begriffe um so klarer und schärfer hervo zuheben und ihre Bedeutung zur Geltung zu bringen.

Mit der umfassendsten und sichersten Beherrschung des Sto verbindet der Verf. eine wahre Meisterschaft der Darstellung, die, wen auch mitunter in etwas pointirter Gegenüberstellung der Gegensä sich bewegend, doch nirgends ermüdend, nie wissenschaftlich schwe fällig, immer gedankenreich, geistvoll, vielfach geradezu glänzend nennen ist.

Das Alles sichert dem Werke nicht nur einen ehrenvollen Pl in der Literatur der praktischen Theologie, sondern macht es auch

einem werthvollen Hülfsbuch und Rathgeber für die Männer der Praxis. Es ist in hohem Grade instructiv hinsichtlich der historischen Orientirung, der principiellen Begründung und methodischen Anleitung für das amtliche Handeln. Dann ist aber noch Eines besonders hervorzuheben.

Wie man es dem Verfasser überall abfühlt, mit welch lebendiger Theilnahme er das Wohl und Wehe der Kirche auf dem Herzen trägt, so weiß er auch den Dienern der Kirche die hohen Lebensaufgaben derselben in einer Weise vor die Seele zu stellen, daß sie sich ebenso zur vollen Hingabe an ihren Beruf begeistert, als in die ernsteste Selbstprüfung vor Gott und ihrem Gewissen hineingetrieben fühlen und so eine im letzten und umfassendsten Sinne fördernde und erbauende Einwirkung auf sich erfahren.

Die vier Theile, in welche das Werk sich gliedert, bringen uns 1) die Einleitung und Grundlegung, 2) Geschichte und Theorie des Cultus, 3) Homiletik, 4) Seelsorge.

Von einer Behandlung der Katechetik hat der Verfasser im Hinblick auf das „meisterhafte Werk von Zezschwitz und den von demselben in Aussicht gestellten Auszug des umfangreichen Systems der Katechetik" absehen zu dürfen geglaubt und hinsichtlich der Lehre vom Kirchenregiment verweist er auf das früher von ihm veröffentlichte Buch „Die freie lutherische Volkskirche."

In der Einleitung geht er vom Begriff der Theologie aus, erörtert ihr Verhältniß zur Kirche, als deren wissenschaftliches Selbstbewußtsein sie sich darstellt, und leitet von ihr die Hauptdisciplinen ab.

Nachdem nun dargethan worden, wie die praktische Theologie als das wissenschaftliche Selbstbewußtsein der Kirche von ihrer Selbsterbauung oder die Wissenschaft vom kirchlichen Handeln eng mit dem historischen Bestande der Kirche verknüpft ist und daher durchaus confessionellen Charakter tragen muß, wird eine Geschichte der praktischen Theologie gegeben und dann Methode und Gliederung derselben behandelt. Die Eintheilung ergiebt sich dem Verfasser aus dem Begriff der Selbsterbauung der Kirche. Je nachdem dieselbe sich als Gemeinde der Gläubigen — oder als Complex von Localgemeinden darstellt, geschieht die Erbauung heilsordnungsmäßig mittelst Verwaltung der Gnadenmittel, und kirchenordnungsmäßig mittelst bestimmter Ordnungen für diese Verwaltung.

Die erstere unmittelbare Selbsterbauung vollzieht sich als intensiv pflegende in Cultus und Seelsorge — als extensiv pflanzende in Mission und Katechese. Die kirchenregimentliche Thätigkeit hat es im Unterschiede von der kirchenamtlichen, der die erstgenannten Functionen zufallen, mit der Verfassung und Verwaltung der Kirche, sowie mit der Regelung ihres Verhältnisses zum Staat zu thun.

Die Reihenfolge der Disciplinen ergiebt sich dem Verfasser auf Grund dessen, daß er, wo es sich um den kirchenamtlichen Dienst handelt, die Kirche zunächst als Heilsgemeinde, dann erst als Heilsanstalt in's Auge faßt. So stehen ihm Cultus und Seelsorge voran und darauf folgt Mission und Katechetik.

Nun stimmen wir ihm darin vollkommen bei, daß die Kirche ihrem Wesen nach primär Heilsgemeinde und erst secundo loco Heilsanstalt ist. — Wir halten es daher auch für ganz in der Ordnung, wenn die Dogmatik sie von diesen Gesichtspunkten aus behandelt.

In der praktischen Theologie liegt die Sache aber doch, wie uns scheint, anders. — Während die Dogmatik die Kirche als einmal für alle Zeit verwirklichte zum Gegenstand ihrer Behandlung macht, — hat die praktische Theologie es mit der Verwirklichung der Kirche in der Gegenwart und Zukunft zu thun und sie wird daher die Kräfte und Mittel der Verwirklichung vor Allem in's Auge zu fassen haben.

Wenn nun auch der Verfasser alles kirchliche Handeln auf die beiden Factoren der göttlichen Causalität und der menschlichen Actualität zurückführt (S. 14), von denen der erstere allezeit der grundlegende bleibt, erscheint es da nicht näher liegend, zuerst die Functionen der Initiation zu behandeln, in denen das göttlich causale Wirken überwiegt, und dann erst die Thätigkeiten des Communionlebens darzustellen, in dem das gemeindlich actuale Leben vorzugsweise hervortritt?

Scheint sich uns also auch eine genetische Behandlung der Disciplinen mehr zu empfehlen, als der vom Verf. eingeschlagene Gang, so wollen wir in dieser rein methodischen Frage mit ihm nicht rechten, sondern folgen ihm zu dem ersten Haupttheil seines Werkes, der die Grundlage bildet, auf welcher sich das System der einzelnen Disciplinen weiter erbaut. Die Nothwendigkeit eines solchen historischen und principiell grundlegenden Theils leuchtet einem Jeden ein, der der praktischen Theologie eine den übrigen theologischen Disciplinen wissenschaftlich ebenbürtige Stellung eingeräumt wissen will. — Denn ohne einen solchen Unterbau läuft sie Gefahr, zu einer bloßen Pastoralanweisung für die praktische Amtsführung herabzusinken — wie sie denn auch in der That in älterer Zeit nicht viel mehr als eine Anleitung zur Amtstechnik gewesen, bis Schleiermacher sie aus dem Zustande des Auseinanderfallens der einzelnen Disciplinen gerettet und „als den krönenden Abschluß der gesammten theologischen Wissenschaft" in ein einheitliches System gebracht hat.

Auf der von ihm vorgezeichneten Bahn fortschreitend, haben nun die neueren wissenschaftlichen Bearbeiter der praktischen Theologie dem grundlegenden Theil derselben ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Unter den bisherigen Bearbeitungen dieses Abschnitts, welche bald die historische, bald die principielle Seite mehr in den Vordergrund gestellt haben, zeichnet sich das Harnack'sche Werk dadurch besonders aus, daß der Verf., die Idee und Geschichte der Kirche gleichmäßig berücksichtigend, seinem principiellen Abschnitt eine bisher nicht erreichte harmonisch abgerundete Ausgestaltung gegeben. Er behandelt im ersten Capitel die Kirche in ihrer heilsöconomischen Natur und Bedeutung, im zweiten nach ihrer geschichtlichen Entwickelung und gegenwärtigen Erscheinung und stellt dann im dritten Capitel die

für die lutherische Kirche maßgebenden Grundsätze ihrer Selbsterbauung fest.

Im ersten Capitel wird zunächst das Verhältniß der Kirche zum Reich Gottes und zur Welt erörtert. Die wichtige und in unserer Zeit — namentlich auch durch Ritschl neu angeregte und so vielfach ventilirte Frage um das Verhältniß der Kirche zum Reiche Gottes findet sich hier so gründlich und klar entwickelt, daß wir diesen Abschnitt der Beachtung besonders empfehlen möchten. Die Resultate desselben sind S. 69 kurz und bündig zusammengefaßt und bilden die Grundlage für die weitere Erörterung über das Wesen der Kirche. Die schon früher berührten Unterschiede von Kirche und Kirchenthum, von idealer und empirischer Kirche, von ihrer sichtbaren und unsichtbaren Natur werden hier auf Grund der im ersten Abschnitt angestellten Untersuchung in's rechte Licht gestellt. Besonders beachtenswerth erscheint hier auch die Ausführung, in welcher sich der Verf. gegen die unter den Anhängern des strengen Confessionalismus nicht selten vertretene Anschauung wendet, wonach die Kirche schlechthin als die Gemeinde der Getauften gefaßt und vom Glauben mehr oder weniger Umgang genommen wird. Mit Recht wird dem gegenüber hervorgehoben, wie die Taufe immer nur die Grenzen angiebt, bis zu welchen die Wirksamkeit der Kirche auf Erden sich erstreckt und innerhalb deren sie thatsächlich existirt, daß aber das Raumgebiet ihrer Ausdehnung und Arbeit nicht zum Maßstab für die Bestimmung ihres Wesensbestandes verwerthet werden darf. „Die nur Getauften bilden die Kirche nicht, erhalten sie auch nicht auf Erden, sie sind aber nur Objecte, noch nicht Subjecte derselben."

Nachdem darauf der Beruf der Kirche entwickelt worden, wie er ihr, gemäß ihrer heilsöconomischen Stellung überhaupt, als Mittelstadium im neutestamentlichen Reiche Gottes, sowie ihrer Stellung in der Welt und für dieselbe von Gott geordnet ist — behandelt der Verf. das Amt der Kirche. — Hier bewährt er wiederum den klaren Blick und feinen Tact, mit dem er den mancherlei Unklarheiten und Einseitigkeiten gegenüber, wie sie bei der vor einigen Jahrzehnten in unserer Kirche so lebhaft geführten Verhandlung über diese Frage zu Tage getreten, die gesunde Mitte einhält. Wichtig für die Lösung der Frage erscheint es, daß er zunächst zwischen dem Amte in seiner einheitlichen und sich stets gleichbleibenden Wesensbestimmtheit und seiner mannichfaltigen und wechselnden empirischen Gestaltung unterscheidet. Nach der ersteren Seite gehört es zur wesentlichen Kirche, und ist wie diese juris divini, nach der anderen zur empirischen und ist juris humani.

Das Amt, das zur Heilsordnung gehört, stammt aus dem Amte Christi, ruht in seiner durch die Gnadenmittel sich vermittelnden Gnadengegenwart in der Kirche und besteht in der ihr von Christo auferlegten Verpflichtung und ertheilten Berechtigung und Ermächtigung, in seinem Namen und Geist, nach seinem Willen und seiner Einsetzung gemäß, die Gnadenmittel zur Erbauung seines Leibes öffentlich zu verwalten. Es ist göttlich eingesetzt, seine unmittelbare Stiftung. Das Amtsthum dagegen, d. h. die ver-

schiedene geschichtliche Formation der Amtsverwaltung ist nicht heils-, sondern nur kirchenordnungsmäßig und beruht auf freier kirchlicher Anordnung. Indem der Verfasser diese Sätze durchführt, wendet er sich ebenso gegen die Vergesetzlichung des Amtsbegriffs von Seiten der römischen Hierarchie und die analog romanisirenden Tendenzen in der luth. Kirche — als auch gegen collegialistische Verflüchtigung des Amts durch bloße Rückführung auf das allgemeine Priesterthum.

Neben den mehr allgemeinen, sehr zeitgemäßen und beherzigenswerthen Ausführungen möchte ich hier noch auf einen speciellen Punkt hinweisen, in Bezug auf den auch noch vielfach Unklarheit herrschen dürfte. Es handelt sich um die kirchlichen Functionen, welche der einzelne Christ in casu necessitatis vollzieht. — Wenn der Einzelne in solchen Fällen z. B. tauft, so thut er es mit Recht, weil der Nothstand eben darin besteht, daß die Kirche in dem gegebenen Falle lediglich in ihm repräsentirt ist. Aber er handelt dann auch kraft der der Kirche eingestifteten Amtsvollmacht. Die nachträgliche Ratification der Nothtaufe erkennt die volle Wirkungskräftigkeit des Sacraments an und ersetzt nur um der Ordnung willen die fehlende kirchliche Ordination. Soll dagegen, wie man gewöhnlich behauptet, der Christ kraft des allgemeinen Priesterthums aller Gläubigen handeln, so wird die Validität seines Handelns nothwendig in Frage gestellt, weil abhängig gemacht von seinem Glauben; denn christliches Priesterrecht haben nun einmal nur die Gläubigen.

Aus dem zweiten Capitel, das einen Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung der Kirche giebt und ihre gegenwärtige Erscheinung charakterisirt, müssen wir uns bei dem uns nur beschränkt zugewiesenen Raum versagen, Einzelheiten hervorzuheben. Es gehört dieser Abschnitt, wie uns scheint, zu den klarsten, durchsichtigsten und vollendetsten des ganzen Werkes. Aber um ihn voll zu würdigen, will er eben im Zusammenhange gelesen sein. Ein Excerpt aus demselben kann gerade hier, wo das Ganze der kirchengeschichtlichen Entwickelung in einem in engem Rahmen von Meisterhand entworfenen Bilde sich darstellt, am wenigsten genügen.

Besonders möchte ich noch auf den Schlußabschnitt „die Kirche und die Kirchen" hinweisen. Das Verhältniß der Confessionen zu Kirche und Kirchenthum, welches in dem ersten Capitel nur angedeutet wurde, wird hier eingehend entwickelt und manche Frage, deren Behandlung dort an einer gewissen Unklarheit zu leiden schien, hier zu befriedigender Lösung gebracht.

Im dritten Capitel wird nun die Organisation der Kirche, ihr Bekenntniß nach Ursprung, Wesen, Entwickelung und Bedeutung zum Gegenstande der Untersuchung gemacht, darauf werden die Gnadenmittel besprochen und dabei namentlich der Unterschied von Wort und Sacrament sorgfältig erwogen.

Wir finden hier die unterscheidenden Merkmale derselben klar und überzeugend hervorgehoben, wie der Verfasser sie in seiner früheren Abhandlung über die kirchliche Verwaltung des Abendmahls schon eingehend dargelegt hatte, und es braucht wohl kaum daran erinnert zu werden, von welcher Bedeutung gerade dieser Gegenstand,

die richtige Verhältnißbestimmung von Wort und Sacrament für das Verhalten unserer Kirche der brennenden Frage gegenüber gewesen und noch ist, deren Lösung uns im letzten Jahrzehnt so schwere Kämpfe bereitet hat.

Aus dem Vorhergehenden werden nun die Grundsätze abgeleitet, wie sie der Kirche für ihre Selbsterbauung maßgebend sind. Die Principien der Einheit und Wahrheit, der Geschichtlichkeit und Freiheit, der Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit, der Ordnung und Feierlichkeit, welche nach dem Vorgange von Nitzsch in den Handbüchern der praktischen Theologie meist in der Liturgik behandelt zu werden pflegen, erscheinen hier mit Recht in den principiellen Theil hineingezogen, denn sie finden hier in der That ihre Anwendung, wenn auch vorwiegend, so doch nicht blos auf dem Gebiete des cultischen Handelns, sondern überall, wo es sich um Selbsterbauung der Kirche handelt.

Am Schluß kommt der Verfasser auf die Lehre von der Verfassung, dem Regiment und dem Verhältniß der Kirche zum Staat zu sprechen. — Gemäß den vorher hervorgehobenen Grundsätzen bestehen ihm Verfassung und Regiment nur jure humano von wegen der Kirche und ihrer Ordnung, aber auch kraft und mit der Autorität, die ihnen die Ordnung giebt. Sie sind an das Wort Gottes und das Bekenntniß gebunden; und wie das Regiment den Einzelgemeinden und Trägern des Amtes übergeordnet, so ist es der wesentlichen Kirche in ihrem Amte untergeordnet.

Der Unterschied von Kirchenamt und Kirchenregiment liegt damit klar zu Tage, ebenso aber ergiebt sich daraus, wie eng sie mit einander zusammenhängen. Auch das Regiment hat, wie das Amt mit Wort und Sacrament, mit Lehre und Cultus, Seelsorge und Zucht, überhaupt mit der Erbauung der Kirche zu thun, aber nicht unmittelbar, wie das Amt, sondern mittelbar, um die amtliche Verwaltung der Gnadenmittel im Namen der Kirche, in Gemäßheit des Bekenntnisses im Interesse der kirchlichen Erbauung zu regeln und zu leiten, zu pflegen und nach innen und außen zu wahren und zu schützen.

Bei der Verhältnißbestimmung von Kirche und Staat wird gleichfalls zuerst das Unterscheidende der beiden Gemeinschaften hervorgehoben, namentlich auf das Verkehrte hingewiesen, was sich so oft in den Begriff des „christlichen Staats" eingeschlichen. Mit Recht wird betont, wie das, was dieser Ausdruck besagt, zunächst gar nicht vom Wesen des Staats gilt, der als solcher lange vor der Kirche bestanden und von den Aposteln als vollberechtigt in seiner Sphäre anerkannt wird, sondern sich nur auf die Bürger desselben bezieht, sofern sie auch Mitglieder der Kirche sind, und insofern erst auf den Staat, der als solcher auch confessionslos ist.

So sehr sich also beide — Staat und Kirche — in ihrer Sphäre als berechtigt anzuerkennen haben, und so scharf ihre Gebiete zu unterscheiden sind, so darf doch der Unterschied nicht als absolute Trennung beider und als Herabsetzung der Religion zur bloßen Privatsache gefaßt werden, abgesehen davon, daß die Trennung ohne Herabwürdigung des Staats zum völligen Nihilismus in Beziehung

auf alles Höhere, d. h. ohne Verurtheilung desselben zur reinen Profanität, unmöglich ist und darum schon sich jederzeit als ein Unding erweisen wird.

Das richtige Verhältniß ergiebt sich danach in seinen Hauptzügen, wie der Verfasser sie am Schluß dieses Abschnitts entwirft.

Gehen wir zu dem zweiten Theil des Werkes über, welcher Geschichte und Theorie des Cultus behandelt, so müssen wir uns zunächst durchaus einverstanden damit erklären, daß der Verfasser nicht in der bisher üblichen Weise alle liturgischen Acte der Kirche mit hineinzieht, sondern sich auf die Cultuslehre als solche beschränkt. Bei der früher gebräuchlichen Behandlungsweise mußte entweder Zusammengehöriges unnatürlich auseinandergerissen werden, oder aber, wenn man etwa das, was zur Begründung der liturgischen Formulirung z. B. des Confirmations- und Trauactes über Geschichte, Wesen und Bedeutung des Katechumenats, der Ehe und Trauung beizubringen ist, aus der Katechetik und Theorie der Seelsorge in die Liturgik hinübernahm, eine ganz unverhältnißmäßige Stoffüberhäufung eintreten.

Es ist also durchaus richtig, sich in der „Liturgik" ausschließlich auf den Cultus, die Communionacte und ihre Zusammenfassung zu beschränken. Trotz dieser Beschränkung ist es immer noch ein überreicher Stoff, der hier zur Behandlung kommt.

Um die uns gezogenen Grenzen nicht allzusehr zu überschreiten, sehen wir hier von einer Besprechung des principiellen und historischen Theiles ab und wenden uns dem Abschnitt zu, welcher dem allgemeinen Interesse am nächsten liegt, dem Ausbau des Gemeindegottesdienstes, wobei wir namentlich die vom Verfasser befürworteten Ergänzungen resp. Veränderungen unserer Gottesdienstordnung in's Auge fassen. — Auf diesen Gegenstand ist ja auch in diesem Blatte die Aufmerksamkeit wiederholt gerichtet worden.

Was nun zunächst den Introitus anlangt, der ja seit dem Erscheinen der in den „Liturgischen Beiträgen" von Harnack dargebotenen Muster factisch in vielen Gemeinden eingeführt ist, so hat der Verfasser bereits Gelegenheit gefunden, die von ihm aufgestellten Grundsätze der von dem Petersburger liturgischen Comité vertretenen abweichenden Anschauung gegenüber zu vertreten und darin auch von Seiten des kurländischen Comité's (vgl. den Aufsatz über den einleitenden und Wort-Act im Hauptgottesdienst, Nov.-Heft 1878) Zustimmung gefunden.

Daß bei den gesungenen Introiten der Wechsel derselben auf die Hauptgruppen des Kirchenjahres einzuschränken ist, wie die Braunschweigisch-Lüneburger Kirchenordnung solches zuerst gethan, scheint allerdings aus Rücksicht auf die Gemeinde geboten, weil sie sonst überladen und verwirrt werden würde. — Die gesprochenen Introiten aber möchten auch wir in der für jeden Sonntag besonders ausgewählten Form beibehalten wissen, wenn uns hier auch Kürzungen erwünscht erscheinen und wir daher mehr zu den altkirchlichen Formen zurückgreifen möchten.

Was nun weiter die Stellung des Introitus betrifft, so können wir auch nicht anders, als uns für die jetzt übliche aussprechen und gegen

P. Räder's Vorschlag erklären (vgl. den Artikel im November-Heft), der ihn aus dem Einleitungsacte ausscheiden und zu dem Wortacte ziehen will. — Er beruft sich dabei auf die älteren lutherischen Kirchenordnungen, welche — wo sie ein Confiteor und die Absolution haben, diese dem Introitus voranstellen und dann erst Kyrie und Gloria folgen lassen. Geschichtlich erklärt sich diese Anordnung einfach daraus, daß die lutherischen Agenden das Sündenbekenntniß und die Absolution dem Initium missae der römischen Kirche entlehnten, diesem dem eigentlichen Gottesdienste voraufgehenden privaten Acte, in welchem der Priester und Ministrant sich gegenseitig absolvirten.

Dem innern Gange des Gottesdienstes entspricht aber, wie mir scheint, die Ordnung entschieden mehr, wie sie nach dem Vorgange der neuen preußischen Agende die Kirchenordnungen der Neuzeit adoptirt haben.

Denn, was zunächst den Introitus betrifft, so giebt gerade die Voranstellung desselben dem Einleitungsacte diejenige Gestalt, durch welche er das wird, was er sein soll, eine Vorbereitung auf den ganzen Gottesdienst. Indem nämlich der Introitus auf den Wortact, das Confiteor und Kyrie aber mit dem folgenden Absolutionsspruch und Gloria auf den Sacramentsact hinweist, wird durch Verbindung dieser vorbereitenden Momente der Einheit des ganzen Gottesdienstes schon im Eingang Ausdruck gegeben und so die Aufgabe des Einleitungsactes in jeder Beziehung auf's Glücklichste gelöst.

Was weiter das Kyrie und Gloria anlangt, welche Räder den älteren Agenden entsprechend mit dem Introitus der Absolution folgen lassen will, so mag zugegeben werden, daß, wie er nachzuweisen versucht, die neue preußische Agende aus Abkürzungsrücksichten Confiteor und Kyrie zusammengestellt. Es sprechen aber auch innere Gründe dafür, das Kyrie — diesen Nothruf menschlichen Elends — als Steigerung des Confiteor diesem folgen, nicht erst eintreten zu lassen, wenn uns in der Absolution die Hauptlast genommen ist.

Was P. Räder S. 498 gegen diese von den neueren Agenden adoptirte Ordnung anführt, scheint mir mehr gegen, als für ihn zu sprechen. Namentlich im Vaterunser entspricht es ja ganz der gegenwärtigen Ordnung, wenn in der 5. und 7. Bitte Beichtgebet und Bitte um Erbarmung einander folgen, ehe der Bittende in dem sein Gebet beschließenden Amen der Erhörung seiner Bitte sich getröstet. Wie eng das Absolutionswort mit dem lobpreisenden Wiederhall desselben, dem Gloria, zusammengehört, liegt auf der Hand.

So scheint mir denn, sowohl was die Stellung des Introitus, wie auch die Zusammenstellung des Confiteor und Kyrie, der Absolution und des Gloria betrifft, in den neueren Agenden ein innerlich wohl begründeter organischer Fortschritt der Gottesdienstordnung vorzuliegen, und ich habe auf diese Frage hier darum kurz einzugehen Veranlassung genommen, weil P. Räder bemerkt, er habe bei Harnack eine Antwort auf dieselbe vermißt.

In Bezug auf das Confiteor erlaube ich mir noch eine Bemerkung. Harnack führt S. 596 an, „daß einige wenige Kirchenord-

nungen am Schluß der Predigt als Summe und Ertrag derselben eine Beichte und Absolution verlesen lassen." Diese Sitte, welche nicht nur in der hessischen reformirten Kirchenordnung sich findet, sondern die auch die streng lutherische Landesordnung des Herzogthums Preußen von 1525 aufgenommen, die in Nürnberg bestand und das Gutachten der Wittenberger Theologen veranlaßte, hat sich nachmals in Mittel- und Norddeutschland, namentlich in Sachsen fest eingebürgert.

Auf Grund dieser Tradition, die an einen von Luther 1523 gemachten Vorschlag anknüpft, dürfte die Frage wohl der Erwägung werth sein, ob nicht, wie Zezschwitz S. 423 seiner praktischen Theologie empfiehlt, „in communionlosen Gottesdiensten in der auf die Predigt folgenden Altarhandlung zuerst die Aufforderung an die Gemeinde zu richten wäre, Gott ihre Sünde zu bekennen, und ihren Gnadenstand zu erneuern, worauf das Sündenbekenntniß und die Absolution folgt, auf Grund deren sich die Gemeinde zu dem Priesteracte des allgemeinen Fürbittgebets erhebt." Auf diese Weise fände der communionlose Gottesdienst einen der Sacramentsfeier analogen würdigen Schluß, wobei dann natürlich das Confiteor und die Absolution am Anfange auf einen kurzen Beicht- und Trostspruch zu beschränken wäre.

Daß das Kirchengebet von der Kanzel an den Altar als den allein dafür geeigneten Ort verlegt werde, dürfte wohl allgemeine principielle Zustimmung finden.

Für den Gebrauch eignen sich namentlich solche Gebete, wie sie Harnack in seinen liturgischen Formularen bietet, in denen die Gemeinde durch Zwischenresponsen in die unmittelbare Betheiligung hineingezogen wird.

Was nun die Ergänzungen und Erweiterungen anlangt, die Harnack für den Sacramentsact vorschlägt, so bestehen sie in der demselben einzugliedernden kurzen Vermahnung und einem dem Vaterunser vorausgehenden Gebet.

Die Vermahnung nimmt übrigens in den „liturgischen Formularen" eine andere Stelle ein, als der Verfasser ihr in dem Handbuch anweist. Im letzteren läßt er sie der Präfation vorangehen, in den Formularen derselben folgen. — Wir geben der letzteren Anordnung den Vorzug, denn ihre Hauptaufgabe soll die sein, die Andacht der Gemeinde auf die Stiftungsworte Christi zu richten und sie für ihre Vernehmung zu stärken. Demnach stehen sie am passendsten unmittelbar vor der Consecration. — Dieser folgt dann das Gebet, welches das Vaterunser einleitet, das in unserer Agende ziemlich unvermittelt dasteht und incorrecter Weise der Consecration vorangestellt ist. In diesem Gebete haben wir eine evangelische Restitution der alten Epiklesis des heil. Geistes. Wenn Harnack von dieser (S. 446) sagt, daß dieselbe — seit der alt-katholischen Zeit gebräuchlich — die Bitte enthalten habe, es möge der heil. Geist das Brod und den Wein zum Leibe und Blute Christi machen oder werden lassen, so ist das insoweit richtig, als die Kirche im Laufe der Zeit, da mit der Ausbildung der Opfertheorie der Hauptnachdruck auf die Consecration fiel,

eſes Gebet allerdings in dem Sinne gefaßt hat, dem entſprechend
ch den urſprünglichen, von Harnack angeführten Ausdruck ἵνα
ροφήνῃ geradezu in ποιήσῃ umgewandelt hat. — Daß aber urſprüng-
h nicht eine Einwirkung des Geiſtes auf die Elemente, ſondern
f die Genießenden gemeint ſei, das ἀποφήνῃ in ſeinem nächſten
inn als manifestare, ostendere nicht als exhibere und efficere
faßt, alſo gebeten werde, der Geiſt möge mit ſeinem Gnadenbeiſtande
rken, daß der Genuß des Sacraments den Communicanten ein ge-
gneter ſei, das hat Steinmeyer in ſeiner Schrift „die Euchariſtie-
er und der Cultus“ S. 133 ff., wie mir ſcheint, überzeugend
rgethan.

Während nun auch in der evangeliſchen Kirche hie und da, z. B.
alz-Neuenburger Kirchenordnung von 1543, das Gebet in dem
inn der Einwirkung auf die Elemente vorkommt, hat Harnack es
der hier allein paſſenden und echt evangeliſchen Form wieder-
rgeſtellt.

Gehen wir nun zur Homiletik über, ſo behandelt der Verfaſſer
er zuerſt im grundlegenden Theil das Verhältniß der geiſtli-
en Beredſamkeit zur Beredſamkeit überhaupt, giebt dann
e Geſchichte der Predigt — ein Abſchnitt, der ſich durch Reichthum
ines Inhalts und meiſterhafte Charakteriſtik der einzelnen Homile-
n beſonders auszeichnet — und beſpricht im dritten conſtructiven
heil zuerſt die Predigt als Cultusact der Rede, ſodann als
ede act im Cultus.

Im erſten Abſchnitt entwickelt er den Begriff und Inhalt der
redigt als integrirenden Hauptact des Gottesdienſtes.

Von ganzem Herzen ſtimmen wir hier dem Verfaſſer bei, wenn
S. 160 ſagt: Primär und überwiegend iſt die Predigt ein ſacra-
entaler Cultusact. Sie erhält dieſen Charakter durch ihr Object,
s Wort Gottes, das ſie predigt, und um deswillen ſie allein da iſt.
uf dieſem Worte ruht ſie, aus ihm ſchöpft ſie nicht nur ihren In-
lt, ſondern ſie predigt dieſes Wort ſelbſt, und in dem Maße, als
e das thut, participirt ſie auch an der ſacramentlichen Natur deſſel-
n. Denn nur das Wort Gottes und ſonſt nichts, hat die Macht
nd das Recht, in der Kirche zu ſprechen. ..... Dahin lautet auch
r Auftrag des Herrn, Matth. 28, 19. 20 ꝛc.

Macht man nun mit dieſen Sätzen vollen Ernſt, ſo ſcheint mir
e nothwendige Conſequenz zu ſein, daß man bei der Begriffs-
ſtimmung der Predigt davon ausgeht: die Predigt ſei zunächſt und
or Allem Verkündigung und Gabe des Worts. Sie fällt
mnach mit der Miſſionspredigt und dem katechetiſchen Unterricht
ter die eine Hauptkategorie, der Verkündigung des göttlichen Worts.
nd erſt auf Grund dieſer gemeinſamen Aufgabe ergeben ſich die
arakteriſtiſchen Einzelbeſtimmungen der drei verſchiedenen Arten der
erkündigung. Die erſte iſt reine Thatſachenverkündigung denen
gegenüber, die noch außerhalb der Kirche ſtehen, die andere iſt Mittel,
e werdenden Kirchenglieder heranzubilden, die dritte: feiernde Ver-
ndigung des Worts im Kreiſe der ihrer Idee nach im Vollbeſitz der
rchlichen Gnadengüter Stehenden.

Also ihrem Wesen nach ist die Predigt Verkündigung und Gabe des Worts, ihren besonderen Charakter nur gewinnt sie als Bestandtheil des Gemeindegottesdienstes. Jenes ist das Primäre, dieses das Secundäre.

Bei dem Verfasser wird dieses Verhältniß umgekehrt. Nach ihm geht (S. 157) die Predigt mit dem Cultus aus dem Leben der schon bestehenden Gemeinde der Gläubigen hervor und hat die allseitige Darlegung des Glaubensgehalts zur Erbauung dieser Gemeinde zu ihrer Aufgabe. Noch deutlicher heißt es S. 159: die Predigt ist Darstellung und Bethätigung des schon vorhandenen geistlichen Lebens zum Zweck seiner Förderung und Erbauung in der Form des persönlichen Zeugnisses. Es unterscheidet sich die Predigt von dem Liturgischen dann dadurch, daß im letzteren der Gemeindeglaube als Allen gemeinsamer und in sich identischer, im Homiletischen dagegen in seiner Mannichfaltigkeit, seiner casuellen und individuellen Ausprägung sich kundgiebt. Immer aber ist's zunächst Darlegung des Gemeindeglaubens — und dem entsprechend hätte denn auch der Verfasser im weiteren Verlauf der Darstellung die Predigt primär als sacrificiellen Act bezeichnen und erst secundo loco das sacramentale Moment hervorheben müssen.

Wenn er das nicht gethan, so scheint er damit seiner ursprünglichen Begriffsbestimmung allerdings untreu geworden zu sein; wir können aber diese Inconsequenz nur als eine glückliche bezeichnen, denn dieselbe ermöglicht es dem Verfasser, im weiteren Verlauf seiner Darstellung in allein richtiger Weise zuerst die objective Seite der Predigt zu betonen — und dann erst die subjectiven Momente hervorzuheben, also zuerst und vor Allem ihren biblischen, dann den confessionellen liturgischen und pastoralen Charakter darzulegen, und dem entsprechend im folgenden Capitel, in welchem die Grundverhältnisse der Predigt erörtert werden, — ihr Verhältniß zunächst zum Wort im Allgemeinen und zu dem Text als der concreten Grundlage der Verkündigung — sodann das Verhältniß zum Leben der Kirche und der Gemeinde, zum Kirchenjahr, zu den concreten Gemeindeverhältnissen, und endlich ihr Verhältniß zur Persönlichkeit des Predigers zu entwickeln. So fordert es das Wesen der Predigt, so allein wird auch dem Prediger und der Gemeinde die rechte Stellung zu ihr gesichert und das Bewußtsein lebendig erhalten, welches die rechte Verkündigung und die segensreiche Wirkung der Predigt bedingt, daß wir es bei ihr nicht zunächst mit einem Ausdruck des Gemeindeglaubens, sondern mit der gottgeordneten Verkündigung und Gabe des Worts zu thun haben. — und dann erst die übrigen, die Cultuspredigt charakterisirenden Momente in Betracht kommen. — Ergiebt sich uns das schon aus dem Wesen der Predigt überhaupt — selbst dann, wenn die Cultusgemeinde das wäre, was sie sein sollte, eine Gemeinde, die auf der Höhe des Communionstandes, in lebendigem Besitz der gläubig angeeigneten Heilsgaben Gottes stände, wie viel mehr thut es noth, der Predigt diesen ihren Grundcharakter zu wahren, wo thatsächlich die empirische Gestalt der Gemeinde und ihrer Idee sich nicht nur nicht decken, sondern die Gemeinden in der überwiegenden Mehr-

hl ihrer Glieder sich in Gegensatz und Widerspruch zu ihrer Idee finden. Da wird die Predigt den ihr immerhin eignenden cultischierenden Charakter hinter den durch die Bedürfnisse der Gemeinde geforderten habituellen, ja missionirenden Aufgaben elfach zurücktreten lassen müssen.

Hatte der Verfasser in der ersten Hälfte des constructiven Theils Beiff und Inhalt der Predigt, Bestimmung und Begränzung ihres Stoffes ch den hier in Betracht kommenden Grundverhältnissen erörtert, so verlgt er nun in der zweiten Hälfte das Werden der Predigt durch die rschiedenen Stadien ihres Gestaltungsprocesses hindurch, ıb giebt in diesen Abschnitten eine solche Fülle aus tiefem Verständß und reicher Erfahrung geschöpfter treffender Bemerkungen, fruchtırer Gedanken und werthvoller methodischer Anleitungen, daß wir esen Theil nicht genug der Beachtung empfehlen können. Den letzn Theil des ganzen Werkes bildet die Theorie und Geschichte er pastoralen Gemeindeleitung oder der Seelsorge.

Wie schon der Titel sagt, sind auch hier das historische, princielle und methodische Moment der Disciplin miteinander verbunden.

Das erstere kommt zunächst in der Einleitung zur Geltung, wo n Ueberblick über die Geschichte der Seelsorge überhaupt gegeben ıb dabei namentlich die Frage erörtert wird, wie in den verschiedem Zeiten der Kirche das christliche Lebensideal angeschaut worden ıb wie sich demgemäß das kirchliche Leben zum christlichen überıupt gestellt hat. — Außer diesem Gesammtbilde der kirchlichen ebensentwickelung, bei dessen Zeichnung der Verfasser wiederum seine leisterschaft in der übersichtlich charakterisirenden Darstellung bewährt, ebt er noch die Geschichte der einzelnen seelsorgerischen Orıne und Institute wie der Diakonie und des Beichtwesens, ie Geschichte der Volksschule in den Ostseeprovinzen und der irksamkeit Herrnhuts in unserer Landeskirche.

Die Darstellung der Theorie der Seelsorge gliedert er derart, ß er zuerst die Vorbedingungen derselben bespricht — in diesem schnitte mache ich besonders auf das hochbeherzigenswerthe apitel aufmerksam, welches die Person des Pastors, seine esinnung, seine Gaben und sein Leben behandelt — dann e pastorale Gemeindeleitung im Ganzen und endlich dieselbe in eziehung auf die einzelnen Seelen- und Lebenszustände in's ıge faßt.

Vorausgeschickt ist noch die allgemeine Begriffsbestimmung ıb die Erörterung über Wesen und Aufgabe der Seelsorge.

Mit der Begriffsbestimmung der Seelsorge, wie der Verfasser sie . 303 zusammenfassend giebt, stimmen wir sonst vollkommen überein, ır wenn er als Zweck derselben „die Gewinnung und Mündigachung der Gemeindeglieder" bezeichnet, vermissen wir hier die ıre Unterscheidung zwischen dem Zweck der seelsorgerischen und katetischen Thätigkeit. Während die letztere das Ziel verfolgt, welches r Verfasser hier als Zweck der Seelsorge hinstellt, möchten wir die

Aufgabe der Seelsorge dahin charakterisiren, die zur kirchlichen Mündigkeit herangebildeten Gemeindeglieder theils auf der erreichten Stufe zu erhalten, theils, wo sie von derselben zurückgesunken, wieder zu ihr zurückzuführen. Damit ist dann der doppelte Gesichtspunkt der erhaltenden und der gewinnenden Seelsorge gegeben.

Indem ich darauf verzichte, dem Verfasser auf alle einzelnen Gebiete der seelsorgerischen Thätigkeit zu folgen, möchte ich nur auf einen Punkt etwas näher eingehen, der in letzter Zeit in unserer Landeskirche lebhaft erörtert worden und über den der Verfasser sehr Beachtenswerthes beibringt. Es ist die Frage von der Kirchenzucht.

Da orientirt uns der Verfasser S. 497 ff. zunächst über die Stellung der Reformatoren zu dieser Frage. Er constatirt, daß Luther in seinen Ausführungen über die Kirchenzucht vor Allem betont, es sei zunächst ihre Aufgabe, „Besserung und Heil des Verbannten zu suchen und die innere geistliche Gemeinschaft mit ihm wiederherzustellen."

Als zunächst berufenes Subject der Kirchenzucht bezeichnet er in seinen ersten Schriften die Gemeinde. Später aber, heißt's S. 499, „ordnet er mit Recht das Amt vor, weil er in der Kirchenzucht primär ein seelsorgerisches Verfahren sieht und nur für die weiteren Stufen wird die Gemeinde herbeigezogen."

Unter den Citaten aus den Bekenntnißschriften mache ich namentlich auf die Stelle der Concordien-Formel aufmerksam (Epit. S. 560), welche den Satz der Schwenkfeldianer verwirft, welche lehren, daß keine christliche Gemeinde da sei, wo kein öffentlicher Ausschluß und ordentlicher Proceß des Bannes gehalten werde.

Auch die Kirchenordnungen der Reformationszeit fassen die Kirchenzucht als Bethätigung des Bindeschlüssels und als seelsorgerisches Mittel auf, darum zunächst als Amtszucht, der dann die Gemeinde beitrat.

Da es leider an einer Gemeindeorganisation fehlte, trat als weitere Instanz nicht die Localgemeinde, sondern sofort die in dem Kirchenregiment vertretene Gesammtgemeinde ein. Es war also insofern von vornherein eine abnorme Entwickelung, als das Gemeindeelement nicht zu seinem Rechte kam. Sehr instructiv ist der Abschnitt, in welchem die Stellung der lutherischen und reformirten Kirche zur Kirchenzucht in ihrem Unterschiede charakterisirt wird.

In der lutherischen Kirche trägt die Kirchenzucht einen amtlich-pastoralen, in der reformirten Kirche einen christlich-socialen gemeindlichen Charakter. Die lutherische Kirche legt den Schwerpunkt in die heiligende Gnadenmittelgemeinschaft, die reformirte in die heilige Gemeinde.

In der lutherischen ist sie zuerst seelsorgerischer Art und eine prohibitive Gewissenswahrung der Kirche, in der reformirten primär ein Sittengericht, eine Vorschrift, wie die Glieder der Kirche leben sollen, um eine heilige Gemeinde darzustellen. Daher gehört denn auch die Kirchenzucht nach der reformirten Kirche mit zum Wesen der Kirche,

während unsere Kirche an dem bekannten „satis est etc.“ des Art. VII der Augustana festhält. Wie nun die Kirchenzucht in unserer Kirche nach dem dreißigjährigen Kriege verweltlicht, wie polizeiliche Mittel immer mehr herangezogen werden, namentlich die Kirchensühne in das gerade Gegentheil dessen verkehrt wird, was sie sein soll, sofern das, was allein obrigkeitlich angeordnet werden kann, der Ausschluß, wegfällt, und das, was nur einen Sinn hat, wenn es frei begehrt wird, die Sühne, als Verschärfung einer Criminalstrafe stehen bleibt, — das ist ja allbekannt und uns um so mehr, als ja der Rest, den unsere Kirchenordnung von Kirchensühne noch hat, denselben Charakter trägt.

Nach dem geschichtlichen Ueberblick faßt Harnack die Grundsätze, die uns bei Uebung der Kirchenzucht maßgebend sein sollen, in folgende Punkte zusammen:

1) Daß es sich vom Standpunkt der lutherischen Kirche aus nicht um ein positives Sittengericht, sondern blos um die negative, prohibitive Kirchenzucht, um eine unabweisbare Gewissenswahrung der Kirche handelt, d. h. darum, daß der Sünder nicht zu Grunde gehe und die öffentliche Sünde nicht die Zustimmung der Kirche erhalte.

2) Daß die Zuchtübung unterschiedslos zu üben ist, gegen alle groben Sünden und gegen alle Schichten der Gesellschaft. Traut sich die Kirche dazu nicht die Macht zu, so verzichte sie lieber zeitweilig darauf. Denn sie hat, nachdem sie selbst so viel an ihren Gliedern versäumt, leider keine sittliche Berechtigung, plötzlich und ohne Weiteres mit einem Zucht- und Strafverfahren anzufangen . . . Nur in ihrem Zeugniß darf sie nicht schweigen; ja eben durch dasselbe soll sie auch die Zucht allmählich anbahnen.

3) Die Kirchenzucht kann immer nur vorhandenes Leben offenbaren, nimmer aber ein nicht vorhandenes schaffen. Sie setzt immer schon einen entsprechenden Geist voraus und obgleich sie primär von dem Träger des Amts zu üben ist, so ist sie doch nicht getrennt von der Gemeinde in's Werk zu setzen, d. h. sie ist nicht auszuführen da, wo die Gemeinde in einer Gegenströmung gegen sie begriffen ist, und sie ist in einem gewissen Stadium nicht durchzuführen ohne die Mitwirkung der Gemeinde . . . . . .

Indem der Verfasser zum Schluß unsere concreten Verhältnisse in's Auge faßt, weist er darauf hin, wie in unsern Landgemeinden sich noch Manches aus der Kirchenzucht erhalten und mahnt dazu, die vorhandenen Reste sorgfältig zu pflegen, wo sie aber untergegangen sind, dahin zu arbeiten, daß sie wieder in's Leben gerufen werden.

Mit Recht erklärt er die vorhandene Opposition in den Gemeinden namentlich aus einem gewissen Mißtrauen gegen die Träger des Amts, bei denen man hierarchischen Mißbrauch der Kirchenzucht befürchtet. Und wenn er nun mahnt, darüber zu wachen, daß diese Besorgniß keinen Grund erhalte, und uns zugleich an's Herz legt, die etwa noch vorhandenen Reste der Kirchenzucht zu pflegen, so scheint mir, thut uns besonders noth, unser Augenmerk darauf zu

richten, wie die Lücke ausgefüllt werden könnte, die von Anfang an bei der Ausübung der Kirchenzucht in der lutherischen Kirche bestanden, d. h. die Frage zu erwägen, wie neben dem Amte und dem Kirchenregimente auch die Localgemeinde in die Mitbetheiligung hineingezogen werden könnte. Und wo nun in unserem Gemeindeleben Ordnungen vorhanden sind, welche sich in dieser Beziehung als geeignete Handhabe für die Zuchtübung darbieten, wird es darauf ankommen, an diese anzuknüpfen und von da aus weiter zu bauen. Vor Allem aber gilt es, das Bewußtsein von der Heilsamkeit und Nothwendigkeit der Zucht zu wecken und wo es noch nicht ganz geschwunden, zu beleben, um so die Voraussetzungen für eine evangelische Zuchtübung zu gewinnen.

Zum Schluß sei mir gestattet, ein Wort aus Zezschwitz' praktischer Theologie (Lehre von der Seelsorge S. 579) anzuführen, welches denselben Weg andeutet, der sich auch uns zunächst zu empfehlen scheint. „Wo noch die Sitte öffentlicher Anmeldung zur Beichte, etwa nach dem Freitagswochengottesdienst besteht, ist einem Seelsorger, der mit dem Volke zu handeln weiß, die beste Gelegenheit gegeben, die Gemeinde wie den Kirchenvorstand selbst, den man dieser Anmeldung anwohnen läßt, dazu zu erziehen, einmal ortsbekannte Sachen mit Einfalt und Würde auch öffentlich und gemeinsam zu schlichten und so allen Vorwurf gegen heimliche Zuträgereien zu entkräften. Noch bis in die neueste Zeit hat sich auf diese Weise hie und da eine pfarramtliche Wirksamkeit nach Art und Eindruck der alten Sendgerichte als möglich gezeigt. Ueberall aber lassen sich durch weise Betheiligung der Gemeindeversammlung zu selbstständiger Erneuerung der Zucht in ihrer Mitte noch am ehesten neue Grundlagen dafür in den Einzelgemeinden herstellen."

Unsere Besprechung hat die für eine literärische Anzeige üblichen Grenzen nicht unbeträchtlich überschritten. Wir glauben im Hinblick auf die Bedeutung des Harnack'schen Werkes einer Entschuldigung dafür nicht zu bedürfen. Möge der Verfasser in der eingehenderen Analyse seines Buches einen Beweis dafür sehen, wie hoch wir den Werth desselben zu schätzen und wie sehr wir uns ihm für dasselbe zu Dank verpflichtet wissen.

Vor Allem aber ist es uns Bedürfniß, unserer Freude und unserem Danke gegen Gott den Herrn Ausdruck zu geben, der es dem verehrten Nestor unter unseren akademischen Lehrern vergönnt hat, nach den Zeiten schwerer Krankheit seine fruchtbare literärische Thätigkeit wieder aufzunehmen, und ihm die seltene Geistesfrische und Kraft verliehen, die dazu gehört hat, ein so großes und hervorragendes Werk, wie das vorliegende, zum Abschluß zu bringen.

Wir vermögen dasselbe schließlich der Beachtung und dem Studium der Amtsbrüder nicht besser zu empfehlen, als mit den Worten des Recensenten im jüngsterschienenen Märzheft der Schürer'schen Literaturzeitung, in der es heißt: „Der Verfasser bietet uns eine reife, köstliche Frucht seines der ganzen Kirche zugewandten, durch umfassende Gelehrsamkeit und tief eindringendes Urtheil hervorragenden, auf allen

Gebieten menschlichen Erkennens und Strebens heimischen Geistes. Namentlich der letzte Theil enthält eine reiche Fülle gehaltvoller Erfahrungsweisheit und auch bekannte Dinge empfangen hohen Werth, weil sie von großen Gesichtspunkten aus betrachtet und in einem wohlthuenden Lichte gezeigt werden. Es wird im Gesichtskreis eines im Dienste der Kirche stehenden Theologen wohl kaum eine Frage auftauchen können, die nicht in dieser praktischen Theologie ihre treffende Beantwortung fände und daher werden dem Verfasser Viele für dieses die Kirche auferbauende Werk von Herzen danken."

F. H.

Stryk, A. G. v., Lehrbuch der biblischen Geschichte alten und neuen Testaments für städtische Knaben- und Mädchen-Elementarschulen. Zweite, sorgfältig durchgesehene Auflage. Reval. Kluge. 1879.

Sechs Jahre nach seinem ersten Erscheinen tritt das vorliegende Lehrbuch abermals an die Oeffentlichkeit und liefert damit den Beweis, daß es ihm gelungen ist, Anerkennung zu finden und Freunde zu gewinnen. Die neue Auflage hat eine sorgfältige Durchsicht und viele Verbesserungen im Einzelnen, aber keine wesentliche Veränderung erfahren, da der Verfasser keine Veranlassung gehabt hat, von den Grundsätzen und Gesichtspunkten abzugehen, die ihn bei der Ausarbeitung der ersten Auflage geleitet haben. Er spricht sich über diese dahin aus, daß den Kindern der ganze historische Inhalt der Bibel rein und unverkürzt gegeben werden muß, soweit es möglich ist, daß dagegen Form und Ausdrucksweise dem Verständniß der Schüler anzupassen seien, wobei freilich die Pietät für die biblische Form nicht außer Acht gelassen werden dürfe, da die Kinder doch in späteren Jahren die Bibel selbst in die Hand nehmen sollen. Wir können uns mit diesen Anschauungen einverstanden erklären und glauben dem Verfasser das Zeugniß geben zu dürfen, daß es ihm gelungen ist, in den meisten Fällen den geeigneten Ausdruck zu finden und die gesunde Mitte zwischen den Extremen eines ängstlichen Festhaltens am Alten und Veralteten, und eines rücksichtslosen Modernisirens einzuhalten. In manchen Fällen hätte jedoch immerhin unbeschadet der Verständlichkeit die biblische Ausdrucksweise mit größerer Treue festgehalten werden können. Am wenigsten aber möchte es zu billigen sein, daß, wenn auch nur in mehr nebensächlichen Momenten, durch die freiere Ausdrucksweise der eigentliche Sinn des biblischen Textes alterirt wird. Ein Beispiel hievon erlauben wir uns anzuführen. In der Erzählung von Sodom's und Gomorra's Untergang (§ 11) reden die Männer Lot an: „Komm her! Du bist hier der einzige Fremdling und willst regieren! Wohlan, wir wollen dich tödten." Letzteres steht weder im deutschen, noch im hebräischen Text und es scheint uns daher angemessener, die Worte entweder ganz fortzulassen, wie dieses auch Kurtz in seiner biblischen Geschichte gethan hat, oder dem Urtext gemäß etwa so wiederzugeben: „Fort mit dir! du bist u. s. w. Es soll dir nun schlimmer gehen als jenen."

Nach einer andern Seite hin können wir uns dem Verf. voll-

ständig anschließen. Wenn er sich der Anmerkungen principiell enthalten zu müssen gemeint und nur hie und da ein erläuterndes Wort hinzugefügt hat, weil viele Anmerkungen den Schüler verwirren, während die in der Stunde vom Lehrer gegebene Erklärung dem Kinde viel anschaulicher wird, — so sind wir damit ganz einverstanden. Es möchten die Fälle nicht selten sein, in denen an den Schülern die Beobachtung gemacht werden kann, daß ihnen die Anmerkungen nur dazusein scheinen, um nicht gemerkt zu werden.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit schließlich noch der Eintheilung und Anordnung zu, so zerfällt die Geschichte des alten Testaments in sechs Abschnitte: die Urgeschichte § 1—6, die Geschichte der Patriarchen § 7—27 mit Hiobs Geschichte als Anhang, die Geschichte Mosis § 28—41 (die Ueberschrift des letzten Paragraphen dürfte der Zeitfolge wegen richtiger „Aarons und Mosis Tod" heißen, als umgekehrt, auch wäre es uns lieber, wenn die lateinische Genetivendung vermieden und die Fassung „Mose" gewählt worden wäre), die Geschichte Josua's und der Richter § 42—50, die Königs- und Blüthezeit Israels § 51—62, die Zeiten des Verfalls und Untergangs der getheilten Reiche § 63—71. Die Geschichte des neuen Testaments umfaßt 68 Paragraphen, die in 5 Abschnitten unter den Ueberschriften: Jesus als Kind (§ 1—6), Jesus als Lehrer und Prophet (§ 7—41), Jesus als Hoherpriester (§ 42—49), Jesus als verklärter und erhöhter König (§ 50—53), Gründung und Ausbreitung der Kirche Christi durch die Apostel (§ 54—68) vertheilt sind.

Die Auswahl und Gruppirung darf als eine im Ganzen wohlgelungene bezeichnet werden. Daß aus der späteren Königsgeschichte nur das Wesentlichste hervorgehoben ist, dürfte allgemeine Billigung finden, doch ist es mindestens mißverständlich, wenn § 67, S. 84 die frommen Könige von Juda in folgender Ordnung genannt werden: „Josaphat, dann Josia, — endlich auch — Hiskia." Soviel müssen die Schüler doch schon aus dem Text selbst und nicht erst durch eine Erklärung des Lehrers erfahren, daß Josia's Regierung und Reformation der Zeit Hiskia's nicht vorausgeht, sondern nachfolgt.

Abgesehen von einigen solchen kleinen, leicht zu beseitigenden Verstößen, können wir das Buch mit dankbarer Anerkennung begrüßen und empfehlen. Möge es dem werthen Verfasser vergönnt sein, mit und an demselben noch lange zum Bau des Reiches Gottes in den Herzen unserer Jugend zu arbeiten! H.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Cand. J. Th. Helmsing.

Gegen den Druck dieser Schrift ist von Seiten des Livl. Evang.-Luth. Consistorii nichts einzuwenden. — Riga, den 14. Mai 1879. Dr. Christiani, Vicepräses.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 18. Mai 1879.

Druck von W. F. Häcker in Riga.

I.

Leitende Artikel und Aufsätze.

Ueber die Aufgabe der Revision der Gottesdienstordnung unserer Agende.

rtrag, gehalten auf der St. Petersburgischen Synode d. J. von P. Murmann zu Keltos.

Als das von der Synode des Jahres 1876 erwählte Comité zur Re-ion der Agende im Jahre 1877 in zwei Commissionen, in eine deutsche d eine finnische getheilt wurde, setzte man voraus, daß die Revisions-beit mit verdoppelten Kräften viel rascher ausgeführt werden könnte. deß scheinen beide Commissionen ihre Lust zu der angefangenen beit verloren zu haben. Die Ursachen davon können mehrfach sein, d unter diesen ist es nicht die geringste, daß ein Jeder von den mmissionsmitgliedern von seinen Amtsangelegenheiten so sehr in nspruch genommen wird, daß für eine so wichtige Arbeit zu wenig eit übrig bleibt; theils meinte man vielleicht auch, daß die Ansich-n über die Aufgabe der Revision unter den übrigen Amtsbrüdern getheilt seien, und daher eine thätige Theilnahme an dieser Arbeit on Seiten der Synode kaum zu hoffen sei.

Damit wir nun wegen des Stehenbleibens der Arbeit nicht ganz rgessen, daß wir uns in einer Agendenoth befinden, so wäre es wohl weckmäßig, auf jeder Synode etwas, wenn auch wenige Worte, arüber zu sprechen. Diesmal habe ich einen Versuch gewagt, die ufgabe der Revision der Gottesdienstordnung einer kurzen Erörte-ung zu unterziehen.

Um die Aufgabe der Revision unserer Gottesdienstordnung zu fen, muß der leitende Grundgedanke zuerst festgestellt werden. Mit

gründlicher Gelehrtheit hat neulich Harnack im 1. Theile seiner praktischen Theologie das Princip der Organisation des Gottesdienstes festzustellen gesucht. Er polemisirt besonders gegen Diejenigen, die da meinen, der Cultus sei teleologischer Natur und ziele besonders auf die Unbekehrten, noch Nicht-Wiedergeborenen, und wo er sich auf die Gläubigen beziehe, da solle er dazu dienen, die noch vorhandenen Reste des alten Menschen allmählich wegzuschaffen, diene also der Bekehrung und Heiligung, und habe mithin ein missionirendes Gepräge (S. 259). Dagegen sucht Harnack (S. 263, 267) zu beweisen, daß der Cultus nicht hauptsächlich als Mittel zur Erweckung und Förderung des christlichen Lebens angesehen werden darf, sondern daß er Selbstzweck ist, ein freinothwendiger Vollzug einer schon bestehenden Gnaden- und Glaubensgemeinschaft mit dem Herrn, und daß diese Glaubensgemeinschaft die Natur der wesentlichen Gemeinde in sich trägt. „In dem Gottesdienste," sagt er (S. 619), „tritt die schon bestehende Gnaden- und Glaubensgemeinschaft in die Erscheinung, um sich als solche zu bethätigen und eben dadurch zu erhalten und zu fördern." Das Princip der Organisation des Gottesdienstes ist also nach Harnack „der Lebensverkehr des Herrn mit seiner Gemeinde und dieser mit dem Herrn. Ein Verkehr, der die Gnadenmittel zu seinem Vehikel und die Gnadenordnung zu seinem innern Gesetz hat." Mit diesen letzten Worten scheint er mehr gesagt zu haben, als er meint; denn wie kann das von ihm festgestellte Princip des Gottesdienstes die Gnadenordnung zu seinem innern Gesetz haben, da gerade die Gnadenordnung auf die Unbekehrten, noch nicht Wiedergeborenen zielt? Der vom Apostel Petrus am 1. Pfingsttage abgehaltene Gottesdienst, wo „bei dreitausend Seelen gläubig geworden", scheint nach seiner Theorie kaum den Namen eines Gottesdienstes zu verdienen, weil derselbe ein missionirendes Gepräge hatte. Hier zielte der Gottesdienst nur auf die Unbekehrten, — und die Gnadenwirkung war größer als jemals. Nach der obigen Anschauungsweise ist aber der Gottesdienst wesentlich nur für die schon bestehende Lebensgemeinschaft der Gemeinde mit dem Herrn, und also ein Gottesdienst, der nicht einer vollständigen Heilsordnung bedarf, die ihren Anfang in Buße und Bekehrung hat, sondern nur deren Fortsetzung im Leben der Gläubigen. Es kann nach meiner Ansicht kein richtig organisirter Gottesdienst sein, wo nur die Vollendung und nicht der Anfang des

christlichen Lebens zum Ausdruck kommt, da der Sohn Gottes selbst Luc. 15, 7 bezeuget, daß die Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, größer sei, als die Freude über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Ist der richtige Gottesdienst nicht teleologischer Natur, nicht als Mittel zur Erweckung, Förderung und Belebung des christlichen Lebens anzusehen, sondern als Selbstzweck, d. h. ein Gottesdienst, um einen Gottesdienst zu halten, so fragen wir: womit denn soll Gott gedient werden? — Wird ihm damit gedient, daß wir aus seinem heiligen Worte das Schönste und Beste aussuchen und das Ihm in der schönsten liturgischen Ordnung darbringen? Nein, sein Wort ist nicht seinetwegen geoffenbart, und wenn sein Wort — sei es auch im Lob und Danke — Ihm zurückgebracht wird, ohne daß es zur Bekehrung der Sünder angewandt worden ist, so ist es ein schlechter Gottesdienst. So meint auch der Apostel Paulus in seiner Epistel an die Röm. 12, 1, indem er sagt: „Ich ermahne euch, lieben Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst.“ Wir sehen uns deshalb genöthigt, von der von Harnack und einigen andern Theologen vertretenen Richtung, wonach der Gottesdienst nach dem Gnadenstande der Gläubigen eingerichtet sein soll, abzuweichen, und stellen die Heilsordnung des gefallenen Menschen als Grundgedanken und Richtschnur für die Organisation des christlich-kirchlichen Gottesdienstes hin.

Von diesen Grundgedanken ausgehend, wollen wir zuerst die Introitusfrage betrachten, und fragen also: Ist es das erste Bedürfniß eines in die Kirche eingetretenen, heilsbedürftigen Menschen, einen einzelnen Bibelspruch zu hören, durch welchen die Bedeutung des Tages mehr oder weniger begreiflich angedeutet wird? Wenn sein mehr oder weniger unruhiges Gewissen über seine Sünden, sein mehr oder weniger fühlbares Bedürfniß der Gnade Gottes ihn in die Kirche geführt hat, so muß es wohl sein erstes Bedürfniß sein, seine Sünden vor dem barmherzigen Gott zu bekennen. Ist er aber nur des Feiertags wegen in die Kirche eingetreten, ohne seine Sündigkeit und seine Heilsbedürftigkeit zu fühlen, so ist es ihm heilsam, durch das gemeinsame Sündenbekenntniß daran erinnert zu werden, sich vor dem allwissenden, heiligen Gott zu demüthigen und seine Sünden zu

bereuen. Ein von der Gemeinde geſungenes Eingangslied bereitet die Stimmung der Seele auf das Sündenbekenntniß vor, beſſer als die Introiten, die — um Harnack's Ausdrücke zu gebrauchen — „großentheils, wie weiſſagend, aus einzelnen altteſtamentlichen Klängen beſtehen.“ Deshalb hat auch Luther die Introiten als weniger nothwendig betrachtet, und die ſchwediſchen Reformatoren haben ſie ganz weggelaſſen. Der Zweck, den die Introiten haben ſollen, die Bedeutung des gottesdienſtlichen Tages auszuſprechen und die Gemeinde in die entſprechende Stimmung zu verſetzen, wird auf die in Schweden und Finnland gebräuchliche Weiſe weit vollkommener durch die Eingangsſprüche zur Predigt erreicht. Aus dieſen Eingangsſprüchen wird in der Vorrede zur Predigt der Grundton des Thema's angegeben, worüber nach Anleitung des für den Tag beſtimmten Textes gepredigt werden ſoll. Hier ſind die einleitenden Schriftworte auf ihrer rechten Stelle. Im Anfange des Gottesdienſtes, wo ſie ohne Auslegung vorgetragen werden, bleiben ſie aber mehr oder weniger unverſtändlich für den Zuhörer, ja wirken geradezu ſtörend, indem ſie die Aufmerkſamkeit von dem Sündenbekenntniſſe auf die Bedeutung des Tages oder in eine andere Richtung ablenken. Der einzige, alle andern Introiten erſetzende Introitus ſind die gebräuchlichen Anfangsworte: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes.“ Sie lenken die Aufmerkſamkeit nur auf die Gegenwart des heiligen dreieinigen Gottes, vor den wir treten ſollen, um unſere Sünden zu bekennen und Gnade und Erbarmung zu erflehen.

Wie der innere Vorgang der Heilsordnung des heilsbedürftigen Menſchen mit Reue und Buße anfangen muß, ſo muß auch der Gottesdienſt ſo eingerichtet ſein, daß er in der Seele des Zuhörers eine dieſer Ordnung entſprechende Stimmung hervorrufen könne. Die reuige Stimmung ſoll durch das Eingangslied und das Invitatorium vorbereitet und durch ein ernſtes Sündenbekenntniß zum Ausdruck gebracht werden. Dieſe Stimmung darf nicht gleich darauf durch Abſolution geſchwächt oder ſogar aufgehoben werden, was leicht geſchehen kann bei den Phariſäern unſerer Zeit, die ihre Heilsbedürftigkeit gern als einen überwundenen Standpunkt betrachten. Dem Heilsbedürftigen kann auf ſein Sündenbekenntniß die Gnade Gottes mit einigen tröſtenden und mahnenden Schriftworten, z. B. Heſ. 33, 11 in Ausſicht geſtellt werden, die ebenſowenig ſonntägliche Abwechſe-

lung bedürfen wie das Sündenbekenntniß selbst. In einem solchen Gnadenspruch ist der Lobgesang der Gemeinde: „Ehre sei Gott in der Höhe“ 2c. durch die Hoffnung motivirt, ist aber kein selbstgefälliges Dankopfer dafür, daß ihr nunmehr Buße und Besserung überflüssig geworden seien. Daß die Stimmung der Reue und Buße nicht weg-absolvirt werden sollte, das beweist auch die alte, große Doxologie, die ein Gebet um Erbarmung in sich schließt. — Diese reuige, bußfertige Stimmung soll durch die Predigt noch mehr befördert werden, zugleich aber auch muß der Bußfertige darin Trost und den richtigen Glaubensweg zur Rettung seiner Seele finden. Dieses ist auch der leitende Grundgedanke des lutherischen Gottesdienstes in Schweden und Finnland, denn das erste Gebet nach der Predigt ist ein Sündenbekenntniß*). Diese ernste Richtung des schwedischen Gottesdienstes, glaube ich, ist ein Erbe von dem ernsten Geiste der deutschen Reformation. Die neuere Zeit bemüht sich in Theorie und Praxis, diesen Ernst zu verwischen. In unserer Agende ist ein solches Sündenbekenntniß nicht mehr zu finden. Die Männer der liturgischen Freiheit im Anfange dieses Jahrhunderts betrachteten solche Beichte im Gottesdienste als überflüssig. Von dem im Anfange des Gottesdienstes üblichen Sündenbekenntnisse ist in dem im § 17 der allgem. liturgischen Verordnung für die ev.-luth. Gemeinden im russischen Reiche vom Jahre 1805 vorgeschlagenen Eingangsgebete nur eine Spur übrig in den Worten: „daß auch wir nicht ohne Fehler und Sünden sind.“ Im § 18 heißt es: „die allgemeine Beichte paßt sich nicht für jenes Eingangsgebet, weil sie moralischen Mißbrauch veranlaßt und wenigstens durch ihre öftere Wiederholung das Feierliche der eigentlichen Abendmahlsbeichte schwächt. Wo aber etwa Landgemeinden noch zu sehr daran gewöhnt sind, hat der Prediger, durch Abwechselung mit andern Gebeten, dies allmählich abzuändern.“ Daß dieser Rath nicht ohne Wirkung geblieben ist, beweist unsere Agende. Das Sündenbekenntniß wird hier so leicht und kurz abgefertigt, daß träge Naturen kaum Zeit haben, ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten. Das von den deutschen Mitgliedern des von der Synode im Jahre 1876 erwählten Comité's vorgeschlagene Sündenbekenntniß ist noch

*) In der schwedischen Agende vom Jahre 1614 sogar mit Absolution und Retention. Dasselbe finden wir auch in der Sächsischen Agende.

leichter*), und die darin zum Ausdruck kommende leichte Reue wird mit einer kräftigen Absolution abgeschlossen. Der darauf folgende Lobgesang kann daher nicht ein Ausdruck der Freude über die in Aussicht gestellte Gnade sein, sondern über die schon vollzogene Begnadigung und Rechtfertigung. Da glaubt man schon im Anfange des Gottesdienstes alles das erreicht zu haben, was die ernste schwedische Kirche mit ihrem ganzen Gottesdienste als erreichbar darzustellen suchte. Eine solche Gemeinde, welcher eine solche Gottesdienstordnung zugedacht ist, ist keine gebrechliche, mit allerlei Sünden behaftete Gemeinde, die um die Ersäufung des alten Adams durch tägliche Reue und Buße sich zu bekümmern brauchte. Die schwedische Kirche bezieht sich aber besonders auf die heilsbedürftigen, mit Sünden und Gebrechen behafteten Menschen, und deshalb hört die bußfertige Stimmung derselben nicht einmal mit dem nach der Predigt folgenden Beichtgebete auf, denn eins der letzten Kanzelgebete ist ein Gebet an den heiligen Geist um Besserung des Lebens. Nach dieser Anschauungsweise ist auch der letzte Lobgesang des Gottesdienstes ein Lobgesang der streitenden, und nicht einer vollendeten Kirche.

Diese ernste Stimmung des kirchlichen Gottesdienstes entspricht in der That dem Seelenzustande eines heilsbedürftigen Menschen und dient ihm mehr zur Erbauung, als wenn man ihm gleich versichert, daß er schon gerechtfertigt ist. Die leichte Richtung des Gottesdienstes hat daher bei den einfachen, nicht durch moderne Bildung irregeleiteten Menschen nicht recht Wurzel schlagen wollen, und daher sind auch die Prediger in vielen ingermanländischen Gemeinden genöthigt, die von unserer Agende erlaubte Freiheit zu benutzen, und die ernsteren Formulare des Sündenbekenntnisses und der Kanzelgebete zu gebrauchen.

Was den sacramentalen Theil unseres Gottesdienstes anbetrifft, so habe ich schon in meinem Synodalvortrag im Jahre 1876 auf einen schweren Mangel hingewiesen. Es fehlt nämlich die Consecration selbst. Bei der Einsetzung des Abendmahls bestand die Consecration in einem Dankgebete, dessen Wortlaut wir nicht kennen; wir müssen aber annehmen, daß es sich auf die durch Christi Tod dargebotene Gnade bezogen habe. Die schwierige Aufgabe, ein solches Con-

*) Mittheilungen und Nachrichten 1877, S. 357.

secrationsgebet wieder herzustellen, ist auf sinnreiche Weise in dem alten schwedischen Abendmahlsformular gelöst, indem die Einsetzungsworte mit dem Dankgebet und Lobgesang verbunden sind. In unserer Agende ist dieser Zusammenhang nicht mehr da. Man hat, nach dem Beispiel der katholischen Liturgie, in der Präfation sagen wollen, daß auch die Engel mit Cherubim und Seraphim dem Herrn Lob singen, und mit diesen Worten stellte man den Lobgesang „heilig, heilig" ꝛc. in Verbindung. Die Einsetzungsworte, welche die Ursache dieses Dankes verkündigen, wurden vollständig von dem Lobgesange getrennt, und damit war die Consecration ein Räthsel geworden, welches man vergeblich durch Aufhebung und Bekreuzen des Brodes und Weines zu lösen sucht. Das Wesentlichste, was mit dem Abendmahlsformular zu thun ist, ist also die Wiederherstellung der Consecration.

Mit dem Obengesagten habe ich andeuten wollen, in welcher Richtung die Revision unserer Gottesdienstordnung ausgeführt werden sollte. Alle Bestandtheile derselben einer Kritik zu unterwerfen, würde über das Zeitmaß eines Synodalvortrags führen. Ich hoffe jedoch, daß wenn man sich einmal über die Grundsätze, die bei der Revision beobachtet werden sollen, verständigt hat, eine solche Kritik bis zur Prüfung der von den Revisions-Commissionen ausgeführten Arbeit aufgeschoben werden kann.

Vorschlag zur Ordnung des I. und III. Theiles des Hauptgottesdienstes mit Zugrundelegung der schwedischen Agende vom Jahre 1614.

I.

Liturg: Im Namen des Vater und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Geliebte Freunde, Brüder und Schwestern in Christo Jesu! Da wir nun versammelt sind, Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten, ihm für alle seine Wohlthaten zu danken, und Ihn um Alles, was uns an Leib und Seele Noth thut, zu bitten, und, einsehend, daß wir Alle mit Sünden belastet sind, von ihnen befreit zu werden wünschen, so lasset uns vor unserem himmlischen Vater niederknieen, uns demüthigen und mit Herz und Mund uns als arme, elende Sünder bekennen, wie wir auch sind, und Ihn um Gnade und Erbarmung bitten, ein Jeder für sich so sprechend:

Ich armer, ſündiger Menſch, der ich in Sünde empfange geboren bin, und ſeitdem alle meine Lebtage ein ſündiges Leb führt habe, bekenne von ganzem Herzen vor Dir, allmächtiger, Gott, mein himmliſcher Vater, daß ich Dich nicht über alle geliebt habe, und auch nicht meinen Nächſten als mich ſelbſt. Dich und Deine heiligen Gebote habe ich mit Gedanken, Worte Werken geſündigt, und weiß, daß ich dafür Hölle und eine ewig dammniß verdient habe, wenn Du mich ſo richten würdeſt, wie ſtrenge Gerechtigkeit fordert und meine Sünden verdient haben. haſt aber, mein himmliſcher Vater, verſprochen, Gnade und herzigkeit allen armen Sündern zu erweiſen, die ſich zu Dir n und mit feſtem Glauben zu Deiner großen Barmherzigkeit und u Heilandes Jeſu Chriſti Verdienſt ihre Zuflucht nehmen. Ihnen Du gnädig ſein, wie viel ſie auch ſich gegen Dich vergangen habe nimmermehr ihnen ihre Sünden zurechnen. Darauf verlaſſe ic mich armer, ſündiger Menſch und bitte zuverſichtlich, Du wolle nach dieſer Deiner Verheißung gnädig und barmherzig ſein un meine Sünde vergeben, Deinem heiligen Namen zum Prei zur Ehre.

Gemeinde: Herr, erbarme Dich, Chriſte, erbarme dich! erbarme Dich.

Liturg (knieend): Der allmächtige, ewige Gott vergebe un ſeiner unergründlichen Barmherzigkeit und um ſeines Sohnes, u Heilandes Jeſu Chriſti willen, alle unſere Sünden und verlei Gnade, unſer ſündiges Leben zu beſſern und mit ihm das ewige zu empfangen.

Gemeinde: Amen.

Liturg: So wahr ich lebe, ſpricht der Herr, ich hab Gefallen am Tode des Gottloſen, ſondern daß ſich der Gottlo kehre von ſeinem Weſen und lebe (Heſ. 33, 11).

Oder:

Suchet den Herrn, weil er zu finden iſt, ruft Ihn an, n nahe iſt. Der Gottloſe laſſe von ſeinem Weſen, und der Uebe ſeine Gedanken und bekehre ſich zum Herrn, ſo wird er ſich erbarmen, und zu unſerem Gott, denn bei ihm iſt viel Ver (Jeſ. 55, 6. 7).

Gemeinde: Barmherzig und gnädig ist der Herr (Ps. 103, 8).

Oder:

Seine Gnade ist mein Trost (Ps. 109, 21) und seine Kraft in den Schwachen mächtig (2 Kor. 12, 9).

Liturg: Ehre sei Gott in der Höhe.

Gemeinde: (Singt das Lied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" oder ein anderes Loblied. Am Charfreitage fällt sowohl die letzte Antwort der Gemeinde, wie auch das „Ehre sei Gott in der Höh'" weg, und statt „Allein Gott in der Höh'" wird ein Passionslied gesungen.)

In allen neueren Agenden wird die große Doxologie an den drei hohen Festtagen zum Sprechen oder zum Singen vorgeschrieben. Man hat sich so gewöhnt, diese selten oder gar nicht gebrauchte Form als einen unantastbaren Bestandtheil der Agende anzusehen, daß man kaum zu denken wagt, was sie eigentlich enthält. Im Anfange ist sie ein Lobgesang, hauptsächlich aber ein Gebet um Erbarmung, und also nur eine Repetition von „Herr, erbarme Dich!" und da sie noch schließt mit einer gegen das symbolum Athanasii streitenden Behauptung, daß die zweite Person in der Dreieinigkeit die höchste sei, so kann man wohl mit Luther sagen, daß darin „viel Geplärr" sei. Wir sehen uns daher genöthigt, den richtigen Inhalt dieser Doxologie in ihrer ursprünglichen Form zu suchen, die in den apostolischen Constitutionen (Const. VII, 47 nach Alt's Uebersetzung*) so lautet: „Wir loben Dich, wir rühmen Dich, wir preisen Dich und beten Dich an, durch den großen Hohenpriester, Dich, den wahren, allein unerzeugten und unzugänglichen Gott, um Deines großen Ruhmes willen. Herr, himmlischer König, Gott, allmächtiger Vater! Herr Gott, Vater Jesu Christi, des unschuldigen Lammes, das der Welt Sünde trägt, nimm unser Gebet an, Du, der Du thronest auf den Cherubim: denn Du allein bist heilig, Du allein, der Herr Jesus, der Gesalbte Gottes, des Herrn der ganzen Schöpfung, unseres Königs, durch welchen Dir Preis sei und Ehre."

Nach dem Inhalt dieses Textes wage ich für die Doxologie folgende einfache Form vorzuschlagen:

---

*) Alt, der christliche Cultus I. Th., S. 497.

Wir loben Dich, wir preisen Dich, wir beten Dich an, wir s
Dir Dank für Deine große Barmherzigkeit, Du ewiger Gott, hi
lischer König, allmächtiger Vater, Vater unseres Heilandes Jesu Ch
nimm unser Gebet an, durch Deinen Sohn, der die Sünden der
trägt, durch welchen Preis sei Dir und Ehre.

III.

Das Abendmahl.

Liturg: Der Herr sei mit euch.

Gemeinde: Und mit deinem Geiste.

Liturg: Erhebet eure Herzen zu Gott.

Gemeinde: Wir erheben sie zu Gott.

Liturg: Lasset uns danken dem Herrn unserm Gotte.

Gemeinde: Das ist billig und recht.

Liturg: Wahrlich es ist billig, recht und heilsam, Dir, heil
Vater, allmächtiger Herr, ewiger Gott, allezeit und an allen Orte
danken für die uns dargebotene Erlösung in Jesu Christo uns
Herrn, welcher in der Nacht, da er verrathen ward, nahm das B
dankte und brach's und gab es seinen Jüngern und sprach: „Nel
hin und esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird.
ches thut zu meinem Gedächtniß. Und desselben gleichen nach
Abendmahl nahm er den Kelch, dankte und sprach: Nehmet hin
trinket Alle daraus, dieser Kelch ist das neue Testament in mei
Blut, das für euch und für Viele vergossen wird zur Vergebung
Sünden. Solches thut zu meinem Gedächtniß." Darum si
wir mit allen Engeln und himmlischen Heerschaaren Deiner Herr
keit einen Lobgesang:

Chor: Heilig, heilig, heilig ꝛc.

Liturg: Wir rühmen uns Gottes durch unsern Herrn Je
Christ, durch welchen wir nun die Versöhnung empfangen h
(Röm. 5, 11), und als seine begnadigten Kinder treten wir
unseren Gebeten demüthig vor Ihn, unserem barmherzigen
und Vater, und sagen vertrauensvoll: „Vater unser, der Du
im Himmel u. s. w."

oder:

So wir Gotte versöhnet sind durch den Tod seines Sohnes,
wir noch Feinde waren, vielmehr werden wir selig werden durch

ben (Röm. 5, 10). Laſſet uns daher als ſeine begnadigten Kinder t unſeren Gebeten demüthig vor Ihn, unſern barmherzigen Gott, ten und vertrauensvoll ſagen: Vater unſer ꝛc.

Gemeinde: Amen.

Liturg: Der Friede des Herrn ſei mit euch.

Distributio (Agnus dei).

Obiger Vorſchlag enthält eigentlich nichts Neues für die finniſche völkerung unſeres Conſiſtorialbezirks. Die Anrede, womit der ttesdienſt anfängt, war ſchon da in der erſten finniſchen Meßord- ng vom Jahre 1549. Nach der Einführung der Predigt in den ttesdienſt im Jahre 1614 wurden die auf das Abendmahl bezüg- hen Worte verändert in ihre gegenwärtige Form. Das Sünden- kenntniß iſt bis zum heutigen Tag unverändert geblieben. Die dnung der Beſtandtheile der Abendmahlsliturgie iſt die alte. Der xt des Vorſchlags ſtimmt ſowohl mit der kürzeren alten Form, wie ch mit der bekannten Form unſerer Agende überein. Die aus hriftworten zuſammengeſetzten Zuſätze dienen nur dazu, um die zelnen Beſtandtheile des liturgiſchen Actes miteinander zu verbin- n oder zu vervollſtändigen.

Ueber Offenbarung Johannis 3, 15 und 16.

Ein exegetiſcher Verſuch.

„Im Weſentlichen ſtimmen die meiſten Ausleger der Apokalypſe, ch die neueſten, wie Kliefoth und Burger, mit der von Düſter- eck gegebenen Erklärung der Begriffe kalt, lau und warm in Cap. 3, u. 16 überein, wenn ſie auch ſich ausführlicher ausſprechen und mentlich bei der Lauheit nicht blos die Halbheit des Verhältniſſes m Herrn und die Unentſchiedenheit hervorheben, ſondern auch gel- nd machen, daß die Lauen die Wahrheit zwar kennen, aber ſie ab- nutzt und ihre Wirkung abgeſtumpft haben, während der Kalte dieſer irkung noch fremd gegenüberſteht, da er ſie innerlich noch nicht fahren hat. Dieſelben Ausleger ſind auch alle der Anſicht, wie üſterdieck, daß hier nur von Chriſten die Rede iſt, bei denen

also eine Kunde vom HErrn und seinem Evangelio vorausgesetzt wi
Wenn J. P. Lange die Unterschiede mit den Worten: gläubig, l
gläubig und halbgläubig bezeichnet, so deckt sich doch die Bezeichnu
halbgläubig nicht ganz mit dem, was in dem χλιαρός liegt. Ich w
Ihnen meinerseits auch keine von der oben gegebenen abweichen
neue Erklärung zu geben, denn wenn Füller in seinem 1874 ersch
nenen Commentar unter den Kalten ungläubige Juden oder Heil
versteht, so kann ich dem nicht beistimmen, weil ich's mit dem ὄφελ
ψυχρὸς ἦς ἢ ζεστός nicht zu vereinigen weiß."

Diese Worte sind eine freundlich (unter dem 20. September 187
gewährte briefliche Belehrung, welche wir uns von dem Herrn Ge
ral-Superintendenten Dr. theol. A. Christiani erbeten hatt
Einerseits entheben sie uns — zumal ein reichhaltiger exegetisch
Apparat uns nicht zu Gebote steht — der sonst selbstverständlich
Pflicht, zunächst über den Stand der die citirte Stelle behandelnd
Auslegung nähern Nachweis zu liefern, andererseits aber geben
in gewisser Beziehung dem vorliegenden Versuche, der sich unterfän
mit einer in wissenschaftlichen Werken immer wieder vertretenen u
in erbaulichen Schriften zahllos oft ausgesprochenen, bisher, so sche
es wenigstens, unangefochten gebliebenen exegetischen Tradition
sit venia verbo — zu brechen, ein keineswegs empfehlendes Gel

Wie die übrigen Sendschreiben ist auch das an den Engel
Laodicäa gerichtete über diesen hinaus für die Gemeinde im Ganz
bestimmt. Es sind ihre Werke, ihre Wesens- und Lebensäußerun
die der Herr darlegt und tadelt.

An der gewöhnlichen Fassung des „lau" haben wir nichts,
der des „warm" nicht wenig, an der des Ausdrucks „kalt" gar v
auszusetzen. Dieser ist nicht, wie bisher immer wieder gescheh
sensu malo, sondern — und das will die nachfolgende, auch d
Verständniß des „warm" mit berührende Darlegung zu erwei
suchen — sensu bono zu nehmen.

Düsterdieck (Ausg. v. 1859, S. 196 f. = Ausg. v. 18
S. 201 ff.) äußert sich folgendermaßen: „Deutlich ist, daß
ζεστός ein wirklich Gläubiger ist, welcher mit heißer Liebe nur
seinem Herrn hängt und deshalb nach nichts Anderem fragt," u
„— — im geraden und einfachen Gegensatze zu der „heißen", un

dingten Liebe zum Herrn ist die „Kälte" als Feindschaft und Widerstand zu denken."

Was diese Begriffsbestimmung des ζεστός betrifft, von der für die Erklärung des ψυχρός der Ausgang genommen wird, so sieht man sich vergeblich nach einem Belege um, der jenem Wörtlein, welches nicht = warm, auch nicht = heiß, sondern = siedend heiß, so schöne Prädikate, wie die angegebenen, beizulegen nöthigt oder berechtigt. Die Stellen Apg. 18, 25 (ζέων τῷ πνεύματι) und Röm. 12, 11 (τῷ πνεύματι ζέοντες) beweisen, daß diese participia, da ζέειν (s. Passow oder Pape) metaphorisch vom Aufwallen der Leidenschaften, besonders des Zornes, gebraucht wurde, eines erklärenden Zusatzes bedurften. Daß an unserer Stelle ohne Weiteres ein solcher Zusatz zu ergänzen oder zwischen den Zeilen zu lesen sei, wird übrigens von Düsterdieck, obwohl er Röm. 12, 11 citirt, keineswegs behauptet. Statt des den Machtspruch einführenden „deutlich ist" dürfte nur ein „möglich", höchstens ein „wahrscheinlich" zu setzen sein.

Aus der Begriffsbestimmung, die das „ζεστός" erfahren, soll im „geraden und einfachen Gegensatze" die des ψυχρός sich ergeben. Uns dünkt, mit gleichem scheinbarem Recht hätte die Sache auch umgekehrt bewerkstelligt, aus der letzteren höchst schlimme Dinge vom ψυχρός aussagenden Begriffsbestimmung „im geraden und einfachen Gegensatze" die erstere gefunden werden können. Warum soll aber durchaus dieser schärfste und darum gar nicht so einfache Gegensatz hier vorliegen? Eine nähere Erwägung der Gebrauchsweise der Verneinungspartikeln οὔτε — οὔτε ist nicht zu umgehen. Laut Winer (Lünemann) Grammatik, 7. Aufl. S. 454, sind nach Hermann „οὔτε, μήτε adjunctivae, — sie spalten die einzige Verneinung in Theile, welche letztere sich natürlich gegenseitig ausschließen." Schließen sich nun auch die Theile als selbstständige Begriffe aus, so müssen sie doch nicht überall den möglichst stärksten Gegensatz zueinander bilden. Benfey (Winer a. a. O.) bemerkt sogar: „Wie τε — τε nur sich gegenseitig zu einer Einheit ergänzende Begriffe oder Sätze verbindet, so kann auch οὔτε — οὔτε nur solche verbinden. Diese höhere Einheit ist durch die negirten, sich ergänzenden Theile getheilt; in diesen ist weder die Negation des einen, noch des andern Theiles etwas Ganzes, sondern jede will erst ergänzt sein." Wir vermissen ferner wie bei Düsterdieck, so überhaupt bei der von uns beanstandeten

Auffassung die Berücksichtigung der in Sätzen mit „weder — noch" so häufig vorkommenden klimaktischen Beziehung der Begriffe zueinander, wobei die Klimax, durch den Hauptgedanken im Satz normirt und nüancirt, als eine aufsteigende oder niedersteigende hervortritt. Folgende Stellen des neuen Testaments dienen zur Erläuterung dessen, was wir meinen: Matth. 12, 32 (die Sünde wider den heil. Geist wird nicht vergeben werden οὔτε ἐν τούτῳ αἰῶνι οὔτε ἐν τῷ μέλλοντι, weder in dieser noch auch in der zukünftigen Welt); Luc. 14, 35 (das fade gewordene Salz taugt sogar nicht als Düngungsmittel οὔτε εἰς γῆν, weder unmittelbar οὔτε εἰς κοπρίαν noch mittelbar); Joh. 4, 21 (die einst bekehrten Samariter werden den Vater οὔτε ἐν τῷ ὄρει τούτῳ weder auf dem Garizim οὔτε ἐν Ἱεροσολύμοις noch auch in Jerusalem anbeten); 5, 37 (die Juden haben οὔτε φωνὴν αὐτοῦ ἀκηκόατε weder des Vaters Stimme gehört οὔτε εἶδος αὐτοῦ ἑωράκατε noch —. nicht einmal — seine Gestalt gesehen); 9, 3 (weder der Blindgeborene selbst, noch auch seine Eltern haben gesündigt); Apostelg. 24, 12 (Paulus hat weder im Tempel, noch in den Synagogen noch — nicht einmal — durch die Stadt hin einen Wortwechsel mit Jemand gehabt oder einen Aufruhr erregt). Welche Klimax in der uns beschäftigenden Stelle durch die sich wiederholendene Worte οὔτε ψυχρὸς εἶ οὔτε ζεστός, denen das ψυχρός ἦς ἢ ζεστός parallel geht, ausgesprochen sei, bleibe vorläufig dahingestellt*).

Treten wir nun an das ψυχρός näher heran. „Kalt" ist, obwohl Matth. 24, 12 von einer erkaltenden (ψυγήσεται) Liebe redet, kein im neuen Testament für eine der christlichen Lebens- und Liebeswärme entgegengesetzte Gesinnungsweise geprägter terminus technicus. Darum sieht sich denn auch die hergebrachte Auslegung ohne alle Belegstelle für ihre Fassung des „Kalt" im schlimmen Sinne. Wir sahen, der Gegensatz allein soll Alles leisten. Befragt man die Profangräcität, so erhält man unerwünschte Antwort, denn zu ψυχρός besagen die Lexica: metaphorisch, von Menschen — kaltsinnig, ohne warme Theilnahme, gleichgültig, ohne Geist und Leben, ohne Geschmack oder Gefühl, — dieses Alles nimmt das χλιαρός schon für sich in Anspruch.

---

*) Nur bei Tregelles und im Codex Sinaiticus (s. n. T. ed. Oscar de Gebhard, 1875) steht das dritte Mal οὔτε ζεστ. οὔτε ψυχ. Die lectio recepta ist jedoch genugsam gut bezeugt.

Vor irriger Ausbeutung jenes ψύχειν aber warne das ἀναψύχειν 2 Tim. 1, 16 (Onesiphorus ἀνέψυξε kühlte ab, d. i. erfrischte, erquickte den Paulus nicht nur mit Speise und Trank, sondern mit verschiedenen Liebeserweisen — Huther), das weil mehr absolut stehend, jenem mindestens die Wage hält.

Ohne irgendwie der Uebersetzung des Semitischen in's Japhetische das Wort reden zu wollen, meinen wir doch, damit unserer Auffassung das etwa Befremdliche genommen werde, vor Allem dem Gedanken Raum geben zu müssen, daß vom Begriffe „kalt" der Orientale — dem die Offenb. Joh. zunächst gegeben ward — eine anders gefärbte, freundlichere Anschauung hegt, als der Occidentale. Wer unter uns wüßte einem kalten Menschen, kalten Thränen etwas Gutes nachzusagen? Matth. 10, 42 bietet uns den Becher „des Kalten" (Neutrum), Spr. 25, 25 nennen die kalten, d. i. erfrischenden Wasser (Delitzsch), und Jer. 18, 14 die kalten Wasser, die „auf Jahve den Quell lebendigen Wassers" deuten (Keil). Spr. 17, 27 ist der am Geiste Kalte der Kaltblütige, Leidenschaftslose, Ruhige, der Mann von Verstand. Hier weist Delitzsch auf das nachbiblische קֹרַת רוּחַ Kühlung = Erquickung ἀνάψυξις (Act. 3, 19) hin und giebt die interessante Belehrung, daß es ein in die Ausdrucksweise der Semiten tief eingreifender Satz ist, daß die Thränen des Schmerzes heiß, die der Freude kalt sind.

Achten wir jetzt auf der Worte Zusammenhang. Das Deutliche, Unmißverständliche wirft Licht auf das Undeutliche und Mißverständliche. Nach dieser schlichten Regel lassen wir uns im Kampf für das in Schutz genommene Wörtlein „kalt" von dem seinem bösen Rufe für immer verfallenen Wörtlein „lau" die Richtung weisen. Die dem letzteren gebührende Deutung bleibt durch die Drohung: „μέλλω σε ἐμέσαι ἐκ τοῦ στόματός μου" gegen allen Zweifel und Einwand gesichert. Es liegt ein, wenn auch nicht in gewöhnlicher Weise ausgeführtes Gleichniß vor. Wie das Laue („lauwarm Wasser" Kliefoth) auf unsere Geschmacksnerven einen widerlichen, uns widerstehenden Eindruck ausübt und wir einen derartigen Schluck aus unserem Munde entfernen, so ist Laodicäa's Lauheit — ihre leb- und liebloſe Unentschiedenheit in Wesen und Wandel — dem Herrn widerwärtig, er will und wird Laodicäa's Namen, zu dem er sich früher bekannt und noch bekennt, aus seinem Munde speien, diese Gemeinde, wenn sie so

bleibt, wie sie ist, nicht mehr als die seine bewahren, sondern sie verwerfen. Was läge nun näher, als die zwiefache Schlußfolgerung: weil das Wort „lau" zunächst Bezeichnung einer auf den Geschmackssinn ausgeübten Wirkung ist, so sind auch die Wörter „kalt" und „siedend" zunächst Bezeichnung für solche Wirkungsweisen — und, weil das durch den Ausdruck „lau" abgebildete Wesen vom Urtheil der Verwerfung getroffen wird, so wird das durch den Ausdruck „kalt", resp. „siedend" abgebildete, entgegengesetzte Wesen nicht mit diesem Urtheil zu belegen sein. Demnach ist „kalt", wenn man nicht ganz willkührlich und ohne alle Noth aus dem Bilde, das ja dem Gebiet des Sinnlichen, nicht des Sittlichen entnommen ist, fallen will, allgemein gefaßt — das Erquickende, Erfrischende und „siedend" — gleichfalls allgemein ausgedrückt — obwohl nicht das Erquickende, Erfrischende, aber auch nicht das Widerwärtige, Ekelerregende, sondern — jedoch wegen der Siedehitze nicht so ohne Weiteres — das Erwärmende, Wohlthuende.

Bei der hergebrachten Fassung legt man sich den Wunsch des Herrn: ach, daß du kalt, d. h. noch ungläubig oder gar feindlich gesinnt wärest, so zurecht, daß der Kalte eher als der Laue ein Heißer, der Saulus ein Paulus werden kann. Wenn man nun auch zugestehen wollte, daß es sich also mit dem Kalten im Vergleich zum Lauen verhält, obwohl wir dieser Meinung nur den Werth einer Hypothese und obendrein einer überflüssigen, für die weder Schriftanschauung noch Erfahrung angeführt werden können, beizulegen im Stande sind, muß denn etwa in jedem Falle oder höchst wahrscheinlich der Kalte ein Heißer werden? Mag man etwa die Unwissenheit und den Unglauben des Saulus (1 Tim. 1, 13) auf Kosten der ihm widerfahrenen Barmherzigkeit Gottes (Gal. 1, 15) und der ihm erzeigten Geduld Christi (1 Tim. 1, 15) — dabei er nicht allein als Einzelseele, sondern auch als Werkzeug und Exempel in Betracht kam, noch so sehr betonen, um seine Bekehrung aus seiner „Kälte" heraus irgendwie zu begreifen, so steht doch unbestreitbar, wenn wir an Israel und seine Verstockung denken, diese „Kälte" mit ihrer im Verhältniß zur „Lauheit" angeblich größeren Bekehrungs-Möglichkeit in gar ungünstigem, zu Ungunsten der „Lauheit" nichts aufklärendem Lichte da. Wir wagen die Vermuthung, daß die in Rede stehende Hypothese ausschließlich der von uns hier befehdeten Exegese ihren

Ursprung verdankt. Auch kann ja, um mit Hengstenberg zu reden, aus dem Kalten, wenn er sich überhaupt zu Christo wendet, auch ein Lauer werden. Was soll also auf des Herrn Lippen ein solcher Wunsch, der wegen einer vorauszusetzenden und einer abzuwehrenden Eventualität von einer ihn verflüchtigenden Unklarheit gedrückt wird. Nur in einem Falle wäre er und zwar als mitleidsvolle Klage vollkommen verständlich, weil gut begründet, wenn für Laodicäa die Gnadenzeit abgelaufen und das Gericht unabwendbar geworden wäre, damit letzteres nicht in seiner vollen Schwere hereinbrechen müßte. Für einen solchen Gedanken lägen in Luc. 19, 42, 2 Petr. 2, 21 gleichartige vor. Ein solcher aber ist hier ganz unzulässig, da ja der Herr den Laodicäern das noch immer mögliche Rettungsmittel: „So sei nun fleißig und thue Buße" nennt, demnach der Wunsch zu einer nichtssagenden Redefloskel herabsinken würde. Wie ließe sich aber überhaupt das Ὄφελον ψυχρὸς ἦς ἢ ζεστός in seiner irrigen Fassung des ψυχρός — und des ζεστός — mit der Barmherzigkeit und Wahrhaftigkeit des Herrn vereinigen, indem ihm zugemuthet werden müßte, daß er der Gemeinde, welcher er trotz ihrer starken Gebrechen laut V. 19 immer noch seine Liebe bezeugt, zuerst die Kälte, — milde ausgedrückt — den Zustand des natürlichen Menschen, und dann erst die Wärme, den Zustand des wirklichen Christen, gewünscht hätte. Wir gestehen unsere Unfähigkeit ein, uns in einen solchen psychologischen Vorgang hineinzudenken. Dem sündigen Menschen freilich spielt die Erregtheit seines leidenschaftlichen Gemüthes oft einen bösen Streich, indem sie ihn sprachliche und logische Schnitzer machen läßt, dem Herrn aber ist zuzutrauen, daß er wie vor so nach seiner Erhöhung seine Worte in Rücksicht auf eine uns Menschen bei ruhigem Nachdenken verständliche Psychologie und dieser entsprechende Ausdrucksweise wird dargeboten haben. Wenn Hengstenberg — um doch wenigstens einen halben Zeugen für uns anzuführen — sagt: „es kann nur an ein solches Kaltsein gedacht werden, welches mit dem schmerzlichen Bewußtsein verbunden ist, daß man kalt ist, mit dem herzlichen Verlangen warm zu werden", so legt er in den Ausdruck „kalt" hinein, was eine nüchterne Exegese nimmer billigen kann, darin jedoch muß ihm Recht gegeben werden, daß er die bei der gewöhnlichen Fassung nicht zu beseitigende Schwierigkeit fühlte und zu lösen versuchte.

Indem wir aus obiger Darlegung die wesentlichsten Ge unserer an den Ausdrücken ψυχρός und ζεστός vorgenommen getischen Thermometermessung zusammenfassen, mischen wir etliche wenige homiletische zur Ergänzung bei.

Laodicäa ist lau, der Herr droht ihr, sie auszuspeien, die G schaft mit ihr zu lösen; in seinem brünstigen Verlangen na Seelen vollem Heil sähe er, „dem allemal das Herze brich kommen oder kommen nicht", die Gemeinde ach so gerne in lieblichen, frischen, gedeihlichen Leben und Weben, daß quickt würde, wie man von einem kalten, klaren Trunk, der mit Befriedigung zu sich nimmt, erquicket wird; in seiner und Herablassung würde er die Gemeinde auch willig tragen, sie einem siedenden Tranke gliche, den man wohl nicht verse aber doch nur zögernd und abwartend zum Munde führt, we etwa in aufbrausendem Eifer beim Strafen der Sünder inne draußen Liebe und Demuth vergäße, in unbedachter Ueberse außerordentlicher geistlicher Gaben die ruhige Arbeit im Klein Stillen unterschätzte, in ungeduldigem Ausschauen nach der Wied des Herrn in Herrlichkeit nur unwillig die Zucht hinnähme u Kreuz trüge. Die Lauheit Laodicäa's soll der Buße weiche da erschrickt vor dem angedrohten Gericht, sich schämt und der viel Freundlichkeit und Gnade, die der Herr in seinem Wunsch Reue ihr bekundet hat, verachtet zu haben und auf den drin Rath des Herrn die Gaben, die ihr von ihm wiederum dargebote den, mit nachhaltigem Ernst ergreift und verwerthet, sich selb Segen, dem Herrn zur Freude. —

Schließlich sei den moskowischen Amtsbrüdern Dank gezo die auf den Pastoralabenden bewiesene Theilnahme an vorlie Versuche und für manche Anregung, durch die er mit zu Stand

II.

Kirchliche Nachrichten und Correspondenzen.

St. Petersburg. [Bewilligungen des Central-Comité's der Unterstützungskasse für evang.-luth. Gemeinden in Rußland.]

1. Dem Pastor zu Omsk 300 Rbl. jährlich Fahrgelder, um die Colonieen Ryschkowa und Jelanka viermal jährlich zu besuchen.
2. Dem ehstnischen Lehrer zu Jelanka 300 Rbl. jährlich Gage und 150 Rbl. einmalig.
3. Dem ehstnischen Lehrer zu Ryschkowa 300 Rbl. jährlich und 150 Rbl. einmalig.
4. Zum Bau eines Schulhauses zu Ryschkowa 300 Rbl.
5. Der Gemeinde Michaelsthal im Kirchspiel Stawropol Altargemälde und Crucifix.
6. Der ehstnischen Gemeinde Samruk im Kirchspiel Neusatz ein Darlehn von 600 Rbl. zum Bau ihres Bet- und Schulhauses.
7. Dem Pastor zu Tomsk-Barnaul, Divisionsprediger von West-Sibirien, eine Gehaltszulage von 600 Rbl. jährlich.
8. Der lettischen Gemeinde Swaigsnit im Kirchspiel Stawropol zum Bau eines Bet- und Schulhauses ein Darlehn von 400 Rbl.
9. Der Schule zu Kipen im Kirchspiel Strelna 75 Rbl. jährlich auf 3 Jahre.
10. Der Gemeinde Alexandrowsky im Kirchspiel Neu-Saratowka zum Bau eines Schulhauses ein Darlehn von 200 Rbl.
11. Dem Wanderlehrer im Kirchspiel Mohilew 200 Rbl. jährlich auf 5 Jahre.
12. Den Schulen zu Keidany und Euragollen 50 Rbl. jährlich auf 3 Jahre.
13. Der Gemeinde Roschischtsche zum Bau ihres Pastorats eine Unterstützung von 2000 Rbl.
14. Dem Wanderlehrer im Kirchspiel Roschischtsche 300 Rbl. einmalig.
15. Zur Aufbesserung der Gehalte einiger Lehrer in den Kirchspielen Schitomir und Heimthal 150 Rbl. jährlich auf 2 Jahre.

16. Zum Unterhalt eines Schülers auf dem Schomburgſchen
naſium in Katharinenſtadt 300 Rbl. jährlich auf 3 Jah

17. Der Pfarrhilfsſtelle auf Oeſel eine Gehalt von 200 Rbl.,
dem Central-Comité zu dieſem Zweck vom Dörptſchen
Comité dargebracht worden.

18. Dem Paſtor Kerg zu Kergel zur Uebernahme des Pfar
300 Rbl. einmalig.

19. Zur Reparatur auf dem Paſtorate Muſtel 133 Rbl.

20. Der Kirche zu Roſchiſchtſche ein Abendmahlsgeräth zu K
beſuchen.

21. Der verwittweten Paſtorin Roſſini 200 Rbl. jährlich auf
fünf Jahre.

22. Der Gemeinde Schmerinka im Kirchſpiel Nemirow zu
eines Bet- und Schulhauſes ein Geſchenk von 600 Rbl.

23. Der Gemeinde Tſchorna im Kirchſpiel Torma zum Ba
Kirche ein Geſchenk von 200 Rbl., welche Summe dem C
Comité zu dieſem Zweck vom Livländiſchen Bezirks-Comi
gebracht worden.

24. Dem Inſpector des Seminars zu Kolpana zur Wiederher
ſeiner Geſundheit die Summe von 250 Rbl.

25. Dem Paſtor zu Kamsko Iſchewsk zu Amtsfahrten 50 Rb
lich auf 3 Jahre.

26. Der Gemeinde Olgenfeld im Kirchſpiel Stawropol ein
von Bronce.

27. Der lettiſchen Colonie Kalnau im Kirchſpiel Stawro
Crucifix von Bronce.

28. Zum Ankauf von Büchern für Gemeinden in der T
200 Rbl.

29. Der Gemeinde Jekaterinodar im Kirchſpiel Stawropol z
kauf einer Physharmonika eine Beihülfe von 84 Rbl.

30. Der Gemeinde Roſenfeld im Gebiet der Donſchen Koſak
Bet- und Schulhauſe ein Geſchenk von 300 Rbl.

31. Dem für Tiflis deſignirten Paſtor-Adjuncten Hanſen ein
vention von 300 Rbl.

32. Der Kirche zu Minsk ein ſilbernes Abendmahlsgeräth
dienung der Eingepfarrten in den Kreisſtädten.

33. Der Gemeinde Swierze im Kirchſpiel Neudorf-Neubrow ein Geſchenk von 70 Rbl. zum Ankauf einer Glocke.
34. Der Gemeinde Blumenfeld im Kirchſpiel Gnadenthau zum Bau einer Kirche ein Darlehn von 2000 Rbl.
35. Der lettiſchen Gemeinde Laura im Kirchſpiel Pſkow ein Altarbild.

5. Mai 1879.

— [Aus dem Bericht über die Wirkſamkeit der Emeritalkaſſe in ihrem 11. Geſchäftsjahre vom 1. März 1878 bis zum 1. März 1879] entnehmen wir Folgendes:

Am 1. März 1878 zählte die Emeritalkaſſe 185 Mitglieder, von denen im Laufe des 11. Geſchäftsjahres einer geſtorben iſt: Winter (Ingeris). Neu eingetreten ſind auf 3 Quoten: ein Mitglied mit Capitalzahlung und eines mit Jahresbeitrag, und auf 1 Quote ein Mitglied mit Capitalzahlung. Demnach gehören gegenwärtig 187 Mitglieder zur Emeritalkaſſe, von denen 66 die Anwartſchaft auf eine, 70 auf zwei und 51 auf drei Penſionsquoten haben.

Das Capital der Kaſſe betrug am 1. März 1878 37,800 Rbl., am 1. März 1879 iſt es auf 40,000 Rbl. geſtiegen. Dieſe geben 2000 Rbl. jährlicher Zinſen, welche zu den Beiträgen der Mitglieder addirt und durch die Anzahl der zu vertheilenden Penſionsquoten dividirt, die Höhe der Penſionsquote beſtimmen. Dieſelbe beträgt in dieſem Jahre 240 Rbl., im vergangenen Jahre betrug ſie 200 Rbl. Die Synode als General-Verſammlung der Kaſſe erwählte die Paſtoren Breſinsky (Pleskau) und Streng (Kronſtadt) zu Revidenten. Dieſelben unterzogen die Bücher und Gelder einer eingehenden Durchſicht und berichteten der Synode, daß dieſelben in Ordnung ſeien. Dem General-Conſiſtorium wird alljährlich ein Bericht über den Kaſſenbeſtand, die Einnahmen und Ausgaben vorgeſtellt. Die der Kaſſe gehörenden Werthpapiere ſind auf den Namen der Emeritalkaſſe verzeichnet und liegen in der Reichsbank zur Aufbewahrung.

Von den Emeriten ſind zwei geſtorben: Berg, früher in Koprina, und Berg, ehemals Propſt in Jörden; dadurch wurden 3 Penſionsquoten frei. Andere Emeriten haben ſich nicht gemeldet. Es beziehen gegenwärtig 11 Emeriten 17 Penſionsquoten.

Die Emeritalkaſſe hat in den 6 Jahren, ſeitdem ſie Penſionen zahlt, ſchon 11,842 Rbl. ausgezahlt. Sind die Quoten auch nicht auf der

erwarteten Höhe von 300 Rbl. geblieben, so haben doch die gegenwärtigen Emeriten allen Grund, mit der guten Verzinsung ihrer Einzahlungen zufrieden zu sein.

Der Eintritt in die Emeritalkasse kann in jedem Alter erfolgen. Für jedes Jahr, welches zwischen dem 26. Lebensjahre (incl.) und dem Eintrittsjahr liegt, sind für eine Quote 8, für zwei Quoten 16 und für drei Quoten 24 Rbl. nachzuzahlen. Der Jahresbeitrag beträgt für eine Quote 8, für zwei Quoten 16 und für drei Quoten 24 Rbl. Wer über 45 Jahre alt ist, kann höchstens auf zwei, wer über 55 Jahre alt ist, nur auf eine Quote eintreten. Bis zum 34 Lebensjahre (incl.) steht es Jedem frei, statt mit jährlichen Beiträgen, durch eine einmalige Capitalzahlung von 135 Rbl. auf eine Pensionsquote, von 270 Rbl. auf zwei und von 400 Rbl. auf drei Pensionsquoten Mitglied zu werden.

Wir bitten die Herren General-Superintendenten, Superintendenten und Pröpste, in den ihnen anvertrauten Bezirken die Emeritalkasse zu empfehlen und zum Eintritt in dieselbe aufzufordern. Eine allgemeine Betheiligung an derselben kann nur zum Segen der in der Arbeit des Herrn stehenden Brüder gereichen. Wir bitten alle Mitglieder, in den Kreisen ihrer Bekanntschaft und Freundschaft auf immer regere Theilnahme hinzuarbeiten. Wie bisher haben auch ferner die Uebermittelung freundlichst übernommen die Pastoren Räder in Goldingen, Holst in Riga und Paucker in Wesenberg. Dieselben übernahmen auch die Weiterbeförderung der Beiträge, falls diese bis zum 10. Februar ihnen zugestellt sind, sowie die Auszahlung der Pensionsquote an die in ihrer Nähe wohnenden Emeriten. Jede andere gewünschte Auskunft ertheilt zu jeder Zeit der Secretair. Die Emeritalkasse wird gegenwärtig von den Pastoren Bertold, Fehrmann, Hasenjäger, Jürgensen und Oehquist verwaltet.

Adresse des Secretairs: Пастору Р. Газенъегерь, С.-Петербургъ Васильевскій Островъ, 1-я линія, № 20.

Nishni-Nowgorod. [Ueber das Kirchenwesen in der evang.-luth. Alexander-Gemeinde] entnehmen wir dem Bericht vom Jahre 1878 Folgendes:

Durch besondere Spenden und specielle Mühwaltung einzelner Männer wurde es der Gemeinde möglich gemacht, ihren Besitz in

ordentlichen Zustand zu bringen und eine nicht unbedeutende Remonte am Kirchhof, dessen Zaun dem Einsturz nahe war und die wegen Mangels an Mitteln zum Schaden des Gemeinwesens hätte hinausgeschoben werden müssen, auszuführen. Zugleich ist der Kirchhof auch durch eine neue geschmackvolle Pforte an Stelle der alten wesentlich verschönert worden.

Zum Besten der Kirche und ihrer Armen wurde wie in früheren Jahren unter den den Jahrmarkt besuchenden deutschen Kaufleuten eine Collecte veranstaltet, welche einen Ertrag von 124 Rbl. für die Kirche und 426 Rbl. für die Armen einbrachte, durch welche Summe die kirchliche Armenpflege zum nicht geringen Theil mit den erforderlichen Mitteln ihres Fortbestandes versehen wurde. Von der Voraussetzung ausgehend, daß den Armen der Gemeinde am Besten gedient werde, wenn den Kindern verarmter und mittelloser Familien billiger oder, wo erforderlich, selbst kostenfreier Unterricht geboten würde, beschloß der Kirchenrath auf Vorschlag des Ausschusses für kirchliche Armenpflege, aus den Mitteln des Armenvereins hinfort außer den bereits früher zur Gagirung des Küsters bestimmten 100 Rbl. weitere 100 Rbl., sowie die Zinsen des vom wirkl. Staatsrath v. Schultz der Schulkasse zugewandten Vermächtnisses von 1000 Rbl. derart zu verwenden, daß hinfort für 100 Rbl. jährlich ein russischer Lehrer zu 4 Stunden wöchentlich zu engagiren wäre und der Küster in Zukunft 120 Rbl. an Zulage erhalte, wofür er zu 14 Stunden wöchentlich in den Elementarfächern verpflichtet sei. Im Laufe des Jahres wurden in der Schule im Ganzen 12 Kinder aus der Gemeinde unterrichtet und die am Schluß desselben angestellte Prüfung ergab in Anbetracht dessen, daß die Mehrzahl der Kinder gar keine Kenntnisse mitgebracht hatte, ein befriedigendes Resultat.

Unabhängig von dieser Elementarschule gehen die Religionsstunden für Kinder aus der Gemeinde, welche andere Schulen besuchen, fort und werden in 2 Abtheilungen zu je 2 Stunden wöchentlich ertheilt. An diesen Stunden betheiligten sich im Ganzen 17 Kinder, doch muß leider erwähnt werden, daß der Besuch derselben zum großen Theil ein sehr unregelmäßiger war, ja daß einzelne ohne jede Motivirung oder auch nur Anzeige dauernd fortblieben, ohne daß der Uebergang in eine Lehranstalt, in welcher Religionsunterricht ertheilt wird, solches Fortbleiben motivirt hätte.

Im Ganzen darf jedoch mit Dank gegen Gott conſtatirt werden, daß Manches für den Ausbau des Kirchen- und Gemeindeweſens hat geſchehen können, daß die Beiträge für Kirche, Schule und Arme nicht abgenommen haben und daß die Gemeinde, durch Gottes Gnade vor ſchweren Heimſuchungen bewahrt, in keinem Stücke Mangel gelitten hat.

Die Zahl der Verſtorbenen betrug 27, die der Geborenen 28, die der Confirmirten 6, die der getrauten Paare 8.

Fellin. [Jubiläum.] Am 23. Mai beging der Propſt und Stadtpaſtor L. Krüger ſein 25jähriges Amtsjubiläum. Derſelbe hat zuerſt 7 Jahre lang als Diaconus an der Nikolaikirche in Pernau und als Lehrer an der dortigen ſtädtiſchen Töchterſchule ſegensreich gewirkt. Darauf wurde er, nach dem im Jahre 1860 erfolgten Tode des Paſtor V. von Holſt, im folgenden Jahr als Paſtor an die Fellinſche deutſche und ehſtniſche Stadtgemeinde vocirt und hat daſelbſt 18 Jahre lang treu gewirkt. Am Vorabend des Jubeltages nun brachte ein gemiſchter Sängerchor dem Jubilar eine Serenade, desgleichen am Morgen des Feſttags die Schüler und Schülerinnen der von ihm, dem Jubilar, ſelbſt begründeten ehſtniſch-deutſchen Kirchenſchule. Um 12 Uhr Mittags war das geräumige Haus des Jubilars mit ſtädtiſchen und auswärtigen Gäſten zahlreich gefüllt. Der dem Jubilar durch freundſchaftliche Bande beſonders naheſtehende Paſtor Speer von Groß-St. Johannis eröffnete die Feier, indem er die erſten Verſe des 103. Pſalms citirte und in warmen, herzlichen Worten erſtens den Jubilar daran erinnerte, wie viel Grund und Urſache er habe, Gott zu loben und zu danken, und daß er ſich auch an ihm erwieſen habe als der treue und barmherzige Herr und Helfer, worauf er zweitens den Anweſenden in kurzen Zügen deſſen treues Arbeiten im Amt, ſeine herzliche Theilnahme für die Leiden und Freuden jedes einzelnen ſeiner Gemeindeglieder und endlich ſein thatkräftiges Intereſſe für die Schulen ſchilderte; und wir fügen noch hinzu ſein in dieſer Beziehung bewährtes organiſatoriſches Talent, als es galt, die Schmidt'ſche Anſtalt, welcher ihr Haupt und Leiter durch den Tod entriſſen ward, kräftig fortzuführen bis zur Begründung des nunmehr hier beſtehenden und blühenden Landesgymnaſiums — Ja, mit Darangabe ſeiner Geſundheit hat er dieſes Amt treu geführt —

ohne dabei ſein Pfarramt irgendwie vernachläſſigt zu haben. Dafür wird ihm bleiben der Dank der Stadt und unſerer Provinz, vor Allem aber Gottes Gnadenlohn und Segen. Nun überreichte der Oberpaſtor zu Pernau und geiſtliche Aſſeſſor unſeres Provinzial-Conſiſtoriums H. Girgenſohn dem Jubilar ein anerkennendes Schreiben dieſer Behörde und fügte ſelbſt noch herzliche Dankesworte ſeinerſeits hinzu, indem er u. A. ſagte, daß er noch jetzt die Früchte von Krüger's treuer Arbeit in Pernau an ſeiner Gemeinde ernte. Herr Rathsherr A. Boſtröm überreichte mit wenigen freundlichen Worten ein Schreiben des hieſigen Magiſtrats. Desgleichen erhielt Paſtor K. noch einen Glückwunſch vom Kirchencollegium, deſſen Mitglied er ſelbſt iſt und der ihm von Hrn. Dr. Lang überbracht wurde. Herr Schul-Inſpector Jowelin beglückwünſchte dann den Jubilar im Namen aller ſtädtiſchen Schulen Fellins, deren treuer Pfleger und Vertreter er immer geweſen ſei. Schließlich trat der Jubilar ſelbſt auf und erinnerte an die Pſalmesworte: „Ich gedenke der vorigen Zeiten und rede von Deinen Thaten und rühme Deine Wunder.“ Er gab kurze biographiſche Züge aus ſeinem Leben, in denen uns gezeigt werden ſollte, wie Gott der Herr ihn ſchon von Kindheit auf zu ſeiner Kirche und zu ſeinem Worte gezogen habe. Er ſchloß mit dem herzlichen Gebetswunſch, der Herr möge ihm noch fernerhin Kraft und Freudigkeit zu ſeiner Arbeit erhalten, denn er habe bisher gern gearbeitet. Hierauf ſangen wir 2 Verſe des Liedes: „Nun danket alle Gott.“ Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß von da an das gaſtliche Pfarrhaus bis zum ſpäten Abend von Gäſten nicht leer wurde, und daß beim feſtlichen Mahl und beim Gläſerklang auch der Trinkſpruch, ja auch verhältnißmäßig vollſtändiger vierſtimmiger Männergeſang nicht fehlten. Die Feſtfreude hat nun ein Ende, aber der Eindruck des ſchön verbrachten Tages wird hoffentlich noch lange im Herzen und in der Erinnerung bleiben. Wir wünſchen unſerem lieben Paſtor und Propſt ſchließlich Gottes reichlichen Segen zu den nun hoffentlich noch folgenden 25 Arbeitsjahren. (Fell. Anz.)

Dorpat. [Theologiſche und philoſophiſche Vorleſungen im II. Semeſter 1879.] Prof. Mühlau: Erklärung des Evangelium Johannis, 4ſt. Bibliſche Hermeneutik, 2ſt. Converſatorium (über Pauliniſche Theologie, gratis), 2ſt. — Prof.

Prof. v. Engelhardt: Kirchengeschichte, Th. I, 5st. Encyklopädie der Theologie, 2st. Kirchenhistorisches Conversatorium, 2st. — Prof. Volck: Erklärung der Propheten Nahum, Habakuk, Zephanja, Haggai, Sacharja, Maleachi, 4st. Hebräische Grammatik, verbunden mit mündlichen Uebungen, 4st. — Prof. F. Hörschelmann: Geschichte und Theorie des Cultus, 4st. Praktisches Seminar, 2st. — Docent Bonwetsch: Geschichte der Kirche Rußlands, 2st. Lectüre von Kirchenvätern (conversatorisch), 2st. — Privatdocent Tiling: Ueber die wichtigsten dogmatischen Systeme der Neuzeit, 1st. Im Anschluß an diese Vorlesung: Conversatorium über die Principienlehre der Dogmatik, 2st. — Prof. Teichmüller: Geschichte der Philosophie von Cartesius bis auf unsere Tage, 4st. Aesthetik, 2st. Aristotelisches Praktikum, 2st. — Prof. der Theologie für Studirende orthodox-griechischer Confession Alexejew: Dogmatische Theologie (Gott als Schöpfer, Fürsorger und Erlöser der Welt und des Menschen), 3 st. Kirchengeschichte (von der Trennung der Kirchen bis auf die neueste Zeit), 3 st. — Religionslehrer für Studirende römisch-katholischer Confession v. Pietkiewicz: Vom Gebrauche der Sokratischen Philosophie in der christlichen Theologie, 3st. Biblische Geschichte des neuen Testaments. Neuere Geschichte der christlichen Kirche von Konstantin dem Großen bis zum Jahre 680, 3st.

Die Zahl der Studirenden betrug zu Anfang des ersten Semesters in der theologischen Facultät 122. Im Jahre 1878 erhielten die Würde eines graduirten Studenten der Theologie 4, die eines Candidaten 5, die eines Magisters 2 Personen. Die Prüfung für das Amt eines Oberlehrers der Religion wurde von Einem bestanden und 3 Zöglinge des theologischen Stipendieninstituts nach Vollendung der Studien und Erlangung akademischer Grade zur Anstellung im Krondienste entlassen.

III. Literärisches.

Zur Literatur in neuester Zeit von C. A. Berkholz.

Mit der „Literatur in neuester Zeit", auch nur im bescheidensten Maßstabe eines Specialfaches im Centrum von ein Paar Nebenfächern,

ſich in Fühlung zu erhalten, kann für Manchen beim beſten Wollen und redlichſten Streben verhängnißvoll werden. Wenn man das bekannte Motto: „Es koſtet viel, ein Chriſt zu ſein", dahin modificirt: „Es koſtet viel, ein Literat zu ſein", nämlich viel Zeit und viel Geld, ſo möchte das Richtige getroffen ſein. Nehmen wir beiſpielsweiſe den Kreis der Leſer unſrer „Mittheilungen ꝛc." Was hat man zu thun, um nur einigermaßen auf dem Gebiete der Literatur, die zur Berückſichtigung proponirt wird, ſich in kürzeſter Zeit nicht ganz als einen Fremdling darzuſtellen. Gelehrte und ſcharfſinnige Autoren jüngſter Tage treten mit ihren inhaltſchweren Büchern ſchlagfertig auf den Plan. Die Theologie in ihrem ganzen Umfange mit allen Detailfächern, zu denen ſie einladet, zur Seite die Arſenale der Philoſophie und Geſchichtsforſchung, und im Hintergrunde der Pulverthurm der Naturwiſſenſchaften, iſt in voller Thätigkeit, aufzuweiſen, daß „Vorſtellung" und „Begriff" in der Wirklichkeit hart aufeinander ſtoßen mögen, aber als höher verbundene Einheit im Kopf des Denkers friedlich ſich vertragen. Und das geht ſo unaufhaltſam fort, neue Bahnen, neue Ziele. Das hat etwas ſchreckhaftes. Der praktiſche Mann, der ſeine zur Dispoſition geſtellte Geiſteskraft von den Pflichten ſeines Berufs vollſtändig in Anſpruch genommen ſieht, kommt da wohl auf den Verſuch, in einem Ballon captif mit einem Fernrohr, in Geſtalt von ein Paar Zeitſchriften, bewaffnet, ſich in die Höhe zu wagen, um von Oben herab ſich ein Wenig zu orientiren, wie aus der Vogelperſpective die Dinge da unten ſich machen, mit dem Vorbehalt, ſobald man verſpürt, daß einem gewöhnlichen Menſchen die Luft vergeht, ſofort an dem Rettungsſeil, nach einigen Minuten Aufenthalt in ungewohnten Regionen, in die klimatiſch anheimelnden Verhältniſſe ſich zurückſchnurren zu laſſen. Unter Umſtänden iſt dieſe Taktik auch ganz löblich, weil vom beruhigendſten Erfolg. Aber eine andere Frage bleibt bei alle dem die: für wen denn haben die Grundgelehrten mit ſtaunenswerthem Aufwande von Scharfſinn und Erudition eigentlich ihre Werke geſchrieben? Gewiß beſteht nicht der geringſte Genuß eines Denkers in der Selbſtbefriedigung, die er ſich gönnt, indem er ſchöpferiſch producirend mittelſt der Kategorieen logiſcher Fundamentalbegriffe die Reſultate der Erfahrung geſtaltet, und in Folge ſolcher Operation eine werthvolle „Weltanſchauung" gewinnt. Aber der ſtill wirkende immanente Trieb der Zielſtrebigkeit geſtattet nicht, daß die Cauſalitäts-

nothwendigkeit dieſer iſolirten Geiſtesbewegung einſam bei ſich verharre. Das Bedürfniß nach Entfaltung für Andere fordert, daß auch dieſe der „Wahrheit“ ſich zuwenden, die, ein Gemeingut Aller im großen Reiche der Geiſter zu werden, exiſtirt, wenn ſie auch freilich erſt in zeitlicher Entwickelung als die gedachte und erkannte ſich wiederfindet. Aber das verlangt von den gewünſchten Leſern, wie geſagt, viel Zeit und nebenbei auch Anderes. Denn die geforderten Leiſtungen im nächſten Beruf abſorbiren viel Zeit, und wenn auch Gotteswort nicht theuer iſt im Lande, ſo iſt doch die Beſchaffung der Literatur neueſter Zeit nicht billig. Darum bewundern wir den Fleiß der Scribenten, wie nicht minder die Belohnung, die ihnen durch das freundliche Entgegenkommen der Leſer zu Theil wird, die ſich weder Zeit noch Aufwand verdrießen laſſen, um in kurzer Friſt „gänzlich umgearbeitete“ Auflagen zu ermöglichen. Trotzdem, daß die geſammte Culturwelt von „materiellen“ Intereſſen in Anſpruch genommen wird, und die Bewohner unſeres Planeten continuirlich erdbebenartigen Gemüthserregungen ausgeſetzt ſind, die einen „ewigen Frieden“ in eine weite Ferne hinausſchieben, geht die Wiſſenſchaft ihren ſtillen Gang unbeirrt vom Kriegsgeſchrei und Toben der Völker unaufhaltſam fort. Die Berechtigung des idealen Strebens kommt nach der Erfahrung unbewegt immer wieder zu anerkannter Geltung. Aber auch hier trifft das Wort ein: unſer Leben, wenn köſtlich, iſt Mühe und Arbeit. Der Gewinn der Wahrheit iſt nur die Frucht ernſter und mühevoller Arbeit, und der Irrthum wird nur überwunden im Kampf um's Daſein. Die Wahrheit iſt eine Tochter der Zeit, ſagt Baco von Verulam; Gedanke gegen Gedanke, Wort gegen Wort, bis der Wahrheitsſinn zur Selbſtbeſinnung kommt. So gibt es denn auch innerhalb der Wiſſenſchaft einen Kampf, und der in ihn eintritt, hat ſich darauf gefaßt zu machen, daß die Füße derer, die ihn hinaustragen, bereits an der Thür ſtehen. Hat Einer aus ererbtem Material eine „Weltanſchauung“ mit kritiſcher Umſicht aufgebaut, ſo kommt ein Anderer und benutzt das Ueberkommene gleichfalls mit Kritik zur Herrichtung eines Neubaues. Für uns iſt das kein langweiliger Kreislauf, ſondern, um beim Bilde zu bleiben, eine ſpiralförmige Fortbewegung, mögen wir auch „in dieſem Aeon“ nie aufhören, nur Aſymptoten der Gottheit zu ſein.

Wer sich nicht ganz die Augen verschließt, nimmt wahr, daß in neuester Zeit auf der ganzen Breitfläche der Theologie, als Wissenschaft, eine Fühlung nach neuen Grundlagen vorhanden ist. Es wetterleuchtet. Sich in einem Schlupfwinkel verbergen, wo man nichts vom Blitz und Donner sieht, noch hört, ist auch eine Methode. Das hält aber die wissenschaftliche Bewegung nicht ab, sich zu entladen. Jede Zeit, die in ihren Leistungen Epochemachendes bringt, stellt der nachfolgenden Aufgaben. Die ganze „Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs" bis auf den heutigen Tag legt es dar, daß keine Generation an dem ihr volles Genüge fand, was die Väter als ihren Besitz gewonnen hatten.*) Von den Nachlebenden erwarten, daß sie sich kritiklos auf den Standpunkt unserer „Weltanschauung" stellen werden, ist absurd und lächerlich, und widerspricht der Wirklichkeit, so sehr auch die Möglichkeit und Nothwendigkeit solcher Forderung behauptet werden mag. Historische, genetische, inductive Methode der wissenschaftlichen, auch theologischen, Forschung wird verlangt, die auch den Dogmatismus als eine zeitliche Wahrheitsform anerkennt, im Gegensatz zu jenem Rationalismus, der an den bloßen und dürftigen Abstractionen eines ignoramus et ignorabimus sein Gefallen fand.

Die neueste Zeit hat Bücher gebracht, die ebensosehr von der eminenten Arbeitskraft, scharfsinnigen und geistvollen Methode als von der Gesinnungstüchtigkeit der Verfasser glänzende Zeugnisse ablegen, und die als bahnbrechende Geistesproducte nach Inhalt und Form der Behandlung zu bezeichnen sind. Es sei erlaubt, nur Einiges zu nennen, also z. B.: Die Dogmatik von Kahnis, im richtigen Gefühl gegeben, daß die ausgefahrenen Geleise so nicht weiter eingehalten werden können. „Schelling's Lehre", ein Buch von Kuno Fischer, welches das in starrer Erzform ausgegrabene Edelmetall im Schmelztiegel in glänzenden Fluß gebracht hat. Die Werke von Eduard Zeller, soweit sie hieher gehören. Die neuesten dogmatischen Arbeiten des Erlanger Frank und des Göttinger Ritschl, die noch lange nicht zum vollständigen Austrag gekommen, während die v. Hofmann'schen

*) Es ist gewiß sehr rührend, vom Väterglauben zu sprechen, aber der allein, schlankweg genommen, wird nie zeitgemäß sein.

mikrologischen Untersuchungen über die griechischen Partikeln und Präpositionen im neuen Testamente gewiß auch sehr werthvoll sind. Die auf andern Bahnen sich bewegenden Expectorationen mit schwerstem Geschütz von Biedermann und Lipsius finden auch bei Gegnern mit Respect Beachtung. Auch an Ed. v. Hartmann sei noch erinnert, der jedenfalls nicht todtgeschwiegen werden kann, sollte er auch nur aufmerksam machen, daß man Fragen anders stellen müsse. Wellhausen's „Geschichte Israels" (bis jetzt 1. Bd.) bringt die „verklungenen Namen" eines De Wette u. A. wieder zu Ehren, von der nicht gesagt werden kann, was J. H. Kurtz bekanntlich einst in seinem literärischen Streit mit Hengstenberg eine „Advocatenschrift" nannte. „Das Christenthum Justins des Märtyrers" von M. v. Engelhardt, das in hervorragender Weise die moderne Behandlung der Patristik repräsentirt, die sich wesentlich von der veralteten unterscheidet. Martensen's „Christliche Ethik", welche die Resultate der bezüglichen Forschung geschmackvoll nach dem Bedürfniß der Gegenwart und zugleich kritisch recapitulirt. Th. Harnack's „Praktische Theologie", die auf dem festen Boden der lutherischen Kirche, nach ihrem ewigen Begriff, die früheren Bearbeitungen dieses Specialfaches weit übertrifft, ein Werk, das in pastoralen Kreisen nicht zu studiren keine Entschuldigung gelten läßt. Endlich O. Pfleiderer's „Religionsphilosophie," die eine eingehende Besprechung resp. Kritik von einem andern Standpunkt gewiß beanspruchen. Ein „Ritter vom Geist", könnte sich an diesem Stein des Anstoßes reiche Lorbeeren holen. Hier ist in einem Athemzuge eine Anzahl von Werken der Theologie und der mit ihr verwandten Wissenschaft namhaft gemacht, ohne verkennen zu wollen, daß das Register noch lange nicht erschöpft ist. Könnten wir doch noch hinzufügen die nicht veraltete „Polemik" von dem Altmeister K. Hase, sowie die „Symbolik der griechischen Kirche" von W. Gaß, die beide in ihrer Art Meisterwerke sind. Bei so bewandten Umständen erscheint die Furcht ziemlich überflüssig, als sei die geistige Rührigkeit bei der „materialistischen Tendenz unseres Zeitalters" in Gefahr, abzunehmen, oder auf das Niveau der Trivialität oder des trägen Autoritätsbedürfnißes herabzusinken. Damit hat es vorläufig gute Wege. Mag auch das Wort gelten: „Der Mensch irrt, so lange er strebt", so kennen wir doch die Verheißung, daß die zeitliche Permanenz des subjectiven Irrthums — man verzeihe solche pedantisch scheinende Ausdrucksformen — an

r objectiven Realität der Wahrheit, die in Gott ist, ihre Ueberwin-
ng findet. Der ganze Entwickelungsproceß des zur Selbstbesinnung
stimmten menschlichen Geistes bis auf den heutigen Tag ist uns
e Bürgschaft dafür, daß die Wahrheit zu ihrem Recht kommen muß.
Auch in unserem baltischen Heimathlande, dem es sonst nicht an
den Nachreden von Mißgünstigen fehlt, das haben Auswärtige und
nstehende uns schon auf's Wort zu glauben, ist die Theilnahme an
em in stetem Fluß strömenden Geistesbewegung der Wissenschaft, wenn
h vielfach mehr in receptiver Weise, keine geringe. Unsere Landes-
iversität Dorpat, die noch lange auch zum Heil des ganzen Hinter-
ndes bis weit in die Wallachei hinein blühen möge, behauptet ihren
ehrenvollen Rang im Chor der Wortführenden. Die Tagespresse
t sich in jüngster Zeit ungeheuer entfaltet und behauptet meist in
er Sprache einen geschulten Ton, wenn auch die farbige und mar-
rte Ausdrucksweise bekannter und vielgenannter anderer Blätter in
nlich abgeblaßten Schattenbildern zur Reproduction kommt; der
lischen Zeitungen haben wir bereits 8 u. s. w. Es wäre ungerecht,
nn man unter gegebenen Umständen mehr verlangen wollte. Auch
unsere ganze hiesige literärische Thätigkeit historisch zu erklären.
ir sind einmal ein Hinterland, und wenn wir uns schmeicheln,
liches zur Verbreitung der Intelligenz außerhalb der nächsten Kreise
ermittelt zu haben, so gewähren solche Leistungen eine gewisse
lbstbefriedigung. Daß Herder's „Kritische Wälder" und Kants
Kritik der reinen Vernunft" vor hundert Jahren bei Hartknoch in
iga erschienen, wollen wir uns nicht zu Gute schreiben, da es sich
mit ganz anders verhält; aber die Durchforschung der Doppelsterne
d die Entdeckungen des großen Naturkundigen, dem wir jetzt ein
ndbild aufzurichten im Begriff sind, bis auf die letzten oben citirten
rde Dorpater Theologen, können wir mit gutem Gewissen auf
ser Conto setzen, ja sogar dem „alten Rigaschen Gesangbuch",
e wir das einmal glauben nachgewiesen zu haben, sein Verdienst
cht absprechen.

Allerdings sei eingeräumt, daß auch solche Bücher, welche die
ntwickelung der fortschreitenden Wissenschaft repräsentiren, hier mehr
lesen und in stille Ueberlegung gezogen werden, als daß man sich
rade beeilt, die Verwerthung solcher Studien öffentlich auf dem
ge der Presse literärisch zu documentiren. Die Ursache davon

liegt in der Eigenartigkeit unſerer Situation, und daher zum nic
geringen Theil in einer gewiſſen Zurückhaltung der Kritik gegenüb
beſonders auf dem Gebiete der Theologie, die häufig mit Religi
und pectoralem Chriſtenthum verwechſelt wird, als wenn ein theol
giſcher Klopffechter eo ipso ein erwähltes Gotteskind ſei, als we
bei dem Für und Wider in Bezug auf ein formulirtes Dogma, d
man die Eierſchalen der Scholaſtik anſieht, die perſönliche Herzen
ſtellung zum Heiland und Erlöſer ſofort in Frage käme. Da v
ſtummt denn wohl eine unbefangene Aeußerung. Mit Freudigk
irgendwie ſich der Minorität zuzählen zu laſſen und ſich üb
banale Popularität hinwegzuſetzen, fordert unter Umſtänden ein
„proteſtantiſchen“ Heldenmuth, der, ſelbſt geſtärkt durch die Erinn
rung an den Tag zu Speier den 19. April 1529, doch oft nur n
einer gewiſſen Schwerfälligkeit an einem verborgenen Daſein g
begnügt. Wie dem auch ſein mag, ſo können wir es nur rühme
hervorheben, daß drei wohlbekannte Ehrenmänner unſerer hieſig
gebildeten Geſellſchaft ſich nicht haben abſchrecken laſſen, außerha
der Kreiſe ihres Specialberufes der Philoſophie, der Theologie u
dem chriſtlichen Gemeindeleben nicht blos ihre Aufmerkſamkeit z
ſchenken, ſondern mittelſt der Preſſe für ihre Anſchauungen und Ueb
zeugungen einzutreten. Wenn das nun, wie in dieſen Fällen, in
ernſter und würdiger Weiſe geſchieht, ſo iſt unſere Verpflichtung, d
zu erwähnenden drei Schriften gegenüber nicht blos eine allgeme
bewundernde und lobende Stellung einzunehmen, ſobald wir üb
dieſelben ein Wort ſagen ſollen, zumal die Verfaſſer ausdrücklich ſel
wünſchen, nicht — todtgeſchwiegen zu werden. Dieſem Wunſch ſ
gewillfahrt werden, wenn auch nach einiger Zögerung, die mehr ſelb
verſtändlich iſt, als daß ſie um Nachſicht zu bitten braucht. A
ſämmtlichen drei Schriften leuchtet die innige Ueberzeugungstreue u
die Wärme der Empfindung, mit der die aufgeſtellten Theſen u
Beachtung bitten, eindringlich hervor. Sie ſind ſozuſagen von d
Verfaſſern mit ihrem „Herzblut“ geſchrieben. Die ganze Perſö
lichkeit der Autoren ſteht für das Geſagte ein. Dieſer Umſta
nöthigt unwillkührlich Achtung und Anerkennung ab. Im Rigaſch
Kirchenblatt Nr. 15 glauben wir nun in genügendem Maße d
dieſe Seite der Berückſichtigung das Nöthige beigebracht zu hab
auch wie wir hoffen, mit Zuſtimmung der Verfaſſer ſelbſt. Wenn w

nn noch einmal und zwar in dieſen Blättern auf denſelben Gegenſtand zurückzukommen uns herbeilaſſen, und die Sache ſelbſt etwas ingehender in Erwägung ziehen, ſo hegen wir durchaus keine Beächtung, Mißverſtändniſſe hervorzurufen. Vorläufig erlauben wir ns ein paar Bemerkungen. Eine Wahrheit bleibt Wahrheit, wenn e auch im Vorſtadium ihrer Exiſtenz eine ganz andere Form hat, als e in ihrer gereifteren Entwickelung annehmen muß. Eine organiſche xiſtenz beharrt in ihrer Selbigkeit, wir mögen ſie nun in ihrem eim oder in ihrer vollen Neugeſtaltung betrachten. Sodann: eine weisführung kann falſch ſein, ohne daß die Theſe an ſich dadurch r ihrer Wahrheit verliert. Eine Behauptung verliert nicht an ihrem erth, wenn ſie in der Argumentation auch auf eine ganz andere ſtelle rückt, als die ſie für ſich in Anſpruch nimmt. Jede Löſung nes Problems iſt Antwort auf eine Frage, wobei auf eine richtig rmulirte Frage Alles ankommt, indem auf jede beliebige Frage nicht ſelbe Antwort erfolgen kann. Mit einem „Entweder — Oder" iſt es ſt allein nicht gemacht, und beim tertium non datur möchte oft das an zu ſtreichen ſein.

Die drei zu erwähnenden Schriften ſind folgende:

1) L. F. E. Trahndorff, der Bewußtſeinsphiloſoph. Ein Beitrag zur Würdigung und Hochſchätzung eines verklungenen Namens. Dargeſtellt von J. Eckardt in Mitau. Halle 1879. 64 S.

2) Menſchliches Denken und die Grundprincipien chriſtlicher Weltanſchauung. Eine philoſophiſche Studie von Sigismund Kröger, Dr. med. Motto: Machet Bahn, machet Bahn, räumet den Weg, hebt die Anſtöße aus dem Wege meines Volks. Jeſ. 5, 7. 14. Riga, 1879. 67 S.

3) Betrachtungen eines Laien über die Grundlagen der chriſtlichen Gemeinde. I. Die Gemeinde als Ganzes. Von Karl Theodor Käſtner. Riga, 1879. 80 S.

1.

Nr. 1 ladet uns ein, die Bekanntſchaft mit der Perſon eines Herrn Trahndorff zu machen, der, bereits im Jahre 1863 verſtorben, er literäriſchen Welt zumeiſt verborgen ſchriftſtellerte, indem er in Berlin am dortigen Friedrich-Wilhelm-Gymnaſium zwar auch nur

eine der letzten Lehrerstellen“ bekleidete. Er hat in seinen stillen Mußestunden sich damit beschäftigt, „die Geheimnisse des Gottesreiches“ zu ergründen, was wir an und für sich gewiß sehr erfreulich und praktisch werthvoll finden. „Durch eine besondere Frische des Geistes und der Begeisterung ausgezeichnet“, folgte er bis in sein 31. Lebensjahr seinem „Triebe nach Erforschung der Wahrheit“, und legte unverdrossen in gedruckten und mehr noch ungedruckten Schriften, als „Bewußtseinsphilosoph“, die Früchte seines Fleißes nieder, die aber bis jetzt leider noch so gut wie gar keine Beachtung gefunden haben. Bei diesen Studien strengt er sich an, mittelst Aufstellung bisher verkannter philosophischer Fundamentalbegriffe die „allein wahre Weltanschauung“ an's Tageslicht zu fördern, wobei er nichts weniger, als „der ganzen Philosophie seit Thales den Vorwurf macht, die maßgebenden Fundamentalbegriffe mißverstanden zu haben.“ Das ist nun freilich sehr stark und zuversichtlich gesprochen, wie T. die philosophirenden Jahrtausende bis auf ihn, den neuesten Entdecker der „allein wahren Weltanschauung“, in die Schranken ruft. Wenn Richard Rothe bekanntlich seufzend schmachtete nach einem neuen Fundamentalbegriffe, so scheint der Messias gekommen zu sein. Ein zweiter Kopernikus ist da. Trahndorff beschreitet mit seiner neuen Darlegung des geschichtlichen Entwickelungsprocesses, den das Unbewußtseinkommen des menschlichen Geistes durchlebt hat, nie dagewesene Bahnen zur Unsterblichkeit. „Aus dessen Lehren ist die ganze Auffassung für die allgemeine Weltanschauung und das Verständniß der irdischen Einzelverhältnisse in allen kirchlichen, socialen und politischen Fragen ihre Begründung zu gewinnen.“ Bereits sind 16 namentlich angeführte Schriften des epochemachenden Denkers gedruckt. Dagegen harren noch 41 (einundvierzig) ungedruckte, deren Titel sämmtlich mitgetheilt werden, als unschätzbares Material für einen Zukunftsphilosophen, der diese Bausteine ordnet und systematisirt, im Manuscript der Auferstehung, indem „dieser ungedruckte Schatz“, wie es wörtlich heißt, „unschwer als ein literärisches Herculanum und Pompeji zu bezeichnen ist.“ Der Leser wird ordentlich begierig, nach diesem Herculanum und Pompeji zu wallfahrten, und sich die vergrabenen Schätze anzusehen. Möchten diese wenigen Andeutungen der vorliegenden Probleme und ihrer durch Trahndorff gelungenen Lösung, wie ihr nachgerühmt wird, dazu beitragen, unsere vorliegende Schrift

ſelbſt in die Hand zu nehmen. Dadurch kann ein Jeder, der es liebt, in die Schachten der tiefſten ſpeculativen Fundamentalphiloſophie weiter zu graben, ſich in Stand ſetzen, zu einer „Weltanſchauung“ zu gelangen, die, weil ſie die „allein wahre“ iſt, volle Befriedigung verheißt. Für dieſen wünſchenswerthen Fall möchte es rathſam ſein, bevor die 41 noch ungedruckten Schriften Trahndorff's zum Druck befördert werden, ſich auch eine andere Schrift anzuſehen, die denſelben Fortſchrittsphiloſophen Trahndorff viel ausführlicher, als Eckardt es that, behandelt, deren Verfaſſer ein Herr Anhuth iſt, und die den imposanten, oder, wie E. ſagt, „abſonderlichen“ Titel führt: „Das wahnſinnige Bewußtſein“, in welchem Werke er nicht nur den vielbeſprochenen „Salonphiloſophen“ E. v. Hartmann auf eine „ebenſo pikante als geiſtreiche“ Art zurechtweiſt, ſondern zugleich auch überall da, wo er auf philoſophiſche Fundamentalbegriffe und die allein wahre Weltanſchauung zurückgreift, ſtets Trahndorff als ſeine Quelle bezeichnet, aus deſſen Werken er ſeine Philoſophie geſchöpft habe. Pikant iſt allerdings die Schreibweiſe Anhuth's, wozu die überreiche Blumenleſe fremdſprachlicher Originalſtellen, aus griechiſchen Claſſikern, nicht wenig beiträgt, ja ſogar das Sanskrit fehlt nicht, indem das tat twam assi ohne Ueberſetzung zweimal citirt wird. Nach Anhuth iſt E. v. Hartmann mit ſeinem „Unbewußten ꝛc.“ geradezu verrückt, was doch nur ein ſehr gebildeter, partieller Furor in der Extaſe der Controverſe, „du raſeſt ꝛc.“ zu nennen wäre. Mit E. v. H., als dem „letzten der 7 Epigonen Kant's“, ſoll alſo das Alte in Trümmer fallen, damit aus den Ruinen das Neue der allein wahren Philoſophie erblühe. Die Entſcheidung überlaſſen wir der Zukunft, welche Stelle der „verklungene Name“ Trahndorff einſt am Sternenhimmel der unſterblich Strahlenden behaupten wird. Uebrigens möchte darin nichts Pikantes zu finden ſein, wenn A. den jedenfalls zu beachtenden Denker Ed. v. Hartmann, abgeſehen von der ganz irreleitenden Bezeichnung „Salonphiloſoph“, häufig als „preußiſchen Premier-Lieutenant“ zu introduciren liebt. Dieſer Titel iſt zur Sache ganz gleichgültig; hat doch Sokrates in ſeiner Jugend als Mitkämpfender in den Schlachten der Athener ſich betheiligt, und iſt es Niemandem eingefallen, ihn deshalb einen Hoplites oder dergleichen zu nennen, wie denn auch die Philoſophie des Hrn. A. damit weder ſteht noch fällt, ob dieſer nun „ein junger oſtpreußiſcher Oeconom“ iſt, oder ſonſt was. Solche

Trümpfe, die der Ackerstudent dem Artilleristen a. D. ausspielt, sind ziemlich geschmacklos und fallen in die Rubrik der schlechten Witze.

Indem wir also die Aufmerksamkeit auf die sowohl von Eckardt als Anhuth warm empfohlene einzig wahre Philosophie hinlenken, die nach diesen Aussagen jedenfalls eine eingehende Beschäftigung mit ihr beansprucht, wollen wir dem selbstständigen Urtheil der Leser nicht vorgreifen. Doch soll der Eindruck nicht vorenthalten werden, den diese Philosophie, soweit sie im Vorliegenden sich darstellt, gemacht hat. Jedenfalls aber bleibt es wünschenswerth, daß die noch im Manuscript verborgenen Schriften Trahndorff's recht bald gedruckt werden, damit die philosophirende Menschheit endlich einmal sich auf den allein richtigen Standpunkt gefördert sähe. Ob die Beweisführung und Deduction aufgestellter Behauptungen nicht an einer gewissen Verwirrung der Begriffe leiden; ob hie und da Sätze als anerkennenswerth ausgesprochen werden, die bis jetzt kein Philosoph in Abrede gestellt hat, die also unmöglich etwas Neues besagen; ob andererseits Voraussetzungen als Fundamentalwahrheiten wie aus der Pistole losgeschossen werden, die doch erst sehr genau besehen sein wollen, weil sie durch ihr unvermitteltes Dasein überraschen, bleibe dahingestellt.

Das Ganze der Schrift Nr. 1 zerfällt nach der Einleitung in zwei Abschnitte: 1) Bewußtsein und Vernunft. 2) Trahndorff und seine wissenschaftlichen Gegner. Vielleicht erwartet man nach dieser Anzeige eine ganz unbefangene und einfache Construction, mit Hülfe unerschöpflich neuen, psychologischen und logischen Materials, ohne jede Polemik und Auseinandersetzung mit etwaigen Andersdenkenden, einen selbstständigen Neubau, wobei vom Gebrauch veralteter Formen und Begriffe Abstand genommen wird. Da „Bewußtsein und Vernunft" bis dato von Keinem richtig verstanden ist, so hätten sich „Bewußtsein und Vernunft" begriffsmäßig speculativ aus sich selbst zu entwickeln, ohne Rücksicht darauf, was frühere Jahrhunderte darüber gefaselt haben. Ruhige Position der Wahrheit und es schwinden von selbst die Nebel des Irrthums nach beiden Seiten hin ab. Ein System aus einem Neuguß, das ist's, wonach wir schmachten. Wer das bieten kann, der ist unser Mann. Wider Erwarten wird sofort Abschnitt 1 „mit einer grundsätzlichen Opposition wider alle (bisherige) Philosophie von Anbeginn" begonnen, und ihr der Vorwurf gemacht, „den wahren Begriff des menschlichen Bewußtseins

und der menſchlichen Vernunft verkannt zu haben.“ Das ſind Alles Präliminarien, ſogenannte Prolegomena, zu deren Veranlaſſung man ganze dicke Bände ſchreiben kann, ohne daß mehr als ein negatives Urtheil reſultirt. Ich weiß dann wohl, was unter gewiſſen Vorausſetzungen nicht iſt, aber noch lange nicht, was iſt und wie etwas iſt. Bis T. habe man alſo nicht gewußt, was „Bewußtſein und Vernunft“ eigentlich ſei. Behauptungen muß man gelten laſſen, es handelt ſich nur um die Beweiſe. Nicht mehr und nicht weniger. Wenn z. B. Jemand behauptet, das genus humanum habe ſchon in der Tertiärbildung der Erde exiſtirt, ſo handelt es ſich dabei um die Vorfrage, wo man ſich in der Sechstageſchöpfung (den Tag zu 24 Stunden gerechnet) überhaupt die Tertiärbildung zu denken habe, u. ſ. f. Es wird behauptet: „Die Vernunft iſt die Vollendung des menſchlichen Bewußtſeins“, und: „Das Bewußtſein iſt die Fähigkeit zu wiſſen.“ Soll das heißen: das Bewußtſein iſt in ſeiner primitiven Daſeinsform reine Potenz der Möglichkeit, und entwickelt ſich in immanenter Energie zum Wiſſen ſeiner ſelbſt, und dieſes ſo gewordene Bewußtſein ſei Vernunft zu nennen, ſo kann man ſich das gefallen laſſen, und erwartet von dieſem acceptirten Sprachgebrauch das Weitere. Daß „zum Wiſſen zweierlei gehöre, ein Wiſſendes (Subject) und ein Gewußtes (Object)“, iſt gerade kein neuer Fund, und dürfte nicht zu bemängeln ſein. „Das Subject weiß von einer bunten (?) Objectivität ſinnlich wahrnehmbarer Dinge, und auch von ſich ſelbſt.“ Ganz ſchön. Quidam ſieht Bäume und Roſen, und findet ſich ſelbſt zwiſchen dieſen umherſpazierend; aber daß damit für die allein wahre Philoſophie etwas gewonnen wird, bleibt bis auf Weiteres ein Räthſel. Nun aber kommen in der That neue Dinge, die in der Form, wie ſie vorgetragen werden, allerdings wie Raritäten in einem Antikenkabinet erſcheinen: „Zu alledem birgt (?) das menſchliche Bewußtſein zugleich auch noch zwei Inventarſtücke ſeines Wiſſens, ein Bewußtſein ſeines Bewußtſeins und den Begriff des Ueberſinnlichen.“ Das ſind alſo ſozuſagen aus vorſündfluthlicher Zeit zwei Hauptinventarſtücke, die, beſonders das zweite, „ein vollſtändiges Räthſel“ ſind, „das ſich aber ganz einfach löſe, wenn wir auf die älteſte traditionelle Urkunde (Geneſis 1, 1 u. ſ. w.) hinblicken“, wobei noch ganz beiläufig bemerkt wird, daß Gott bei ſeinem Schöpfungsact „mit ſich ſelbſt gleichſam zu Rathe gegangen ſei“ ꝛc. Hier wird alſo, um mit Hegel zu reden, vom Begriff zur Vorſtellung

gegriffen, wogegen man, so lange das Individuum in dieser Sphäre sich bewegt, nichts haben kann. Ferner scheint zu den Inventarstücken auch zu gehören: „Gemäß dieser historischen Ueberlieferung ist also der Mensch göttlichen Geschlechts", was übrigens auch der griechische Heide (Ap. 17.) schon am Schluß seines Hexameters τοῦ γὰρ καὶ γένος ἐσμέν aussagte. „Dem Menschen wohnt also von vornherein (durch Uroffenbarung Gottes) der Gottesbegriff und das Gottesbewußtsein ein, er ist befähigt, das Uebersinnliche wahrzunehmen." Wenn nur nicht solche Sätze Hunderte von Malen schon anderswo gelesen wären, würde leicht der Gedanke entstehen, daß T. damit wirklich ein neues Blatt in der Geschichte der Religionsphilosophie aufgeschlagen hätte. „Der historische Weltgang lehrt, wie der Mensch allmählich abfällig geworden (der „Abfall" erscheint uns ein vorhistorisches Ereigniß) und damit das erwähnte Urverhältniß in wachsender Progression verfinstert ist" (bis auf den heutigen Tag? Schade um die Philosophie T.'s, wenn man nicht annehmen wollte, daß sie, aus dem Fluß der Progression der Verfinsterung seitwärts ab, Stellung zu nehmen so glücklich gewesen sei), wobei die Schlange im Paradiese als Urgrund des „welthistorischen Zweifels" nicht fehlt, während andere der Meinung sind, daß Noth und Zweifel die welthistorischen Mächte gewesen sind, welche die Menschen zur Erlösung aus allem Unheil gedrängt haben. Wir müssen uns versagen, die neue, allein wahre Philosophie, soweit sie sich uns dargestellt, weiter zu begleiten, die nunmehr im welthistorischen Entwickelungsproceß des zur Vernunft gekommenen Bewußtseins als Retterin zur rechten Stunde einsetzt, da „die (bisherige) Philosophie jetzt zu dem Punkt gelangt ist, wo sie alle Religion vernichten muß." Solchen starken Behauptungen gegenüber ist Schweigen Pflicht. Beiläufig sei noch bemerkt, daß der „Altmeister" T. die Theologen „bei ihrer gegenwärtigen Verlegenheit (?)" beruhigt, sie sollten nur „vor seiner Philosophie keine Furcht (!) haben", wie er denn auch (bekanntlich nach Augustin, wäre also auch ein Inventarstück) „das menschliche Bewußtsein als das Bild der Dreieinigkeit" sich vorstellt.

Rodgers, George, Die Stiftshütte und ihre gottesdienstlichen Ordnungen im neutestamentlichen Lichte. Nach dem Englischen von J. von Lancizolle. Berlin 1879. Verlag der deutschen evang. Buch- und Traktat-Gesellschaft. 75 Pfennige.

Wer das Wort Gottes alten Testamentes lieb hat, wird mit großer Befriedigung dieses Büchlein zur Hand nehmen und durchlesen. Es enthält nur 33 ganz kurze und bündige Abschnitte auf 104 Seiten, und kostet nur 45 Kopeken.

Der Titel dieses Büchleins läßt vielleicht eine theologische, gelehrte Abhandlung über die Stiftshütte des Alten Bundes erwarten, gespickt mit hebräischen und griechischen Brocken. Dem ist aber nicht so, sondern es ist geschrieben in einer populären, kindlichen und anziehenden Sprache, die den Leser so fesselt, daß man es nicht eher aus der Hand legen kann, bis man es ganz durchgelesen hat. Und dabei ist es ein Buch, geschöpft aus der Tiefe des göttlichen Wortes, und hell durchschimmert von der Freude am Herrn, die des Gläubigen Stärke ist (Nehemia 8, 10), ein Buch, welches Wasser des Lebens in einem alttestamentlichen Gefäß, aber in anziehender Weise der neutestamentlichen Seele zur Erbauung darreicht.

Den Engländern gebührt der Ruhm, daß sie für die Typen und Symbole des alten Testaments mehr Sinn haben als wir, und darum treiben sie auch das alte Testament fleißiger als wir. Und doch enthält das alte Testament geistliche Schätze und göttliche Wahrheiten, welche in fruchtbare Beziehung gebracht werden können zu dem Mittelpunkt alles Heils — Christus.

Priester, Altar, Opfer, der Zug durch die Wüste, der Versöhnungstag, Propheten- und Königthum, wollen und sollen im Sonnenlichte des kündlich großen Geheimnisses betrachtet werden: „Gott geoffenbaret im Fleisch!“ Das thut auch der Hebräerbrief, in dessen Fußstapfen der Verfasser unseres Buches bei der Betrachtung der Stiftshütte einhergeht.

Nach 2. Mose 25, 9. 40 mußte die ganze Stiftshütte „nach dem Bilde, das Gott Mose auf dem Berge gezeigt hat“ gefertigt werden, d. h. nach einem Modell, das Gott vor seinen Geistesaugen darstellte. Man braucht aber nicht nach Hebr. 8, 5 anzunehmen, daß im Himmel das Urbild der Stiftshütte, ein wirkliches himmlisches Heiligthum existire; vielmehr drückt die Stiftshütte das, was im Himmel voll-

kommen vorhanden ist, die Gemeinschaft mit Gott, in irdischer Weise aus.

Die 33 kurzen Capitel, von welchen jedes gewissermaßen ein Ganzes für sich bildet, tragen die folgenden Ueberschriften:

Die Stiftshütte im Allgemeinen, — die Umhänge des Vorhofes, — die Säulen des Vorhofes, — der Altar von Erz, — das Handfaß, — die Bretter der Stiftshütte, — die Decken der Stiftshütte: A. die Dachsfelldecke, B. die Widderfelldecke, C. die Ziegenhaardecke, D. die Cherubim-Decke, — Thor, Thür und Vorhang, — der goldene Altar, — der Schaubrod-Tisch, — der goldene Leuchter, — die Bundeslade und das Allerheiligste, — der Gnadenstuhl, — die Cherubim, — die priesterlichen Kleider, — der Hut, — der Leibrock, — das Amtsschildlein, — der Gürtel, — der seidene Rock, — die Opfer: A. Sünd- und Schuld-Opfer, B. das Brandopfer, C. das Speisopfer, D. das Dank- und Friedensopfer, — die Stiftshütte auf dem Zuge durch die Wüste, — der große Versöhnungstag, — Einweihung der Priester, — Reinigung des Aussatzes, — von der röthlichen Kuh, — von den heiligen Zahlen.

Und nun will ich hier einige kurze Auszüge aus dem Buche selbst geben, um dem Leser einige Proben von der Ausführung und Behandlung des reichhaltigen Materials zu bieten.

Im 1. Capitel heißt es: „Wer sich über Bestimmung der Stiftshütte und Ordnung ihrer verschiedenen Gottesdienste unterrichten will, der lese die Bücher Mose von 2. Mosis 25 an, und wer auch ihre typische Bedeutung zu erkennen begehrt und die geistliche Anwendung davon machen möchte, der nehme noch die Epistel an die Hebräer hinzu, denn sie ist des heiligen Geistes Commentar zu der Stiftshütte und dem mit ihr verbundenen Cultus. Ohne diese Epistel kann man von vielem, in den Büchern Mose Enthaltenen, den geistlichen Sinn nicht fassen: sie ist der Schlüssel zum Pentateuch, wie überhaupt zu einem großen Theil des alten Testaments."

Im 6. Capitel, welches die Bretter der Stiftshütte behandelt, wird zutreffend „auf den Grund der Apostel und Propheten" hingewiesen, „da Jesus Christus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau in einander gefüget, wächset zu einem heil. Tempel in dem Herrn, auf welchem auch ihr mit erbaut werdet zu einer Behausung Gottes im Geist." Ephes. 2, 20—22.

Was ist die Kirche? — Nicht ein Bau
Von Menschenhand gemacht: —
Ein Tempel ist's — auf Gottes Au
Von unsichtbarer Pracht!"

Das 13. Capitel handelt von dem Schaubrodtisch. Da heißt es unter Anderm: „Die Stiftshütte war die Wohnung des großen Königs von Israel; die Priester waren dieses Hauses Diener und Jehova deckte ihnen den Tisch oder vielmehr Er speiste sie von seinem eigenen Tisch. — Dieses Brod bildet Christum ab: „das lebendige Brod, das vom Himmel gekommen." — „Das Brod, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi?" — Wie das Brod den Priestern zur Nahrung gegeben ward, so wird Christus den Gläubigen, die ja ein geistliches Priesterthum haben, geschenkt, damit sie in Ihm leben. Er ist unsere Speise, unser tägliches Brod. Und wie unser Leib neben aller andern Speise doch des Brodes nicht entbehren kann, so muß auch unsere Seele sich täglich vor Allem von Christo nähren. Wir mögen Freunde und sonst allerlei Gutes haben, aber ohne Christum können wir nimmermehr bestehen."

Capitel 17 erklärt die Cherubim: „Ueber der Bundeslade beugen sich 2 Gestalten, welche die Israeliten Cherubim nannten, mit Flügeln, nach dem Vorbild, welches Moses „auf dem Berge" sah, und wie sie zuvor kein sterbliches Auge erschaute. Diese hehren Gestalten waren wie der Gnadenstuhl von dichtem Golde gebildet und mit ihm aus einem Stück. — Sie waren die Wächter an Gottes Thron. Oft lesen wir von Seinem Sitzen „zwischen Cherubim". — Das erste Mal, wo wir von den Cherubim lesen (1. Mose 3, 24), bewahren sie mit flammenden Schwertern den Weg zum Baume des Lebens, bereit, Jeden zu vernichten, der vermessen genug wäre, den Eingang erzwingen zu wollen; und das nächste Mal lesen wir von ihnen (2 Mose 25), als den bildlichen Hütern des Gnadenstuhles, und hier, Gott sei's gedankt, haben sie nicht Flammenschwerter in den Händen, sondern neigen sich über den Gnadenstuhl und blicken auf das darauf gesprengte Blut. Ihr Auge sucht nicht die darunter verborgene Gesetzes- und Todes-Urkunde, sie wenden es auch nicht gen Osten auf das Volk, die Sündermenge draußen, sondern es ruht auf dem, was das todbringende Gesetz verbirgt, auf dem Blute, welches die Sünde sühnt. Sie schauen auf den kommenden Versöhner, auf Ihn, bei dem allein Gnade und Leben ist. Auch mein Blick soll dahin

gehen, auch mein Herz soll sich versenken in das, was die Engel gelüstet zu schauen, was die Freude selbst der höchsten Diener Gottes ausmacht, derer, die aus dem ganzen Universum die Nächsten am Throne sind."

Bei der Einweihung der Priester im 30. Capitel lesen wir folgende schöne Stelle: „Es ist beachtenswerth, daß Moses von dem Blute des zweiten Widders, durch dessen Opferung die Priesterweihe vollendet war, Aaron und seinen Söhnen Ohr, Hand und Fuß benetzte, und auch ihre Kleider damit besprengte und weihete. Dies zeigt, daß die Kinder Gottes durch Blut sowohl, als durch Wasser gereinigt werden müssen. Das geopferte Leben sowohl wie das lebendige Wort ist's fortan, was sie regiert. Ihr Ohr ist geöffnet für die Wahrheit Gottes, ihre Hand und all' ihr Thun geheiliget und bestimmt durch das Blut des Versöhners, und ihr Fuß wandelt in den Wegen Gottes. Gott hat sie gezeichnet mit einem rothen Zeichen, einem Zeichen des Bluts; fortan gehören sie nicht mehr sich, sondern wissen, sie sind einem Andern zu eigen. Christus hat sie mit seinem eignen Blute erkauft und sein Zeichen ihnen aufgedrückt. Nun sagen sie nicht mehr: „Mein Wille geschehe," sondern der neue Mensch in ihnen spricht: „Dein Wille geschehe!""

Mit besonderem Wohlgefallen verweilt der Verfasser beim 32. Capitel, welches von der röthlichen Kuh handelt. Wie der gläubige Bibelleser im 3. Buch Mosis beim 16. Capitel stehen bleibt, welches den großen Versöhnungstag beschreibt, im Propheten Jesaias beim 53. Capitel, das uns den Mann der Schmerzen zeigt und im Evangelium Lucä beim 15. Cap., wo wir den verlorenen Sohn finden, so bleibt der Gedanke im 4. Buch Mose beim 19. Cap. haften, welches von dem Sprengwasser, das aus der Asche der verbrannten rothen Kuh zubereitet war, handelt. Dieses Capitel und die Epistel an die Hebräer verhalten sich gleichsam wie Schloß und Schlüssel: sie schließen sich gegenseitig auf; sonst bliebe dieses Capitel unverständlich und unerklärlich.

Während die andern Opferthiere, auch die zum Sündopfer dienenden, im Vorhof der Stiftshütte geschlachtet wurden, erlitt die „röthliche Kuh" außerhalb des Lagers den Tod, als eine Weissagung auf den, welchen sein eigenes Volk „hinaus" führen sollte aus der heil. Stadt, um Ihn dem Opfertode zu überliefern. „Darum

auch Jesus, auf daß er heiligte das Volk durch sein eigenes Blut, hat er gelitten außen vor dem Thor. So lasset uns nun zu ihm hinausgehen außer dem Lager, und seine Schmach tragen." Hebräer 13, 2, 13. — „So der Ochsen und der Böcke Blut und die Asche von er (röthlichen) Kuh gesprenget, heiliget die Unreinen zu der leiblichen Reinigkeit; wie viel mehr wird das Blut Christi, der sich selbst ohne len Wandel durch den heiligen Geist Gott geopfert hat, unser Gewissen reinigen von den todten Werken, zu dienen dem lebendigen ott." Hebräer 9, 13. 14. — Diese zwei Stellen werfen sogleich ein testamentliches Licht auf 4. Mose 19. Auch wir bedürfen der gleichen Reinigung auf unserem Wege durch die Wüste dieser elt, um in der Gemeinschaft mit unserem heiligen Gott bleiben können.

Sehr interessant und lehrreich ist das letzte, das 33. Capitel, dieses von den heiligen Zahlen handelt. Die heiligen Zahlen elen in der heil. Schrift alten und neuen Testaments eine große olle; aber die wenigsten Bibelleser sind im Stande, Rechenschaft von zu geben. Darum geben wir zum Schluß einen kurzen Auszug s diesem Capitel:

„Der Brandopferaltar und der goldene Räucheraltar sind viereckig nd haben je vier Hörner. Die Decke über der Thür und der Vorhang er dem Allerheiligsten sind aus viererlei Fäden gewirkt und hängen an ier Pfeilern. Der Weihrauch besteht aus vier Ingredienzien. Das Allerheiligste ist ein Viereck, und vier Decken liegen über der Stiftshütte. Die Vierzahl giebt die Vorstellung des Festen, Vollkommenen. ch möchte hier daran erinnern, daß wir im neuen Testament vier Evangelien und in ihnen ein vierfaches Bild des Wesens und Wirkens Jesu haben. Sie alle vier zu erforschen ist nothwendig, um ein rigermaßen vollständiges Ganze zu gewinnen, gerade wie man ein aus von vier Seiten her betrachten muß, um sich einen Ueberblick bilden. Die vier Evangelien sind im Grunde nur Eines, aber es zeigt eine eigenthümliche Seite."

„Die Zahl „Sieben" ist ebenfalls bedeutungsvoll und gilt für sonders heilig. Drückt Vier in unserer Erscheinungswelt das ollkommene aus, so Drei das Höchste in der obern Welt: die ottheit selbst. Insofern umfaßt die aus den beiden Zahlen gebilete Sieben sowohl Himmel als Erde und tritt besonders da ein,

wo dieſe ſich berühren. Der ſiebenarmige Leuchter des Heiligthums, die prophetiſche Viſion von den „ſieben Augen des Herrn“, die „ſieben Geiſter vor dem Stuhl“ und die „ſieben goldenen Leuchter“, in deren Mitte Einer gleich eines Menſchenſohn, die „ſieben Sterne in ſeiner Hand“, ſowie die ſieben Hörner und die „ſieben Augen des Lammes.“

„Endlich hat auch die Zahl Zwölf, die aus drei mal vier gebildet wird, die Vollkommenheit zu bedeuten. Zwölf waren der Söhne Jakobs, zwölf der Stämme Iſraels, deren Namen der Hoheprieſter in zwölf Edelſteine geſchnitten, auf dem „Amtſchildlein“ vor der Bruſt trug. Auch in der Stiftshütte kommt die Zwölfzahl mehrfach zum Ausdruck. Vier mal zwölf Bretter bildeten ihre Wände. Dieſelben ruheten auf acht mal zwölf ſilbernen Füßen, welche je aus dem Verſöhnungsgelde von zwölftauſend Männern hergeſtellt waren. Zwölf Schaubrode lagen auf dem goldenen Tiſch im Heiligthum, entſprechend der Zahl der Stämme. — Die Zwölfzahl der Apoſtel war für Iſrael von ſelbſtredender Bedeutung.

„Haben wir nicht, mein Chriſt, einen ſehr vollkommenen Chriſtus, da Er ſelbſt ſich uns giebt als Bergungsſtätte, als Speiſe, als Opfer, als Prieſter, als unſer Ein und Alles!“

Riga. **Dworkowicz.**

Der Präludiſt. Sammlung von Choral-Vorſpielen in den verſchiedenſten contrapunktiſchen Formen, zu jedem evangeliſchen Choralbuche. Ein Hülfsbuch vorzugsweiſe für Organiſten zum Gebrauche beim öffentlichen Gottesdienſte u. ſ. w. Herausgegeben von A. Jacob und E. Richter. Erſter Band bei C. F. Hientzſch in Breslau.

„Die Orgel-Literatur iſt ungewöhnlich reich an freien und ſtreng ausgeführten Choral-Vorſpielen und zwar von dem 16. Jahrhunderte ab bis auf unſere Zeit. Die größten Tonſetzer für Kirchenmuſik und Organiſten haben dieſen Zweig der Orgelliteratur mit Vorliebe cultivirt, weil es zu den ſchwierigſten Aufgaben der kirchlichen Tonſetzkunſt gehört, Vorſpiele zu liefern, die in einem engen Rahmen dem Inhalte des Liedes entſprechen und ein kirchlich würdiges, einfaches Gepräge haben. Es dürfte nur wenige Organiſten geben, die ohne Vorbereitung ein muſtergültiges Vorſpiel zu einem beſtimmten Choräle machen können. Hat ja doch ſogar unſer alter Kirchenvater

Joh. Seb. Bach ſich regelmäßig und peinlich zu ſeinem Spiele beim Gottesdienſte vorbereitet, obgleich er in der Beherrſchung der contrapunktiſchen Formen unübertroffener Meiſter war und für immer bleiben wird. Es gehört aber freilich noch mehr dazu, als die bloße Mache, und der Altmeiſter Chriſt. Heinr. Rinck dürfte aus dem Herzen Bach's geſprochen haben, wenn er ſagt: „Der wahre Organiſt ſucht nicht ſeine eigene, ſondern Gottes Ehre, er bemüht ſich nicht, die Aufmerkſamkeit auf ſein Spiel, ſondern dieſe durch daſſelbe auf Gott zu lenken, und ihn ſo zu verherrlichen. Das iſt ſein Streben vom erſten Tone des Introitus an bis zum letzten des Ausganges.“ Es iſt der Beruf eines Organiſten ein ernſter und hoher, darum aber auch ein ſchwieriger und verantwortungsvoller; es ſollte ſich kein Organiſt eher auf die Orgelbank ſetzen, als bis er ſich mit dem Inhalte der gegebenen Lieder vertraut gemacht, ſein Vorſpiele gewählt und das Nachſpiel zurechtgelegt hat. Der Organiſt iſt auch in gewiſſem Sinne ein Diener am Worte Gottes und ſein Spiel ſoll ſein Spiel in und mit Gott gethan ſein. Vor Allem aber halte er ſeine freie Phantaſie in Zaum und Zügel, hüte ſich, zumal bei den Vorſpielen, vor unnützer und langer Salbaderei und gefühligen Expectorationen und beachte das Wort des alten berühmten Schriftſtellers und Cantors in Bautzen Johann Samuel Petri: „Ein Präludium vor einem Liede darf nicht ſo lang ſein, als das Lied ſelbſt, ſo wenig eine Vorrede länger ſein ſoll, als das Buch, oder ein Thor höher als das Haus. Es ſoll vielmehr kurz und gut und ausdrucksvoll ſein, und kann man nicht mit Wenigem viel Kunſt zeigen? Es bleibt allemal wahr, daß ein Prediger, der kurz und erbaulich predigt, als ein Organiſt, der kurz und devot ſpielt, am liebſten gehört wird, und vielleicht auch den meiſten Nutzen ſtiftet und Erbauung erweckt.“ Um nun der Subjectivität und der damit oft verbundenen Trivialität des Organiſten Schranken zu ſetzen, haben tüchtige Männer Präludienbücher herausgegeben, die Sammlungen von Tonſätzen für die Orgel aus den Werken älterer und neuerer Componiſten enthalten. „Der Präludiſt“, deſſen erſter Band vor uns liegt, iſt eine ſolche Sammlung und wir begrüßen dieſelbe mit Freuden, da wir mit den im Vorworte ausgeſprochenen Grundſätzen und mit der Einrichtung des ganzen Werkes vollkommen übereinſtimmen. Die Präludien zerfallen für jeden Choral in zwei Abtheilungen: a) freie Präludien, die

ihre melodischen Motive nicht der Melodie entlehnen, sondern nur im Allgemeinen dem Charakter der Melodie entsprechen, und b) strenge Präludien, die den Choral ganz oder theilweise ausführen, figurirter oder fugirter Choral. Beide Arten der Präludien sind reichlich vertreten in vortrefflicher Auswahl und zwar aufsteigend vom leicht ausführbaren bis zum schwierigen Präludium für schon tüchtigere Orgelspieler. Dieser erste Band enthält 23 Choral-Melodieen mit 120 Vorspielen und 2 Nachspielen, von mehr als 40 Componisten älterer und neuerer Zeit. Vom alten Rink allein finden wir 25 Vorspiele, was wir aber keineswegs tadeln wollen, da er gerade dieses Fach so reich bearbeitet hat, und seine Vorspiele meistentheils einen streng kirchlichen und dabei kindlichen Charakter haben. Die seltener vorkommenden und weniger gebräuchlichen Melodieen sind mit weniger Vorspielen oder auch nur mit Einem bedacht. Die häufiger vorkommenden Melodieen hingegen enthalten mehr Vorspiele, wie: „Christus, der ist mein Leben" 18, „Eine feste Burg ist unser Gott" 12, „Freu' dich sehr, o meine Seele" 12, „Jesus, meine Zuversicht" 15, „Vom Himmel hoch da komm ich her" 17 u. s. w. Im Ganzen darf die Auswahl dieser Vorspiele recht gut genannt werden, doch ist es selbstverständlich, daß nicht alle gleich hohen musikalischen Werth beanspruchen. Triviales aber und Veraltetes ist gänzlich vermieden, dagegen sind die verschiedenen contrapunktischen Formen reichlich bedacht. Dieser erste Band des Präludisten ist im Jahre 1877 erschienen, und hat der Herr Verfasser die Hoffnung ausgesprochen, daß die ganze Sammlung — wahrscheinlich aus 6 Heften bestehend — innerhalb zweier Jahre erschienen sein wird. Der Subscriptionspreis beträgt 7 Mark, der Ladenpreis etwas über 10 Mark, wahrlich kein zu hoher Preis für ein so umfangreiches und — nach dem ersten Bande zu urtheilen — gediegenes Werk. Den Kirchenvorständen auf dem Lande sei diese Sammlung ganz besonders empfohlen.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir auf ein ähnliches Werk aufmerksam machen, das im Jahre 1854 herausgegeben wurde, jetzt aber 25 Jahre später — eine lange Zeit reicher amtlicher Erfahrung — in der zweiten umgearbeiteten Auflage erschienen ist. Der Titel lautet: „Präludienbuch zu dem neuen Choralbuche für die protestantische Kirche des Königreichs Bayern. Eine Sammlung von Tonsätzen für die Orgel aus den Werken älterer und neuerer Componisten. Be

arbeitet und herausgegeben von Dr. J. S. Herzog, Kgl. Professor in Erlangen, Op. 30 in drei Theilen, zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig bei C. W. Körner 1879. Der erste der drei Theile à 4 M. 50 Pf. — deren jeder besonders zu beziehen ist — enthält 147 allgemeine, leicht ausführbare Vorspiele, der zweite Theil 119 meist leicht ausführbare Choralvorspiele und der dritte Theil 72 vermischte Tonsätze, Chorale, Fughetten, Nachspiele und Fugen. Der Name des Herausgebers bürgt für den hohen musikalischen Werth und für die Brauchbarkeit beim Gottesdienste. Endesunterzeichneter gebraucht seit Jahrzehnten die erste Ausgabe und kann sie daher aus eigener Erfahrung Organisten und Geistlichen aufs Wärmste empfehlen. Der Präludist von A. Jacobi und das Präludienbuch von Dr. J. S. Herzog, beide Werke sollten auf jedem Orgelpulte liegen zu Nutz und Frommen der lutherischen Gemeinden unseres Landes.

Fr. Brenner,
Organist an der Universitätskirche zu Dorpat.

Erwiderung.

Wir halten uns für verpflichtet, folgende, in Nr. 23 des St. Petersburgischen Sonntagsblattes erschienene Erwiderung in unserem Blatte zu reproduciren: „Im letzten (Mai-) Hefte der „Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche in Rußland" ist S. 225 in einem Artikel, den „Willkommen" überschrieben ist und den nach Kurland zurückkehrenden Pastor emeritus P. Seeberg feiert, Folgendes über dessen Verdienste als Begründer des Sonntagsblattes zu lesen: „Es prägt sich seine geistige Eigenthümlichkeit darin aus. Wie gediegen waren u. A. die kurzen Eingangsartikel, in denen jede Nummer eine praktisch-exegetische Bibelerklärung brachte. Wir möchten der heutigen Redaction auch wieder wünschen, daß sie ihrerseits diese Artikel nicht in verschiedene Hände ausliefert, damit sie nicht so buntscheckig, fast geschmacklos werden, wie sie es leider seit einiger Zeit geworden sind."

Wenn man Anderen unter der Form guter Wünsche eine Lection ertheilen will, so ist doch wohl erstes Erforderniß, daß man selbst gut unterrichtet sei. Dies trifft aber bei dem Verfasser der obigen Worte nicht

zu, da er annimmt, daß die erbaulichen Eingangsartikel in früh
Jahren von Pastor Seeberg geschrieben worden seien, was indeß
einzelnen wenigen aus dem Anfang des Jahres 1862 nicht der
ist. Die erbaulichen Eingangsbetrachtungen stammen vielmehr
Jahre 1862 ab bis tief in das Jahr 1875 hinein ausschließlich
der Feder des jetzigen Herausgebers, welcher eine Auswahl von
derselben zu einem Erbauungsbuche: „Brod des Lebens" zusam
gestellt hat.

In diesem Jahre hat der Herausgeber eine Reihe hervorrag
inländischer Pastore ersucht, die Abfassung dieser Artikel zu übe
men (unter ihnen auch Pastor Seeberg), damit auch durch das S
tagsblatt das Wort bewahrheitet werde: Viele Gaben und Ein
Der Herausgeber ist den verehrten Amtsbrüdern, welche diesen Be
zur Erbauung der Leser des Sonntagsblattes mit so viel Freun
keit übernommen haben, zu großem Danke verpflichtet, und g
der Zustimmung seiner Leser gewiß zu sein, wenn er das Urthei
Verfassers, ihre Abhandlungen seien geschmacklos, als eine Verir
seines eigenen Geschmacks und als gänzlich ungerechtfertigt hi
gebührend zurückweist."

Personal-Nachrichten.

Gestorben: 3. Mai: P. emer. E. Kügler zu Salisburg.
Introducirt: 2. April: P. J. Peters (bisher in Alt-Schwedendorf) in K
Berufen: P. P. Hirsch aus Roschischtsche nach St. Matthias in Ehf
Ordinirt: 3. Juni: Cand. C. Mickwitz als P. adj. zu St. Marien in D
Gewählt: zum P. in Sissegall Cand. R. Schröder.

Das 25jährige Amtsjubiläum feierten: am 16. Mai P. W. Ha
zu Paistel, am 23. Mai Propst L. Kröger zu Fellin; das 50jährige am 9.
Propst K. L. Kaehlbrandt zu Neu-Pebalg.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Cand. J. Th. Helmsing

Gegen den Druck dieser Schrift ist von Seiten des Livl. Evang.-Luth. Con
nichts einzuwenden. — Riga, den 14. Juni 1879. Dr. C. A. Berkholz, Cons.-

Von der Censur erlaubt. Riga, den 15. Juni 1879.

Druck von W. F. Häcker in Riga.

I.

Leitende Artikel und Aufsätze.

ber die heilsgeſchichtliche Bedeutung der Wunderthaten Jeſu.

Von C. A. Welzer, Paſtor a. D. in Grüwe bei Dünaburg.

Abſicht und Definirung.

„Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind", ſpöttelt der Unglaube, und allerdings giebt es einen Afterglauben, der durchaus under verlangt und nöthigenfalls erzeugt. Aber das iſt eben der erglaube und Aberglaube, der ſtigmatiſirte Frauenzimmer und honnen-Erſcheinungen haben muß, um ſeiner ſelbſt gewiß zu wer-, der dem Krüppel am Wege zuruft: „ſtehe auf und wandle", um e Unfehlbarkeit zu erproben. Der chriſtliche Bibelglaube ſieht die der heil. Schrift berichteten Geſchehniſſe wunderbarer Art als feſt bürgte Thatſachen an, deren Erklärung er in der Allmacht Gottes d ſeiner Heilsökonomie findet. Nicht fordert, nicht erzeugt er under; er glaubt den Wunderberichten der Bibel, weil er an die lmacht Gottes glaubt, die „zum Beſten derer, die ihn lieben, auch under könne thun." Nicht iſt daher dieſes echten Glaubens Kind s Wunder, ſondern häufig, und nicht nur in der bibliſchen Geichte, umgekehrt der Glaube ein Kind des Wunders.

Die heutige bibliſche Geſchichtswiſſenſchaft und Kritik prüft die bliſchen Wunderberichte auf ihre Urkundlichkeit und Echtheit, und lt ſich frei von Symboliſirung und Allegoriſirung ſowohl, als auch n naturaliſtiſcher Deuterei und überläßt das geſäuberte und feſtgeellte Material der Dogmatik und praktiſchen Theologie, reſp. Praxis r Verwendung. Dieſe lernen und lehren aus den Wunderthaten

— Gottes Weſen und Rath erkennen und in dieſer Erkenntniß einen Regulator und eine feſte Baſis des Glaubens finden.

Die glaubensloſe Kritik und Philoſophie hingegen wird über den Wunderthatſachen zu Schanden, ſei es nun, daß ſie durch ihre Verneinung und aus lauter Gewiſſenhaftigkeit und Beſcheidenheit den „neuen Glauben" im pantheiſtiſch verſchwommenen Unglauben findet, oder mit autodidactiſcher Oberflächlichkeit und Ueberhebung vom Standpunkt des „Unbewußten" bereits die Selbſtzerſetzung des Chriſtenthums als etwas Gewiſſes ſchaut.

Nicht gedenke ich jedoch in Nachſtehendem der Negation des Scepticismus entgegenzutreten, der Gott mit dem Univerſum identificirt und ſeine Allmacht in die Feſſeln des ſogenannten Naturgeſetzes ſchmiedet, noch auch gegen jenen unlogiſchen Idealismus zu ſtreiten, dem Gottes Freiheit gleichbedeutend iſt mit vollſtändiger Willkür. Meine Abſicht iſt, auf Grund der von der poſitiven Kritik feſtgeſtellten Thatſachen und von bibliſch-realiſtiſchem Standpunkte aus über die Frage eine Unterſuchung anzuſtellen, welche Bedeutung die in den Evangelien berichteten Wunderthaten Jeſu heilsgeſchichtlich gehabt haben und noch haben.

Unter Wunderthaten verſtehe ich nicht Thaten, über die ſich dieſer oder jener verwundert, weil er den Cauſalnexus nicht verſteht, die aber bei genauerer Kenntnißnahme und für ſchärfer Blickende ganz begreiflich erſcheinen, nicht Thaten von ungewöhnlicher, ſeltener Beſchaffenheit. Da wäre dem Einen ein Wunder, was der Andere keineswegs ein Wunder nennen würde. Eine Wunderthat aber nenne ich eine ſolche außerordentliche Handlung, deren Zuſtandekommen nicht nur aus den bisher bekannten, ſondern auch aus den noch als möglicher Weiſe uns verborgen denkbaren Naturgeſetzen ſich nicht erklären läßt, ſondern die Annahme eines Factors verlangt, der, die Grundlagen alles irdiſchen Geſchehens benutzend, dieſe zu einer ihnen nicht ſchlechterdings innewohnenden Kraftentfaltung bringt, während er ſelbſt außerhalb der Sphäre der natürlichen Motoren ſich befindet, nicht dem Natur-, ſondern dem Geiſtesgebiet angehört, der, aber auch nicht durch Hinnahme des Problems von der Einwirkung des Menſchengeiſtes auf die Körperwelt erkannt wird, — der der perſönliche, bewußt wollende Gott iſt.

Jesu Bethätigungen wären nun, insofern er nie aufgehört hat, Gott zu sein, sämmtlich Wunderthaten. Jedoch kommt diese Bezeichnung nur denjenigen seiner Thatäußerungen zu, die den Grad des außerordentlichen, durch die Naturgesetze nicht erklärbaren Geschehens erreichen. Und auch dies verlangt noch eine Einschränkung. Ich schließe nämlich bei dieser Betrachtung der Wunderthaten Jesu diejenigen Wunder aus, die als Allmachts- und Herrlichkeitsoffenbarungen Gottes sich an ihm selbst vollzogen haben, bei denen er selbst passiv erscheint, wiewohl wir auch mit Recht von seiner Auferstehung von den Todten, seiner Himmelfahrt u. s. w. sprechen und ihn uns dabei wenigstens theilweise auch activ denken. Unter seine Wunderthaten in dem hier gemeinten engeren Sinne fasse ich, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur seine transitiven Wunderthaten zusammen, deren näheres oder weiteres Object ohne Abstraction erkennbar ist, die auch von den Evangelisten besonders als θαυμάσια hervorgehoben werden.

Die heilsgeschichtliche Bedeutung dieser Wunderthaten soll nun einer Untersuchung unterzogen werden, d. h. es soll untersucht werden, welche Stellung sie in der Heilsökonomie Gottes einnehmen, — ob sie für das menschliche Gott-Erkennen, Glauben, Wollen Hebel sind, und wenn das, — in welcher Weise sie das sind.

Sichtung und Gruppirung des Materials.

Habe ich schon auch angedeutet, welcher Einschränkung die Wunderthaten Jesu unterzogen werden sollen, und daß ich hier unter der Bezeichnung nur diejenigen verstehe, bei denen er als handelndes Subject, nicht, auch nicht zugleich, als Object erscheint: so will diese Umgrenzung doch noch nicht genügen, damit diese Thaten verschiedensten Charakters klar überschaut und unter Gesichtspunkte gestellt werden, die mich meine Absicht erreichen lassen. Die von den Evangelisten promiscue gebrauchten Ausdrücke: σημεῖα, θαυμάσια, τέρατα, δυνάμεις geben gar keine Anhaltspunkte für eine Sonderung und Gruppirung der Thaten in Klassen. Der Versuch, nach den Berichten der vier Evangelien etwa eine chronologisch geordnete Gruppirung herzustellen, dürfte, abgesehen von der Schwierigkeit, welche durch das von den Verfassern auf sehr verschiedene Zeiten angesetzte Geschehen der Wunder verursacht wird, wohl höchstens eine neue harmonistische Hypothese zu den alten reihen, schwerlich aber unserem Zwecke dienen. Es

bleibt nichts Anderes übrig, als auf die Hauptmerkmale der Geschehnisse selbst zu achten und darnach das Gleichartige oder Aehnlichgeartete unter einem gemeinsamen Begriff zusammenzuziehen, wodurch ja dann sowohl die Verschiedenartigkeit dieser Gruppen sich wird darstellen und eine Uebersichtlichkeit sich erlangen lassen, als auch erkannt werden können, welche Bedeutung sie einzeln gesondert, welche in ihrer Gesammtheit haben.

Vor allen Dingen unterscheiden sich die Wunderthaten Jesu voneinander nach den Objecten, an welchen sie sich vollziehen. Er beweist seine Wundermacht sowohl an der unpersönlichen Natur als auch an der persönlichen, am Menschen.

Die Thaten der ersten Kategorie sind zum großen Theil unmittelbare Erweise der göttlichen Machtvollkommenheit Jesu und haben offenbar auch diesen Erweis zum nächsten Zweck; so sein Wandeln auf dem Meere, so sein wunderbares Sehen des Nathanael unter dem Feigenbaum, bei welchen beiden Gelegenheiten die Zeugen das Bekenntniß ablegen: „Du bist Gottes Sohn.“ Denselben Charakter trägt auch die Vernichtung der Schweineheerde in Gadara, die Erlangung des Zinsgroschens durch den Fisch, die Verfluchung des Feigenbaums.

Eine andere Nüancirung bekommen diese sogenannten Naturwunder, sobald sie nicht Selbstzweck sind, sondern direct oder indirect einem anderen Zwecke dienen, wie z. B. die Stillung des Seesturms, wodurch den um Hilfe rufenden Jüngern die Rettung vom Untergang erscheint. Hierher ist auch die Wasserverwandlung in Kana zu zählen, der reiche Fischzug Petri und die wunderbare Speisung der 5000 und 4000 in der Wüste.

Eine viel reichhaltigere Ausbeute gewährt die zweite Kategorie, deren Wunder an Menschen geschehen und deren nächster Zweck ist, zu helfen. Doch wird es auch hier und namentlich hier wegen der großen Zahl von Thatsachen geboten erscheinen, das von gleichem Gesichtspunkte gleichartig Erscheinende zusammenzustellen und vom Uebrigen zu sondern, also Untergruppirungen vorzunehmen.

Zunächst fallen durch ihre überwiegende Mehrzahl diejenigen Krankenheilungen auf, die Jesus auf directe persönliche Veranlassung durch die Kranken an diesen vornahm, sei es nun, daß er von ihnen darum ausdrücklich gebeten wurde, oder auch selbst die Initiative zur

That ergriff. Zu diesen sind zu zählen: der Aussätzige, der Kranke am Bethesda-Teich, die zwei Blinden in Galiläa, der Mann mit der dürren Hand, der Blindgeborene, die gekrümmte Frau, der Wassersüchtige, die zehn Aussätzigen, der Blinde in Jericho (die zwei Blinden bei Matthäus lassen sich doch wohl mit dem einen, von dem Marcus und Lucas erzählen, identificiren, da, abgesehen von dieser Differenz und der Verschiedenheit in der Zeitangabe, der bezügliche Bericht bei allen drei Synoptikern doch fast wörtlich übereinstimmt), endlich der Hohepriestersknecht Malchus. Die Heilungen der Dämonischen lasse ich bei diesen Aufzählungen aus, um sie besonders zusammenzustellen.

Gleichfalls heilt der Herr, indem er den Kranken wohl persönlich nahe tritt, aber durch Dritte dazu bewogen wird: die Schwiegermutter Petri, den Gichtbrüchigen, den Taubstummen, den Blinden in Bethsaida und den mondsüchtigen Knaben.

In die Ferne wirkt sein allmächtiges Wort ohne persönliche Berührung auf den Sohn des Königischen, den Knecht des Hauptmanns zu Kapernaum und die Tochter der Kanaaniterin.

Wiewohl die Heilungen der Dämonischen sich auch unter obige Gruppen subsumiren ließen, so scheint doch für sie eine gesonderte Betrachtung angezeigt, weil hier der Herr sich nicht schlechthin kranken Menschen gegenübergestellt sieht, sondern in der Krankheit den Bösen selbst persönlich bekämpft. Außer dem Besessenen in Kapernaum, dem in Gadara und dem Stummen finden auch die Tochter der Kanaaniterin und der mondsüchtige Knabe hier nochmals Erwähnung.

Wesentlich unterschieden von den Krankenheilungen wollen auch die Todtenerweckungen werden, da zwar der Herr auch bei diesen seine Wunderkraft einzig durch sein schöpferisches Allmachtswort kundthut, allein das Object hier und dort doch durchaus verschieden ist. Ein kranker Mensch und ein Leichnam sind eben zwei heterogene Dinge und darin findet die Sonderung der Todtenerweckungen von den übrigen Wunderthaten Jesu ihre Berechtigung. Die Evangelien haben drei detaillirte Erzählungen über Wiederbelebung Gestorbener: den Sohn der Wittwe zu Nain, die Tochter des Jairus und Lazarus in Bethanien.

Ganz einzig in seiner Art steht das blutflüssige Weib da, das von seiner vieljährigen Krankheit dadurch geheilt wird, daß es, ohne von Jesu bemerkt zu werden, glaubensvoll dessen Kleid berührt.

Noch ließen sich die Heilungswunder in kleinere Unterabtheilungen gruppiren, etwa je nach dem Leiden, das durch Jesum gehoben wird, oder nach der Behandlungsweise, die der Herr bei der Heilung beobachtet, als: Heilung durch's bloße Wort, oder durch's Wort in Begleitung von körperlicher Berührung u. s. w. Indessen die gemachten Zusammenstellungen genügen bereits für den angestrebten Zweck und werden bei der nachfolgenden Untersuchung ohnehin eine präcisirende Ergänzung erhalten.

Untersuchung.

Die Untersuchung der Wunderthaten Jesu zu vorliegendem Zweck wird selbstverständlich eine Exegese nur voraussetzen, nicht selbst ausführlich bringen müssen und hauptsächlich auf eine kurze Paraphrase der Evangelienberichte hinauslaufen, in der auf die hervorstechendsten heilsökonomischen oder psychologischen, später zur Synthese zusammenzufassenden Momente besonders Nachdruck gelegt werden soll.

In obiger Thaten-Zusammenstellung nehmen die sogenannten Naturwunder eine hervorragende Stelle ein und unter diesen ist besonders auffällig das Wandeln Jesu auf dem Meere*). Matthäus, und besonders Marcus schildert den Hergang so, daß man annehmen darf, Jesus habe sich auf die Wasserwogen begeben, um den durch Sturm hart bedrängten Jüngern im Schiffe zu helfen, während Johannes wohl auch des Sturmes erwähnt, das Schiff jedoch nicht in Gefahr erscheinen läßt, sondern das Wunder dadurch noch erweitert zeigt, daß beim Eintritt Jesu in's Schiff nicht allein der Sturm sich legt, wie auch die beiden anderen Evangelisten berichten, sondern das Schiff auch in wunderbarer plötzlicher Weise an's Ufer gerückt wird. Alle drei Berichte zusammengefaßt machen jedenfalls den Eindruck, daß eine etwaige Hülfeleistung nicht als Hauptsache entgegentritt; ist doch selbst die Rettung des sinkenden Petrus mehr beiläufig erzählt. Die Hauptsache bleibt das Wandeln Jesu auf den Meereswellen angesichts seiner Jünger. Der Zweck Jesu hierbei kann nur gewesen sein,

*) Matth. 14. — Marc. 6. — Joh. 6.

seinen Jüngern zu zeigen, daß er sich über die gewöhnlichen Gesetze der Natur hinwegzuheben vermöge. Die Jünger begreifen diesen Anschauungsunterricht und bezeugen das, indem sie, wie Matthäus erzählt, in den Ruf ausbrechen: „Du bist wahrlich Gottes Sohn.“ Das Volk, dem es nur wunderbar erschien, wie Jesus, den es am jenseitigen Ufer des Sees wußte, hierher gekommen war, da nur das Jüngerschiff gelandet war, äußert seinen Glauben an den Wundermann dadurch, daß es Heilungsbedürftige zu ihm bringt. Genug, Jesus hat den Glauben an sich als den mit göttlicher Macht ausgerüsteten Gottgesandten wirken wollen und hat das soweit erreicht, daß die Jünger wenigstens momentan ihn als den Messias ansehen. So bringt er auch*) den zweifelnden Nathanael zu der Ueberzeugung: „Du bist Gottes Sohn“, indem er ihm beweist, daß sein Auge nicht an die Schranken des menschlichen Gesichtssinnes gebunden sei. Der Schilderung des Philippus glaubte Nathanael nicht, nicht aus Halsstarrigkeit, nicht aus Stumpfheit für die Botschaft des Heils, sondern weil er als „rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist“, von etwas so Wichtigem persönlich überzeugt werden wollte, — und der Herr gewährt es ihm, zeigt ihm, daß er auch zu ihm sprechen könne: „Ich gehe oder liege, so bist Du um mich und siehest alle meine Wege.“ Das Wunder sollte Glauben erzeugen, und hat ihn bei Nathanael erzeugt.

Aehnliche Kundgebungen des über menschliche Grenzen hinausgehenden Wissens finden sich bei der Begebenheit mit dem Zinsgroschen**), den Petrus im Munde des Fisches finden sollte, und bei der Bestellung der Eselin zum Einzug in Jerusalem, zu geschweigen all der Fälle, in denen der Herr seine Allwissenheit bekundete, wie am Jacobsbrunnen, — all der Vorhersagungen, deren Erfüllung nicht so handgreiflich geschah, wie in den beiden letzten Fällen. Hierbei kann des Herrn Absicht nur gewesen sein, den bereits vorhandenen Glauben seiner Jünger, denn nur auf diese scheint es abgesehen, zu stärken und zu fördern, wenn man nicht annehmen will, daß durch die Beschaffung des Zinsgroschens in einer Geldverlegenheit geholfen werden soll, in welchem Fall der Bericht doch anders hätte pointirt sein müssen. Eigenthümlich contrastirt mit diesem übermenschlichen Sehen und Wissen die Enttäuschung, in die Jesus geräth***), als

*) Joh. 1. **) Matth. 17. ***) Matth. 21. — Marc. 11.

er hungrig an einen Feigenbaum tritt, auf dem er Früchte zu fi
hofft und keine findet. Da sieht man in ihm wieder den wahrhaf
Menschen, von Maria geboren. Doch damit die Jünger nicht
irre an ihm werden, ihn nicht ganz und gar nur als Menschen
sehen, den hungert, der sich enttäuscht sieht und zornig aufs
erfolgt sein zorniges Fluchwort, auf welches der Feigenbaum verd
Das Allmachtswunder soll gleichsam über die Beschränktheit und
dürftigkeit hinwegheben, ja vielleicht fühlt der Herr hier selbst ei
das, wenn ich's so nennen soll, elementare Bedürfniß, gegenüber
rein menschlichen Empfindungen seine Göttlichkeit in einer That
gegenständlich zu machen. Die Jünger staunen und wundern
ohne zu einem klaren Verständniß zu kommen, worauf der Her
belehrt, daß festes glaubendes Wollen, das zuversichtliche Erf
Gottes, welches eine Aneignung des göttlichen Wesens, der göttl
Eigenschaften, der göttlichen Macht involvirt, der Hebel sei, durch
menschliche Ohnmacht zur göttlichen Allmacht erhoben wird.

Schwerer erklärbar ist die Vernichtung der Schweineheerd
Gadara*). Alle drei Synoptiker schildern die Begebenheit als
einer Gefälligkeit des Herrn gegen die entweichenden Dämonen,
behandeln zugleich die Thatsache nur als Anhang zu der vorausge
ten Heilungsthat, so daß die Erzählung trotz ihrer Concretheit k
tieferen Einblick in die Absicht des Herrn gestattet. Wohl erl
scheint aber die Annahme, daß Jesus aus Anbequemung an
Standpunkt des Kranken, durch den ja die Dämonen ihren W
aussprechen, diesem zur Beruhigung ein derartig sichtbares Entwe
der Quälgeister gewährte. Nebenbei sollten aber wohl auch die
gen Augenzeugen einen nachhaltigen Eindruck von seiner mit Go
macht ausgerüsteten Persönlichkeit erhalten. Der Geheilte ist
zeugt von der Außerordentlichkeit Jesu und will sich gleich der Jü
schaar anschließen, die ja wohl auch durch das Gesehene wird g
dert worden sein. Die Hirten und die übrigen Bewohner des La
jedoch erschrecken blos und werden unwillig wegen des Schadens,
sie durch den Untergang der Sauheerde erlitten.

Bei dem Fischzug Petri**) scheint des Herrn Absicht gewese
sein, seinem belehrenden Wort eine packende That folgen zu la

*) Matth. 8. — Marc. 5. — Luc. 8. **) Luc. 5.

Die vergebliche Mühe und erfolgloſe Arbeit, die Petrus mit ſeinen Geſellen die Nacht über gehabt, bietet Jeſu einen willkommenen Anknüpfungspunkt, um zu zeigen, daß in ihm Gott mit ſeiner Fülle und ſeinem Segen leibhaftig ſich offenbare. Der auf ſein Geheiß gethane Zug bringt eine wunderbare Menge Fiſche. Allen Anweſenden kommt ein Schrecken an über die ihnen ſo plötzlich offenbarte und nahegetretene Uebermenſchlichkeit Jeſu. Die Fiſcher verlaſſen ihre Böte und Netze und folgen Jeſu nach. Sie mögen in ihm wohl ſchon den Meſſias geahnt haben.

Mehr noch durch außer ihm liegende Motive veranlaßt wird Jeſus zu der Wunderthat in Kana*). Seine Mutter klagt ihm den Mangel an Wein auf der Hochzeit und erwartet offenbar von ihm einen Rath, reſp. Hülfe. Obgleich nun dieſe Noth kein tiefes Leiden in ſich ſchließt, ſo ruft ſie doch eine penible Lage hervor, und dieſe nimmt der Herr zum Anlaß, ſeine „Herrlichkeit zu offenbaren“ durch Verwandlung von Waſſer in Wein. „Und ſeine Jünger glaubten an ihn,“ heißt es bei Johannes, der allein dieſe Wunderthat berichtet. Die Jünger ſchloſſen alſo der Abſicht Jeſu gemäß von der erfreulichen Thatſache auf die Herrlichkeit des Urhebers derſelben.

In großem Styl und überzeugungskräftig offenbart Jeſus ſeine Gottesmacht in der majeſtätiſchen Stillung des Seeſturmes**). Der Hülferuf ſeiner verzagenden Jünger hat ihn dazu bewogen. Aber nicht allein helfen und retten will er, er will ſie zum Glauben, zum Glauben an ſeine Meſſianität bringen, vielleicht in Erinnerung an Pſalm 107, 28. 29. Er rügt ausdrücklich ihren Kleinglauben, ſie ſcheinen jedoch nicht zur Glaubensfreudigkeit durchzudringen. Wohl verwundern ſie ſich darüber, daß er Wind und Wellen Stille gebieten könne, aber das Bewußtſein, einer ſo wunderbaren Macht unmittelbar gegenüberzuſtehen, läßt ſie aus einem unheimlichen Gefühl der Furcht nicht herauskommen.

Beim Speiſungswunder der 5000 und 4000***) iſt für die Wunderthat nicht allein der didactiſche Zweck, wie ihn Johannes hervorhebt, für Jeſum beſtimmend geweſen, ſondern Matthäus und Marcus bezeugen, daß ein ſeeliſches Mitgefühl, das bei ihm durch den Anblick

*) Joh. 2. **) Matth. 8. — Marc. 4. — Luc. 8. ***) Matth. 14. — Marc. 6. — Luc. 9. — Joh. 6. — Matth. 15. — Marc. 8.

des Volkes oder die Anregung der Jünger entstanden, ihn mit zu der That geleitet habe. Nach dem Lucas-Bericht hält das Volk Jesum zufolge der wunderbaren Sättigung für Johannes den Täufer, oder Elias oder einen der alten Propheten. Nach Johannes nennt es ihn den Propheten, der in die Welt kommen soll, und will ihn zum König ausrufen. Petrus spricht, wie Lucas erzählt, im Namen der übrigen Jünger das Bekenntniß aus, er sei der Messias Gottes, worauf Jesus ihnen gebietet, über dieses Bekenntniß Schweigen zu beobachten. Ein derartiges Gebot war wohl nöthig, weil das Bekenntniß gewiß noch keine genügend tiefe Erkenntniß zur Wurzel hatte; spricht doch Marcus schon gelegentlich des Seewunders in der folgenden Nacht sein Urtheil über die Jünger dahin aus (Cap. 6, 52), daß „sie nichts verständig geworden wären über den Broden."

Während bei diesen besprochenen Naturwundern die Absicht, die übermenschlichen Eigenschaften Jesu, und namentlich seine göttliche Allmacht zu zeigen, in den Vordergrund tritt, lassen die nun folgenden Heilungswunder überall ein psychisches Mitleid Jesu mit den Leidenden durchblicken. Dort erhalten die Jünger und wohl auch hier und da „das Volk" Aufschlüsse über seine metaphysische Beschaffenheit, hier sehen sie ihn vornehmlich in seinem ethischen Verhalten zu den Menschen, schauen in sein Herz. Nichtsdestoweniger sind die Heilungen immer Wunder nach der im Eingang gegebenen Definition, bei denen der göttliche Factor thätig wirkt. Nur daß das psychische Erfaßtsein, das rein menschliche Mitgefühl vielfach und fast ausschließlich das zur That Treibende ist und der Glaube des Objectes nicht erst als Folge der erfahrenen Hülfe erscheint, sondern als die Hülfe herbeiführendes Moment mitwirkt.

Ueber den Hergang bei der Heilung des Aussätzigen*) sind die Synoptiker, die den Bericht geben, vollkommen in Uebereinstimmung. Ein Aussätziger fleht voll Glaubenszuversicht den Herrn an: „Herr, so du willst, kannst du mich wohl reinigen." Die zurückhaltend schüchterne Form der Bitte mag ihm wohl sein Bewußtsein eingegeben haben, daß er als Aussätziger sich eigentlich dem frommen Rabbi nicht nahen dürfe. Doch hat er die feste Ueberzeugung, daß Jesus ihm helfen könne, wenn er nur wolle. Und Jesus will ihm helfen. So

*) Matth. 8. — Marc. 1. — Luc. 5.

zuverſichtlichem und vertrauensvollem Bitten kann er nicht widerſtehen und rührt ſogar den Kranken an, um ihm gleichſam zu zeigen, daß er ſeine zuverſichtliche Zuthätigkeit, mit der er ſich ihm genähert, erwidere und nicht etwa mit Abſcheu von dem Ausſätzigen nach Volksbrauch ſich fern halte. Dieſe Berührung begleitet er mit dem gebietenden Machtwort: „Sei gereinigt.“ „Und alſobald ward er rein.“ Doch der Geheilte ſoll begreifen, daß Jeſus nicht etwa handwerksmäßig ſeine Kunſt an ihm geübt, ſondern in ein ganz perſönliches Verhältniß zu ihm getreten ſei. Daher das ſorgende Intereſſe für ihn, er ſolle nun als Geheilter die Forderungen des Kirchengeſetzes nicht verſäumen; daher die Vermahnung, er ſolle den Hergang ſeiner Heilung geheim halten, weil dadurch das erfahrene Glück wohl intenſiver auf ihn wirkt, er gezwungen iſt, daſſelbe reiflich bei ſich zu erwägen, und womöglich wieder zu Jeſu und ſeinen Jüngern zurückzukehren, damit er ihnen gegenüber ſeine Gefühle ausſprechen könne und ſo Gelegenheit finde, ſeinen Glauben zu läutern und zu fördern.

So tritt das pädagogiſche Verfahren Jeſu auch am Bethesda-Teich zu Tage*). Er ſieht einen Kranken daliegen, der ſchon 38 Jahre litten; das greift ihm in's Herz. „Willſt du geſund werden?“ fragt er ihn, nicht um eine müſſige Frage zu thun, ſondern um die Aufmerkſamkeit des Kranken auf ſich zu ziehen und in ihm die Vermuthung zu erwecken, daß er ihm irgend zu helfen gedenke. Als darauf der Kranke ihm ſeine Verlaſſenheit und ganze troſtloſe Lage mittheilt, daß er keinen Menſchen habe, der ihm zu der Heilquelle hinhelfe, und dabei wohl die ſtille Hoffnung hegt, daß Jeſus vielleicht ſo barmherzig ſein werde und ihm dazu behülflich ſein: da kann der Herr dieſe Hoffnung nicht täuſchen und erfüllt ſie ihm über ſein Erwarten, indem er ihm zuruft: „Stehe auf, nimm dein Bett und gehe hin.“ Der Geheilte wird von den phariſäiſch ſtrengen Juden darüber zur Rede geſtellt, daß er am Sabbath ſein Bett trage, und zeigt nun, daß er dem, der ſeine göttliche Kraft an ihm bewieſen habe, auch zutraue, er werde wiſſen, was Recht und Unrecht ſei. In dieſer Ueberzeugung befeſtigt ihn der Herr beim nächſten Wiederſehen, indem er ihn durch ſeine ernſte Mahnung, hinfort nicht zu ſündigen, über ſeinen heiligen Sinn belehrt, der der Sünde feind iſt. Den Juden

*) Joh. 5.

gegenüber aber nimmt er an diesem Sabbath-Werk Anlaß, Aufschlüsse über seine Gottessohnschaft und seine Vollmacht vom Vater zu seinem Wirken zu geben.

Die zwei Blinden, von denen Matth. 9 erzählt, folgen Jesu bis in's Haus und bestürmen ihn: „Ach, Du Sohn Davids, erbarme Dich unser!"*) Den in dieser Bitte enthaltenen Glauben an seine Wundermacht steigert Jesus durch die Frage: „Glaubet ihr, daß ich helfen kann?" zu dem zuversichtlichen Bekenntniß: „Herr, ja." Dann rührt er ihre Augen an, damit sie außer seinen Worten noch mehr sinnlich wahrnehmen, daß er ihnen persönlich nahe trete, und spricht: „Euch geschehe nach eurem Glauben," d. h., so fest ihr glaubt, so sicher soll ihr geheilt sein. Und sie werden sehend — ein Beweis, daß ihr Glaube die nöthige Gewißheit erlangt hat, die erst ihn kräftig macht. Doch damit diese nicht wie ein plötzlicher Affect verfliege und in dem Herzen sich fortschwatze, sondern vertiefe und befestige, verbietet auch hier der Herr das Weitererzählen des Erfahrenen.

Rein als Belehrungsmittel, das der Herr gegen die Pharisäer anwendet, erscheint die Heilung des Menschen mit der dürren Hand**). Die Pharisäer hatten ihm darüber Vorstellungen gemacht, daß seine Jünger am Sabbath zu ihrer Nahrung Aehren auf dem Felde gerauft hätten. Als der Herr ihnen von seinem geistigen, göttlichen Standpunkte die Unschuld der Jünger beweist, hoffen sie die Anwesenheit des Kranken als Falle zu benutzen, damit Jesus selbst sich der Uebertretung des Sabbathgesetzes nach ihrer Auffassung schuldig mache, und fragen ihn: „Ist es auch recht, am Sabbath heilen?" Mit großer Ruhe und Klarheit weist der Herr ihnen unwidersprechlich nach, daß man wohl am Sabbath Gutes thun möge, und heilt den Kranken. Die Wunderheilung lassen sie sich nicht imponiren, sondern fühlen sich durch die Unbefangenheit beleidigt, mit der Jesus ihren Erwartungen zu entsprechen gewagt, und berathen sich, wie sie ihn umbrächten. Welchen Eindruck der Geheilte mitgenommen, wird nicht berichtet.

Auch die Heilung des Blindgeborenen***) scheint zunächst einen belehrenden Charakter zu tragen, da der Herr sogar auf die Frage

---

*) Matth. 9. **) Matth. 12. ***) Joh. 9.

ner Jünger nach der ethischen Ursache der Blindheit in casu antwortet, der Mensch sei blind, daß die Werke Gottes an ihm offenbar würden. Doch geht aus der sehr detaillirten Erzählung deutlich hervor, mit welcher pädagogischen Weisheit und suchenden Sünderliebe der Herr den geistig offenbar recht stumpfen Blindgeborenen von der reflexionslosen Wahrnehmung, daß er durch Schmieren von Koth auf die Augen und durch Waschung im Siloahteich von einem gewissen Jesus geheilt worden sei, zur unerschrockenen Ueberzeugung, der Arzt sei jedenfalls ein gottesfürchtiger Prophet, und schließlich zum festen Glaubensbekenntniß an ihn, als den anzubetenden Sohn Gottes führt. Der Umstand, daß auch diese Heilung am Sabbath geschehen, giebt Anlaß zu scharfen Auseinandersetzungen mit den Pharisäern, die sich mehr und mehr der vorurtheilsfreien Ueberzeugung verschließen.

Die gekrümmte Frau Luc. 13 wird ebenfalls am Sabbath geheilt*) und das freimüthige „Volk" freut sich der herrlichen That und des freundlichen Heilandes, während die pharisäisch gesinnten Gegner durch Jesu Beleuchtung des Sabbath-Gebotes als „Heuchler" bloßgestellt werden. Die Geheilte preist Gott und gewiß wird dieser Lobgesang bei ihr durch das nachfolgende Wort von der Senfkorn- und Sauerteignatur des Gottesreichs eine günstige Förderung erfahren haben.

Noch einmal giebt die Sabbathfrage das Motiv zu einer Heilungsthat Jesu**). Ein Oberster der Pharisäer hat ihn am Sabbath zu Gast geladen und zugleich einen Wassersüchtigen zu sich bestellt, um Jesum noch einmal auf die Probe zu stellen. Jesus heilt sofort den Kranken und setzt den Pharisäern so schlagend ihre Verkehrtheit auseinander, daß sie ihm nichts zu antworten vermögen. Des Geheilten gedenkt der Evangelist weiter nicht.

Ganz ausschließlich hingegen scheint es Jesu um die geheilten Kranken zu thun bei den 10 Aussätzigen***). Aus der Ferne schon flehen sie ihn an, er möchte sich ihrer erbarmen; und als er ihren Glauben, der ihm die Wundermacht zutraut, daraus wahrnimmt, sendet er sie zu den Priestern, als ob sie bereits geheilt wären. Ihr Glaube

*) Luc. 13. **) Luc. 14. ***) Luc. 17.

bewährt sich darin, daß sie ungeachtet der ihnen noch anhaftenden Krankheit seinem Befehl unbedenklich gehorchen, — und schon unterwegs werden sie gesund. Diese Erfahrung treibt wenigstens Einen von ihnen, einen Samariter, der wahrscheinlich nicht so großes Gewicht auf die Rein-Erklärung der Priester legte als die Anderen, und der wohl auch tiefer von dem Erlebten mag erfaßt worden sein als diese, zu Jesu zurück. Er kehrt sofort um und dankt Jesu, ihn anbetend. Der Herr vermißt den Dank der Neune und preist den Glauben des Samariters, den der Glaube nicht nur zur Heilung, sondern auch zum Heiland geführt hat, dem also der Glaube, wie der Herr ihm sagt, geholfen hat im umfassendsten Sinn.

Aehnlich wie hier läßt Jesus den Glauben des Kranken als das wirksame Mittel zu seiner Heilung auch beim Blinden in der Nähe von Jericho erscheinen*). Der Blinde, Marcus nennt seinen Namen Bartimäus, ruft, als er Jesum vorüberziehen hört: „Jesu, Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner!“ — und läßt sich durch keine Drohung der mitfolgenden Volksmenge einschüchtern, seinen Hülferuf zu wiederholen, bis Jesus ihn zu sich kommen heißt. Auf seine speciell ausgesprochene Bitte macht der Herr ihn sehend, und er preist Gott und folgt Jesu nach. Auch ihm hat der Glaube geholfen. Von den übrigen Augenzeugen sagen die Evangelisten, daß sie freudig über das Gesehene Gott lobten.

Mit der Heilung des Hohenpriesterknechtes Malchus schließt diese Gruppe ab. Petrus hatte bei der Gefangennahme Jesu in Gethsemane, wie alle Evangelien berichten, dem Malchus, den Johannes namentlich nennt, ein Ohr abgehauen, und Lucas erzählt, Jesus habe dieses Ohr sofort geheilt. Es mag wohl die Feindesliebe den Herrn zu der Heilungsthat getrieben haben, aber gewiß hat er, und besonders seinen Jüngern dadurch zeigen wollen, daß er wohl Macht besitze, und durch diese, wenn er sie für sich ausnutzen wollte, sich auch aus der Feinde Händen hätte befreien können, daß er aber aus Gehorsam gegen den Vater, der in dieser Stunde der Finsterniß über ihn Macht gegeben, auf seine Macht verzichtet habe.

In den nun folgenden Begebenheiten wird Jesus durch den Kranken nahestehende Personen, nicht durch diese selbst,

*) Matth. 20. — Marc. 10. — Luc. 18.

veranlaßt, ihnen persönlich nahe zu treten und zu helfen. In Capernaum geht Jesus in das Haus des Petrus und findet dort Petri Schwiegermutter am Fieber krank, wird nach Marcus von den Jüngern auf dieselbe aufmerksam gemacht, oder, wie Lucas erzählt, um ihnen geradezu gebeten, er möchte ihr helfen*). Er ergreift ihre Hand (so Matthäus u. Marcus) und bedroht das Fieber (so Lucas). Da ist sie gesund, steht auf und sucht ihre Dankbarkeit dadurch zu zeigen, daß sie ihre Gäste und vornehmlich wohl Jesum bewirthet. Wiewohl bei dem Bericht der persönliche Glaube der Kranken an die Wundermacht Jesu nicht ausgeschlossen ist, so ist er auch nicht ausdrücklich als mitwirkender Factor erwähnt, und Jesus scheint hier hauptsächlich nur der Leidenden haben helfen wollen, wenn zwar auch ihr etwa bereits vorhandener Glaube, sowie der der fürbittenden Jünger durch die Wunderheilung hat befestigt werden sollen.

Bei der Heilung des Gichtbrüchigen**) wird von allen Synoptikern ausdrücklich hervorgehoben, daß Jesus den Glauben der Krankenträger angesehen und in Folge dessen sich zu dem Kranken gewandt habe. Merkwürdig ist's, daß Jesus nicht unter Bezugnahme auf diesen fürbittenden Glauben den Kranken heilt, sondern ihm die Vergebung seiner Sünden zusichert. Erst als die anwesenden Schriftgelehrten dies als gotteslästerliche Anmaßung ansehen und ihren Verdruß darüber zeigen, demonstrirt er ihnen, daß des Menschen Sohn Macht habe, Sünde zu vergeben, durch die augenblickliche Heilung des Gichtbrüchigen, so daß diese nur als Mittel zu seiner Rechtfertigung zu dienen scheint. Jedoch hat hierdurch ohne Zweifel nicht allein der Geheilte und seine Begleitung einen offenbaren Beweis für Jesu Göttlichkeit erhalten, wie auch einen Hinweis auf die Sünde, als die Wurzel jeglichen Uebels, sondern die ganze Umgebung erschrickt und staunt ob der göttlichen Macht, die sich hier in menschlicher Erscheinung offenbart, und preist Gott. Die realistische Belehrung, daß der Messias, der die Sünde wegnimmt, unter die Menschen getreten sei, findet hier verständnißvolle Aufnahme.

Bei der Heilung des Taubstummen in der Nähe des galiläischen Meeres***) stimmen sowohl die äußeren Umstände, als auch die Behand-

*) Matth. 8. — Marc. 1. — Luc. 4. **) Matth. 9. — Marc. 2. — Luc. 5. ***) Marc. 7.

lung des Kranken durch Jesum vollkommen mit denen beim Blinden in Bethsaida überein*). Hier wie dort wendet sich nicht der Kranke selbst mit der Bitte um Hülfe an Jesum, sondern Andere bitten für ihn. Jesus möchte ihn durch seine Berührung heilen. Daß der Taubstumme von Jesu nichts Genaues wissen konnte, um ein deutliches festes Vertrauen zu ihm zu fassen, hatte mitleidige Menschen bewogen, an ihm ein Werk der Barmherzigkeit zu thun, und auch den Blinden leiteten freundliche Hände zum Helfer. Diesen schönen Liebesbeweisen konnte Jesus nicht Gleichgültigkeit oder Härte entgegensetzen, das in seine Hülfsbereitschaft und Macht gesetzte Vertrauen konnte er nicht täuschen. Er half. Jedoch sollen die Kranken es allein mit ihm zu thun haben, sollen persönlich zu ihm Stellung nehmen. Darum nimmt er sie besonders und zeigt ihnen durch nicht mißzuverstehende Zeichen, daß er sich um ihre Leiden kümmere und ihnen helfen wolle. Als nun hierüber die Kranken nicht mehr im Zweifel sein konnten, als der hierdurch neu angefachte Wunsch nach Heilung die Hoffnung auf dieselbe wieder kräftigte, als das früher über Jesus Vernommene durch seine freundliche Theilnahme wohl auch den Glauben an seine Wundermacht neu belebte: da steht er nicht länger an, sie zu heilen. Aber er verbietet ihnen, über die Heilungsthat zu sprechen, damit ihre junge Ueberzeugung Zeit habe, innerlich zu reifen.

Einzig durch gläubiges Bitten des Vaters läßt sich Jesus dazu bewegen, seinen mondsüchtigen Sohn zu sich bringen zu lassen und zu heilen, wobei ja immerhin an Jesu Mitleid mit dem schweren Leiden des Kranken gedacht werden mag**). Marcus erzählt ausführlich, wie Jesus, nachdem er den ohnmächtigen Unglauben der Jünger gescholten, den Glauben des Vaters gefordert, und ihm sichere Aussicht auf Heilung des Sohnes gemacht habe, falls er nur den nöthigen Glauben dazu hätte. Der besorgte Vater ahnt, ein wie großes Ding der Glaube sein müsse, da nicht einmal die Jünger ihn besäßen. Er glaube ja zwar an die Wundermacht Jesu, aber dieser Glaube sei dem geforderten gegenüber doch wohl nur Unglaube. Die gestellte Bedingung begreift er, und aus tiefem Schmerz bringt unter Thränen der Ruf heraus: „Lieber Herr, hilf meinem Unglauben.“ Mit diesem Hülferuf bekennt er seinen Glauben auch

*) Marc. 8. **) Matth. 17. — Marc. 9. — Luc. 9.

an der Herren Macht, des Menschen Herz zu lenken und den rechten Glauben zu wirken, — und dadurch hat er bereits den verlangten Glaubensstandpunkt erreicht. Als der Herr ihn soweit gebracht, heilt er den Sohn und giebt dadurch dem Vater ein greifbares Zeugniß für dessen echten Glauben. Welchen Erfolg die Erfahrung auf Herz und Geist des Sohnes gehabt, wird nicht berichtet und nur von dem Eindruck des Erlebnisses auf die übrigen Anwesenden sagt Lucas: „Sie entsetzten sich Alle über der Herrlichkeit Gottes und verwunderten sich.“

Eine besondere Gruppe bilden die Wirkungen des Machtwortes Jesu in die Ferne. Er läßt sich hier ausgesprochenermaßen zur Heilungsthat nur durch die gläubige Fürbitte der sich für die Kranken Verwendenden bewegen. Durch die Krankheit sind zwar diese in starke Mitleidenschaft gezogen und ihr Glaube ist die Hand, vermittelst deren sie aus der von Jesu zugesicherten und schließlich thatsächlich erfahrenen Heilung ihrer Angehörigen Erlösung auch von ihrem Leide und Glaubensgewißheit empfangen. Allein die eigentlich Kranken werden geheilt, ohne daß ihnen Gelegenheit gegeben wird, ihre vielleicht vorhandene Glaubensqualität zu entfalten, ja, ohne daß die Annahme möglich wäre, die ihnen überbrachte Zusicherung Jesu hätte ihre Kräfte zusammenraffen lassen und so zur Heilung mitgewirkt. Nicht einmal wird die Voraussetzung, als hätten die Kranken um den Gang zu Jesu gewußt und in zuversichtlichem Vertrauen die Gewißheit des Erfolges anticipirt, durch die Berichte der Evangelien gerechtfertigt. Johannes erzählt, wie ein Königischer aus Kapernaum zu Jesu gekommen sei und ihn gebeten habe, er wolle kommen und seinen todtkranken Sohn gesund machen. Jesus tadelt an ihm, daß er nicht glaube, ohne Zeichen und Wunder zu sehen. Das Vertrauen zu Jesu, als dem wunderthätigen Arzte, hat er und bittet ihn daher um so dringlicher, er möchte helfen, aber der Glaube an den verheißenen Gottessohn ist in ihm noch nicht aufgegangen*). Da führt ihn Jesus einen Schritt weiter: „Gehe hin, dein Sohn lebt“, spricht er, um dadurch den Glauben des Königischen an die Kräftigkeit seines Wortes und seine Allwissenheit auf die Probe zu stellen, und der Mensch glaubte dem Worte und ging hin. Doch auch dies ist noch nicht der seligmachende Glaube. Erst als er auf seinem Heimwege erfuhr, daß der

*) Joh. 4.

Sohn zur selben Stunde, wo Jesus ihn fortgeschickt, wunderbarer Weise geheilt worden, da ergreift diese Erfahrung ihn und sein ganzes Haus, daß sie glauben, d. h. daß sie zu seligen christgläubigen Menschen wiedergeboren werden.

Der Hauptmann zu Kapernaum*) hat nicht allein die feste Zuversicht zu Jesu, er werde seinen kranken Knecht heilen, sondern bekundet auch eine so hohe Ehrfurcht vor dem jüdischen Rabbi, daß er sich und sein Haus für zu unwürdig erachtet, als daß Jesus ihn besuchen sollte. Lucas berichtet sogar, er sei gar nicht einmal selbst zu Jesus gekommen, sondern habe erst Judenälteste und darauf seine Freunde zu Jesu gesandt, weil er sich zu unwerth gehalten, mit dem heiligen Meister zu sprechen. Dabei glaubt der heidnische Hauptmann, daß Jesu ausgesprochener Wille, den Kranken zu heilen, zur Heilung genüge, seien ihm doch die Gesetze des Krankseins und Gesundseins unterthan. Jesus spricht seine Verwunderung über den energisch und consequent entwickelten Glaubensstandpunkt des Mannes aus, der dem zerfahrenen und abgestumpften Israel zur Beschämung diene, und heilt den kranken Knecht, indem er wünscht, daß geschehen möge wie der Hauptmann geglaubt. Daß der von Erfolg gekrönte Glaube diesen zu völliger, klarer Gewißheit geführt, unterliegt wohl keinem Zweifel; ob aber der Geheilte irgend durch seine Erfahrung zum Glauben geweckt worden, steht dahin.

Ein schönes Seitenstück zum Hauptmann ist das cananäische oder, wie Marcus es genauer bezeichnet, das griechische Weib aus Syrophönice**). Ihre zähe Glaubensfestigkeit, die, mit wundervoller Demuth gepaart, den hellenischen Hochmuth und die jüdische Exclusivität überwindet, bringt den Herrn ebenfalls dazu, daß er seinen Willen ihrem Willen dienstbar macht und ihre dämonisch-kranke Tochter gesund werden läßt. Auch ihren Glauben bewundert Jesus, und hat ihn gewiß durch seine vorwärtsleitende Art noch bedeutend geklärt und fest gemacht. Merkwürdig ist es, daß alle drei Proben zur Gewährung der glaubensstarken Fürbitte durch Heilungswirkung in die Ferne sich an Heiden vollziehen. Diese Erscheinung mag darauf beruhen, daß die Heiden in ihrem banquerotten Götzenthum einerseits ein stärkeres Heilsbedürfniß empfanden als die Juden und

*) Matth. 8. — Luc. 7. **) Matth. 15. — Marc. 7.

andererseits für das persönlich ihnen lebendig sich offenbarende Göttliche dankbarer und empfänglicher waren; zugleich aber muß auch Gottes gnädiger Heilsplan hierin erkannt werden, der die Absicht hat, in der Heidenwelt Quellen lebendigen Wassers zu eröffnen.

Ueber die Heilung Besessener bringen die Synoptiker sehr übereinstimmende Berichte, während Johannes auffallender Weise von einem einzigen Dämonischen erzählt. Die ersteren berichten im Allgemeinen, daß Jesus in Kapernaum im Hause Petri viele Besessene geheilt habe, wozu Marcus und Lucas noch hinzufügen, die bösen Geister hätten Jesum als Gottes Sohn erkannt und er habe ihnen verboten, diese Ueberzeugung zu bekennen*). Lucas kennt außerdem einen speciellen Fall, der sich in Kapernaum, wie es scheint an einem Sabbath, zugetragen hat**). In der Synagoge zieht ein Dämonischer dadurch Jesu Aufmerksamkeit auf sich, daß er ihn anschreit: Laß, was Du bist gekommen, uns zu verderben und bist der Heilige Gottes. Jesus bedroht den Teufel, gebietet ihm zu schweigen und auszufahren. Unter convulsivischen Zerrungen verläßt der Teufel den Kranken. Alle, die die Wirkung des gewaltigen Wortes sehen, kommt eine Furcht an und sie sprechen: „Was ist das für ein Ding? Er gebietet mit Macht und Gewalt den unsaubern Geistern, und sie fahren aus.“ Aehnlich verläuft auch die Heilung des Dämonischen in Gadara***), nur daß da noch Lucas hinzufügt, der Geheilte habe bei Jesu bleiben wollen, und als Jesus ihm das nicht erlaubt, überall von der erfahrenen großen Wohlthat Jesu gepredigt.

Bei diesen Wunderthaten scheint weniger das Mitleid Jesu mit den Leiden der Dämonischen der Beweggrund zu sein, als eine Entrüstung über die Macht des Bösen, die von dem Menschen völlig Besitz genommen.

Einverstanden mit der Ansicht, wie mit der der damaligen Zeit überhaupt über diese eigenthümliche Krankheitserscheinung des menschlichen Geistes und Gemüthes, sieht der Herr hier in dem Kranken, dessen Seele ganz vom Bösen beherrscht wird, sich persönlich dem Teufel gegenübergestellt und dadurch verpflichtet, mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht dem Feinde das Terrain zu entreißen, das

*) Matth. 8, 16. — Marc. 1, 32 ff. — Luc. 4, 40 ff. **) Luc. 4, 33 ff.
***) Matth. 8. — Marc. 5. — Luc. 8.

zur Behausung Gottes bestimmt ist. Hier ist er sich völlig seiner Messianität bewußt und handelt in diesem Bewußtsein, ohne daß neben der unmittelbaren Folge eine etwaige pädagogische Absicht erreicht scheint. Den Geheilten zwar wird der Herr gewiß nicht nur der Erlöser von der Besessenheit gewesen sein, aber auf die anderen Augenzeugen übt das Erlebte nur den Eindruck einer unheimlichen Furcht aus, und der Glaube an den Messias kommt dagegen nicht auf. Wie weiter zu sehen, taucht bei den Pharisäern sogar die Vermuthung auf, Jesus stehe mit dem Teufel selbst im Bunde. Er belehrt sie über die aller Logik baare Bosheit dieser Ansicht. Derselbe stand, daß diese Auseinandersetzung mit den Pharisäern sich unmittelbar den Heilung eines Dämonischen anschließt, läßt annehmen, daß der blinde und stumme Besessene des Matthäus identisch ist mit dem stummen bei Lucas, deren beider Heilung eben jener Auseinandersetzung vorausgeht*). Als Jesus den stummen oder blinden und stummen Dämonischen geheilt, „entsetzt sich das Volk", hegen die Pharisäer die Vermuthung, er treibe die Teufel durch Beelzebub, dem Obersten der Teufel, aus. Jesus weist ihnen nicht allein die Thorheit ihres Ausspruchs nach, sondern zeigt ihnen auch, daß sie durch teuflische Bosheit sogar wider den heiligen Geist sündigten. Denn er treibe den Teufel durch den Geist Gottes aus und ihre Lästerung sei also gegen diesen gerichtet. Sein Auftreten gegen den Teufel aber sei ein Beweis dafür, daß durch ihn das Reich Gottes komme und daß er den Teufel binde, um von den durch den Teufel geknechteten Seelen Besitz zu nehmen. Daß ihm das gelinge, zeuge für seine Macht; er selbst bezeuge das, und wenn dieses Zeugniß nicht genüge, der müsse auf eine besondere Wunderbezeugung verzichten. Wie die Niniviten durch Jonas Predigt zur Sinnesänderung sich bringen ließen, also sollte auch dieses verderbte Geschlecht durch Jesu Predigt und göttliche Wirksamkeit sich zur Umkehr rufen lassen. Ob und wie viel diese Heilung mit der nachfolgenden Rede Glauben gewirkt, wird nicht gesagt. Der Herr hat bei der Seele des Besessenen die dämonischen Fesseln zerbrochen und darauf ausführlich über seine messianische Stellung zur Dämonenwelt Aufschlüsse gegeben. Das ist die Summe der beiden Evangelienberichte.

*) Matth. 12. — Luc. 11.

Die Heilung der dämoniſchen Tochter des cananäiſchen Weibes*) iſt bereits eben nach den im Bericht ſich findenden pſychologiſchen Momenten beſprochen worden, wirft aber auch noch ein neues Licht auf die Art des Heilens. Hier iſt weder ſeine ſympathiſch wirkende körperliche Berührung, noch ſein imponirendes oder beruhigendes Wort das Medium ſeiner Machtwirkung, ſondern einzig ſein durch den Glauben des Weibes erregter Wille, der auch in die Ferne dem Elenden gebietet. Dieſe Erwägung muß auf die Betroffenen überzeugend gewirkt haben.

Der mondſüchtige und zugleich epileptiſche Knabe**) giebt Jeſu Anlaß, nicht allein den Vater deſſelben, wie oben geſehen, zum rechten Glauben zu führen, ſondern auch ſeine Jünger zu belehren, daß allein der Glaube, das durch Beten und Faſten ſich Verſenken in Gott auch ihnen die Macht gebe, ſowohl der unperſönlichen Natur, als auch den böſen Geiſtern zu gebieten.

Man, und wie die unbeſeelte Natur und die körperloſen Geiſter dem Herrn unterthänig ſind, ſo hat er auch Macht, in den entſeelten Körper die Seele zurückzurufen, die Geſtorbenen vom Tode zu erwecken. Als er in Nain die Wittwe dem Sarge ihres einzigen Sohnes folgen ſieht, erweckt er den Jüngling vom Tode durch ſein gebietendes Wort: „Jüngling, ich ſage dir, ſtehe auf“***). Pſychiſches Mitleid mit der vereinſamten Mutter erfaßt ihn und er hilft ihr, ohne ſonſt dazu veranlaßt zu ſein. Weder hat ein vorangegangenes belehrendes Wort dieſer Machtoffenbarung als Beglaubigung bedurft, noch auch hat der Herr an dieſe That ein belehrendes Wort geknüpft. Die Leute leſen die Lehre aus der That und preiſen Gott, weil er ſein Volk heimgeſucht habe, indem er einen großen Propheten unter ihnen erweckt, — wurden ſie durch das Erlebte doch lebhaft an Elias den Thisbiter erinnert. Auf den Meſſias ſchloſſen ſie aus dieſer That nicht und auch der Täufer, als er von ihr hört, hält es doch noch für gerathen, Jeſum geradezu fragen zu laſſen, ob er es ſei, der da kommen ſoll, oder ob man eines Anderen warten ſolle.

Jairus bringt der Wunderthat, die Jeſus an ſeiner geſtorbenen Tochter gethan†), einen ſtarken Glauben an Jeſu Macht auch über den

*) Matth. 15. — Marc. 7. **) Matth. 17. — Marc. 9. — Luc. 9. ***) Luc. 7. †) Matth. 9. — Marc. 5. — Luc. 8.

Tod entgegen, und als dieser Glaube durch die Nachricht vom den Tode der Tochter zu sinken droht, richtet der Herr, wie Marcus und Lucas berichten, ihn auf und stärkt ihn durch freundlich tröstenden Zuspruch. Und trotz des vorausgegangenen Glaubens, daß der Herr die Todte wieder lebendig machen könne, verdrängt doch, als das Gehoffte geschieht, ein Entsetzen der Anwesenden jedes andere Gefühl. Diese Wahrnehmung läßt den Herrn das Gebot aussprechen, sie möchten Niemandem sagen, was geschehen sei. Es war ja für die zunächst Betheiligten geschehen und gerade ihnen hatte der Herr nahe treten wollen und sie zu sich ziehen, und aus dem unbestimmten Furchtgefühl sollte in der Stille ein persönlich lebendiges Verhältniß zu dem Todesüberwinder herausreifen.

Ganz ausgesprochenermaßen aber bezweckt die Auferweckung des Lazarus*) eine Herrlichkeitsoffenbarung des Gottessohnes, damit der Glaube an ihn gestärkt oder geweckt werde. Detaillirt erzählt Johannes, wie Jesus darum die Jünger auf die Wunderthat vorbereitet, wie die Schwestern des Verstorbenen, namentlich Martha, im Gespräch zum Bekenntniß des Glaubens an ihn als den Christus und Sohn Gottes geleitet habe, wie er um des Volkes willen, das dabeistand, laut zum himmlischen Vater gebetet, damit es, das Gebet mit der nachfolgenden That in Verbindung bringend, in ihm den Gottgesandten erkennete. „Viele der Juden glaubten an ihn," doch die Hohenpriester und Pharisäer sahen auch in der Todtenerweckung allerdings ein Wunderzeichen, aber nur ein Zeichen, das geeignet sei, das Volk in Aufregung zu bringen und zu verderben, und daher gegen den Urheber der That strenges Gericht herausfordere.

Ganz einzig in ihrer Art steht die **Heilung der Blutflüssigen** da**). Wohl spricht Matthäus 14, 36 und Marcus 6, 56 davon, daß Kranke Jesum gebeten hätten, den Saum seines Kleides anrühren zu dürfen, damit sie gesunden, und daß alle, die da anrührten, gesund geworden wären. Allein diese Berichte lassen annehmen, daß Jesus die erbetene Heilungsweise gestattet, also auch gewollt habe. So wirken denn hier das zuversichtliche Vertrauen der Kranken, das sich in der Bitte ausspricht, ihr Glaube einerseits und das allmächtige Wollen des Herrn andererseits zusammen, damit sich die Heilung

*) Joh. 11. **) Matth. 9. — Marc. 5. — Luc. 8.

wähnte. Wesentlich anders verhält es sich mit der Heilung des blutflüssigen Weibes. Zwar sagt Matthäus, das Weib sei gesund geworden, erst nachdem der Herr ihr die Versicherung gegeben, ihr Glaube habe ihr geholfen, aber Marcus und Lucas berichten ausdrücklich, die Genesung sei sofort eingetreten, als das Weib den Kleidessaum berührte, noch ehe der Herr ihrer gewahr geworden, und der Herr hätte ihr bestätigt, daß ihr Glaube ihr geholfen. So scheint es denn, als läge hier eher ein Wunder des glaubenden Weibes als des Herrn vor. Indeß ist ja immerhin ihr Glaube der Glaube an die Wunderkraft Jesu und dazu kommt, daß er selbst sagt, er habe empfunden, wie auch die Berührung des Weibes eine Kraft von ihm gegangen sei, so daß doch auch der Herr mitwirkend gedacht werden muß. Nur erscheint bei dieser Heilung seine Wundermacht unabhängig von seinem Bewußtsein und Willen, ein unwillkührlicher Ausfluß seiner metaphysischen Beschaffenheit, also im strengeren Sinne wohl ein Wunder, wie es bei seiner wunderbaren Natur denkbar, nicht aber eine Wunderthat. Ob dies wunderbare Ereigniß auf das Glaubensleben der Anwesenden einen Eindruck gemacht und welchen es gemacht, verschweigen die Evangelisten. Jedenfalls hat es höchstens einem fortgeschritteneren Glaubensstandpunkte in metaphysischen Fragen über Jesu Naturbeschaffenheit einen interessanten Aufschluß geben können. Dem naiven, kindlichen Glauben war es nichts Auffallendes und für den Ungläubigen lag weder etwas Ueberzeugendes noch persönlich Gewinnendes darin. Doch möge auch diese Wunderheilung ihre Würdigung in der endlichen Zusammenfassung der betrachteten Wunderthaten Jesu finden.

Resultate.

Faßt man nun die Ergebnisse kurz zusammen, so findet sich's zunächst, daß ähnliche und sogar gleich wunderbare Thaten, wie die hier besprochenen, auch sonst vielfach geschehen sind. Freilich beschränken sich diese hauptsächlich auf Krankenheilungen, aber auch von Naturwundern weiß das alte Testament zu erzählen. Die Jünger Jesu, und zwar alle, können ebenfalls Wunder thun und, nach des Herrn eigenem Ausspruch, sogar größere, als er selbst gethan (vgl. Matth. 7 u. 17, 20 u. Cap. 21, Marcus 9, 38, Luc. 9, 49, Act. 19, 12 ꝛc.). Nicht nur Heilungen und Todtenerweckungen geschehen durch sie, auch

der Schatten des Petrus und das Schweißtuch Pauli wirken Wunder. Man lieſt von wunderbaren Heilungen bei Juden und Heiden, und Kirchenväter wie Tertullian und Euſebius erzählen beglaubigte Todtenerweckungen. So kennt auch die Neuzeit Wunderthäter, wie einen Claus Harms oder den Pfarrer Blumhardt in Schwaben. Ja, in dem bloßen Geſchehen der Wunderthaten Jeſu liegt kein Unterſchied zwiſchen ihnen und den anderweit berichteten. Aber das Wie des Geſchehens, die näheren Umſtände, die das Geſchehen begleiten, den Momente, die Motive und der Zweck des Geſchehens, der innere Charakter der Thaten Jeſu unterſcheidet ſich doch weſentlich von den anderen. Er iſt nicht ein bloßer Arzt, der mit Wunderkraft ausgerüſtet, nicht ein gewöhnlicher ſcharfſichtiger Pſychiater, nicht einer der vielen zu ſeiner Zeit lebenden Exorciſten: die Noth der Menſchen rührt ihn; oft unter offen ausgeſprochenem tiefen Mitgefühl hilft er den Leidenden; Unwillen erfaßt ihn gegenüber der Macht des Böſen, wie ſie ſich bei den Beſeſſenen zeigt, — ſeine ganze Perſönlichkeit iſt bei den Wunderthaten in Mitleidenſchaft gezogen. Dabei bedient er ſich bei den Wundern nur des Wortes, oder wo auch andere Mittel, wie z. B. Berührungen, zu Hülfe gezogen werden, erſcheinen dieſe nur als Erſatz oder Erläuterung des Wortes, der Perceptionsfähigkeit des Behandelten angepaßt. Allein ſo ſehr auch dieſe Momente den Wundern Jeſu gewiß ein eigenartiges Gepräge verleihen, ſie hätten dennoch nicht dem Evangeliſten (Matth. 9, 33) die Berechtigung gegeben, zu behaupten, ſolches, was nämlich Jeſus gethan, ſei noch nie in Iſrael erſehen worden. Das Beſondere, Fremde liegt noch in etwas Anderem. Denn mochte auch bei Jeſu die pſychiſche Betheiligung beſonders leuchtend und gewinnend hervortreten, ein Mitgefühl wird auch bei vielen Wunderthätern alter und neuer Zeit ſichtbar, pſychiſch ergriffen iſt auch ein Petrus, als er den Lahmen im Namen Jeſu wandeln heißt, auch ein Luther am Krankenbett Melanchthons, und jede Fürbitte, die Wunder wirkt, ſetzt ja ein pſychiſches Mitleid des Fürbittenden voraus. So liegt das Unterſcheidende vielleicht gerade darin, daß die übrigen Wunder durch Gebet vermittelt werden, die Jeſu unmittelbar Ausfluß ſeiner Macht ſind? Nein, auch das trifft nicht zu; betet doch auch Jeſus beim Brodwunder, bei der Auferweckung des Lazarus, nur daß ſein Gebet freilich in der vollkommenen Gewißheit des Gelingens dieſes antecipirt und zum

Dank- und Lobgebet wird. Auch geschehen Wunder durch Propheten und Apostel, ohne daß eines vorangegangenen Gebetes in den Berichten gedacht wird, ja, wo dieses sogar ausgeschlossen erscheint, wie beim Schatten des Petrus, bei dem Schweißtüchlein und Koller des Paulus ꝛc. Der Hauptunterschied liegt in dem Umstande, daß Jesus nicht nur persönlich, sondern auch amtlich sich zu den Thaten bemogen sieht. Wohl verlangt auch das Amt der Propheten und Apostel, daß sie ihr Gottgesandtsein durch Wunderthaten erweisen, aber dieses ihr Amt eben war verschieden von dem Amte Jesu. Er thut seine Wunder als Messias, als Gottes Sohn. Bei der Heilung des Blindgebornen belehrt er seine Jünger, daß er die Werke deß, der ihn gesandt, wirken müsse (Joh. 9, 4), und bezeichnet seine durch den Geist Gottes gewirkte Thaten als Zeichen der Ankunft des Gottesreichs. Als Messias-Thaten waren sie Heilsthaten Gottes und darum verurtheilt er streng die galiläischen Städte wegen ihres Unglaubens gegenüber diesen Thaten (Matth. 11, Luc. 10). Zeichen vom Himmel und große Naturwunder, wo sie der feindselige Scepticismus oder stumpfe Materialismus wünscht, schlägt er ab, fordert aber Glauben an sein Wahrheitswort, dessen Wahrhaftigkeit er durch Wunderthaten beglaubigt. Er selbst sieht in den Thaten einen messianischen Beweis, wie er z. B. gelegentlich der Besessenen-Heilung den Pharisäern auseinandersetzt, behauptet aber zugleich, daß der subjective Glaube, das feste Vertrauen zu Gott nicht nur Gebetserhörungen zur Folge habe, sondern auch seinen Jüngern unmittelbar active, wirksame Kräfte verleihe, selbst Berge zu versetzen.

Nicht sind also die Wunderthaten als solche unmittelbare Gottesoffenbarungen, Messiasoffenbarungen, sondern nur insofern Jesus sie that und sie in Verbindung mit der Messiasbotschaft that, sind sie Beweise dafür, daß er und seine Botschaft aus Gott war. Diese secundäre Bedeutung der Wunder tritt überall dadurch deutlich entgegen, daß der Herr entweder zum Zustandekommen des Wunders den Glauben an seine Person und sein Wort voraussetzt oder fordert, oder durch Wirkung des Wunders diesen Glauben erzeugt. Letzteres ist namentlich bei den Naturwundern der Fall, wo aus dem Staunen über das Außerordentliche der That in den heilsbedürftigen Herzen der Glaube an das in Jesu nahegetretene Gottesreich geweckt werden soll. Freilich sieht man auch häufig, daß die Augenzeugen der Wunder

nicht glauben, ſondern es beim bloßen Verwundern, Staunen oder Erſchrecken bewenden laſſen, wenn ſie nicht gar, wie die Gadarener, über den Urheber der That unwillig werden. Man ſieht, daß die Wunder keinen abſolut zwingend überzeugenden Charakter haben, ſondern, wie ja natürlich, eine pſychiſche und ethiſche Dispoſition vorausſetzen, um ihren Zweck zu erreichen.

Mehr noch als bei den Naturwundern ſtellt ſich bei den Heilungswundern dieſer Charakter und der Zweck der Thaten klar. Ueberall waltet hier ein pädagogiſcher Geſichtspunkt vor, ohne daß dabei das rein menſchliche Mitleid und Erbarmen als häufig erſter Impuls zur That verdeckt würde. In die Seele des Stumpfſinnigen wird ein neuer Lebensfunken geworfen; dem reſignirt Leidenden wird die Hoffnung geweckt; das ſchüchtern nahende Elend wird durch freundliches Entgegenkommen ermuthigt; die vertrauensvolle Bitte wird gewährt, nachdem der Bittende ſich zur demüthigen Sündenerkenntniß und feſten Ueberzeugung durchgerungen; die zuverſichtliche Glaubensgewißheit muß ſich bewähren und wird dann vom Herrn ſelbſt geprieſen, damit ſie ſtark bleibe; ja ſelbſt das an Aberglauben ſtreifende Vertrauen der ſcheuen Blutflüſſigen wird nicht beſchämt, ſondern durch tröſtlichen Zuſpruch gewiß zu geklärterem Glaubensſtandpunkt und vor allen Dingen zu herzlicher Hingabe an den Herrn geführt. Dabei wird keinerlei Unterſchied zwiſchen Bittenden und Fürbittenden, Leidenden und Mitleidenden gemacht. Den Herrn jammert der Mutter zu Nain und er weint um den geſtorbenen Lazarus; Allen ſoll geholfen werden. Der Königiſche wird mit ſeinem ganzen Hauſe gläubig. Jede ſich bietende Gelegenheit wird genutzt, um auch den Jüngern neue Aufſchlüſſe zu geben, Läuterung und Kräftigung des Glaubens zu erzielen. Ja ſogar für Belehrung reſp. Bekehrung oder Verſtockung der phariſäiſchen Feinde werden die Wunderthaten, und nicht nur gelegentlich, ausgebeutet. Und auch auf den natürlichen Zuſtand des Objectes wird eingehende Rückſicht genommen; je nach der Perceptionsfähigkeit richtet ſich die Handlungsweiſe: dem Einen genügt ein zuverſichtlich befehlendes Wort, mit dem Anderen wird disputirt; die Dämoniſchen werden bedroht, dem Gadarener zeigt der Herr das ſichtbare Entweichen der Dämonen; mit dem Taubſtummen ſpricht er die Zeichenſprache, dem ſtumpfen Blinden ſtreicht er Koth auf die Augen und ſelbſt der Blutflüſſigen wird gewährt, daß ſie durch die

gesuchte Berührung genese. Der Eine soll in der Stille die gewonnenen Eindrücke ausreifen lassen, der Andere durch offenes Zeugniß erstarken.

Kurz, allenthalben zeigt sich eine Anbequemung an die Personen und Verhältnisse. Die Wunderthaten sind nicht um ihrer selbst willen da, auch nicht als unmittelbare Herrlichkeitserweise, nicht schlechthin als Beweise für die Göttlichkeit Jesu aufzufassen. Sie sind erläuternde Illustrationen des Wortes, oder Anschauungsbilder, an die sich das Wort knüpft, welches den Glauben zeugt und den bereits vorhandenen fördert; Applicationsmittel des Heils speciell für die Zeit, wo sie geschahen, und für die Personen berechnet, an die sie herantreten. Hierdurch erscheint nun freilich die Mitwirkung des Glaubens der Patienten aus dem Mittel gethan; denn wenn auch namentlich die Krankenheilungen auf die Weise nur heilsökonomische Mittel sind, die Jesus anwendet, um das durch ihn gebrachte Heil den einzelnen Menschen im Glauben anzueignen, dann kann ja der entgegengebrachte Glaube wohl für das anzuwendende Mittel maßgebend sein, nicht aber dieses Mittel selbst zu Wege bringen, wie etwa die Krankheit dem Arzt wohl maßgebend sein wird für die zu wählende Arzenei, nicht aber im Stande, die Arzenei zu schaffen. Und allerdings ist es so. Von einer Mitwirkung in diesem Sinne kann bei den Wunderthaten Jesu nicht die Rede sein. Wenn er aber dennoch wiederholentlich versichert: „Dein Glaube hat dir geholfen," so sagt er damit: dein Glaubensstandpunkt oder Glaubenszustand ist so geartet, daß ich diese oder diese Heilung oder Hülfeleistung als das geeignete Mittel ansehe, um deinen Glauben vollkommener werden zu lassen, dich zum Heil zu bringen. Das Verdienstliche fällt dabei fort. Der die Wunderthaten thut, ist einzig Jesus. Die Wunder, die der Glaube der Jünger vollbringt, sind auch hierin anders geartet. Denn wenn auch sie ihre heilsökonomische Bedeutung haben und zwar die, zu zeigen, welche Macht Gott den Menschen gegeben, und erziehend zu Jesu hinzuleiten, in dessen Vollmacht sie gethan sind, so sind sie ja doch außer Stande, das Heil, das Jesus in seiner Person brachte, so darzubieten, wie er es gethan. Indem er die Wunder that, trat er, das Heil selbst, an seine Objecte, weiter auch an die Augenzeugen unmittelbar heran, und so läßt sich die

heilsgeſchichtliche Bedeutung der Wunderthaten Jeſu ſchließlich in den Satz zuſammenfaſſen:

Jeſus hat durch ſeine Wunderthaten nicht ſeine Gottheit unmittelbar offenbaren ſollen, ſondern die Wunderthaten ſind in ſeiner Hand Mittel geweſen, durch die er den Glauben an die Wahrheit ſeiner Predigt wirkte und ſeinen Zeitgenoſſen ſeine Perſon und ſomit das Heil nahe brachte.

Sind nun die Wunderthaten Jeſu in obenbezeichneter Weiſe vornehmlich nur Mittel, um diejenigen Perſonen, an die ſie herantraten, und für die ſie gethan wurden, zum Glauben zu führen, ſo müſſen ſie natürlich für uns, zu denen ſie nur als evangeliſche Berichte gelangen, eine andere Bedeutung haben. Jedenfalls. Wohl werden ſie als weckendes Wort die Leidenden zum Helfer weiſen, aber ebd immen nur als Wort, nicht als überzeugende That. Damals ſchalt der Herr den Unglauben der Galiläer; — ſie ſollten glauben, weil ſie ſeine Wirkſamkeit ſahen und an ſich erfuhren. Wir müſſen ſeinem überlieferten bloßen Worte glauben und deſſen Kraftwirkung jeder perſönlich, geiſtlich, innerlich erfahren, und heute gilt: Selig, wer nicht ſieht und doch glaubt.

Mit obigen Reſultaten könnte die Unterſuchung ſchließen, jedoch drängt ſich unwillkührlich noch die Frage auf, welche praktiſche Folgerungen ſich aus den theoretiſch gewonnenen Reſultaten für die Behandlung der Wunderberichte ergeben. Dieſe dürften ſich in nachſtehender Weiſe kurz zuſammenfaſſen laſſen.

Beim Religionsunterricht dürfen ſelbſtverſtändlich die Wunderthaten Jeſu nicht fehlen, bilden ſie doch ein Charakteriſtikum des Evangeliums; ſie werden aber hauptſächlich hiſtoriſch behandelt werden müſſen, um Jeſu Perſon und Wirkſamkeit durch namentliche Betonung der ſich in ihnen bietenden pſychologiſchen und ethiſchen Momente zu charakteriſiren. Dadurch wird den Unterrichteten die Perſon Jeſu nahe gerückt und ſie bleiben mit der tödtenden Doctrin der Beweiſe für die Gottheit Jeſu verſchont; und ihnen ſoll ja nicht bewieſen, ſondern ſie ſollen gewonnen werden.

Die Predigt wird ſich bei Behandlung der Wunderthaten durchaus keuſch und nüchtern zu halten haben. Wohl mag es einer glänzenden

Verschämtheit gelingen, durch die leidet viel zu häufig angewandte Allegorisirung zu erbauen; richtig ist es jedenfalls, nicht zu vergessen, daß uns ganz concrete Thaten erzählt werden, deren Verallgemeinerung und Uebertragung immer etwas Willkührliches an sich trägt. Die Realität des geschehenen Wunders leidet darunter, während bei eingehender Betrachtung fast eines jeden überlieferten Wunders sich Momente genug bieten, die das Heilsverlangen wecken und durch den Glauben an den wunderthätigen Heiland beseligen können.

In der Apologetik dürfen die Wunderthaten keinenfalls als Gottheitsbeweise figuriren, weil sie es einfach nicht sind. Schon Jesus selbst hat dem Unglauben kein Zeichen gewährt. Viel weniger dürfen wir glauben, durch Wunderschilderungen den Unglauben bekehren zu können. Denn eins blos gehörte und eins persönlich erfahrene Thatsache bleibt immer Zweierlei, — und der Glaube will nur der Erfahrung seine Existenz verdanken, mit der das Wort ihn gezeugt hat.

Brüderliche Ansprache zur Sprengelssynode und Pastor G.'s Jubiläum in S. im Juni c.

Lied: „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort — Steh' bei uns in der letzten Noth, Führ' uns in's Leben aus dem Tod."

So ist's, aus der Noth in den Tod, aus dem Tode in's Leben! Das ist der Gottesgemeinde Gang, den sie zu thun hat allezeit und allewege. Das ist des einzelnen Christen Lauf und Ende, bis zu dem hindurch er zu ringen und zu kämpfen hat, so lange er hienieden wallet. Und ist der gleiche Weg und dasselbe Ziel auch Allen gesetzet: nur die da glauben an den Namen des Herrn Jesu Christ, die finden in aller Noth den rechten Trost und in allem Kampf den gewissen Sieg, die haben in Ihm auch schon das Leben, sind sie gleich in dieser Zeit noch unter der Sünde Sold gethan, sie gehen auch durch des Todes Dunkel hindurch zum Licht und gewinnen allendlich das ewige Leben.

Meine gel. Br., uns des Kampfes, dem wir unterstehen, recht bewußt, des allendlichen Sieges recht gewiß zu werden, das ist ja

auch unſere Aufgabe, ſo oft wir uns mal wieder zuſammenfinden, eine Schaar der Gottesdiener, der Jünger des Herrn, die Er geſetzet hat zu Führern für ſeine Heerde, zu Pflegern jeder einzelnen Ihm theuer erkauften Seele, was wir außer dieſem Einen rathen und thaten, das liegt uns wohl auch ob und iſt uns geboten, allein es ſind nur zu oft „unnütze Dinge“ und leere Worte, die aus „unreinigem Herzen“ kommen und führen nicht zu dem einen Ziel, das uns noth iſt. Wir haben uns darum immer aus dem Worte des Herrn das rechte Licht und den einigen Troſt genommen für das, was uns vorgeſetzt iſt, wir thun's auch heute, will ich aber dieſes Wort euch leſen aus einem ſehr großen Buche. Doch das bedarf der Erklärung!

Es iſt nicht gerade heut der Jahrestag dafür, aber es ſind vor wenigen Monaten 25 Jahre worden, daß Gott der Herr wieder Einen aus unſerer Mitte begnadiget und es ihm gewähret hat, ſo lange in dem heil. Amte zu ſtehen, das wir Alle tragen, das iſt der Hausvater, der uns diesmal freundlich unter ſein Dach geladen, und damit ſeiſt Du denn von uns Allen begrüßet, l. Br. S., als Jubilar begrüßet, mit dem vereint wir Herz und Mund erheben wollen zu Gottes Lob und Ehre. Damals, am 13. März, haſt Du gewiß im ſtillen Kämmerlein gedacht des Tages, da der Herr Dich hat weihen laſſen zum Amte, das die Verſöhnung predigt. Es war aber gerade für uns die ſchwerſte Arbeitszeit, wir ſuchten damals wohl die Meiſten unſerer eigenen Weihe Frucht und Segen niederzulegen in der jungen Chriſten Herzen, die wir lehrten, außerdem war's rauhe und unwegſame Jahreszeit, aber gedacht hatten wir, Deine Amtsbrüder, ſchon vorher daran, und es uns vorgeſetzt, die Feier hier mit Dir zu begehen, wenn wir uns ſobald darnach in Deinem Hauſe zu ſammeln hatten. Haben wir doch allezeit Dich begleitet mit brüderlichem Herzen auch durch alle die Amtsjahre hindurch, die Dir viel Mühe und Arbeit gegeben, auch durch das, wie der Herr Dich geführt in dieſem Deinem Hauſe, durch Freud und Leid, das Er Dir bereitet, wir haben zu Dir geſtanden, wenn die dunklen Wolken der Trübſal ſich legeten über Dich und Dein Haus, und haben es verſtanden, das Schwert, das Dir durch die Seele gegangen, das Du in Stille und Geduld, mit Deinem immer mehr nach innen gekehrten Sinn getragen, wir haben uns gefreuet des Glückes und der Freude, die Dir Dein Gott vorher und auch jetzt wieder beſchieden, wie es ja den in Chriſto Jeſu Verbundenen ziemet,

— zumeiſt aber ſteht doch immer unſer Sinnen und Denken, unſer Lieben und Loben, unſer Bitten und Flehen auf das Amt, das uns Alle eint, und für dieſes (ſagte ich vorhin) nehmen wir uns Licht und Troſt aus dem Worte unſeres Herrn. Wir haben darum auch gedacht, Dir zum Andenken unſerer Bruderliebe darzubringen ein Stück aus dem Gotteswort, ein wohl nur kleines Stück, aber in recht großer und ſchöner Form, es iſt das Pſalmenbuch, Dir ſeit Deiner Jugend Jahren lieb und werth, das alte ewig neue Wort der Wahrheit, aller Gläubigen Troſt- und Bethüchlein, hier aber ein recht großes Buch, mit Vor- und Nachreden, mit Lied und Bild geſchmückt. Aus dieſem Buche wähle ich einen kurzen Pſalm, der mir paſſend ſcheint:

Pſ. 12.

Ich meine paſſend für uns Alle, m. Br., unter der Zeit, in der wir ſtehen, unter den Umſtänden, in welchen wir uns diesmal wieder zuſammengefunden haben, denn es ſpricht dies Lied in kurzen, körnigen Worte Klage und Bitte aus, die Keinem tiefer aus dem Herzen kommen kann, als Gottes Dienern und Pflegern ſeines Heiligthums, es kündet aber auch die Gewißheit des Sieges, die ihnen insbeſondere verbürget wird aus den Verheißungen des Herrn.

1. Unſer Vater Luther zieht gleich die erſten Verſe dieſes Pſalms auf die falſchen Lehrer, „daß man ſehe — ſagt er — wie viel einen härteren Streit wir haben wider den Teufel, denn wider die Verfolgung, denn ja ſo viel Pſalmen wider die Verfolger nicht gehen, als wider die falſchen Lehrer“, denen er's dann zuſchreibt (V. 2), „daß die Heiligen abgenommen haben und der Gläubigen iſt wenig worden unter den Menſchenkindern.“ Gewiß haben ja auch wir das erfahren, m. Br., in all der Trübſal, die wir ſehen über unſere Gemeinden kommen, in all der Klage, die wir täglich thun über den Abfall und Unglauben unter ihnen.

Ach, ſie möchten ja wohl noch halten an dem theuerwerthen Erbtheil der Väter, an dem Glauben der Kirche, der in langer, langer Zeit der Gemeinden Schatz und Ehre geweſen iſt in allen evangeliſchen Landen, aber es hat ſie eben unſere Zeit ausgeboren, diejenigen, die da meinen, ihre Weisheit ſei höher denn die Weisheit aus Gott, und haben Stück um Stück gelöſt von dem einen feſten Bau, der

Gottes Haus gehalten, gleichsam den Mörtel aufgelockert, daß die Steine nur bröckeln, einer um den andern, oder Faden um Faden zerschnitten von dem einen Ehrenkleide, das die Gläubigen alle so schön geschmücket, daß sie immer nackter dastehen, immer mehr nun entkleidet werden der Kleider ewiger Gerechtigkeit. Das geschiehet jetzt allüberall unter denen, die auf der Höhe zu stehen meinen, und von da sickert's herab in die Schichten des Volkes, mit dem wir's zumeist zu thun haben. Da kennen wir sie ja, die sich Bildner des Volkes nennen, die Führer, die die vermeintlich so lange Gedrückten nun führen zum Licht und heben zu der so lange vorenthaltenen Freiheit und Selbstständigkeit, aber die blinden Leiter, sie führen die Blinden nur irre, und es mußte geschehen, je länger, je mehr „die Heiligen haben abgenommen und der Gläubigen ist wenig worden unter den Menschenkindern!“

Aber, m. Br., lasset uns nicht richten über die Andern, und der eigenen Schuld vergessen, die wir mit tragen, wenn es weiter heißt (V. 3): „Einer redet mit dem Andern unnütze Dinge, und heucheln, und lehren aus unedelm Herzen.“ Ich meine, das Wort trifft auch uns Pastoren und Lehrer des göttlichen Wortes unmittelbar und unabweisbar. Wie viele unnütze Dinge sind's, die uns zu schaffen machen, und wir setzen viele Mühe und Kraft daran, und eifern darum, der Eine um den Andern, aber die Dinge bleiben unnütz, weil sie die Seelen nicht bessern, noch erbauen, nur mehr noch sie verwirren und verstören, und abziehen von dem Einen, das noth thut. Und weiter: „sie heucheln und lehren aus unedelm Herzen“, nach dem Grundtext: „sie pflegen zu lehren mit Herzen und Herzen.“ Das ist das doppelt und zwiefache Herz, das bald schmeichelt und freundlich thut, und meint's doch ganz anders in seinem Sinn, das ist der Mund, der sich bekennet allezeit zu dem, was gefällt, sich aber schämet des Bekenntnisses seines Herrn vor denen, die sein nicht achten, das ist das nicht seltene Geschäftigthun und Amtiren, und ist doch kein rechter Ernst dabei, es fehlt das Herz zur Sache! M. Br., die Heuchler kennet nur Gott, Er siehet auch uns in's Herz, und wir wollen uns nicht erheben über Andere und nicht meinen, der Wunsch und das Gebet Davids (V. 4): „Der Herr wolle ausrotten alle Heuchelei, und die Zunge, die da stolz redet“, ginge uns nichts an. O bewahre Er uns selber nur vor Gleißnerei und Lüge und

gebe uns einfältige Herzen, daß wir in Demuth unſeres Sinnes, in Aufrichtigkeit unſerer Rede, in gläubigem Gehorſam all unſeres Thuns vor ihm wandeln, auch vor denen wandeln, die wir leiten ſollen, daß wir uns ſelbſt ſelig machen, und die uns hören. Mit dem „ſtolz reden mit unſerer Zunge“ hat's dann wohl weniger Gefahr, dazu ſind wir doch wohl ſchon zu gebildet, ich möchte ſagen, auch äußerlich zu erfahren und berathen, aber die nur halbwegs ſich emporgeſchwungen und ſich aufwerfen zu Leitern und Lenkern der Anderen, die reden auch ſtolz (V. 5): „die da ſagen: Unſere Zunge ſoll Ueberhand haben, uns gebühret zu reden, wer iſt unſer Herr?“ — Da haben wir es, zel. B., das Bild der Zeit, in der wir ſtehen, den Spiegel, darin wir ſie erkennen, die Kinder unſerer Tage, aber auch uns ſelbſt, da liegt's, worum wir klagen, um was wir den Herrn zu bitten haben in dringendem Gebet und Flehen.

2) Aber wir haben auch andererſeits die Gewißheit, daß Er uns erhöret, und den Sieg verbürget kraft Seiner göttlichen Verheißung, wenn es weiter heißt im Pſalm (V. 6): „Weil denn die Elenden verſtöret werden, und die Armen ſeufzen, will ich auf, ſpricht der Herr; ich will eine Hülfe ſchaffen, daß man getroſt lehren ſoll.“ Das „Aufſtehen“ des Herrn iſt nicht blos, daß ihn jammert des Elends und der Verſtörung unter ſeinen Gläubigen, iſt nicht blos ein Vornehmen, ihnen aufzuhelfen in der Noth, ſondern es iſt die wirkliche thatſächliche Hülfe, wie denn das Wort „Hülfe ſchaffen“ in ſeinem Grundtexte bedeutet „einen Grund legen.“ Seinen heiligen Tempel will Er nimmer zerſtören laſſen, und den Grund, den Er einmal dazu geleget in dem Eckſtein, von den Bauleuten verworfen, aber köſtlich bewähret in Zeit und Ewigkeit, den läßt Er allezeit feſtigen durch ſein Wort, daß man getroſt lehren ſoll. (V. 7): „Die Rede des Herrn iſt lauter, wie durchläutertes Silber im irdenen Tiegel bewähret ſiebenmal.“ Wir ſind's ja, m. Br., dieſe irdenen Gefäße, die den theuerwerthen Schatz des Wortes Gottes in uns tragen, und von uns aus weiter tragen ſollen. Sein Wort iſt in ſich ſelber klar und lauter, in uns aber muß es erſt geläutert werden wie das Silber im irdenen Tiegel — ſiebenmal, das verſtehen wir, immer und immer wieder, ſo lange, als bis es in uns ſelber iſt klar worden, helle leuchtend für die Andern. Hierzu ſagt Luther: „Wer derohalben das Wort hat, der wird auch das Kreuz haben,

das Kreuz aber soll nützen und nicht schaden. Es muß also sein, das liebe Kreuz soll heißen eine Läuterung und Bewährung. So ist es uns auch gegangen, hätten sie uns nicht also geheyet und getrieben, so wäre dieses Wort nimmermehr an den Tag gekommen." Und hieran schließet der Psalmist die erneuerte Bitte (V. 8): „Du, Herr, wollest sie bewahren, und uns behüten vor diesem Geschlecht ewiglich." Ist es nicht, als ob solch Gebet für uns gethan sei, m. Br., und für das kleine Häuflein der Gläubigen, das verwirret und zerstöret, mit uns Schutz suchet und Hülfe; wer also nicht mit beten kann, der weiß auch nicht, wie er stehet, und was ihn drücket und dränget; (V. 9): Denn es wird allenthalben voll Gottloser, wo solche lose Leute unter den Menschen herrschen." „Das hebräische Wort Solel" — sagt Luther — „so hier steht, heißet ein Schlemmer und Demmer, wie Dr. Eck einer ist. Und reimet sich solcher Name hierher sehr wohl, als wollte David sagen: sie fressen mein Volk und trachten darnach, wie sie ihren Wanst mögen sättigen. Wenn aber ein solcher Haufe tolles und volles Gesinde und Schlemmer die Oberhand gewinnet und aufkömmt, so gehet es allenthalben übel zu!"

Nun, m. Br., wir getrösten uns dennoch der Verheißung unsers Herrn, wir wollen aus dem köstlich durchläuterten Silber seines göttlichen Worts auch für uns neue Kraft und Muth gewinnen zum Feststehen unter dem Schwanken und Wanken dieser Zeit, wollen treu und aufrichtig zeugen von Ihm an allen Orten und vor aller Welt, wenn's sein soll, auch gegen dieselbe, und allendlich den Sieg gewinnen zu Seines Namens Ehre, zu unserer Gemeinden Heil, und zu unserer eigenen Seelen Seligkeit! Amen!

J. S. G.

II.

Kirchliche Nachrichten und Correspondenzen.

Aus Livland. [Zur Geschichte des Kirchspiels Lemburg.] Auf einer Anhöhe, die nach Osten ziemlich steil zum Marienbach abfällt, stand einst das Ordensschloß Lemburg, im Jahre 1386 vom Ordensmeister Lobbe van Ilsen (al. Lobertus von Hulsen) erbaut und zur Residenz des jedesmaligen Ordensmarschalls (auch Landmarschall genannt) bestimmt. Spärliche Mauertrümmer und Steinhaufen bezeichnen augenblicklich noch den Ort. Bis zum 17. Jahrhundert finden sich nur spärliche Nachrichten über dasselbe. 1577 ergiebt sich das Schloß Lemburg dem Herzog Magnus v. Holstein, der, wie bekannt, 1570 vom Großfürsten Johann IV. Wassiljewitsch Grosny zum Könige von Livland erhoben war (Balth. Russow's Chronica der Provintz Lyfflandt 104a). Nachdem aber der Herzog Magnus in demselben Jahre ohne Erlaubniß des Großfürsten sich durch Verrath in den Besitz der damals polnischen Schlösser Wenden und Wolmar gesetzt hatte und um sich der Rache des Großfürsten zu entziehen, mit dem Könige von Polen und dem Herzoge von Kurland in Verhandlungen getreten war, brach der Großfürst abermals in Livland ein und eroberte auf seinem Siegeszuge nach Wenden auch Lemburg. — Wann dann Lemburg unter polnische Oberhoheit gekommen, ob erst 1582 oder schon früher, ist nicht gewiß; fest steht, daß es zu polnischer Regierungszeit zur Starostei erhoben worden.

Die protestantische Lehre scheint schon frühe in Lemburg Eingang gefunden zu haben, wenigstens geschieht 1613 in dem Protokolle der Kirchenvisitation, die der Wendensche Archidiakonus als Vicar des katholischen Bischofs in Lemburg gehalten (datirt vom 7. August 1613), bereits dessen Erwähnung, daß daselbst früher ein lutherischer Prediger gelebt habe. „Makepil seu Lemburgk sacerdotem non habet. Ecclesia hic murata, sed ruinosa, tecto asseribus munitol quod fere computruit, fenestris et ornamentis ac omni supellectil, ecclesiastica destituta. Solas Imagines Belgicas in ea reperi-

mus, quas Pater Johannes (qui interdum ex Riga excurrit ad animas reducendas) ex oblationibus piorum emit. Coemeterium non septum. Campana una in arbore suspensa. Sacerdotem hic hactenus nullum Catholicum habuerunt, sed antea ministrum alebant.“ Der Archidiakonus denkt daran, [illegible] in Lemburg auf's Neue zu begründen, und tritt deshalb in Berathung mit dem Vicehauptmann und den Kirchenälteſten (Seniores) wegen der Beſoldung des Pfarrherrn. Das Protokoll beſagt darüber: „Dominus Jablonsky cum senioribus asserebat, hanc arcem solam non sufficere ad Parochum alendum, sed huic adjungendas alias, uti Nitavia et Jaunepil seu Jürgenburgk, et si fieri posset etiam Sunzel, quia in uno circulo quasi jacent.“ — Ueber die Intraden der Pfarre ꝛc. berichtet das Protokoll: „Ex Malepil olim talis provisio fuit Parochi: 1) habebat proprios Rusticos, videlicet Sprigguls, Lorlegalw et Leping. Duo priores ad labores ibant in septimana triduo, tertius biduo, qui et parochi cerevisiam vendebat. De censu illorum nihil sciebant. Agros habebat pro 40 modis (plus minus) arcensis; rustici pendebant annue Parocho, qui 1 uncum habebant: 1 sextantem siliginis et 2 sextant. avenae; qui ½ unc. ½ sext. siliginis et 1 sext. avenae. Ad arcem hanc tempore pacis pertinebant 42 rustici, ex quibus adhuc supersunt 27. — Annis, conquesti quod plurimi infantes moriuntur sine baptismo, provecti sine sacramentis idcirco quod sacerdos in iis partibus nullus, praeter ministrum vicinum in Allosmuisse, ad quem necessitate compulsi infantes deferre coguntur. Alias autem mittunt 8 milliaribus pro sacerdote Rigam aut 5 mill. in Ixkul.“ — In dem Schloß Lemburg wohnte damals Joh. Oſtrowski (qui, cum sit vir bonus Catholicus, facile contentus foret, modo Sacra Regia Majestas velit ex arcensium rusticis et agris addere aliquod pro perpetua Sacerdotis sustentatione); 5 weitere Güter ſind ebenfalls im Beſitze von Polen: Buckmuiſſe (jetzt Suddenbach, lett. Bukkes muiſcha) mit 7 Bauern beſitzt ein Glaskowsky, Kneddinmuiſſe (Kaltenbrunn, lett. Kneddin m.) mit ebenfalls 7 Bauern Chrzanowsky, Wittmuiſſe (Wittenhof, lett. Wittes m.) mit einſt 4 Bauern Micklaſſewitz, Adamuiſſe (Adamshof) Paczinsky, Willemmuiſſe (?) mit 3 Bauern Simkewitz. Die Beſitzer von Boddenbrodmuiſſe (Sudden, lett. Wibroka m.) mit 3 Bauern, Sibbertmuiſſe mit

4 und Rompemuisse mit 2 Bauern werden nicht genannt, wohl weil sie keine Polen und evang.-luth. Glaubens waren*).

*) H. v. Hagemeister „Materialien zu einer Geschichte der Landgüter Livlands" berichtet über die zu Lemburg eingepfarrten Güter wie folgt: Siegbert- oder Siebertmoise gehörte 1625 zu Lemburg und bestand aus einigen Gesinden, die 1585 dem Matthias Bialkowsky verliehen und von diesem dem Siegbert Friese verkauft worden waren. Außerdem gehörten damals noch zu Lemburg Muremoise und Drewenhof. Muremoise (auch Iggian oder Rodenhof genannt) besaß früher ein Rode; Gustav Adolph schenkte es dann dem Wilhelm Uexküll zu Ergina, der es am 28. December 1635 dem Besitzer von Lemburg, Gouverneur von Ingermanland, Niels Asserson Maunerskiöld, für 400 Thlr. verkaufte. — Drewenshof erhielt seinen Namen von Otto von Drewen, dem Plettenberg 1500 diejenigen Grundstücke verlieh, die Johann von Düren und vor ihm Gervis Adam besessen hatten. Der Ordensmeister Herrmann von Galen fügte hierzu die Grundstücke des Joh. Rump und Herrmann Hering, welche beide in der polnischen Regierungszeit von Reinhold von Drewen (1599) besessen und dem George Brabeck verkauft wurden. — Wittenhof verkaufte zu polnischer Regierungszeit Christoph Rudziatkowsky dem Albert Vegesack, dem dieser Besitz 1592 von Sigismund III. bestätigt wurde (?) [nach dem Kirchenvisitationsprotokoll von 1613 (vgl. oben) besitzt es im genannten Jahre ein Micklassewitz]. — Suddenbach wurde 1584 von Stephan Bathory dem Thomas Bock verliehen und führte auch den Namen Hardemoise nach Wilhelm von Harden, dem es früher gehört hatte. 1631 wurden Johann und Jürgen Bock in ihrem Besitze bestätigt. — Kaltenbrunn oder Nödingshof. Der Ordensmeister Heidenreich Vinck von Auerberge belehnte im Jahre 1446 den Arndt Warninghusen mit 3 Haken im Ritauschen Kappezehm Pagaste und mit einem Stücke Landes, Kamane genannt. Diese Grundstücke übertrug 1554 der Ordensmeister Heinrich von Galen auf Heinrich Nöding, dem Herrmann von Brüggeney bereits 1548 ein Stück Land im Ritauschen Gebiete verliehen hatte. 1604 war Heinrich Nöding's Wittwe, Dorothea geb. Holzschuer, und 1622 Johann Nöding's Wittwe, Gertrud geb. Blanckenfeld, zum Besitz des Gutes berechtigt. Am 17. August 1622 wurde das Gut einem Heinrich Nöding eingewiesen; 1630 gehörte es zwar dem Rittmeister Heinrich Nöding, indessen besaßen es seine Schwäger Berg und Klebeck. 1676 verkaufte der Rittmeister Hartwig Nöding von Werden das Gut Kaltenbrunn dem Ingenieur Franz Murrer und dem Chirurgus Nikolaus Fuchs für 2900 Thlr. Alb., welche es 1679 dem General-Quartiermeister-Lieutenant George Palmstrauch für 2150 Thlr. überließen. — Sudden. Schon 1415 belehnte der Ordensmeister Dietrich Türck den Heinrich Buddenbrock mit 1 Haken Land, zu welchem der Ordensmeister Bernhard von der Borch (Hag. giebt an 1461, Borch aber ist bekanntlich von 1477 bis 1486 Ordensmeister) dem Conrad Buddenbrock Einen Haken im Burggebiet von Segewolde verlieh. 1492

Der erste lutherische Prediger zu Lemburg, über den in den Büchern des Kirchenarchivs (das älteste im jetzigen Archive ist vom Jahre 1697 datirt; ein noch älteres, auf das in diesem hingewiesen wird, findet sich nicht mehr im Archive) sich Notizen finden, ist Salomon Gubert, der am 5. August 1622 als Pastor zu Lemburg und Ritau introducirt wurde. Zu seiner Zeit (1625) schenkte der König

---

kaufte Gotthard Buddenbrock hierzu für 200 Mark von den Erben des Thomas Lamsdorf 3 Haken im Lemburgschen und Jürgenshofschen, die ihrem Erblasser vom Ordensmeister Johann Osthof von Mengden 1464 geschenkt worden waren, und 1586 erhielt Caspar Buddenbrock hierzu von dem königl. Commissair Pekoslawsky das Streuland Addemoise von 4 Haken und Einen Krug bei dem Schlosse Lemburg. 1599 besaß Caspar Buddenbrock alle diese Güter, 1681 wurden sie dem Johann Buddenbrock bestätigt und 1682 war der Landrath Friedrich Johann Buddenbrock Inhaber derselben. — Klingenberg. 1498 belehnte Plettenberg den Wilhelm Akkerstaf mit 6 Haken im Ritauschen und 2 Haken im Lemburgschen, desgleichen 1530 den Heinrich Akkerstaf mit 2 Haken, Luhrsalle genannt. Der Letztere erhielt auch vom Ordensmeister (Hag. giebt an „Gahlen 1539", während Heinrich von Gahlen erst 1551 Ordensmeister wird) eine Hofstelle mit 4 Haken, die früher Klaus Sudden besessen. Daraus entstand das Gut Klingenberg (lett. Akkenstakes m.), welches 1599 Adrian Akkerstaf und 1630 dessen Sohn Jürgen und dessen Schwager Gerdt Klebeck gemeinsam besaßen. Lieutenant Bengt Johann Akkerstaf war 1682 Eigenthümer des Guts, nach ihm eine Frau v. Kusebenau, die es durch letztwillige Verfügung einer Frau Capitain v. Helmersen vermachte. — Adamshof oder Hilleboldshof. Im Jahre 1401 bestätigte der Ordensmeister Woldemar von Brüggenay den Brüdern Nikolaus und Conrad Adam den Besitz dieses von dem Meister Ernst (? Ernst von Raßburg 1278) ihrem Vorfahren verliehenen Gutes. 1599 besaß Philipp Orges das Gütchen, und später wurde es dem Johann Wilda verliehen, der es im Jahre 1616 mit königlicher Bewilligung dem George Wolff überließ. Im Jahre 1646 bestätigte die Königin Christine den Besitz des Gutes dem Fabian Jakob Wolff, der es im folgenden Jahre dem Rigaschen Bürger Hans Hilleboldt verkaufte. Der Kriegscommissair Johann Hilleboldt, der dies Gut auch noch im Jahre 1697 besaß, cedirte es gegen einen darauf haftenden Pfandschilling von 1000 Thlr. dem Regierungsrathe Otto Christoph Richter, der es, mit Siggund vereinigt, seinen Nachkommen hinterließ. — Marzingshof war 1621 vom Könige Gustav Adolph dem Obristen Christoph Asserson Heiling donirt und 1631 dem Lieutenant Albrecht Ritter als dessen Erben bestätigt. Sein Nachkomme, der Major Jacob Ludwig Ritter, verkaufte es 1679 dem Besitzer von Wattram, Obristlieutenant Engelbrecht von Richter, für 1200 Thlr. Spec., — von dieser Zeit ab blieben beide Güter vereinigt.

Gustav Adolph das Schloß Lemburg dem Obristen Niels Asserson Mayenrskiöld, und, nachdem dieser das Einkommen des Pastors verbessert hatte, gab Gubert die Nitausche Pfarre auf und bediente Lemburg allein (19. August 1633). Einige Jahre später aber tauschte er, nachdem die beiderseitigen Kirchenpatrone darein gewilligt, mit dem Sunzelschen Prediger David Steinberg die Pfarre. Gubert starb, nachdem er Weihnacht 1636 zum Propst des Kokenhusenschen Kreises ernannt worden, am 30. Januar 1653. Er scheint auch literärisch thätig gewesen zu sein, wenigstens wird eines Buches von ihm Erwähnung gethan: „Der Acker-Studente oder Unterricht im Wirthschaften." — Zu seiner Zeit (1630) existirt „eine alte steinerne Kirche ohne Fenster mit einem Strohdache" (Hagem. a. a. O.). — Als zweiten Prediger in Lemburg nennt die Kirchenchronik den oben genannten David Steinberg, während Napiersky um 1637 den Mag. Hartmann Pastor zu Lemburg sein läßt. — Steinberg ist Pastor in Lemburg bis c. 1647. — Anfang des Jahres 1648 wurde darauf Christoph Schmiedt, ein Thüringer, nach Lemburg vocirt. In demselben Jahre wurde daselbst eine Kirchenvisitation gehalten, und besagt das Protokoll, daß die Kirche („der gnädigen Herrschaft von Asser Sohn: Erbgut Lehmburgk Kirche") „in ziemlichem Baue stehe", es solle aber ein Zaun um dieselbe gezogen werden; das Pastorat stehe „mit Expense des Pastoren Christian Schmiedt in seinem esse, das Dach aber sei durchlöchert." — Schmiedt setzte das Pastorat aus eigenen Mitteln in einen „sehr guten Culturzustand", mußte aber bei den im Jahre 1656 ausgebrochenen Kriegsunruhen über die Aa flüchten (Kirchenchronik). Nach Napiersky starb er in Sissegal, das er ebenfalls bedient haben soll. — Ihm folgte 1663 im Amte eines Pastors zu Lemburg Martin Wagner, auch Carpentarius genannt, gebürtig aus Pommern, der 14 Jahre die Gemeinde bediente, um alsdann einem Rufe nach Neuenbuckau Folge zu leisten (Körber „Nachrichten vom Schlosse Lemburg"). — Sein Nachfolger (September 1677 bis 2. März 1684) ist der Magister Johann Georg Schmiedt, Sohn des obenerwähnten Christoph Schmiedt. Ueber die zu seiner Zeit (1679) stattgefundene Kirchenvisitation zu Lemburg findet sich kein Protokoll. Sein Nachfolger Pomeranus berichtet, daß Schmiedt, dessen Frau, Schwiegermutter, Schwester, eine Anverwandte von ihm, ein Dienstbote und noch andere binnen 4 Wochen an der Hitze gestorben seien.

— Nathanael Pomeranus war zu Danzig geboren, und, bevor er 1684 nach Lemburg zog, Pastor adj. zu Adsel oder Compastor zu Harjel (Napiersky). Aus seinem Berichte geht hervor, daß in der Zeit zwar wohl schon die Pastorenwittwen, resp. die Waisen das Recht auf Ein Gnadenjahr hatten, der vocirte Nachfolger aber erst nach Ablauf dieses Gnadenjahres die Pfarre antrat, und die benachbarten Prediger verpflichtet waren, unterdessen die verwaiste Gemeinde zu bedienen. Pomeranus berichtet, wie er von den Vormündern der beiden Schmiedt'schen Waisen das Pastorat arrendirt, überhaupt von der ganzen Einnahme nur „die wenigen halben Accidentien" sich vorbehalten habe, „nicht zweifelnd, Gott werde mich Solches anderweit genießen lassen." Als Gründe, weshalb die benachbarten Pastoren nicht die Gemeinde bedient, führt er an, „daß Erstlich im Pastorate keiner war, der die ankommenden Herren Pastores hat aufnehmen können, Zum Andern, die damahligen Herren Kirch Spiel-Junkern nebst der Ganzen Gemeine, sowohl Deutsch als Letitisch bei der Generalität und HEn HEn General-Super Intendenten umb Beschleunigung in Ersetzen der erledigten Stelle inständig anhielten. Zum Dritten weil auch Bald darauf die Beiden Pfarren, als Nietau und Sießelgallen durch Absterben ihrer Prediger entledigt worden und allda von nöthen war, daß die Benachbarten Pastores aufwarten mußten." — Im October 1701 erwählte ihn das Consistorium zum Propste des Wendenschen Kreises, jedoch nahm er diese Stelle nicht an. — Während der Amtszeit des Pomeranus (1686) wurde, wie er selbst berichtet, die Kirche einer gründlichen Reparatur unterworfen, wozu „die meisten HEn Kirchspiels-Juncker aus Christlicher Freygebigkeit Geld-Geschenke beygetragen"; auch findet sich von seiner Hand noch folgende Notiz: „Anno 1693 fing der Schulmeister aus eigenen Mitteln ohne Beysteir des Kirchspiels alle Schulgebäude aufzubauen, welches bestehet in der Schulstuben mit 2 Kammern und dem Vorhause und andern dazu gehörigen Gebäuden, derselbe Schulmeister heißt Jakob Rose." Ebenfalls zu seiner Zeit wurde das ganze Pastorat neu bebaut; in den Jahren 1687, 1689, 1691 und 1698 wurden sämmtliche Wirthschaftsgebäude gebaut, 1693 aber „hat das Ganze Kirchspiel Höffe und Bauren Das Neue Pastorat gebauet. Welches Bestehet aus der Wohn-Stuben, einer Studier-Stuben und Fünf Kammern, einem Vorhause und Keller." — In Bezug auf die Größe

des Pfarrlandes liegt ein Document vor, nach welchem im Jahre 1688 Hofesland gewesen sind vierzig und eine halbe Tonnstellen Feldland, einhundert eilf und siebenachtel Tonnstellen Buschland und neunundsechzig fünfachtel Fuder Heu. Zum Pastorate haben damals drei Gesinde gehört: Kulkit, Tubbs und Rudsit, jedes Einen Haken groß. 1692 gründete Pomeranus noch ein viertes Gesinde Iggauneeta auf Pastoratsland, dessen Wirth ihm keine Gerechtigkeit zu geben, wohl aber wöchentlich Einen Pferdetag zu leisten hatte, während ein Jeder der drei Andern jährlich: 3 Lof Roggen, 3 Lof Gerste, 3 Lof Hafer, 2 Fuder Heu, ½ Lpfd. Hanf, 1 Sack, 6 Pfd. Heede, 3 Stricke und 1 Paar Hühner, sowie Ein Jahr um's andere 1 Schaf zu liefern hatte. — Das Pastorat lag wahrscheinlich damals auf der andern Seite des Marienbaches, unweit der Kirche. — In Pomeranus Zeit fiel auch die Einziehung der Rittergüter, die zu irgend einer Zeit der Krone gehört hatten, zum Besten des Staates. Im Lemburgschen Kirchspiele wurden dergestalt von der schwedischen Krone eingezogen: das Lemburgsche Schloß (24½ Haken — auf der folgenden Seite wird die Größe der namentlich aufgeführten Lemburgschen Bauergesinde mit 50¾ Haken angegeben), Muremoise (1⅛ Haken — auf der folgenden Seite wird die Größe des Bauerlandes mit 4½ Haken angegeben), das Pastorat (1 Haken — s. oben*), Marzingshof (1¼ Haken), Klingenberg

*) Ob hier das Bauerland nach verschiedenem Hakenmaß angegeben worden, oder aber die erste Angabe für das Hofesland und die zweite für das Bauerland gilt, ist nicht gesagt. Daß in früherer Zeit auch das Hofesland nach Haken gemessen worden, zeigt die Tabelle über den Zustand mehrerer Güter in den Jahren 1625 oder 1627 in Hagemeisters „Materialien". — Hagemeister bringt über die Größe der zu Lemburg eingepfarrten Güter folgende Tabelle:

	Revision vom Jahre				
	1641	1688	1734	1757	1823
	Haken.				
Lemburg	27	23¾	8⅝	14¼	15⁷/₁₀
Wittenhof	1⅛		4½	5⅞	6⅕
Suddenbach	5¾	5¾	3⅜	3⅛	3⁷/₂₀
Klingenberg und Muremoise	1½	5½	2⅛	3¾	4¹⁷/₂₀
Kaltenbrunn	1¼	2⅝	2⅛	3⅛	3⅖
Sudden	3¾	5¼	2¼	4¼	3⁷/₂₀
Adamshof	¾	1⅜	½	2¼	1¹/₂₀
Marzingshof	—	—	—	—	—
Pastorat	½	1	—	1	⁹/₁₀

(1⅞ Haken) und Atzendorf (auch Vegesackshof, jetzt Wittenhof) (1½ Haken). — Suddenbach (5¼ Haken) hatte der Rittmeister Johann Bock, Sudden (5¼ Haken) die Buddenbrock'schen Erbherren, als Pfandhalhalter aber Friedrich Johann Ordenohl, Adamshof (1⅝ Haken) Johann Hilleholdt und Kaltenbrunn (2⅝ Haken) Georg Palmstrauch inne. Die von der Krone eingezogenen Güter waren verpachtet worden und zwar: Lemburg an den Landrichter Justus Palmberg, Muremoise an den Inspector Olpff Lundegrün, Marzingshof an Anna Elisabeth Gottschalckin, Atzendorf an Gertrud von Cunderfeldt, geb. von Mengden. Klingenberg war als Lehn an den Landrichter Justus Palmberg vergeben (Kirchenbuch vom Jahre 1697)*). — Pomeraunus starb

---

Zu bemerken ist dabei, daß (cf. Hägemeister) nach der Bestimmung von 1638 bei Revisionen nach deutschen Haken (es existirten 6 verschiedene Hakenmaße) gerechnet werden sollte. Gesinde, welche 2 Arbeiter wöchentlich stellten, waren für 1 Haken zu rechnen. 1688 wurde für die Revision festgesetzt, daß 22½ Arbeitstage zu Pferde oder 30 Fußtage oder 1 Tonne Roggen oder Gerste oder 2 Tonnen Hafer gleich 1 Thaler, und 60 solche Thaler gleich 1 Haken zu rechnen waren. Außerdem wurde in diesem Jahre das Land auch zugleich nach der Güte (Eintheilung in 4 Grade) geschätzt.

*) Besitzer der zu Lemburg eingepfarrten Güter vom 18. Jahrhunderte ab waren, wie folgt:

Lemburg. Am 18. December 1753 schenkte die Kaiserin Elisabeth das Gut der Helene Strauß und deren Tochter Helene Melgunow (die Schenkungsurkunde ist vom 15. März 1760 datirt), welche es am 3. Februar 1760 für 26,000 Rbl. an den Landrath Gustav Wilhelm v. Taube verkauften. Ende 1775 erbte es dessen Sohn, der Ordnungsrichter Friedrich Wilhelm v. Taube, zugleich mit Wittenhof und Muremoise. Am 7. April 1806 verpfändete dieser Lemburg nebst Wittenhof (20⅜ besetzte Haken und 690 männliche Seelen) dem Collegienrath Wilhelm v. Blankenhagen für 132,000 Thlr. auf 10 Jahre, also bis zum 7. April 1816. Da das Pfand nicht eingelöst wurde, Blankenhagen sich auch die Güter nicht erblich zuschreiben lassen wollte, kamen sie auf den Meistbot, und kaufte sie am 19. März 1820 der Oberdirector und Ritter Friedrich v. Grote für 105,000 Rbl. Silb.; von diesem erbte die Güter am 3. November 1836 sein Sohn, der dim. Gardeobrist und Ritter Friedrich v. Grote. — Wittenhof. Am 1. October 1759 schenkte die Kaiserin Elisabeth das Gut (6 Haken) der Staatsräthin Charlotte Juliane Glück, geb. v. Taube (die Schenkungsurkunde ist vom 20. December 1761 datirt), welche es am 27. Januar 1760 dem Landrath Gustav Wilhelm v. Taube für 20,000 Rbl. verkaufte. Das Gut blieb fortan mit Lemburg einherrig. — Suddenbach. 1720 ver-

am 26. April 1704 in seinem 60. Lebensjahre und ist auf dem Lamburgschen Kirchhofe beerdigt worden, wahrscheinlich aber stand er sei-

kaufte der Ordnungsrichter v. Bock das Gut dem General-Superintendenten Heinrich Bruining, dessen Sohn es noch 1770 besaß. Im April 1776 unterzeichnet der Notair J. H. Rehl, von 1782 ab der Rittmeister Salomo Johann v. Gersdorf als Besitzer von Suddenbach die Conventsprotokolle. Dieser verkaufte das Gut am 28. Mai 1784 für 18,300 Thlr. dem Lieutenant Carl Gustav Baron Delwig, welcher am 14. Mai 1787 dem Bürgermeister Friedrich v. Barber 9 Suddenbachsche Gesinde für 10,400 Thlr. und sodann am 7. Januar 1790 den übrigen Theil des Gutes für 13,500 Thlr. verkaufte. Dieser hinterließ das Gut 1797 seiner Tochter, einer verwittweten v. Vegesack. Von 1809 ab vertritt das Gut auf den Conventen der Collegienrath und Hofgerichtsassessor O. G. v. Vegesack, nach Hagemeister, aber erbte es die Tochter der Frau v. Vegesack, die Generalin Anna Baronin Meyendorff. Am 8. April 1835 wurde es auf deren Sohn, den wirklichen Geheimrath Georg Baron Meyendorff übertragen und erbte es nach dessen Tode (1863) seine Tochter, die Gräfin Elisabeth Caroline Anna Czapsky. — Kaltenbrunn. 1742 ist ein Capitain v. Palmstrauch Besitzer des Gutes, 1776 ein Cornet v. d. Tüsenhusen, 1778 der Baron Otto Sigismund Wolff, der es am 11. December 1780 dem Bürgermeister Friedrich v. Barber verkaufte. Von der Zeit ab ist Kaltenbrunn mit Suddenbach einherrig gewesen. — Sudden. Im Jahre 1735 vermachte Caspar Reinhold von Suddenbrock, der keine Nachkommen hinterließ, das Gut seiner Brudestochter der Agneta Elisabeth, vermählten v. Gersdorf, die es am 5. Mai 1758 ihrem Sohne, dem Obristlieutenant Salomo Johann von Gersdorf für 12,000 Thlr. Alb. verkaufte. Im Jahre 1776 zeichnet sich der Capitain Caspar Reinhold von Gersdorf als Besitzer von Sudden. Sein Testament vom 13. Oktober 1790 vermachte dieser das Gut seinem Brudessohne, dem Friedrich Salomon von Gersdorf, doch sollte es seiner Wittwe Margaretha Helena, geb. Freitag von Loringhoven lebenslänglich zur Nutzung verbleiben, aber schon im Jahre 1801 trat diese auch die Nutznießung dem Neffen ab. Dieser verpfändete das Gut am 19. Mai 1806 dem Majoren Reinhold Detlew von Rautenfeld für 24,000 Thlr. Alb., welcher es bereits im folgenden Jahre dem Rathsherrn Eberhard von Rautenfeld für denselben Preis cedirte, dem es denn am 4. Juli 1818 als eigenthümlich verschrieben wurde. Am 10. August 1831 wurde Sudden für 15,755 Rbl. Silb. den Großkindern des Eberhard von Rautenfels, dem Obristen und Ritter Georg von Bock und der Hakenrichterin Elisabeth Jöge von Manteuffel, geb. v. Bock, verpfändet. Auch schon früher war es verpfändet worden und zwar dem Christian von Ulrichen, doch ist nicht zu ermitteln, in welchen Jahren (Christian von Ulrichen hat Sudden von 1819 bis 1835 theils in Arrende, theils in Pfandbesitz gehabt, von 1835 bis 1837 wurde es von Frau von Ulrichen bewirthschaftet). Am 10. Juni 1838 cedirten die obengenannten Großkinder des Eberh.

nem Amte nur bis zum Januar 1703 vor, wenigstens findet sich in den Kirchenbüchern vom 4. Januar 1703 ab eine andere Handschrift. Nach Körber ist er vor dem Feinde geflüchtet (?). — Zeitweilig wurde Lemburg nun von dem Seltinghoffschen Pastor Möller bedient, der, wie es scheint, vor den anrückenden Russen (1702 erobert Scheremetjew Marienburg) hierher geflüchtet war. Nach Napiersky soll Möller (al. Müller) bereits Ende des Jahres 1705 auf Befehl des Consisto-

---

von Rautenfeld das Gut für 20,000 Rbl. dem Consistorialassessor Carl Baron Wolff, dem es später eigenthümlich zugeschrieben wurde. Bei dessen Nachlaßtheilung kam es am 23. April 1839 mit seiner Wittwe Anna Catharina, geb. von Blankenhagen, vorbehaltener lebenslänglicher Nutzung an seinen Brudersohn, den jetzigen Landrath Friedrich Baron Wolff, der es am 8. September 1865 antrat. — Im Frühjahre 1868 kaufte das Hofesland von Sudden der Baron Alexander Robert Meyendorff (aus dem Sallentack'schen Hause), und kam es nach dessen Tode (24. Juni 1872) in den Besitz seines Sohnes, des Ritterschafts-Secretairen Friedrich Gottlieb Casimir Baron Meyendorff. — Klingenberg: Am 1. Mai 1746 verkaufte die Capitain v. Helmersen Klingenberg der Frau General-Superintendent von Brüningk, und fiel es später deren Sohne, dem Landgerichtsassessor Joachim von Brüningk zu. 1776 gehört Klingenberg dem Major Johann Adolph v. Gersdorf, 1782 dem Rittmeister Salomo Johann von Gersdorf. Zu Ostern 1798 verpfändete dieser Klingenberg mit Muremoise (siehe unten) dem Gouvernements-Secretairen Friedrich Nikolai, der beide Güter als Besitzer derselben am 1. Juni 1812 auf 12 Jahre dem Kaufmann C. H. J. Böttticher gegen Zahlung von 40,000 Rbl. übergab. 1825 unterzeichnet die Conventsprotokolle für beide Güter ein F. v. Reichard, 1834 der Ordnungsrichter G. v. Krüdener. Nach Hagemeister wurden dann diese Güter wegen Streitigkeiten über den Besitz zum Meistbot gestellt und am 1. Mai 1838 für 29,100 Rbl. von der Frau Assessor Caroline v. Tiesenhausen, geb. Brümmer, erstanden. — Muremoise (2¼ Haken) schenkte im Jahre 1759 die Kaiserin Elisabeth zugleich mit Wittenhof der Staatsräthin Glück, geb v. Taube, und blieb es im v. Taube'schen Besitze (s. Wittenhof) bis zum 26. Februar 1781, an welchem Tage es der Rittmeister Salomo Johann von Gersdorf für 10,000 Thlr. kaufte. Seitdem ist Muremoise stets mit Klingenberg einherrig gewesen. — In Betreff des zu Wattram gehörenden Beigutes Marzingshof und des zu Siggund gehörigen Beigutes Adamshof, die vom 18. Jahrhunderte ab stets mit ihren Hauptgütern einherrig gewesen, siehe die Geschichte dieser Hauptgüter (Kirchspiel Sunzel).

nach Saltinghof zurückgegangen sein, denn am 24. Dezember berichtet der Mitausche Pastor Borrels an den Propst, daß Lemburg nun ohne Prediger sei. — dem widerspricht aber das Taufer der Lemburgschen Gemeinde vom Jahre 1706, in welchem 1. Januar mit der früheren Handschrift eine Taufe eingetragen darauf die Notiz folgt: „Weile in dieser Zeit der HG. Pastor er nach Marienburg verreiset war, sind etliche Kinder vom Mitau HEn Pastore, etliche vom Allaschen Pastore getauffet," — und noch immer mit derselben Handschrift, die sich vom Januar ab findet, Taufen vom 25. Februar bis 29. April notirt sind, uf dann wiederum (vom Mai ab) der Lemburgsche Pastor Barth die Register weiter führt. — Obengenannter Magister Samuel mann war zu Delitsch bei Meißen geboren und nennt sich 1693 jersky) Pastor zu Allendorf. Am 22. Mai 1705 wurde er vom Könige von Schweden in Livonie als Pastor nach Lemburg vocirt trat sein Amt am 4. Mai 1706 nach verflossenem Wittwen (?) an. Die Kirchenbücher sind von ihm bis Ende April 1708 rt, und findet sich dann eine Lücke in denselben bis zum Jahre — Napiersky läßt ihn übrigens bis 1710, ja vielleicht bis 1712 emburg bleiben (?). — Interimistisch bedienen dann nach Na ky 1710—1713 die Pfarre Lemburg Johann Quirinus Thanor zu Allasch (er soll im März 1711 von den Lemburgschen Einwohnern verlangt haben, was ihm zukommt, da er seit länger denn m Jahre die Lemburgsche Pfarre um den andern Sonntag mit t habe) und Leonhard Merz, Pastor zu Dahlen (er soll da Pastorat Dahlen ganz zerstört gewesen, 1710 nach Lemburg gezogen und dort bis zum October 1712 geblieben sein, in welchem e er nach Kokenhusen translocirt worden, nachdem er von 1711 ab Allasch bedient habe). — In der Kirchenchronik geschieht dieser n Pastoren keinerlei Erwähnung, auch finden sich, wie schon oben hnt wurde, keinerlei Notizen von ihnen in den Kirchenregistern, — groß übrigens der Mangel an Predigern in diesen Kriegszeiten geht daraus hervor, daß auch jetzt noch für Lemburg kein berer Prediger gefunden wurde, sondern diese Pfarre im Jahre dem Johann Michael Jakobi (geboren 1671 zu Dottleuben in sen, 1695 Feldprediger bei den sächsischen Truppen und seit dem November 1712 Pastor zu Rodenpois, Allasch und Wangasch) zur

Bedienung übergeben werden mußte. Jakobi stand der Pfarre Lemburg bis zum April 1720 vor, ihm folgte (Dom. Rogate) Michael Wittenburg. — Wittenburg war 1668 auf dem Pastorate Sinst in Kurland geboren, besuchte die Schule in Riga, studirte in Wittenberg, später auch in Dorpat, wurde 1703 Rector der Stadtschule in Pernau (? Dorpat) und 1707 Pastor an der ehstnischen Gemeinde zu Dorpat. Im Februar 1708 wurde er mit den übrigen Einwohnern Dorpats von den Russen in's Innere des Reichs geführt und bediente während der Gefangenschaft zuerst einen Theil seiner Gemeinde 1/2 Jahr lang in Wologda und darauf, nachdem er nach Ustsug geführt worden war, dort Bürger aus Dorpat und Narva, sowie mehrere gefangene Offiziere ca. 7 Jahre lang. Zwar erhielt er keinerlei Gehalt, wohl aber ließ ihm der Kaiser ein Haus als Wohnung und ein anderes Haus als Local für die Gottesdienste anweisen. 1715 erhielt Wittenburg endlich die Erlaubniß, nach Livland zurückzukehren und wurde erst Pastor in Kalzenau und dann im December 1718 als Pastor zu Jürgensburg und Lemburg präsentirt und als solcher im Mai 1720 introducirt. Er stand der Pfarre bis Ende Juli 1737 vor, nach Körber starb er am 15. August dieses Jahres. — Ueber die Pfarre Lemburg wird aus dieser Zeit berichtet, daß dieselbe während der Kriegs- und Pestzeiten vollständig wüste geworden sei; im Jahre 1724 bereits seien keinerlei Gebäude mehr vorhanden gewesen (die Kirchenvormünder berichten 1739 den Gliedern der Generalkirchencommission, daß in den Kriegszeiten bei Abwesenheit des Pastors Jeder, was er gewollt, weggenommen habe, und so Alles verfallen und verfault sei), das Pastoratsland aber habe der Generalökonom Director von Völkersahm zum publiken Gute Lemburg-Wittenhof hinzugezogen (Kirchencommissionsprotokoll von 1739 und Attestat des Titulairrath und Oeconomie-Cameriers Godofr. v. Vincke vom 19. November 1777). Da Solches erwiesen, wurde „die Wittenhoffsche Hoflage Hinrichsberg dem Pastori ad interim zu Nutzen erlaubet." Bei der Revision im Jahre 1738 wurde dann festgesetzt, „daß die Hoflage Hinrichsberg künftig die Wieder Lage für das alte Pastorats-Land verbleiben sollte." Nachdem bald darauf der Pastor (?) gestorben, supplicirte der Kirchenvorsteher Major von Schwanenberg im Namen aller Eingepfarrten bei dem General-Gouvernement, „daß in Stelle der Hoflage Hinrichsberg das neu anzulegende Pastorath an einem

bequemern Orth, näher bey der Kirche erbauet und von den angränzenden Bauerländern so viel, als das alte Pastorats Land importiret hätte, dazu geleget werden möchte." Dies Gesuch wurde unterm 13. December 1738 von dem Generalgouvernement an Eine Kaiserliche Oekonomie gesandt und verfügt, „daß ebensoviel an Land in Qualitate et Quantitate als das ehemalige Pastorats Land betragen hätte, zum aequivalent gegeben werden soll", und sich daher das Rigasche Kreis-Commissariat mit dem Revisor Quist im nächsten Frühjahre nach Lemburg verfügen solle, um die Ländereien zu schätzen, abzutheilen und einzuweisen. Am 10. Juni 1740 wurde diesem Befehle nachgekommen und berichtete das Rigasche Kreis-Commissariat unterm 28. Juni, „daß alles, was zum neuen Pastovats Lande genommen worden, von Wittenhoff abgegangen, dahingegen aber die Hoflags Hinrichsberg bey Wittenhoff verblieben wäre." Dem Pastorate wurden von Wittenhof als Hofesland abgetreten: „Brisken — 1 Haaken, Mätzat — ½ Haaken, von Pohde — ⅛ Haaken, nehmlich das Feldland, ausser das Buschland dem Wittenhoffschen Bauer Kibber zugeleget worden, von Nahnen Denge — die dritte Feld-Wette, dahey dieses Gesinde, so vorher ½ Haaken gewesen, auf ⅜ Haaken herunter gesetzet worden." — Außerdem werden als Pastorats-Bauern aufgezählt: Tubbe — 1 Haken, Kullit — 1 Haken und Dsirne — ½ Haken besetzt und ½ Haken wüst. Das Dsirne-Gesinde hatte früher zu Lemburg gehört und war Ende der zwanziger Jahre gegen Rudsit getauscht worden. In Bezug auf dasselbe findet sich noch der Zusatz: „Es erhellet auch zwar aus den ersten Acten der Revision de Anno 1759, daß HEr Pastor Loci vorgestellet habe, daß das Dsirne Land laut der Revision de Anno 1688 nur ½ Haaken betragen. Allein, da bey denen Revisionen de Annis 1744 und 1750 das Sirne Land für einen ganzen Haaken angesetzet und keine Beschwerde dagegen geführet worden, so würde jetzo, da währender Zeit die Güther Lemburg und Wittenhoff in dem Zustande, in welchem die bey der Revision de Anno 1750 gewesen, auf Allerhöchste Ukase als Privat immittiret sind, keine neue Untersuchung und Aenderung stattfinden. Riga Oeconomie Comtoir d. 13. November 1777 ꝛc." — 1749 fand die Kirchencommission das Kullit-Gesinde „ganz ruinirt"; die Bauern leben auf dem Pastoratshofe; auf dem Gesinde ist Nichts gesäet worden; 1760 scheint es wieder cultivirt worden zu sein, wenigstens ist es in dem

Wackenbuche von 1759 als bewohnt aufgenommen und hat dem Paſtor denſelben Gehorch, ſowie dieſelben Abgaben zu leiſten, wie die beiden andern Geſinde. — Nach einer demandirten Eingabe an die Meſſungs-Reviſions-Commiſſion in Walk vom 9. Februar 1814 endlich iſt „die Haken Größe nach der letzten Haken Reviſion Ein Haken; der geſammte Werth der Bauer-Ländereyen beträgt laut ſpecieller Meſſung 75 Thaler und 4 Groſchen." — Darüber, wie es gekommen, daß das Paſtoratsland der Art zuſammengeſchrumpft, findet ſich keinerlei Ausweis.

In der Zeit vom Juli 1737 bis zum 9. März 1741 finden ſich in den Kirchenregiſtern manche Lücken. Wer die Pfarre in dieſer Zeit bedient hat, wird nirgends erwähnt. Am 9. März 1741 wurde Paſtor Johann Heinrich Leutner (geb. in Livland 1707, ſtudirte in Halle bis 1737) in Lemburg introducirt, von wo er 1749 nach St. Matthiä überſiedelte (ſpäter wurde er als Paſtor zu Wohlfahrt ſeines Amtes entſetzt). — Ihm folgte im October 1749 Elias Wilhelm Lemberg, der Sohn eines getauften Juden. Lemberg war am 16. April 1717 in Riga geboren, hatte dort das kaiſerl. Lyceum beſucht und darauf im Auslande ſtudirt. 1741 nahm er eine Hauslehrerſtelle in Livland an und wurde 1743 nach Allendorf berufen, von wo er nach Lemburg überſiedelte. Mit großer Treue arbeitete er 37 Jahre lang an der Gemeinde bis zu ſeinem Tode im Juni 1786. Während ſeiner Amtszeit wurde die jetzige Kirche erbaut (1766 wird der Kirchencommiſſion erklärt, daß die Kirche vor einigen Jahren ganz neu gebaut worden ſei), ebenſo 1754 ein neues Schulhaus, ſowie (das Jahr iſt nicht angegeben) das noch jetzt ſtehende Hauptwohnhaus im Paſtorate. Zu ſeiner Zeit wurde auch mit dem Neubau der Wirthſchaftsgebäude, die wieder gänzlich verfallen waren, begonnen (1783). — Der nächſte Paſtor zu Lemburg iſt Johann Gotthard Langewitz, geb. zu Riga am 29. März 1762. Nachdem Langewitz die rigaſche Domſchule beſucht hatte, zog er nach Erlangen und ſtudirte daſelbſt Theologie. Am 11. Auguſt 1785 erlangte er die Würde eines rigaſchen Stadtcandidaten und am 26. September deſſelben Jahres die eines livländiſchen Candidaten der Theologie, worauf er dann von dem nunmehr alleinigen Patrone der Lemburgſchen Pfarre, Herrn Kreismarſchall E. W. von Taube, nach Lemburg vocirt und am Dom. 11 p. Trin. 1787 von dem damaligen Propſte des rig. Kreiſes P. W. Piehl introducirt wurde. Zu ſeiner Zeit wurde, da das Schulhaus vom Schwamme ſo

ut wie ganz zerstört war, ein neues Schulhaus (1787), sowie (1788) as noch jetzt stehende Confirmandenhaus von 4 Zimmern, beide aus tein, erbaut. — Im August 1791 erhielt Langewitz einen Ruf nach onneburg, dem er Folge leistete. Er starb 16. November 1812. — Ihm folgte Johann Gottfried Ageluth. Ageluth war am 2. November 1763 geboren, besuchte die Domschule zu Riga, sowie später as collegium Fridericianum in Königsberg und die Universitäten Wittenberg und Jena. Im November 1785 erlangte er die Würde nes Candidaten und wurde darauf im October 1791 von dem Patrone der Lemburgschen Pfarre, dem Hrn. Kreismarschall E. W. m Taube, nach Lemburg vocirt. Am 26. October vom Generalsuperintendenten Lenz ordinirt, trat er am 9. November sein Amt Lemburg an (introducirt wurde er einige Wochen später, am I. Advent). Mit großer Treue und wahrer geistlicher Liebe arbeitete ieser hochverdiente Mann an seiner Gemeinde, und wie sehr er es ei aller Strenge, die ihm von älteren Leuten im Kirchspiele nachrühmt wird, verstanden, die Herzen seiner Gemeindeglieder zu gewinnen, beweist, daß er noch jetzt bei der Gemeinde in treuem Angedenken eht. (Die älteren Gemeindeglieder, die ihn noch persönlich gekannt aben, stellen ihn, sowohl was seinen Charakter, als auch was seine mtsthätigkeit anbelangt, als Muster eines Predigers auf.) — Auch terarisch war Ageluth unermüdlich thätig. 1805 gab er sein Büchlein „Isdallischanas ta Sw. Wakkar-Ehdeena" heraus, 1814 eine neue ettische Liedersammlung, 1831 eine zweite Liedersammlung, ferner as Büchlein: „Swehtas gudribas grahmata jeb kristiga mahziba, as jatizz un kà jadsihwo pehz bihbeles stahsteem un leezibahm." Auch t von ihm die 4. Auflage des lettischen „Noth- und Hülfsbüchleins" esorgt worden. Im Manuscripte hinterließ er einen Jahrgang ettischer Predigten über Evangelien-Perikopen und einen Jahrgang ettischer Predigten über die Episteln und die Passionsgeschichte. Er ieferte ferner Uebersetzungen von verschiedenen Katechismen, auch noch ielfach Lieder und Aufsätze für den „Latweeschu draugs" sowohl, wie uch für den „Latweeschu draugg pawaddons", endlich eine Ueberetzung „die Freigelassenen", Idylle von Joh. Heinr. Voß (ein Verich in lett. Hexametern). — Hochverdient hat Ageluth sich auch durch ie Verbreitung der Schutzblatternimpfung gemacht.

Sein Wirken und Streben fand, ob er gleich auf äußere Ehre wenig

gab, doch vielfache Anerkennung. 1818 wurde er Ehrenmitglied der livl. ökonom. Societät und erhielt von der Regierung das broncene Erinnerungskreuz von 1812; 1826 wurde er zum Mitglied der Jennerschen Gesellschaft in London (zur Beförderung der Vaccine) ernannt, 1836 zum Consistorialrath gewählt, erhielt er 1841 den Stanislausorden III. Klasse und 1843 von der Kaiserl. freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg „für Auszeichnung bei Ausübung des menschenfreundlichen und heilsamen Geschäftes der Schutzblatternimpfung" eine goldene Medaille.

Dem treuen Arbeiter war von Gott das seltene Glück beschieden, sein 50jähriges Amtsjubiläum (26. October 1841) feiern zu können, und von nah und fern wurden ihm Beweise der Liebe und Hochachtung zu Theil. Müde von der langen Arbeit, ließ er sich am 14. Februar 1842 emeritiren und zog zu seinem Schwiegersohne, dem Revisor Nikolaus Larssen (Kirchenvorsteher für Lemburg von 1826 bis zu seinem Tode 1865 und als solcher in unermüdlicher Treue thätig), nach Wittenhof, wo er am 12. Mai 1848 starb.

Zu Ageluth's Zeiten wurde die Kirche von Grund aus reparirt und auch eine neue Sakristei an das hintere Ende derselben angebaut (1802). Im Pastorate wurde 1809 das Confirmandenhaus durch einen Zwischenbau mit dem eigentlichen Wohnhause verbunden. Im Jahre 1808 wurde, nachdem in den früheren Jahren die Wirthschaftsgebäude in der Schale neu gebaut waren, ein neues Schulgebäude aus Stein aufgeführt, doch war dasselbe so klein erbaut, daß es im Jahre 1829 bereits durch einen Anbau vergrößert werden mußte. Der Bau des neuen Schulhauses wurde bedingt durch einen Befehl der livl. Gouvernementsregierung vom 4. October 1806, Nr. 6372, „auf einem Kirchspielsconvente sich freiwillig zu vereinbaren, was zur Errichtung einer Parochialschule die Gutsbesitzer, der Prediger und die Bauern thun und leisten wollen." — Außer dem Bau eines neuen Schulhauses (vgl. oben) beschloß der Convent (26. October 1806) noch: daß zum Unterhalte des Schulmeisters, der Schulkinder, eines Ofenheizers und eines Küchenweibes, sowie zum Anschaffen der Schulbücher und Schreibmaterialien ꝛc., alljährlich „jeder Guts-Inhaber einen halben Thaler vom Haken, jeder Bierter ½ Lof Roggen, der größere Bauer 1 Sechstel mehr, der kleinere 1 Sechstel weniger, ferner 1 Sechstel Gerste, 1 Sechstel Erbsen,

Pfd. Schweinefett oder Butter, ¼ Faden Brennholz und 10 Mark n Geld geben ſolle. In der Schule ſollen „fünfzehn Knaben drei ahre Winter und Sommer hindurch einen ihren Verhältniſſen angeeſſenen Zweckmäßigen Unterricht und Verpflegung erhalten, ſo daß von wey Haken immer ein fähiges Kind von 10 bis 12 Jahren in dieſe chule abgegeben wird.“ Die Bauerſchaften von Marzingshof und hamshof erklärten, daß ſie zuſammen mit der Bauerſchaft ihrer Hauptüter (Wattram resp. Siggund) ihre Beiträge bereits zu der Simzelſchen arochialſchule liefern, und wurden daher aus dem Lemburgſchen Schulſtrike ausgeſchieden. Dagegen trug der damalige Beſitzer von Wittenof und Lemburg, Hr. Collegienrath Wilh. v. Blankenhagen, darauf n, „die Bauerſchaften ſeiner im Allaſchſchen Kirchſpiele belegenen üter Allaſch, Pullandorf und Judaſch zu der Lemburgſchen Parochialſchule mit contribuiren zu laſſen und die 6 Kinder von 12 ahren hier mit aufzunehmen.“ Ob der Convent auf dieſen Antrag ingegangen iſt nicht geſagt; falls er aber auch denſelben angenommen aben ſollte, ſo kann die gewünſchte Vereinigung doch nicht lange beſtanden haben, da ſchon 1828 bei der neuen Vereinbarung über den chulausbau, den Unterhalt der Schüler ꝛc. der Güter Allaſch, Pullandorf, Judaſch nicht mehr Erwähnung gethan wird.

Aus der Amtszeit Ageluth's iſt noch zu erwähnen, daß am 3. October 1840 ein neuer Kirchhof (der in der Nähe des Lemburgſchen Neuber-Geſindes belegene) eingeweiht wurde.

Im Jahre 1838 war Ageluth, wie er ſelbſt ſchreibt, „um einiger ſeiner Schwächen und Krankheits Anfälle willen genöthigt, ſich nach Hülfe umzuſehen, um ſeinen benachbarten AmtsBrüdern nicht läſtig u fallen“, und adjungirte ſich den Paſtor Conrad Auguſt Suckau. uckau war in Riga am 17. Mai geboren, und wurde, nachdem er n 24. Juni 1838 in der Jakobi-Kirche von dem General-Superintendenten v. Klot ordinirt worden war, am 8. Juli der Lemburgſchen emeinde vorgeſtellt. Er blieb bei dieſer Gemeinde bis zum Schluß s Jahres 1839, um alsdann nach Dahlen zu gehen, wohin er von m daſigen Patrone vocirt worden war. (Suckau wurde ſpäter Paſtor Samiten in Kurland und ſtarb als emeritus zu Riga 27. Dec. 1876).

Nachdem Ageluth ſich hatte emeritiren laſſen, vocirte der Patron es Pfarre, der Hr. Obriſt v. Grote zu Lemburg, den Paſtor Otto obert v. Klot, Sohn des damaligen General-Superintendenten Reinh.

v. Klot. — Klot war geboren in Mitau-Paſtorat am 12. Febr
1808 und ſtudirte 1827—30 in Dorpat Theologie. Nachdem er
Berlin, wo namentlich Schleiermacher ihn mächtig anzog, n
weiter ſtudirt hatte, nahm er eine Hauslehrerſtelle im Paſtorat Ub
norm beim daſigen Paſtor Hilde an. Am 1. März 1842 wurde
in Lemburg als Paſtor introducirt. Schon wenige Jahre nach
nem Amtsantritte hatte er viel Schweres in ſeiner Gemeinde zu t
gen; hinterließ doch das Jahr 1845, das für die Geſchichte Livla
eine ſo betrübende Epoche bildet, auch in der Lemburgſchen G
meinde genug ſchmerzliche Spuren. Unverdroſſen arbeitete K
an ſeiner Gemeinde; es war eine Zeit, in der namentlich
den Dienern der Kirche Chriſti Treue auch im Kleinen verla
werden mußte, und Klot übte ſolche Treue; ohne Menſch
furcht legte er ſtets und überall ein treues Zeugniß ſeines Gl
bens ab. Im Jahre 1850 wurde Klot zum geiſtlichen Sch
revidenten des rig. Kreiſes erwählt und ſtand dieſem Amte bis z
Jahre 1856 vor, in welchem Jahre er von der Ritterſchaft z
livländiſchen Schulrathe erwählt wurde. In dieſem Amte verbl
er bis zum Jahre 1871; ſchon früher aber, am 25. December 18
hatte er, von ſchwerem Leiden heimgeſucht, das ſeine Körperkräfte
mählich verzehrte, ſeinen Abſchied als Paſtor zu Lemburg genomm
Klot ſtarb am 15. März 1876 in Riga.

In Klot's Amtszeit (1850) fällt die letzte Reſtaurirung
Kirche, die namentlich im Innern verfallen war; auch wurde 18
die alte, ſchon ſehr ſchlechte Orgel durch eine neue, vom Orgelba
Martin gebaute, erſetzt. 1855 konnte auch der Altar mit ein
neuen Altargemälde, das die Auferſtehung Chriſti darſtellt und v
Maler Berting in Riga gemalt worden, geſchmückt werden. Es iſt d
Bild ein Geſchenk des Hrn. Karl Schilling. — Zu Klot's Zeiten wu
die erſte Gebietsſchule im Kirchſpiele Lemburg eröffnet. Im Ja
1858 hatte der Beſitzer von Schloß Lemburg, Hr. Alexander v. Gr
ein Capital von 1000 Rbln. geſchenkt mit der Beſtimmung, daß
Zinſen ausſchließlich zu Schulzwecken verwendet werden ſollten;
gleich aber ſich erboten, falls dem Schulvorſtande Solches beſſer
falle, an Stelle dieſes Capitals der Schule ein Geſinde zu ſchenk
Nachdem die Schulverwaltung ſich für Letzteres entſchieden, wurde
Schule das Bangull-Geſinde mit 12 Thlr. Land eingewieſen.

Im letzten Jahre seiner pastoralen Wirksamkeit stand Klot der Pastor adj. Carl Balson (vom 2. Februar 1869 ab) zur Seite. Im November desselben Jahres jedoch verließ derselbe schon wieder Lemburg und trat die Pfarre Dunajewzy in Podolien an. Balson ist augenblicklich Director des Gebietslehrerseminars in Walk.

Nachdem interimistisch der Pastor Emil Loppenowe zu Sunzel die Lemburgsche Gemeinde bedient hatte, wurde Schreiber dieses, Johann Wilhelm Grimm, zum Pastor in Lemburg erwählt. Geboren am 13. Januar 1845, studirte er in Dorpat von 1863—67 und wurde, nachdem er erst einer Hauslehrerstelle vorgestanden hatte, am 7. September 1869 in der Jakobi-Kirche zu Riga als Pastor adj. für Lubahn ordinirt. Nachdem er bereits im December 1869 vom Patrone der Pfarre eine Aufforderung für Lemburg erhalten, solche aber nicht angenommen hatte, weil das Kirchspiel auf seine Forderung, die Zahlung des Dritttheils zu übernehmen, nicht einging, folgte er, nachdem Solches vereinbart, einer zweiten Aufforderung und wurde am 17. Mai 1870 in Lemburg introducirt. — Im Januar 1873 wurde er zum geistlichen Schulrevidenten des rig. Kreises erwählt. — Während seiner Amtszeit wurden im Kirchspiele die nöthigen Gebietsschulen errichtet. 1871 baute Klingenberg eine Schule auf einem Landstücke von 3 Lofstellen, das der Besitzer des Gutes, Baron Edmund Tiesenhausen, dem Gebiete zu diesem Zwecke geschenkt hatte; 1872 kaufte das Lemburgsche Gebiet das unter Kaltenbrunn belegene Kalna-Kikkut-Gesinde und fundirte daselbst seine zweite Gebietsschule (das Schulhaus wurde in den Jahren 1875 u. 1876 ausgebaut); 1873 endlich erbaute das Lemburgsche Gebiet, nachdem die Baugull-Gebietsschule durch Feuer zerstört worden, auf diesem Gesinde ein geräumiges Schulhaus, in welchem fortan zwei Lehrer in verschiedenen Klassen unterrichten. — 1874 räumte der Besitzer von Sudden, der Baron Friedrich Meyendorff, auf seinem Gute ein Gebäude für eine Mädchen-Parochialschule ein und gab die nöthigen Mittel zur Gagirung des Lehrers ꝛc. In demselben Jahre schenkte auch der Besitzer von Lemburg, Hr. Alexander v. Grote, abermals 500 Rbl. S. zum Besten der Lemburgschen Schulen. — In den Jahren 1875 und 1876 baute Grimm auf eigene Kosten das Wohngebäude des Pastorats um. — Die lutherische Gemeinde besteht aus circa 3500 Seelen.

Aus Sezzen im kurischen Oberlande. [Ein neues Altarbild.] „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit“ sagt der Apostel Paulus; und von dieser Theilnahme überzeugt, die ein Glied an dem Leibe Christi für das andere, und eine Gemeinde für die andere, für ihre Freuden und Leiden hat, erlauben wir uns, den lieben Amtsbrüdern und den evangelischen Gemeinden Rußlands durch diese Blätter von einer Freude Mittheilung zu machen, die unserer Sezzenschen Gemeinde zu Theil geworden ist. Wir haben zwar über dieselbe zu seiner Zeit schon in der Rigaschen Zeitung unserer nächsten Umgebung Bericht erstattet, doch glauben wir, daß dieselbe auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse sein wird.

Die bevorstehende Reparatur unserer Sezzenschen Kirche mahnte uns daran, einen schon seit einiger Zeit gehegten Wunsch — unsere Kirche zu einem Altarbilde zu verhelfen, zur Ausführung zu bringen. Da wir nun zufällig durch einen Amtsbruder erfuhren, daß der Missionsdirector Hardelandt bei seiner Anwesenheit in Kurland sich gegen ihn dahin geäußert habe, daß man sich, wenn man ein Altargemälde zu haben wünsche, getrost an den Director der Leipziger Kunstakademie, Professor L. Nieper, wenden möge, der, wenn man über größere Mittel zu verfügen hätte, die Arbeit selbst übernehmen und gewiß zur Zufriedenheit ausführen werde, während er, wenn nur geringe Mittel zu Gebote ständen, die Copie eines guten Gemäldes durch einen seiner Schüler besorgen würde, — so wandten wir uns im Jahr 1875 brieflich an den Herrn Prof. Nieper mit der Bitte, uns, da wir nur über 200 Thaler verfügen könnten, durch einen seiner Schüler eine Copie von einem den gekreuzigten Heiland darstellenden guten Bilde machen zu lassen. — Seine Antwort darauf lautete, daß ein solches in Oel zu malendes Bild, bei der verlangten Größe (9½ Fuß Höhe mit 5 Fuß Breite), das den höchsten schwierigsten Gegenstand zur Darstellung bringen solle, weder von einem Meister für den Preis, noch von einem Schüler tüchtig gemalt werden könne, und daß 1500 bis 2000 Thlr. für ein Bild von dem Umfange von Meisters Hand ein bescheidener Preis sei, während ein schlechtes Bild auch nicht 200 Thaler werth wäre. Dennoch sprach sich der Herr Professor in seiner Antwort dahin aus, daß er trotz der geringen Mittel, die zu Gebote ständen, um des zu malenden Gegenstandes und um des

Zweckes willen, ſich vielleicht entſchließen würde, uns zu dienen, und zur Ehre Gottes unſerer Gemeinde den treuen Heiland im Bilde vor Augen und Seele darzuſtellen, falls wir bereit wären, noch einige Opfer zu bringen, und namentlich auch für eine dem Bilde entſprechende Einrahmung mittelſt einer in Leipzig in gothiſchem Styl aus Eichenholz zu ſchnitzenden Altarwand zu ſorgen. Da wir darauf mit Freude und Dank eingingen, ſo verſprach der theure Mann, der uns durch die mit ihm gepflogene Correſpondenz immer lieber wurde, uns nicht blos das Bild des Gekreuzigten für 350 Thaler zu ſtellen, ſondern auch noch gratis als Flügelbilder die zwei Apoſtelfürſten Petrus und Paulus zu malen, da dieſe Bilder zu einer harmoniſchen Ausdehnung der Altarwand durchaus erforderlich ſeien, und verſprach uns zugleich eine theilweiſe Verfriſtung der Zahlungen für den auf circa 900 Thaler veranſchlagten Altar.

„Eine größere Freude, als Ihre Eröffnung, die alte häßliche Altaraufſtellung fallen laſſen zu wollen, konnte mir kaum werden," ſchrieb uns der Prof. Nieper im Februar 1876; Sie erzeigen ſich, Ihrer Gemeinde und mir den größten Dienſt damit im vorliegenden Fall. Nun iſt ja Alles auf's beſte geordnet und die Klippe, an der unſer ganzes Werk hätte ſcheitern können, aus dem Wege geräumt. . . . . Der Herr, der auch im ſcheinbar Kleinſten waltet und dieſe Angelegenheit zu einer für meine Aufgabe nothwendig zu befriedigenden Uebereinſtimmung nun gebracht hat, wird mich, ſein ſchwaches Werkzeug, ſtark und mächtig machen, zur Ehre ſeines Namens und zur Erbauung ſeiner Gemeinde meine Kunſt in dem Vermögen, das Er darreicht, ausüben zu können. Da wird denn auch, was aus Liebe zur Sache von Herzen kommt, zu Herzen gehen." Noch aber über ganze zwei Jahre hatten wir zu warten, bis wir aus eigener Anſchauung beſtätigen konnten, daß, was vom Herzen gekommen iſt, zum Herzen geht. Wohl ſchrieb uns der theure Profeſſor im Juni 1877: „Nachdem nun mit Gottes Hülfe das ſeiner räumlichen Ausdehnung nach große Werk ſich dem Ende nähert, empfinde ich nicht ohne Grund ein leiſes Schmerzgefühl, mich auf's Neue wieder von einer Arbeit trennen zu müſſen, die mit meinem innern Leben nicht nur tief verwachſen, ſondern auch als künſtleriſch zu löſende Aufgabe das Erhabenſte und Schönſte iſt, was es im Bereich der chriſtlichen Kunſt giebt." Aber erſt ein ganzes Jahr ſpäter ſollte uns die Freude zu Theil werden,

in den Beſitz unſeres ſehnlichſt erwarteten Altarſchmuckes zu gel
und zugleich den theuren Mann von Angeſicht zu ſchauen, der in
größten Uneigennützigkeit und Opferwilligkeit unſern Wünſchen
gekommen war und ſelbſt die Unkoſten und Beſchwerden der r
Reiſe nicht geſcheut hatte, um das ihm ſelbſt ſo lieb gewordene
an den Ort ſeiner Beſtimmung zu begleiten und daſelbſt aufzuf
Am 25./13. Auguſt 1878 fand die Einweihung des Altars un
Altarbilder ſtatt. Wir erlauben uns die Beſchreibung derſelbe
Rigaer Zeitung zu entnehmen, in der es in der Beilage zu Nr
vom v. J. heißt:

„In der ganz nach Angabe des Herrn Prof. Nieper von
reſtaurirten freundlichen Kirche, die zu dieſem Feſte noch unter
ſönlicher Leitung des Künſtlers auf das Geſchmackvollſte mit g
Guirlanden und mit Blumen geſchmückt worden war, hatte ſi
dieſem durch's ſchönſte Wetter begünſtigten Tage eine unzäl
Menſchenmenge zum lettiſchen Gottesdienſte verſammelt, in we
unter dem gewaltigen herzergreifenden Eindruck, den das G
bild, der gekreuzigte Heiland, auf die verſammelte Gemeinde m
die Weihe des Altars und ſeiner Bilder von dem Selbur
Propſt Wagner aus Nerft unter Aſſiſtenz des Paſtors Stender
Sonnaxt und des Ortsſpredigers vollzogen wurde. Nachdem ſich
beendetem lettiſchen und deutſchen Gottesdienſte ein Theil der
ſchen und die Repräſentanten der lettiſchen Gemeinde im Paſtora
ſammelt hatten, überreichte der Ortsprediger Namens der Sezzen
Gemeinde dem Künſtler einen ſilbernen Pokal als geringes Zeiche
Dankbarkeit, indem er ihn bat, daß er, wie er bei ſeinem zu Dien
Frommen der Sezzenſchen Gemeinde gelieferten Kunſtwerke nicht an
Große geſehen, wo es ſich um ſeine eigene große Mühe und Arbei
um die großen Opfer an Zeit und an Koſten, und noch zuletz
die großen Beſchwerden der weiten Reiſe handelte, und wie er
auch auf das Kleine und Unſcheinbare nicht geſehen, ſondern ſi
kleine, unbekannte, von ſeinem Vaterlande und allem künſtler
Verkehr ſo weit entfernte Sezzenſche Landgemeinde ein Kunſtwe
liefert habe, das dem erhabenſten Dom und der größten Stad
Ehre und Zierde gereichen würde, und nun wie ein Veilchen
im Verborgenen blüht, von der Welt unbeachtet daſtehen müſſ
nun auch hier jetzt auf das Kleine, auf die kleine, unbeka

Gabe nicht ſehen möge, die die Gemeinde als geringes Zeichen ihres Dankes ihm nur darzubringen im Stande ſei; er möge vielmehr nur auf die Herzen ſehen, die, von Liebe und Dankbarkeit erfüllt, ſie ihm darbringen und aus tiefſtem Innern bitten und wünſchen, der treue Gott und Heiland, in deſſen Dienſt er ſeine Kunſt geſtellt, wolle ſein Leben noch lange erhalten, damit er noch lange ſeinem Gott und Heilande zu Ehren und der chriſtlichen Gemeinde zur Erbauung und Freude mit dem ihm anvertrauten köſtlichen Pfunde wuchere.

Nachdem darauf der uns Allen durch den perſönlichen Verkehr mit ihm immer lieber gewordene Künſtler in beſcheidenſter Weiſe allen Dank und alle Ehre, die man ihm erweiſe, von ſich abgelehnt hatte, wies er darauf hin, wie die Ehre und der Dank nur dem gebühre, der ihn zu ſeinem Rüſtzeuge auserſehen und durch den er das Werk vollbracht habe, und wie er ſeinen ſchönſten Lohn darin finden würde, wenn das Bild des Gekreuzigten, das er für die Sezzenſche Gemeinde mit ganzer Liebe gemalt, nun auch in den Herzen der Gemeinde recht lebendig würde und reiche Früchte trage für die Ewigkeit.

Am 14. Auguſt geleiteten wir den theuren Mann, der uns ſein köſtliches Werk zurückgelaſſen, dagegen unſere Herzen mitgenommen hatte, nachdem wir ihm noch unſere vaterländiſchen Naturſchönheiten in Stabben und Kokenhuſen gezeigt, zum Bahnhof in Kokenhuſen, von dem er, von unſern beſten Wünſchen begleitet, ſeine im Auftrage der ſächſiſchen Regierung zu unternehmende Reiſe nach Paris zur Weltausſtellung antrat."

Auf eine ausführliche Beſchreibung unſerer Altarbilder, die mit dem Altar und der Altarbekleidung auf dem Transport gegen Feuer- und Waſſersgefahr von dem Künſtler für 8000 Reichsmark verſichert waren, und uns mit dem Transport und der Aufſtellung bei dem hohen Courſe auf gegen 1200 Rbl. zu ſtehen kamen, wollen wir nicht weiter eingehen. Um aber Diejenigen, die in die Nähe unſerer nur 10 Werſt von Kokenhuſen entfernten Kirche kommen ſollten, zu locken, ſich durch eigenes Anſchauen an dem hohen Kunſtwerth unſerer Altarbilder zu überzeugen, fügen wir als Anhang noch zwei in Leipziger Blättern erſchienene Kritiken bei, von denen die eine den Profeſſor der Kunſtgeſchichte zu Leipzig, Anton Springer, und die andere den Profeſſor Dr. Luthardt zum Verfaſſer hat, indem wir nur noch von Herzen in

des Letzteren Schlußworte mit einstimmen, „daß es dem Künstler vergönnt sein möge, noch öfter in solcher Weise seine Kunst in die Dienste der Religion und der Kirche zu stellen.“ Bei dieser Gelegenheit können wir aber nicht unterlassen, auch noch mitzutheilen, daß es der Prof. Rieper nicht daran hat bewenden lassen, uns die Werke seiner eigenen Hand in so uneigennütziger Weise für einen so erstaunlich billigen Preis zu liefern, er hat uns vielmehr jetzt auf's Neue ein Zeichen liebevoller Erinnerung und seltener Freigebigkeit gegeben, indem er in diesem Jahre unserer Kirche zwei in Leipzig aus Eichenholz geschnitzte, mit dem Altar harmonirende Tafeln geschenkt hat, auf denen die Liedernummern auf Goldgrund gezeichnet sind. Durch dieses Geschenk, das zu Pfingsten dem kirchlichen Gebrauch übergeben wurde, sind die Liebe und der Dank, die unsere Gemeinde mit gutem Grunde dem Prof. Rieper zollt, auf's Neue angefacht worden.

Indem nun so, wovon das Herz voll war, der Mund übergegangen ist, hoffen wir damit zugleich Diejenigen, die über reichere Mittel zu verfügen haben und in den Besitz eines schönen, aus der Liebe zum Herrn hervorgegangenen Altarbildes zu gelangen wünschen, auf den Mann hingewiesen zu haben, bei dem ihr Wunsch erfüllt werden kann. Ja, in dem Professor Rieper zu Leipzig finden sie — wie ja wohl die vorstehenden Zeilen genugsam bewiesen haben — den Mann, der seine Kunst in den Dienst dessen gestellt hat, der ihn sich theuer erkauft hat zu seinem Eigenthum; und der Prof. Rieper wird gewiß, wenn es ihm nur seine von Berufsgeschäften sehr in Anspruch genommene Zeit erlaubt, zur vollsten Zufriedenheit der Besteller die ihm gestellte Aufgabe lösen und den ihm gewordenen Auftrag ausführen.

W. Wagner, Pastor zu Sezzen.

Beilage 1.

Aus der Zeitschrift für bildende Kunst Nr. 45. 1878. A. S. Leipzig. In den Räumen des hiesigen Museums ist gegenwärtig das Altargemälde ausgestellt, welches der Director der Leipziger Akademie, Prof. Ludwig Rieper, für die Kirche in Sezzen bei Riga gemalt hat. — Nur selten begegnen wir in modernen Ausstellungsräumen Werken der religiösen Kunst. Die Gründe dafür sollen hier nicht erörtert werden, wohl aber festgestellt, daß die Betrachtung der Schöpfung Rieper's abermals unsere Ueberzeugung bestärkt, nicht allein, daß auch auf dem Gebiete der religiösen Kunst noch Tüchtiges und Bedeutendes geleistet werden kann, sondern auch, daß namentlich im Interesse der Künstler das

allmähliche Versiegen dieser einst so reichen Quelle beklagenswerth erscheint. Nieper gehört zu den Künstlern, für welche die großen Meister des 16. Jahrhunderts nicht umsonst gelebt und gewirkt haben. Ohne seine freie Selbstständigkeit aufzugeben, huldigt er im Großen ihren Grundsätzen und schreitet auf dem von ihnen vorgezeichneten Wege vorwärts. Der Besitz vortrefflicher technischer Mittel sichert Nieper die persönliche Unabhängigkeit und schränkt den Einfluß seiner Vorbilder auf das ideale Moment ein, welches er stärker betont, als die Mehrzahl unserer Künstler. Das Sezzener Altarbild zerfällt in 3 Abtheilungen. Das Mittelbild stellt Christus am Kreuze dar. Der edle, schön gezeichnete und überaus fein modellirte Christuskörper, in welchem der Seelenschmerz viel kräftiger zum Ausdruck gelangt als die äußere Qual und Pein, hebt sich von dem dunklen landschaftlichen Hintergrunde, dem wolkenschweren Abendhimmel, wirkungsvoll ab. Für die beiden Flügelbilder, Petrus und Paulus, wählte der Künstler einen teppichartigen Goldhintergrund, wodurch er zu einer energischen Steigerung des Farbentons geleitet wurde. Die beiden Apostel bewahren insoweit den überlieferten Typus, als zu ihrer äußeren Erkennung nothwendig erscheint. Ihre künstlerische Bedeutung beruht auf der vollendeten psychologischen Charakteristik. Als Denker, der erst nach langem Ringen die Wahrheit gefunden und der auch jetzt noch in das Forschen und die innere Geisteswelt ganz versunken ist, so daß er halb unbewußt den Schwertgriff erfaßt, tritt Paulus auf, während sich die ehrliche Kraft, der beharrliche feste Wille in Petrus verkörpert. Nieper hat in dem Sezzener Altar ein Werk geschaffen, welches seinem künstlerischen Ruf nicht allein entspricht, sondern denselben noch erhöht, dessen Ausstellung in größeren Kunststädten, ehe es für immer aus Deutschland scheidet, wir daher lebhaft wünschen und empfehlen.

Beilage 2.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung. Nr. 64. Sonntag, den 11. August 1878. Ausstellung eines für eine kurländische Kirche von Professor Nieper gemalten Altarbildes. Die letzten Tage haben uns den seltenen Genuß eines großen kirchlichen Bildwerkes gebracht. Professor Nieper hat das Altarbild, welches er für eine kurländische Kirche, der armen Gemeinde zu Dienst und Willen gemalt, in unserem Museum ausgestellt und dadurch der allgemeinen Betrachtung zugänglich gemacht. Es ist bei allem Anschluß an die gegebene Tradition, wie er bei solchen Werken, die der Andacht der Gemeinde dienen sollen, richtig und nöthig ist, doch wieder eine so eigenthümliche Arbeit, daß sie allseitige Beachtung und Interesse verdient. Zwei Seitenflügel, welche Paulus und Petrus darstellen, umgeben das große Mittelbild, die Darstellung des Gekreuzigten. Durch die volle Beleuchtung, welche auf die Gestalt des Gekreuzigten im Gegensatz zu dem dunklen Hintergrunde fällt, hebt sich diese Gestalt mit solchem Nachdruck hervor, daß sie die Blicke und Gedanken auf sich concentrirt, so daß die Seitengestalten nur als Begleitung erscheinen, die doch wieder durch den Gegensatz, den sie zum

Gekreuzigten bilden, eine eigenthümliche Bedeutung in Anspruch
men. Ergreifend ist im Mittelbilde der Contrast, in welche
Stimmung der Landschaft zur Gestalt des Heilandes steht. Ein sch
dunkler Himmel breitet sich über die fahl beleuchtete Stadt im H
grunde: man ahnt die Gerichte der Zukunft. Und auch die Land
des Vordergrundes trägt die Farbe des Todes an sich: die hell
Färbung des rundlichen Felsens, auf dem das Kreuz sich erhebt,
rakterisirt denselben als Schädelstätte. Um so heller und lichter
Gestalt des Gekreuzigten selbst. Er ist im Moment des Sch
genommen. Kaum daß das geneigte Haupt den Tod verräth.
dem Leibe ruht noch der letzte, fast rosige Schimmer des schwind
Lebens. Deshalb fehlt auch die Seitenwunde. Die Linien des
pers sind voll und leicht. Und die Natürlichkeit der Stellung
dadurch erleichtert, daß die beiden Füße neben, nicht übereinand
stellt sind. Es ist ein voller, kräftiger Körper, den hier soeben
Leben verlassen hat. Vielleicht ist er für die Empfindung M
zu voll und zu kräftig, und ist ihnen der Eindruck des Körpers
etwas zu stark. Er sollte eben nicht blos Darstellung einer
sondern der Thatsache, aber doch in ihrer idealen Bedeutung,
Wenn die Darstellung dieses Hauptbildes die Empfindung lebha
regt, so wirken die beiden Seitenbilder beruhigend. Zwar sin
beiden Apostelgestalten kräftige männliche Erscheinungen und
und Handhaltung tragen den Stempel fester männlicher Entschl
heit an sich. Aber die ruhige Haltung des Ganzen, verbunden
dem Goldgrund, der die Gestalten der geschichtlichen Wirklichkeit
nimmt und sie zu Trägern des Gedankens macht, zugleich mit
blumigen Boden, auf dem ihre Füße stehen, das Alles wirkt be
gend, weil es uns in die höhere Welt der Idee versetzt, in w
der Streit in Sieg und Friede aufgelöst ist. Damit sind auch
die Gegensätze angegeben, welche diese Seitenbilder mit dem M
bilde verbinden. Der dunkle Hintergrund hier ist dem goldener
die Todesfarbe der Erde ist dem Bilde des Lebens gewichen
Kampf aber in Sieg gewandelt und verklärt.

Und so vereinigt sich denn Alles, eine harmonische und l
tende Wirkung zu machen und uns zum Dank zu verpflichten un
Wunsch hervorzurufen, daß es dem Künstler vergönnt sein möge,
öfter in solcher Weise seine Kunst in den Dienst der Religion
der Kirche zu stellen.

Aus Kurland. [Zu wenig des Guten.] Bei einer Er
nung auf die in dem Mai-Heft der „Mittheil. u. Nachr." unte
Ueberschrift: „Zu viel des Guten" enthaltene Correspondenz aus
land kann es sich nicht um Abwägung des zu wenig oder zu vi
Guten oder des Schlechten in dem kurländischen Schulreglement ha
— von Beiden mag oder wird ja in demselben genug vorhanden
Dazu geben die in der erwähnten Correspondenz an die Oeffentl

tretenden, ebenſo kurzen als widerſpruchsvollen Behauptungen keinen Anlaß. Dieſelben erheiſchen nur inſofern eine Berückſichtigung, reſp. Zurechtſtellung, als man niemals wiſſen kann, wie weit das aliquid haeret ſeine Geltung behält. Aus dieſem Grunde ſei es geſtattet, das, was der Verfaſſer jener Correſpondenz über das kurländiſche Schulweſen oder vielmehr über einzelne, angeblich unerträgliche und nothwendig abzuſtellende Mängel in der Organiſation deſſelben geſagt hat, einer nähern Prüfung zu unterziehen. Wir wollen uns dabei bemühen, wenn auch nicht dem für uns wenigſtens unentwirrbaren Gedankengange, ſo doch den vor uns liegenden Sätzen nachzugehen.

Zum Beginn finden wir die Behauptung, es verordne das Schulgeſetz für Kurland nach § 14 und 17 Kirchſpiels-Schulcommiſſionen „als Anordnungs- und Aufſichtsinſtanzen über die Gemeindeſchulen und die localen Schulcommiſſionen.“ Wenn aber auch den Kirchſpiels-Schulcommiſſionen die Ueberwachung des Schulweſens in den ihnen untergeordneten Bezirken, die Sorge für die Hebung deſſelben, ſowie eine vermittelnde Stellung zwiſchen der Ober-Landſchulcommiſſion und den localen Schulcommiſſionen vom Geſetz zugewieſen iſt, ſo heißt es doch, den mit dem letzteren nicht genau Vertrauten irreführen, wenn die Kirchſpiels-Schulcommiſſionen ſo ohne Weiteres als „Aufſichts- und Anordnungsinſtanzen über die Gemeindeſchulen und über die localen Schulcommiſſionen“ vorgeführt werden. Dieſelben als Anordnungsinſtanzen über die localen Schulcommiſſionen zu faſſen, iſt, wenn Jemand auch nicht mehr als nur die angezogenen § 14 und 17 durchlieſt, unmöglich, da in denſelben als Aufgabe der Kirchſpiels-Schulcommiſſionen: „der Vollzug der Anordnungen der Oberlandſchulcommiſſion“, ſowie „die Verſorgung der localen Schulcommiſſion mit den gehörigen, nach dem Geſetze ebenſo von der Oberinſtanz zu erlaſſenden Inſtructionen hingeſtellt iſt.“ Die Aufſicht über die Gemeindeſchulen aber, ſowie die Anordnung der hier in Betracht kommenden Maßregeln zur Pflege des Schulweſens iſt Aufgabe der localen Schulcommiſſionen, wobei ihnen die Kirchſpiels-Schulcommiſſionen den nöthigen Rückhalt bieten und die erforderliche Hülfe leiſten ſollen. Wenn der Verfaſſer jenes Artikels ſolcher Hülfe vielleicht nicht bedarf, ſo möge er ſie doch Anderen gönnen, welche — bei aller Anerkennung der treuen Arbeit der Geiſtlichkeit, durch welche „vor dem gegenwärtigen Schulgeſetz

die Volksschule Kurlands zu einer verhältnißmäßig nicht zu unterschätzenden Bedeutung erhoben worden" — derselben dennoch von mancher Seite hin sich sehr bedürftig gefühlt und sie gern acceptirt und benutzt haben. Das „unverdiente Mißtrauensvotum", welches in der Constituirung der Kirchspiels-Schulcommissionen oder in der Bestimmung der Competenzen derselben speciell für die Prediger liegen soll, ist uns bei unserem geehrten Gegner zuerst aufgestoßen. Das Motiv zu seiner absonderlichen Feindschaft gerade gegen das Institut der Kirchspiels-Schulcommission möchte Jedem unerfindlich sein, wenn es nicht in dem nun folgenden Passus von ihm selbst genannt worden wäre: „Der Kirchspiels-Schulcommission ist ein geistliches Glied beigegeben, also erhalten, da auch jede locale Schulcommission den Ortsprediger zum Mitgliede hat, „von den 93 Landpredigern Kurlands gegen 60 ihre 33 neuen Vorgesetzten in Schulangelegenheiten, also circa zwei einen." „Das ist zu viel, in casu recht störend." — Abgesehen von dem eigenartigen Schluß, daß, weil zu jeder Kirchspiels-Schulcommission auch ein geistliches Glied gehört, jeder Pastor damit einen neuen Vorgesetzten in Schulangelegenheiten erhalten hat, was ja ersichtlich gar nicht der Fall ist, sofern der Geistliche in der Kirchspiels-Schulcommission hier für jeden Einsichtigen nur als Glied des Collegiums in Betracht kommen kann, wie ebenso von den von unserm Gegner — wir glauben und hoffen von keinem Andern außer ihm — vor Emanirung des Schulgesetzes gehegten Erwartung, es werde dasselbe, um den Pastoren jenen Vorgesetzten zu ersparen, es vermeiden, der Kirchspiels-Schulcommission „einen eigenen Sachverständigen beizugeben" — begreifen wir die Animosität gegen jeden solchen Vorgesetzten gar nicht. Wenn die Pastoren auf andern Gebieten Vorgesetzte haben und sich ihnen gern unterwerfen, — warum sollte denn in Schulangelegenheiten der Vorgesetzte ein „zu viel", ein superfluum sein? Daß sein Vorhandensein „in casu recht störend" werden könnte, wollen wir schon glauben. Es muß das aber ein besonderer und ganz besonderer casus sein. Und da solche gar besondere Fälle ihrer Natur nach nicht häufig sind, so müssen wir die Behauptung, daß das in Rede stehende Verhältniß „nicht verfehlt habe, seine zahlreichen Verstimmungen unter den bisher nachbarlich harmonirenden Predigern hervorzurufen" und „das Interesse derselben an der Pflege der Schule lahm zu legen", als eine aus der Luft ge-

griffene bezeichnen. — Nun aber gelangen wir zu den Vorschlägen, welche auf Abänderung eines nicht bestehenden Mißstandes abzielen. Lassen wir den Verfasser jener Correspondenz selber reden. Es soll „jeder Prediger in seiner Gemeinde der eigentliche Wirth bleiben" (und nicht gestört werden). „Dies ist bei dem nun einmal in Geltung befindlichen Gesetz dadurch zu erreichen, daß man in praxi die Befugnisse der Kirchspielsprediger (soll heißen: der geistlichen Glieder der Kirchspiels-Schulcommission) auf ein Minimum beschränkt, dagegen die gesetzlichen Befugnisse des Localpredigers auf's Höchste erweitert." Also: ohne Abänderung des Gesetzes sollen die gesetzlichen Befugnisse des Einen gemindert und die des Andern gemehrt werden. Und zu diesen ohne Abänderung des Gesetzes, nur durch die Praxis anzustrebenden und erreichbaren Veränderungen soll noch gehören, „daß man das der Localcommission zustehende Präsentationsrecht der Lehrer zu einem vollständigen Anstellungsrecht (sic) sich gestalten läßt," ja es soll, wohl ebenfalls auf dem eben angegebenen praktisch-gesetzlichen Wege, die Sache so gemacht werden, daß bei der Anstellung eines Lehrers „der Localprediger garantirt und die Ober-Landschul-Commission den civilrechtlichen Act der Bestätigung vollzieht." Ob dabei außer dieser „Garantie" noch von einer bestimmten Qualification des Lehrers die Rede sein soll, ist wenigstens nicht gesagt. So soll es bereits vor dem Jahre 1870 gewesen sein, ist aber nicht so gewesen. — Dem örtlichen Prediger, das ist die nunmehr folgende Forderung, soll ferner „gestattet werden, für die Erweiterung und Vervielfältigung (!) der Schulen vorzugsweise zu sorgen." Da das ihm nunmehr gestattet werden soll, muß das angegriffene und nach Meinung des Verfassers abzuändernde Gesetz ihm das verwehren. Statt dessen fordert dasselbe von der localen Schulcommission und somit auch von dem, von unserm Gegner selbst „als die Seele derselben" bezeichneten Ortsprediger gerade das. Nur soll es in einer die gedeihliche und gleichmäßige Entwickelung des Landschulwesens fördernden Weise und darum nicht ohne Controle der Kirchspiels-Schulcommission geschehen. — Wie schon gesagt, „das Motiv zu dem nun genügend charakterisirten Angriff auf die durch das Schulgesetz geschaffenen Zustände liegt ersichtlich in dem Vorhandensein (oder in der verkehrten Auffassung der Stellung und Aufgaben) des geistlichen Gliedes der Kirch-

ſpiels-Schulcommiſſion. Der zur Kirchſpiels-Schulcommiſſion gehörige Paſtor wird conſequent als ein directer Vorgeſetzter der übrigen Prediger des Kirchſpiels betrachtet, und es ſoll damit dieſen abermals „ein Mißtrauensvotum“ ertheilt ſein und ſie eine „Zurückſetzung“ erfahren haben. Aber ſelbſt wenn der Geiſtliche in der Kirchſpiels-Schulcommiſſion das wäre, was er nicht iſt — welches Mißtrauensvotum und welche Zurückſetzung läge nach Anſchauung unſers Gegners dann in der Wahl eines Propſtes für einen ganzen Sprengel, oder gar eines General-Superintendenten für eine ganze Provinz! — Und der Vorſchlag zur Abſtellung dieſes unerträglichen Mißſtandes? — Es ſollen „die Prediger für die Kirchſpiels-Schulcommiſſionen nur für ein Triennium denominirt werden, um ſo einen jeden Prediger bei Kirchſpiels an die Reihe kommen zu laſſen.“ — Endlich die Forderung: „es möge den Predigern die directe Correſpondenz mit der Ober-Landſchul-Commiſſion geſtattet werden.“ Wenn der Verfaſſer einen Einblick in die wirklichen und zahlreichen Mängel der kurländiſchen Schulverwaltung hätte, zu deren nicht geringſten eine ſchon gegenwärtig allzugroße Centraliſation gehört, ſo würde er dieſe Forderung einfach nicht geſtellt haben.

Wir glauben von dem in der Correſpondenz Enthaltenen das Hervorragendſte berückſichtigt und durch Vorführung deſſelben die Wahl unſerer Ueberſchrift „zu wenig des Guten“ hinreichend begründet zu haben. B.

III.

Literäriſches.

Das Chriſtenthum Juſtins des Märtyrers. Eine Unterſuchung über die Anfänge der katholiſchen Glaubenslehre von M. v. Engelhardt. Erlangen 1878. Angezeigt vom Verfaſſer.

Nachdem ich unter obigem Titel die Ergebniſſe meiner Studien über Juſtin veröffentlicht habe, möchte ich an dieſer Stelle auf einige Punkte aufmerkſam machen, die den Gewinn erkennen laſſen, der uns aus der Unterſuchung der Schriften des Märtyrers erwächſt

Justin ist der erste Schriftsteller der nachapostolischen Zeit, der so viel und so Geartetes geschrieben hat, daß wir uns von seiner Auffassung des Christenthums ein klares Bild machen und den Versuch wagen können, die Elemente nachzuweisen, aus denen sich seine christliche Denkweise zusammensetzt. Daher empfiehlt sich's, bei den Untersuchungen über die Entwickelung des Christenthums im zweiten Jahrhundert von ihm auszugehen und nicht von den apostolischen Vätern, deren Schriften erst durch Justin vollkommen verständlich werden.

Sobald man sich aber genauer mit ihm beschäftigt, kommt man zu der Ueberzeugung, daß das Schema, welches Baur und seine Schüler für die Beurtheilung der christlichen Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts aufgestellt haben, unbrauchbar ist. Es ist unmöglich, den Märtyrer der „urapostolisch-judenchristlichen" oder „der heidenchristlich-paulinischen" Richtung zuzuzählen. Und ebenso unmöglich ist es, ihn als Repräsentanten einer zwischen diesen „Gegensätzen" vermittelnden Richtung aufzufassen. Einer dieser drei Gruppen muß er aber zugewiesen werden, wenn die Christenheit jener Tage wirklich so beschaffen war, wie Baur und seine Schüler uns glauben machen wollen.

An Justin scheitert also die bekannte Tübinger Hypothese von der Entstehung des Christenthums und der Kirche. Justin bezeugt das Vorhandensein einer einheitlichen Christenheit am Anfange und in der Mitte des zweiten Jahrhunderts. Er geberdet sich durchgehends als Wortführer der Einen und in sich einigen Kirche. Er weiß von keinen Parteigegensätzen in derselben. Er will, wie er immer wieder sagt, nichts lehren, als was alle Christen für wahr halten. Er will „die Lehren Gottes" vortragen, die Gott der Welt „durch die Propheten und durch seinen Sohn" kund gethan hat. In keinem Stücke will er „menschlichen Meinungen folgen." Er erhebt den Anspruch, „in allen Stücken rechtgläubig zu sein." Dabei denkt er nicht etwa an andere christliche Parteien, die weniger rechtgläubig sind, sondern an einige seiner Glaubensgenossen, die in Nebendingen, wie in der Lehre vom Millennium, von der geltenden Lehre abweichen, und vorzugsweise an die Häretiker, die „einen andern Gott und einen andern Christus lehren" als die wahren Christen. Diese (gnostischen) Irrlehrer tragen aber den Christennamen mit Unrecht und gehören gar nicht zu dem wahren Volke Gottes. Außer

den Häretikern kennt er noch Judenchriſten, die das moſaiſche Geſ allen Chriſten aufbürden wollen, und darum kein Anrecht auf d Chriſtennamen haben, und dann wieder Judenchriſten, die, ob auch noch ſelbſt das Geſetz beobachten, den Heidenchriſten die Freih vom Geſetz gönnen. Die letzteren will er als chriſtliche Brüder a erkannt wiſſen ſelbſt für den Fall, daß ſie Jeſum nur als Meſſia verehren, nicht aber an ſeine Gottheit glauben.

Somit repräſentirt Juſtin die Kirche ſeiner Zeit; und es iſt vo höchſter Bedeutung, die Frage zu beantworten, wie das Chriſtenthum beſchaffen war, welches er im Namen aller wahren Chriſten de Heiden und Juden gegenüber vertheidigt. Aus ſeiner Darſtellun „der Lehre und des Lebens der Chriſten" müſſen wir entnehme können, welch ein Chriſtenthum in den Gemeinden herrſchend war

Zunächſt kann darüber kein Zweifel obwalten, daß die Kirch mit der er ſich im Glauben eins weiß, ſich aus heidenchriſtliche Gemeinden zuſammenſetzte. Obgleich ſich Judenchriſten in große Zahl der Heidenkirche angeſchloſſen hatten, überwog doch das heide chriſtliche Element und es herrſchte eine Form chriſtlichen Glauben und Lebens, die wir nur als „heidenchriſtlich" bezeichnen könne

Mit dieſer Erkenntniß iſt aber an und für ſich noch wenig ge wonnen. Denn dieſes „Heidenchriſtenthum" iſt nichts weniger al ſchlechtweg „pauliniſch". Es weicht ebenſo oft von der Lehrweiſe de Heidenapoſtels ab, wie es ſich mit derſelben berührt. Es kommt darau an, von dieſer eigenthümlichen Denkweiſe eine richtige Vorſtellung z gewinnen und die Entſtehung deſſelben begreiflich zu machen.

Die Wichtigkeit dieſer Aufgabe erkannt und die erſten entſchei denden Schritte zur Löſung derſelben gethan zu haben, iſt das Ver dienſt A. Ritſchl's. In ſeinem Werke „Die Entſtehung der altkatho liſchen Kirche" hat er den Nachweis geführt, daß die apoſtoliſche Väter und ebenſo Juſtin die heidenchriſtliche Glaubensweiſe repräſen tiren und daß die Abweichungen von der pauliniſchen Lehrweiſe, di ſich bei ihnen finden, durchaus nicht auf judenchriſtlichen oder gar u apoſtoliſchen Einfluß zurückzuführen ſind, vielmehr überall Mangel a Verſtändniß für die altteſtamentlichen Vorausſetzungen jeder apo ſtoliſchen und auch der pauliniſchen Lehre verrathen. Obgleich di Heidenchriſten das Chriſtenthum in geſetzlichem Sinne umdeuten, de Werth des Glaubens nicht zu würdigen wiſſen und ſtets vom „neue

Geſetz" und von Chriſto als dem „neuen Geſetzgeber" reden, obgleich ſie nur das alte Teſtament als Wort Gottes citiren und ſich nicht auf die pauliniſchen Schriften, ſondern nur auf die „Denkwürdigkeiten der Apoſtel" berufen, ſind ſie doch weit entfernt von einer judenchriſtlichen Auffaſſung des Chriſtenthums. Sie ſtimmen weder mit den Judenchriſten, noch mit den Urapoſteln, noch mit dem Apoſtel Paulus überein. Ritſchl bezeichnet ihre Denkweiſe als degenerirten und abgeſchwächten Paulinismus und behauptet, die „Abſchwächung" der pauliniſchen Lehre ſtamme daher, daß die Heidenchriſten außer Stande geweſen ſeien, die pauliniſchen Gedanken zu erfaſſen, weil ſie als geborne Heiden für die altteſtamentlichen Anſchauungen, auf denen die Lehre des Apoſtels ruht, kein Verſtändniß gehabt hätten. Sie trugen ihre heidniſchen Vorſtellungen von Gott und Welt, von Religion und Sittlichkeit in die apoſtoliſche Lehre hinein und deuteten ſowohl das Chriſtenthum wie das alte Teſtament in ihrem Sinne um.

So erklärte Ritſchl die Entſtehung der „altkatholiſchen" Lehrweiſe. Und unabhängig von ihm kam Fr. Overbeck zu der Erkenntniß, daß ſich in den heidenchriſtlichen Gemeinden eine Umwandelung der pauliniſchen Lehre vollzogen habe, die nur ſcheinbar jüdiſchen, in Wirklichkeit aber heidniſchen Urſprungs ſei. Overbeck meint, die aus dem Heidenthum ſtammende „rein moraliſche Weltanſicht" und die Art, wie die griechiſchen Philoſophen von der Freiheit des Willens zu lehren pflegten, hätten es den Kirchenvätern, die aus dem Heidenthum herkamen, unmöglich gemacht, „die auf rein religiöſen (altteſtamentlichen) Vorausſetzungen ſich erhebende Anſchauung des Paulus" zu verſtehen. Sie „verflachten" die chriſtlichen Grundbegriffe: Geſetz, Freiheit des Evangeliums, Gerechtigkeit, Glaube, Gnadenwahl. „Man lebte in einer ganz anderen Gedankenwelt und legte die Begriffe eines durchaus anderen Bildungskreiſes in die des erſten Chriſtenthums hinein."

Weicht auch Overbeck im Einzelnen und namentlich in der Beurtheilung Juſtins von Ritſchl ab, ſo nöthigt doch ſchon die überraſchende Uebereinſtimmung dieſer beiden Gelehrten in der Beſchreibung und Erklärung des älteſten Heidenchriſtenthums zu ſorgfältigſter Prüfung ihrer Anſichten.

An Juſtin muß ſich die Richtigkeit dieſer wie jeder andern Erklärung des nachapoſtoliſchen Chriſtenthums erproben.

Ich bin durch meine Untersuchungen über das Christenthum des Märtyrers zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Grundanschauung Ritschl's und Overbeck's richtig sind, daß man aber auch dur Justin in Stand gesetzt wird, über das Heidenchristenthum d zweiten Jahrhunderts und über die Entstehung dieser eigenthümliche Denkweise Genaueres und Ueberzeugenderes auszusagen, als es bisher geschehen ist.

Justin bezeichnet die christliche Lehre ebenso oft als „neues Gesetz" wie als „wahre Philosophie". Ihm gilt Christus ebenso als der göttliche Lehrer wie als neuer Gesetzgeber. Die Erlösung der Welt hat Christus dadurch angebahnt, daß er den Menschen durch das Gesetz und durch die Lehre, die er verkündigte, den Weg zur Bekehrung, Besserung und vollkommenen Frömmigkeit und Gerechtigkeit eröffnet. Denen, die der Lehre Jesu Christi Glauben schenken und sie befolgen, theilt er den Lohn des unsterblichen Lebens aus und vollendet so ihre „Erlösung". Der Glaube an Christus ist wesentlich Anerkennung seiner göttlichen Sendung, seiner Gottessohnschaft und der Wahrheit und Göttlichkeit seiner Lehre. Der Glaube macht als solcher nicht gerecht, sondern ist nur die Voraussetzung der Gerechtigkeit, welche durch die eigenen Leistungen des Menschen in Kraft freier Entscheidung für das Gute zu Stande kommt. Sofern der Glaube freie und selbstständige Hinwendung des Menschen zu Gott ist, ist er eine gute That, und der erste Schritt zur Gerechtigkeit. Ebenso werthvoll wie der Glaube ist die Buße und Reue über die Sünde oder die „Sinnesänderung." Sie bethätigt sich in der Uebernahme der Taufe; und um der Reue willen wird dem Menschen in der Taufe die Sündenvergebung zu Theil. Diese bezieht sich aber nur auf die vor der Taufe begangenen und bereuten Sünden. Nach der Taufe kann und soll der Mensch ein sündloses Leben führen, und nur wenn er das thut, empfängt er den Lohn der Unsterblichkeit bei der Auferweckung der Todten.

Fragt man nach dem Inhalt der göttlichen Lehre, die Christus der Welt gebracht hat, so antwortet Justin: sie enthalte die Anweisung zur Verehrung des wahren Gottes und zu heiligem Leben, sowie die Verheißung der Unsterblichkeit. Insofern ist diese Lehre Evangelium; sie ermöglicht die Gerechtigkeit, durch welche man Seligkeit erwirbt. Wer den wahren Gott kennt und wer da weiß, was Gut und

Böse ist, und wie Gott das Böse bestraft und das Gute belohnt, der kann tugendhaft leben und sich durch Gerechtigkeit die Gabe der Unsterblichkeit verdienen. Es kommt nur darauf an, daß man zu völliger Gewißheit über Gott und über das zukünftige Leben gelangt. Das geschieht durch den Sohn Gottes. Daher ist nichts so wichtig im Christenthum als der Glaube, daß Jesus der Christ und der Sohn Gottes ist. Wer das glaubt, der weiß, daß die Lehre Jesu die Lehre Gottes selbst ist. Er kennt den wirklichen Gott und seinen Willen, wie seine Verheißungen. Zum Glauben aber, daß Jesus der Christ und der Sohn Gottes ist, kommt man nur, wenn man aus dem prophetischen Wort des alten Testaments die Ueberzeugung gewinnt, in Jesus habe sich die Weissagung von der Sendung des Gottessohnes und Erlösers erfüllt. Das alte Testament hat alles Einzelne im Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen Jesu vorausgesagt. So ist kein Irrthum möglich. Jesus ist als der Sohn Gottes erwiesen, der durch seinen Kreuzestod und seine Auferstehung den Tod überwunden und das Vermögen erworben hat, alle gestorbenen Gerechten wieder lebendig zu machen.

Der großen Bedeutung, welche der Person Christi zukommt, entspricht es, wenn man den Glauben der Christen schlechtweg als „den Glauben an den Sohn Gottes" bezeichnet, der durch seine Menschwerdung aus der Jungfrau, durch sein Leben und Lehren, durch sein Leiden und Sterben, Auferstehen und Himmelfahrt der sündigen Welt die Möglichkeit der Bekehrung eröffnet hat und sie durch Gericht und Auferweckung bei seiner zweiten Parusie völlig erlösen wird. Der Glaube an Christus ist Glaube an den Sohn des wahren Gottes, des „Schöpfers oder Vaters der Welt."

Man kann demgemäß sagen, daß alle Wahrheitserkenntniß beschlossen sei in der Erkenntniß, daß Gott der Schöpfer und Vater des Alls und Jesus Christus sein Sohn sei, den er zur Erlösung in die Welt gesandt hat. Wer das glaubt, ist ein „orthodoxer" Christ; denn wer an den Sohn Gottes glaubt, wird „Alles glauben, was Gott durch seinen Sohn gelehrt hat."

Wer aber an die Lehre Christi glaubt, der glaubt auch das, was die Propheten gelehrt haben. Denn schon vor der Sendung Christi hat Gott die wahre Lehre von Gott, von der Tugend und vom Lohne durch die Propheten kund gethan. Das ist geschehen, damit

Gottes Wort in der Welt als ein weissagendes und geweissagtes, oder als Weissagung und Erfüllung vorhanden sei und so sich selbst beglaubige. Daran, daß Gott allein die Zukunft vorhersagen und das Vorhergesagte verwirklichen kann, zweifelt Niemand.

Dieser Betonung des Weissagungsbeweises entspricht es, daß Justin dem alten Testamente eine so außerordentlich wichtige Stellung einräumt. Jedes prophetische Wort ist als solches Gottes Wort. Aus demselben muß daher die Gültigkeit des christlichen Glaubens und sogar die Glaubwürdigkeit der Lehre und der Person Jesu erwiesen werden.

Von den apostolischen Schriften ist bei Justin so gut wie gar nicht die Rede. Er erwähnt nur öfters die Denkwürdigkeiten „der Apostel", entnimmt ihnen auch die Thatsachen des Lebens Jesu, und die Worte, die der Herr gesprochen hat, aber niemals beruft er sich auf die Evangelien als auf eine Autorität. Die Wahrheit der von ihnen berichteten Geschichte ist nicht schon dadurch festgestellt, daß sie von Aposteln erzählt wird, sondern wird nur dadurch erwiesen, daß sie Erfüllung der Weissagung ist. Auch die Worte des Herrn sind nicht deshalb wahr, weil er sie gesprochen hat, sondern nur darum, weil er sich durch seine Worte wie durch seine Thaten als den von den Propheten verkündeten Sohn Gottes erweist, und weil seine Lehre mit der prophetischen Lehre übereinstimmt.

Daraus folgt nicht, daß Justin das apostolische Wort gering achtet. Er geht überall von der Voraussetzung aus, daß die Apostel zuverlässige Zeugen der Werke und Worte Christi seien. Aber was hilft es, zu wissen, daß ihre Berichte geschichtlich treu und glaubwürdig sind, wenn man nicht beweisen kann, daß der Jesus, dessen Leben sie erzählen und dessen Worte sie mittheilen, der Gesandte Gottes und der Sohn des Weltvaters ist? Die Autorität der Apostel konnte nicht angerufen werden; denn sie galten weder den Juden, noch den Heiden etwas. Es gab nur eine Instanz, auf die man sich berufen konnte; das waren die Propheten, wenn sich nur zeigen ließ, daß ihre Vorhersagungen eingetroffen seien. Eine Prophetie, die in Erfüllung geht, kann nur von Gott stammen. Das gaben Heiden wie Juden zu. War Christus der Geweissagte, so war er auch der von Gott Gesandte und das, was die Männer Gottes von ihm gesagt hatten.

So erklärt sich die auffallende Thatsache, daß Justin nur die *Denkwürdigkeiten* der Apostel und sonst keine apostolische Schrift nam-

haft macht, mit einziger Ausnahme der prophetiſchen Apokalypſe des Johannes. Es wird auch verſtändlich, warum er ſich auf die Evangelien nur wie auf einen authentiſchen Bericht beruft, aber nie als auf ein göttliches Wort, welches an ſich ſchon beweiſend wäre.

Dennoch iſt ihm das apoſtoliſche Wort auch göttliches Wort; aber nur ſofern es die Lehre des Sohnes Gottes enthält und mittheilt, welche ſich aus dem alten Teſtament als Lehre Gottes erweiſen läßt. Es kann daher, trotz aller Hochſchätzung des apoſtoliſchen Worts, von einer Berufung auf daſſelbe nicht die Rede ſein. Und Juſtin bleibt ſich in dieſer Zurückhaltung um ſo leichter treu, je weniger man damals auch in den chriſtlichen Kreiſen die Apoſtel als Autorität in Sachen des Glaubens geltend zu machen und ihr Wort als Gottes Wort zu bezeichnen pflegte. Man war ja in der Gemeinde ſo völlig davon überzeugt, daß man alle Kunde von Chriſto den Apoſteln verdanke, und daß die Apoſtel als Boten des Herrn, die er erwählt und ausgeſandt hatte, alles Weſentliche von Chriſto treu und richtig überliefert hätten, daß Niemand auf den Gedanken kam, zu fragen, welcher Apoſtel Dies oder Jenes mitgetheilt habe, oder gar, ob die Apoſtel glaubwürdig ſeien und worauf ſich ihre Glaubwürdigkeit gründe. Ihr Wort galt ſchlechthin als Gottes Wort, weil es Wort Chriſti war, oder den Chriſtus verkündigte, den alle Chriſten als den Sohn Gottes, als den Logos Gottes, als den Träger des Wortes Gottes glaubten, verehrten und anbeteten. Die Diſtinction zwiſchen dem Worte Chriſti und dem Worte der Apoſtel, dem Chriſtus, welchen ſie verkündigten, und ihrer Reflexion über den verkündigten Chriſtus wurde nirgends vollzogen. Das geſchah in einer ſpäteren Zeit. Erſt um das Jahr 170, in den Tagen des Irenäus etwa und zu der Zeit, da die Häreſie um ſich griff, tauchte die Frage auf, was chriſtlich oder echtes Chriſtenthum ſei. Und nun regte ſich das Bedürfniß nach zuverläſſigen und gotterleuchteten Zeugen der Lehre Jeſu und nach einer Autorität, die im Stande war, die Frage zu entſcheiden, welche Form und Auffaſſung der chriſtlichen Lehre die urſprüngliche und allein gültige ſei. Zu den Zeiten des Juſtin wußte jeder Chriſt, was chriſtlich ſei, und alle waren in der Beantwortung dieſer Frage einig. Damals ſtand eine ganz andere Frage im Vordergrunde, nämlich die, ob das Chriſtenthum wahr und göttlichen Urſprungs ſei und ob es ein Recht habe, ſich für die allein wahre und göttliche Lehre auszugeben.

Daher ist zu den Zeiten Justins nur von den Propheten die Rede. Sie sind die Autorität, das apostolische Wort dagegen muß eben wie das Wort Christi an dieser Autorität gemessen werden. Zu den Zeiten des Irenäus aber wird das apostolische Wort Autorität und tritt als göttliche Offenbarung in gleiche Rangordnung mit dem prophetischen. Und nun erst hat die Kirche den Trieb, die apostolischen Schriften scharf von allen pseudo-apostolischen zu unterscheiden und sie als neues Testament zu sammeln.

Man kann sich darum auch nicht wundern, daß Justin vom Apostel Paulus schweigt und seine Schriften nur benutzt, aber niemals citirt. Nichts berechtigt zu der Annahme, er habe das in irgend welchem Parteiinteresse unterlassen. Seine Stellung zu Paulus ist genau dieselbe wie zu allen Aposteln, die nicht Propheten sind wie Johannes, oder die keine Referate über das Leben und die Reden Jesu überliefert haben.

Auch daraus, daß Justin immer nur von zwölf Aposteln redet, kann nicht gefolgert werden, daß er den Apostolat des Paulus nicht anerkenne. Eine feindselige Stellung dem Heidenapostel gegenüber wäre doch nur aus ebjonitischen Einflüssen erklärlich. Und von diesen kann nun einmal bei Justin gar nicht die Rede sein. Sind ihm doch die zwölf Apostel schlechtweg immer Heiden-Apostel. Das Volk Israel hat in seinen Augen gar keine Bedeutung. Die Erscheinung des Sohnes Gottes im Fleisch hat mit dem Volke Israel nichts zu thun. Die Aufrichtung des Reichs Gottes fällt zusammen mit der Predigt des Evangeliums unter den Heiden. Daß Jesus als Jude geboren wurde und daß die Apostel allesammt Juden waren, ist ganz bedeutungslos. Von der heilsgeschichtlichen Stellung Israels weiß Justin nichts. Er ist weit entfernt von der Würdigung des erwählten Volks, die sich bei Paulus in so hohem Maße findet, und noch weiter von der Ueberschätzung Israels, die ein Merkmal des sectirerischen Judenchristenthums bildet. Seine Beurtheilung der Beschneidung und des mosaischen Gesetzes verräth die völlige Unfähigkeit, den Werth der alttestamentlichen Institutionen zu erkennen. Die Beschneidung ist in seinen Augen nicht das Zeichen der Erwählung und des Gnadenbundes, sondern vielmehr das Zeichen der Verwerfung. Gott hat das jüdische Volk durch die Beschneidung als das schlechteste und gottloseste unter allen Völkern kenntlich machen und so für das Gericht

aussondern wollen. Ueberhaupt hat das mosaische Gesetz mit der Gerechtigkeit des Menschen nur so weit etwas zu schaffen, als es die ewig gültigen und allen Menschen bekannten sittlichen Gebote enthält. Die ceremonial-gesetzlichen Bestimmungen haben nur dann einen Sinn, wenn man sie allegorisch deutet. Und nur jüdische Beschränktheit kann ihnen ihrem buchstäblichen Sinne nach dauernden und allgemeinen Werth beimessen. Gott hat seinen heiligen Willen den Juden in dieser Form kund gethan, um dieses gottlose Volk wenigstens an eine gewisse äußerliche Ordnung zu gewöhnen.

Es stimmt zu dieser nichtachtenden Beurtheilung des jüdischen Volks und zu der verständnißlosen Behandlung des mosaischen Gesetzes, daß Justin den Gedanken der Erwählung eines Menschen oder eines Volks durch Gott gar nicht zu fassen vermag. Die Verheißung, welche Abraham empfängt, wird ihm nach Justin nur zu Theil, weil er ein frommer Mann war und seine Frömmigkeit im Glauben bethätigte. Aber zwischen Abraham und einem Sokrates ist kein Unterschied. Sokrates war auch ein frommer Mann, weil er Gott auf vernünftige Weise verehrte und in seinem Wandel den Vorschriften der Vernunft folgte. Und ihm wird ebenso wie Abraham der Lohn des ewigen Lebens zu Theil werden. Ja, er hat ebenso wie Abraham das Anrecht, ein Christ zu heißen.

Daß dieser Universalismus sich mit einer judenchristlichen Denkweise nicht reimt, ist ohne Weiteres klar. Wenn sich in den judenchristlichen Clementinen ein ähnlicher Universalismus nachweisen läßt, so beweist das nur das siegreiche Vordringen der heidenchristlichen Anschauungen in judenchristliche Kreise. Im Anschluß an die heidenchristliche Denkweise sahen die letzten Reste des Ebjonitismus das einzige Mittel, um sich vor dem Untergange zu retten. Mit dem Universalismus des Paulus hat Justins Anschauungsweise nichts gemein. Seine Beurtheilung der alttestamentlichen Offenbarung und ihres Verhältnisses zur neutestamentlichen ruht auf ganz anderen Grundlagen als die Lehre des Apostels. Er ist der Ansicht, daß Gottes Wirken in und an der Welt immer und zu allen Zeiten dasselbe gewesen sei und sich zu allen Zeiten gleich bleiben müsse; denn Gott ist „unveränderlich". Gott hat nach Justin von Anfang an allen Menschen durch Mittheilung der geistigen Kräfte die Möglichkeit gewährt, sich durch Gerechtigkeit die selige Unsterblichkeit zu erwerben.

Und er hat ebenſo, nach dem Eintritt der Sünde, allen Me
durch Offenbarung der erlöſenden Lehre die Handhabe geboten
zu beſſern und ein heiliges Leben zu führen. Die Mittheilun
vollen Wahrheit an die Propheten galt von vornherein nich
Juden, ſondern allen Menſchen, und die Erſcheinung der gött
Vernunft in Perſon oder die Menſchwerdung des Sohnes Gotte
nicht in erſter Stelle den Iſraeliten, ſondern ohne Weiteres
Menſchen. Auch inhaltlich iſt kein weſentlicher Unterſchied zw
dem, was der Heide durch die „göttliche" Vernunft von Gott,
der Tugend und vom Lohne weiß, und dem, was die Propheter
dieſen Dingen lehren, oder dem, was der Sohn Gottes in B
dieſer Dinge dem Menſchen kund gethan hat. Die Differenz zw
den Ausſagen der Philoſophie und der göttlichen Offenbarung
ebenſo zwiſchen der prophetiſchen und der durch Chriſtus geſche
Wahrheitsmittheilung iſt immer nur eine graduelle. Die göttliche
nunft iſt eben überall dieſelbe, im Menſchen, im Propheten, in C
Nur immer deutlicher, vollſtändiger, überzeugender enthüllt ſie
nach Wahrheit Verlangenden die Anfänge und das Ende aller T
Die Offenbarung in Chriſto vollendet nur die Erkenntniß Gotte
des Schöpfers, die Erkenntniß von Gut und Böſe, und die Erk
niß, daß Gott das Böſe ſtraft und das Gute lohnt. Und dan
der Welt die Möglichkeit der Gerechtigkeit gewährt. Mit dieſe
kenntniß ausgerüſtet, kann ſie das Ziel der Unſterblichkeit err
oder der Erlöſung theilhaft werden. Die Erwählung Eines
hat im Zuſammenhange dieſer Gedanken keine Stelle.

Dieſe Denkweiſe hat weder in der Lehre des Paulus, no
der Lehre der Urapoſtel, noch auch in dem, was die älteren J
chriſten lehrten, ein Vorbild. Ebenſowenig laſſen ſich in den chi
ſchen Lehren des Märtyrers Spuren judenchriſtlichen Ein
nachweiſen. Gerade die Form des Chiliasmus, die man als j
chriſtlich zu bezeichnen pflegt, findet ſich bei ihm nicht. Er weiß
von einer Wiederherſtellung des Volks Iſrael am Ende der Tag
bei der zweiten Paruſie. Er hält nur feſt an der Weiſſagung
Wiederaufbau Jeruſalems und von der tauſendjährigen Her
Chriſti. Aber an der Herrlichkeit dieſes tauſendjährigen Reichs
ticipiren die Chriſten ſchlechtweg ohne jede Rückſicht auf ihre Her
Wie die Kirche Chriſti weſentlich Heidenkirche oder beſſer Wel

ist, so wird sie auch am Ende alle Völker umfassen, und es wird sich zeigen, daß nur Diejenigen das rechte Verständniß der alttestamentlichen Weissagungen besessen haben, welche Alles, was von der Reichsvollendung gesagt ist, immer nur auf die gläubige Menschheit und nicht auf das Volk Israel bezogen haben. Es wird sich herausstellen, daß nur Diejenigen den Werth der prophetischen Schriften zu würdigen wußten, welche sie immer nur als Bücher lasen, die der Einen Christenheit aller Zeiten oder allen frommen Menschen galten, wie es solche immer und überall in der Welt gegeben hat.

Das sind die Grundgedanken, in denen sich Justin bewegt und die er überall und immer auf die Belehrung zurückführt, die er durch die Kirche Gottes, durch die heil. Schrift des alten Testaments und durch den Sohn Gottes empfangen hat. Er glaubt mit diesem „Christenthum" den Anspruch erheben zu können, „in allen Stücken rechtgläubig" zu sein. Von einer Differenz zwischen seiner Lehrweise und der prophetischen oder irgend einer apostolischen weiß er nichts. In Worten und Wendungen, die er den alttestamentlichen Schriften entnommen oder aus den apostolischen Briefen geschöpft hat, trägt er seine eigenthümliche Lehre vor. Er schließt sich dabei der Redeweise an, die in der Gemeinde üblich war, und bedient sich liturgisch-fixirter Formeln auch dort, wo er ihnen einen fremdartigen Sinn unterschiebt. Man kann ihm daher, wenn man sich nach seiner der Schrift und der Kirchensprache angepaßten Ausdrucksweise richtet, mit Leichtigkeit eine Lehre andichten, die sich kaum merklich von dem Vorbilde der apostolischen Lehre entfernt. Die wesentlichsten Stücke des apostolischen Symbolums faßt er formelartig zusammen. Das Bekenntniß zu Gott dem Vater, dem Sohne und dem heil. Geiste ist auch ihm das Grundbekenntniß des Christen, auf welches Jedermann getauft wird. Er lehrt die Gottheit des Sohnes und fordert die Anbetung desselben neben dem Vater. Er glaubt an die Schöpfung aus Nichts und führt die Entstehung der Sünde auf den Fall Adams zurück. Die Sünde ist eine That der Freiheit. Der Tod ist der Sünde Sold, und Rettung von Sünde und Tod ist nur durch Gott möglich. Er ist durchdrungen von der Ueberzeugung, daß ohne die Sendung des Sohnes Gottes die Welt verloren gegangen und in der Gewalt des Satans geblieben wäre. Christus ist der Erlöser, der durch seine Lehre und sein Leiden und Sterben die Welt gerettet hat. Sein

Blut reinigt uns von allen Sünden und durch seine Wunden sind wir geheilt. Durch seinen Tod hat er den Tod überwunden. Der Glaube an ihn macht gerecht, und er verheißt Allen, die Buße thun und an ihn von Herzen glauben, die Vergebung der Sünden durch die Taufe, und stellt Allen, die ihren Glauben in einem neuen Leben bewähren, das ewige Leben in Aussicht. Er leitet sie als der Auferstandene auf allen ihren Wegen, läßt ihnen sein heiliges Wort verkündigen und giebt ihnen im Abendmahl seinen Leib und sein Blut zu genießen. Er sammelt seine Gemeinde aus allen Völkern der Erde, und wird, wenn die Zahl der Erwählten voll ist, wiederkommen, um das Gericht zu halten und sein ewiges Reich aufzurichten. Er giebt allen Gerechten, nachdem er sie auferweckt hat, das ewige Leben bei Gott.

Daß Justin diese Grundwahrheiten des Christenthums in Uebereinstimmung mit allen Aposteln festhält, ist für seinen Standpunkt ebenso charakteristisch, wie es jene Abweichungen von der paulinischen und apostolischen Lehrweise sind, die wir oben zusammenstellten. Nur wenn man Beides zugleich im Auge behält, die Uebereinstimmung mit den Aposteln und die Abweichungen von ihrer Lehrweise, begreift man, wie er selbst meinen konnte, er sei in allen Stücken rechtgläubig und lehre das, was „alle Christen lehren", und wie die alte Kirche und die mittelalterlichen Theologen ihn für einen orthodoxen Kirchenlehrer halten konnten, während er doch im Grunde über keinen einzigen Punkt des Christenthums so dachte, wie es dem Wesen der Sache entsprach, und sich in Allem, was er zur Explication des Gemeindeglaubens und zur Rechtfertigung der geltenden Lehre sagt, von Anschauungen abhängig zeigt, die dem Christenthum ebenso fremd sind, wie dem alten Testament. Von Gott, vom Sohne Gottes, vom heil. Geiste, von der Schöpfung, von der ursprünglichen Beschaffenheit des Menschen, von der Sünde und ihren Folgen, von der Freiheit, von der Erlösung und vom Werke Christi, vom Glauben und von den Werken, von der Taufe und vom Abendmahl lehrt er ganz anders, als je ein Apostel gelehrt hat. Nur hat er von dieser tiefgreifenden Differenz keine Ahnung.

Die Erkenntniß dieses Thatbestandes ist für das richtige Verständniß der kirchlichen Entwickelung im zweiten Jahrhundert von Wichtigkeit. Wir können an der Hand Justins mit ziemlicher Sicherheit die Gestalt des christlichen Gemeindeglaubens bestimmen.

Wir wissen durch ihn, daß die Christenheit Eines Sinnes war und im Wesentlichen Einer Lehrweise folgte; daß sie lehren wollte, was alle Apostel ohne Unterschied gelehrt hatten, und daß sie in Wirklichkeit nichts der apostolischen Lehre geradezu Widersprechendes in ihren Glauben aufgenommen hatte. Sie kannte die Evangelien, welche später als canonische galten, und brauchte sie im Gottesdienste, ohne sich gegen mündlich oder schriftlich überlieferte Nachrichten vom Leben des Herrn zu verschließen und auf die Vierzahl der Evangelien Gewicht zu legen. Die apostolischen Briefe benutzte sie, weil sie in ihnen den Ausdruck ihres eigenen Glaubens sah; aber sie berief sich nicht auf dieselben als auf eine entscheidende Autorität. Ihr ganzes Bestreben war darauf gerichtet, den eigenen Glauben oder die apostolische Lehre und vor Allem den Kern und Stern dieses Glaubens, die Gottessohnschaft Jesu Christi, aus dem alten Testament zu rechtfertigen und zu erweisen. Sie ist davon überzeugt, daß Jesus der Christus und Gottessohn sei, und lebt der Zuversicht, daß das Christenthum göttliche Lehre und die Religion der Erlösung sei. Der heidnischen und jüdischen Welt gegenüber erhebt sie den Anspruch, allein im Besitz der erlösenden Wahrheit zu sein, und durch den Sohn Gottes alles Nöthige von Gott und vom Heil zu wissen. Daher ist ihre Grundstimmung eine apologetische und ihre ganze Aufmerksamkeit hat sich auf zwei Punkte concentrirt: auf Christus als den Sohn Gottes und auf das alte Testament, aus dem allein sich seine Sendung vom Vater und seine göttliche Herkunft erweisen läßt. So wird ihr das alte Testament die Hauptquelle für ihre Lehre und das Mittel für die erbauliche und lehrhafte Explication des Glaubens an den Sohn Gottes. Der Nachweis, daß der Glaube an Christus mit dem prophetischen Worte stimme, ist zu der Zeit die einzige „theologische" Arbeit, an der die Gemeinde ein Interesse hat. Die Einsicht in den Zusammenhang zwischen Weissagung und Erfüllung gilt als die christliche „Gnosis", ohne welche, wie Barnabas sagt, die Christenheit den Gefahren der Welt und den Aufgaben der „letzten Zeit" nicht gewachsen ist.

Das Interesse am Schriftbeweise brachte es zu Wege, daß sich schon früh in der Gemeinde eine Methode der Auslegung des alten Testaments ausbildete. Eine gewisse Anzahl von Beweisstellen wurde aus dem Gesammtzusammenhange des prophetischen Worts heraus-

gehoben und zur Begründung und Erläuterung der christlichen Leh[illegible] verwendet. So z. B. wurde es üblich, die Geburt Jesu aus d[illegible] Jungfrau als die Erfüllung von Jes. 7, 14 aufzufassen und d[illegible] Werth des Todesleidens Christi mit den Worten des 53. Cap. d[illegible] Jesaias darzulegen. Für jede christliche Lehre fand sich, da man schrankenloser Weise allegorisirte, leicht eine alttestamentliche Beweisstelle; und diese wurde durch regelmäßigen Gebrauch jedem Christe geläufig.

Aber mit der Zurückführung der christlichen Lehre auf das prophetische Wort war dem Bedürfniß der Christen noch nicht in jeder Beziehung genug gethan. Die größere Zahl der Neubekehrten stammte aus den Heiden und brachte aus dem Heidenthum eine Fülle religiöser und sittlicher Erkenntnisse und Ueberzeugungen mit, die irgendwie zu den neugewonnenen Anschauungen in Beziehung gesetzt werden mußten. Indem man hier einen Ausgleich suchte, ging man von dem naheliegenden Gedanken aus, daß das Christenthum nur zum Götzendienst und dem Lasterleben des Heidenthums in Gegensatz stehe, aber Alles, was bisher als gut und wahr gegolten hatte, auch seinerseits anerkenne. Den Vorzug des Christenthums sah man lediglich darin, daß es „göttliche Lehre" oder eine Lehre sei, die Gott durch Propheten und durch seinen Sohn kundgethan habe. Wer an den Sohn Gottes glaubte, wußte, daß in ihm die Quelle der vollkommenen Erkenntniß und der Weg zur Tugend erschlossen sei. Die Unsicherheit des Wissens, an der das Heidenthum gelitten hatte, war abgethan, und für das sittliche Leben war eine sichere Grundlage gewonnen. Mit einem Worte: man faßte den Unterschied zwischen der christlichen Lehre und den religiös-sittlichen Anschauungen, die man aus dem Heidenthum mitgebracht hatte, wesentlich als einen graduellen auf und hatte noch keine Vorstellung von dem durchgreifenden Gegensatz, der zwischen der Weltanschauung der Offenbarung und der des natürlichen Menschen bestand. Man war zwar auf's tiefste durchdrungen von der Ueberzeugung, daß durch die Erscheinung des Sohnes Gottes auf Erden etwas Neues und höchstens durch die prophetische Offenbarung Vorbereitetes in die Welt eingetreten sei und daß dieses Neue dem Christenthum seinen absoluten Werth sichere; aber man wußte noch nicht, daß der Glaube an den Sohn Gottes als Erlöser Vorstellungen von Gott und Welt, Gut und Böse, Sünde und Gerechtig-

keit in ſich ſchließe, die in jeder Beziehung von denjenigen verſchieden waren, die man bisher feſtgehalten hatte. Daher kam es, daß heidniſche und chriſtliche Gedanken in wunderſamer Miſchung miteinander verwoben wurden.

In welchem Maße das geſchah und welch eine Form das Chriſtenthum unter der Einwirkung der religiös-ſittlichen Anſchauungen des Heidenthums annahm, kann man natürlich nur bei den chriſtlichen Schriftſtellern beobachten, die ſich nicht darauf beſchränken, die herrſchende Lehre in feſtſtehenden Formeln und Wendungen oder in bibliſchen Worten zu reproduciren, ſondern den Verſuch machen, die chriſtlichen Gedanken ſelbſtſtändig zu verarbeiten, ſei es zum Zweck der Erbauung, ſei es zum Zweck der Vertheidigung und Rechtfertigung des Chriſtenthums vor der Welt.

Und das iſt eben der hohe Werth der Juſtin'ſchen Schriften, daß ſie uns in Stand ſetzen, das Maß und den Umfang dieſer Vermiſchung des überlieferten chriſtlichen Gemeindeglaubens mit der religiöſen und ſittlichen Anſchauung des Heidenthums zu beſtimmen und anzugeben, welche Form heidniſchen Denkens auf die Chriſten des zweiten Jahrhunderts den größten Einfluß geübt hat und welche Lehren des Chriſtenthums vorzugsweiſe unter dieſer Einwirkung gelitten haben.

Denn darüber kann nach ſorgfältiger Analyſe ſeiner Schriften kein Zweifel ſein, daß die Eigenthümlichkeiten des Juſtin'ſchen Standpunktes aus Abhängigkeit von der Denkweiſe des durch griechiſche Philoſophie gebildeten Heidenthums zu erklären ſind, und daß ſeine Unfähigkeit, die Grundgedanken des Chriſtenthums und die leitenden Ideen der altteſtamentlichen Offenbarung richtig aufzufaſſen, nicht nur individuell bedingt, auch nicht durch judenchriſtliche Einflüſſe zu erklären, ſondern nur daraus abzuleiten iſt, daß der Heide ſich nicht in die durchaus eigenartige Begriffswelt der Offenbarung zu finden weiß.

Man braucht nur Juſtins Verſuche zur Beſtimmung des Unterſchiedes zwiſchen chriſtlicher und philoſophiſcher Gotteserkenntniß, oder ſeine Grundanſchauung vom Weſen des Chriſtenthums, oder ſeine Auffaſſung des Verhältniſſes der heidniſchen und chriſtlichen Ethik in's Auge zu faſſen, um darüber gewiß zu werden, daß ihm nicht nur die Differenz des Chriſtenthums und Heidenthums, der geoffenbarten Gottesweisheit und der Weltweisheit nicht klar iſt, ſondern daß er

auch überall die Lehren und Gedanken der Offenbarung im Sinne des philosophischen Moralismus und Monotheismus umdeutet. Von der Voraussetzung ausgehend, daß die Worte überall dasselbe bedeuten, bedient er sich der christlichen Ausdrücke, um seine eigenen, ihm gewohnten Vorstellungen in dieselben hineinzulegen. Er weiß nicht, daß Sünde und Erlösung, Glaube und Werke, Gerechtigkeit und ewiges Leben hier und dort etwas Anderes bedeuten und lebt des guten Glaubens, das Christenthum fülle nur die Lücken der natürlichen Erkenntniß aus und verleihe den Lehrsätzen der Philosophen ein unerschütterlich festes Fundament.

Es ist hier nicht der Ort, im Einzelnen nachzuweisen, zu welchen Umgestaltungen der christlichen Lehre die Abhängigkeit von der antiken Weltanschauung führt. Nur so viel steht fest, daß der philosophisch gefärbte Moralismus und Monotheismus der heidnischen Welt auf die Centren der christlichen Lehre eingewirkt hat, und daß Diejenigen irren, welche meinen, Justin habe nur hier und dort einen dem Christenthum fremden Begriff, wie etwa den des Logos zur Erklärung christlicher Lehren herbeigezogen.

Die Verwendung des philosophischen Logosbegriffs zur Erklärung der christlichen Lehre vom Sohne Gottes ist ganz unwesentlich im Vergleich damit, daß Justin überall von einem Gottesbegriff ausgeht, der dem Christenthum ebenso fremd ist, wie dem alten Testament. Der Gottesbegriff muß alle religiösen und sittlichen Anschauungen bestimmen. Und Justin konnte von seinem platonischen Gottesbegriff aus das Christenthum nur als wahre Philosophie und vollkommenes Gesetz auffassen. In ihm wurzelt seine „Gesetzlichkeit" oder sein Moralismus. Wer seine Gotteslehre kennt, wird seine Lehre vom Sohne Gottes begreiflich finden und es auch verstehen, daß er das erlösende Thun Jesu Christi auf die Mittheilung der Lehre vom wahren Gott, von der Tugend und Unsterblichkeit und auf die Austheilung des ewigen Lebens reducirt. Vom Glauben und von den Werken, von den kleinsten und größten Dingen im Christenthum konnte er keine richtige Vorstellung gewinnen, so lange er in der Grundlehre von Gott den Bruch mit dem Heidenthum noch nicht vollzogen hatte.

Wer aber den Märtyrer seiner Gotteslehre oder seiner Freiheitslehre wegen und wegen seiner Gesetzlichkeit, oder gar um seiner

Logoslehre willen des Abfalls vom Chriſtenthum beſchuldigen und irgend einer chriſtlichen Partei oder gar einer häretiſchen Richtung zuzählen wollte, überſieht, daß er aus vollſter Ueberzeugung den Glauben der Gemeinde bekennt und ſich von allen Heiden und Juden und ebenſo von allen Häretikern dadurch unterſcheidet, daß er mit der ganzen Kirche die Gottheit des von der Jungfrau gebornen, am Kreuze geſtorbenen und durch Auferſtehung lebendig gewordenen Menſchen Jeſus auf's unumwundenſte feſthält. Das macht ihn zum rechtgläubigen Chriſten.

Daß er den Vollſinn der chriſtlichen Lehre noch nicht erkannte, und die Vorausſetzungen und die Conſequenzen des Glaubens an die Erlöſung durch den Sohn Gottes nicht vollſtändig überſah, auch nicht wußte, daß die Offenbarung Gottes im alten und neuen Teſtamente eine Lehre von Gott und Welt in ſich ſchließe, die diametral verſchieden iſt von dem, was die Weisheit der Welt über Gott und Welt lehrt und ſagt, kann nur den in Erſtaunen ſetzen, der nicht weiß, wie noch heutzutage jeder Chriſt trotz des aufrichtigſten Glaubens mit heidniſchen Gedanken und Vorſtellungen über religiöſe und ſittliche Dinge zu ringen hat, die ſich in den Gedankenzuſammenhang der Offenbarung einzudrängen ſuchen und die göttliche Weisheit verfälſchen.

Der Beſtand des Chriſtenthums war durch die vom Standpunkt des natürlichen Menſchen aus unternommene Deutung der einzelnen Lehren ſo lange nicht gefährdet, als der Glaube an den im Fleiſche erſchienenen, am Kreuze geſtorbenen und auferſtandenen Sohn Gottes unerſchüttert blieb, das Wort der Propheten und des Herrn (oder ſeiner Apoſtel) als Wort Gottes galt und der Glaube der Gemeinde als regula fidei feſtgehalten wurde. Wurde die chriſtliche Lehre auch oft genug durch verhängnißvolle Irrthümer entſtellt, ſo führte der Glaube doch immer wieder die Gemeinde zur Erkenntniß des Irrthums und die Wahrheit kam zu vollerer Geltung.

Juſtin öffnet uns den Blick in die Anfänge der ſchweren Geiſtesarbeit, welche der Welt zugefallen war, nachdem ſie ſich vom Heidenthum zum Glauben an den Sohn Gottes bekehrt hatte. Wie er mit dem neuen Gedankenſtoffe ringt, ſo thun es auch ſeine Vorgänger und Zeitgenoſſen, der Eine mehr, der Andere weniger, je nach dem Grade ihrer Selbſtſtändigkeit dem Gemeindeglauben gegenüber und je nach dem Maße ihrer eigenen Bildung. Der Umſtand, daß wir

dem Einfluß der heidnischen Gedanken und Anschauungen auch dort begegnen, wo von philosophischer Bildung so gut wie nichts zu spüren ist und wo die Schriftsteller nur praktische Zwecke verfolgen und der Erbauung der Gemeinde dienen wollen, wie z. B. im Hirten des Hermas und im sogenannten 2. Clemensbrief, liefert den Beweis, wie weit verbreitet und tiefgreifend die Einwirkung des Heidenthums in christlichen Kreisen war. Es kann uns daher nicht befremden, daß auch die großen Kirchenväter nach Justin noch vielfach unter der Herrschaft desselben stehen, und daß die Kirche mit der Zeit die Irrthümer ihrer Führer zum Theil wenigstens als wahre christliche und echt apostolische Lehre auffaßte. Während Justins Anschauungen wesentlich in der griechischen Theologie festgehalten und fortgebildet werden, schlägt die abendländische Theologie vielfach andere Bahnen ein, und es gelingt ihr, wenn auch unter Preisgebung wichtiger christlicher Wahrheiten, dem Einfluß der heidnischen Anschauungen einen mächtigen Damm entgegenzusetzen. Erst in der Reformation aber stößt die Kirche die letzten Reste der religiösen und sittlichen Denkweise des Heidenthums aus der christlichen Lehre aus. Mit dem Bekenntniß, daß der Glaube an die in Christo erschienene Gnade und Wahrheit Gottes die Gerechtigkeit sei, welche vor Gott gilt, kehrt sie zum genuinen Christenthum zurück und stellt sich in Wahrheit wieder auf den Boden des im alten und neuen Testament niedergelegten Wortes Gottes. Indem sie zugleich die alleinige Autorität des göttlichen Wortes behauptet, documentirt sie ihre Erkenntniß von dem durchgreifenden Gegensatz der göttlichen und menschlichen Weisheit oder von dem specifischen Unterschied des Christenthums und Heidenthums und eignet sich im Princip die im Worte der Offenbarung enthaltene Weltanschauung an. Indem sie endlich dem Glauben an den Sohn Gottes absoluten Werth für die Gerechtigkeit und Seligkeit des Menschen zuspricht, bricht sie grundsätzlich mit dem heidnischen Moralismus und richtet die einzig wahre Religion wieder auf.

Zum Schluß kann ich für alles Einzelne, was von Justin und über sein „Christenthum“ gesagt ist, nur auf seine eigenen Schriften und auf mein Buch verweisen, das keinen andern Zweck verfolgt, als die christliche Denkweise des Märtyrers zu verstehen und zu würdigen.

Kaehlbrandt, E., Jesus Christus gestern und heute, und derselbe in Ewigkeit. Zwölf Festpredigten. Riga. A. Stieda. 96 S.

Zum 50jährigen Amtsjubiläum seines Vaters, des Propstes A. L. Kaehlbrandt in Neu-Pebalg, hat der Verfasser diese Festgabe erscheinen lassen und uns in derselben eine erfreuliche und werthvolle Bereicherung unserer inländischen homiletischen Literatur dargebracht. Wir begrüßen in derselben ein erquickliches Zeugniß des evangelischen Glaubens, wie er auf den Kanzeln unseres Landes, Gott Lob, rein und lauter, kräftig und frisch verkündigt wird.

Ist es auch nicht ein ganzer Jahrgang von Predigten, der uns hier vorliegt, so bietet uns der Verfasser doch ein wohlzusammenhängendes Ganzes dar, indem er uns an der Hand einer Reihe von Predigten, welche die Grundgedanken der christlichen Feste zu ihrem Gegenstand haben, durch das ganze Kirchenjahr leitet, wie es mit seinem heiligen Ernst und seiner heiligen Freude des Christen ganzes Herz in Anspruch nimmt. Vom ersten Advent bis zum Todtenfest werden wir auf Grund theils evangelischer, theils epistolischer Texte tief in den Reichthum der göttlichen Heilsoffenbarung hineingeführt. Der Titel dieser Predigtsammlung giebt in bezeichnender Weise auch den Grundgedanken derselben zu erkennen: Jesus Christus gestern und heute, und derselbe in Ewigkeit. Ein männlich kräftiges Bekenntniß tritt uns in allen Predigten entgegen. Ausgezeichnet sind dieselben auch durch die Einfachheit und Klarheit der Disposition. Mit Ausnahme der Weihnachtspredigt, welche in vier, und der Todtenfestpredigt, welche in drei Theile zerfällt, sind sämmtliche Predigten zweitheilig. So wird z. B. das alte Evangelium des ersten Adventssonntages unter dem doppelten Gesichtspunkte behandelt: 1) daß wir eines Heilandes bedürfen, und 2) daß wir einen Heiland haben. Am Charfreitage wird uns auf Grund von Luc. 23, 27—48 und mit Anknüpfung an 2 Kor. 5, 14 darüber gepredigt, daß 1) Christus für uns Alle gestorben ist, und daß 2) wir Alle mit ihm sterben sollen.

Zum Gebrauch beim Hausgottesdienst empfehlen sich diese Predigten sowohl durch ihre Kürze, als auch durch ihre Wärme, Schlichtheit und Verständlichkeit. H.

Zuschrift.

Die Feuilleton-Beilage der „Zeitung für Stadt und Land“ hat zu wiederholten Malen Artikel gebracht, welche durch ihren Inhalt, oder vielmehr durch ihre Gehaltlosigkeit bei einem Theil der Leser mit Recht Anstoß erregten. Schon früher, als dieselbe unter dem Titel des „Rigaschen Montagsblattes“ erschien, hat die Redaction selbst sich wegen eines besonderes Aergerniß erregenden Aufsatzes zu einer entschuldigenden Bemerkung veranlaßt gesehen. Trotzdem ist Nr. 27 desselben Blattes abermals mit zwei Artikeln gefüllt, die besser ungedruckt geblieben wären. Der eine dieser Artikel trägt die Ueberschrift: „Mein Vetter aus Bremen“ und ist leider mit dem Motto Psalm 119, 9 versehen. Wenn die „Neue freie Presse“, die als Quelle angeführt ist, durch Aufnahme eines solchen Artikels sich und ihren Lesern ein testimonium paupertatis ausstellen will, so geht das uns nichts weiter an. Wenn aber jener Artikel in einem inländischen Blatte erscheint, so haben die Abonnenten desselben das Recht, dagegen zu protestiren als gegen eine Nichtachtung des zeitungleſenden Publikums. Diejenigen Abonnenten aber, denen das Bibelwort als heiliges Gotteswort gilt, müssen es schmerzlich beklagen, von der Redaction jenes Blattes mit solchen und ähnlichen Artikeln nicht verschont geblieben zu sein.

Einige Leser der „Zeitung für Stadt und Land.“

Personal-Nachrichten.

Berufen: P. J. F. Kerm zu Glücksthal nach Roschischtsche in Wolhynien.

Ordinirt: 12. August Cand. Hackmann in der St. Jakobi-Kirche zu Riga als Pastor in Tomsk.

Bestätigt: P. Snellmann als Comministor an der finnischen St. Mariakirche in St. Petersburg.

Das 25jährige Amtsjubiläum beging am 24. Juni P. Bertoldy in Peterhof.

Gestorben: 15. Juni Propst Behning zu Hochstädt.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Cand. J. Th. Helmsing.

Gegen den Druck dieser Schrift ist von Seiten des Livl. Evang.-Luth. Consistorii nichts einzuwenden. — Riga, den 9. August 1879. Dr. C. A. Berkholz, Cons.-Aud.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 10. August 1879.

Druck von W. F. Häcker in Riga.

I.

Leitende Artikel und Aufsätze.

Der Messias im alten Testament.

Ein Conferenz-Vortrag von Professor Dr. W. Volck.

Es ist mir die Aufgabe geworden, die Entwickelung der Messias- im alten Testamente aufzuzeigen. Um diese Aufgabe in er- pfender Weise zu lösen, wäre es selbstverständlich geboten, bis an Anfang der alttestamentlichen Geschichte zurückzugreifen und von -Fe zu Stufe den Fortschritt der Weissagung, wie er in That Wort vorliegt, zu verfolgen. Leider gestattet es die meinem trag zugemessene Zeit nicht, in dieser Weise zu verfahren. Ich mich genöthigt, nicht nur diejenige Epoche der alttestamentlichen chichte, welche jenseit der Berufung Abram's liegt, sondern auch e, in welcher die durch diese Berufung in's Leben getretene Gottes- meinde zum Volke heranreift, zu übergehen, um sofort bei der- igen Periode einzusetzen, in welcher das Volk Gottes durch die tstehung des israelitischen Königthums zum Reiche Gottes wird. ese Periode ist ohnedies für unseren Zweck die wichtigste. Denn dem in derselben die alttestamentliche Geschichte zu einem gewissen schluß, die theokratische Idee zu ihrer allseitigen Ausprägung ge- gt — selbstverständlich, soweit dies auf alttestamentlicher Stufe glich war, nimmt die messianische Weissagung einen neuen Auf- vung, uns das Ziel der Wege Gottes mit seinem Volk erschließend, nie zuvor.

Die heilsgeschichtliche Bedeutung des israelitischen Königthums ist ersehen aus dem lyrischen Denkmal der davidisch-salomonischen t, dem Psalter, aus den Liedern und Gebeten, in welchen David

ſelbſt den Gang ſeiner Geſchichte zeichnet und von ihr aus hinaus ſchaut in die Zukunft der Gottesgemeinde. Ich greife die für unſern Zweck wichtigſten Pſalmen heraus, zunächſt Pſ. 2, den man mit Unrecht einen direct prophetiſchen Pſalm genannt hat. Er iſt ebenſo wie Pſ. 22 ein typiſch meſſianiſcher, d. h. ein ſolcher, welcher dadurch weiſſagt, daß er die weiſſagende Geſchichte in's Wort faßt. In Pſ. 2 giebt David, der König Iſraels, nachdem er als ſolcher anerkannt iſt, dem Verhältniß einen Ausdruck, in welches ſich der Gott Iſraels zu ihm geſtellt hat. Er weiß zu ſagen von einem Rathſchluß dieſes Gottes, welcher lautet: Mein Sohn biſt du, ich habe dich heute gezeugt. Was iſt der Inhalt dieſes Gotteswortes? Wie Iſrael Gottes Sohn heißt, ſofern es mit Jehova in Lebens- und Liebesgemeinſchaft ſteht, ſo gebührt dieſer Name dem König Iſraels inſonderheit, da er es iſt, welcher den heilsgeſchichtlichen Beruf des erwählten Volkes zu Ende bringen ſoll. Als Gott den David beſtellte zum König über Zion, da hat er ihn in ein neues Leben gezeugt, in welchem er nun zu Gott wie der Sohn zum Vater ſteht. Wie nun aber der Vater dem Sohn nichts vorenthalten kann von Allem, was er beſitzt, ſo wird auch Jehova dem, welchen er zum König ſeines Volkes beſtellt hat, die dieſem Volke verheißene Herrſchaft über die Welt geben. Daher ruft er dem König zu: „Heiſche von mir, ſo gebe ich dir Nationen zum Erbe und dir zum Beſitze die Enden der Erde.

Doch David war nur zeitweiliger Träger des iſraelitiſchen Königthums. Aber durch den Propheten Nathan (2 Sam. Cap. 7) ward ihm die Verheißung, daß ſein Haus und ſein Thron bleiben ſollten immerdar. Dieſes Gotteswort gab ihm die Gewißheit, daß in ſeinem Hause der Beruf des Königthums ſich vollbringen, ſomit die Geſchichte ſeines Hauſes auslaufen werde in einen König, welcher das in vollem Sinn iſt, was jeder einzelne Davidide, welcher vorübergehend das Königthum beſitzt, zeitweilig und an ſeinem Theile. Von dieſem rechten König der Zukunft redet David in Pſ. 110. Denn wenn er dieſen Pſalm mit den Worten beginnt: „Spruch Jehovas zu meinem Herrn: Setze dich“ u. ſ. f., ſo redet er von Einem, welchem er ſich als dem Größeren unterordnet. Wohl iſt auch David zur Rechten des Gottes Iſraels zu ſitzen gekommen auf Zion; wohl iſt auch er Prieſter nach der Weiſe Melchiſedeks geweſen, d. h. Inhaber eines

nicht gesetzlich verordneten, sondern verheißungsweise geschenkten, mit dem Königthum unmittelbar gegebenen Priesterthums; wohl hat auch ihm der Gott Israels geholfen gegen seine Feinde und ihn zum königlichen Mittelpunkt eines sich über Israels Grenzen hinaus erstreckenden Reiches gemacht; aber was an und durch David geschah, war doch nur ein Anfang der Erfüllung desjenigen, was der Psalm in Betreff dessen in Aussicht stellt, den er Davids Herrn nennt.

Während nun in Ps. 110 dieser König der Zukunft in der Weise geschildert wird, daß man die Züge der davidischen Zeit erkennt, in welcher der Kampf vorwaltete, gestaltet sich das Zukunftsbild anders, wenn Salomo, der Mann des Friedens, um die Vollendung des israelitischen Königthums bittet, wie er dies in Ps. 72 thut. Salomo war der erste Herrscher in Israel, welcher beides war, König und Königssohn. Da sehnt er denn in einem Gebet an den Gott Israels eines solchen Königs und Königssohnes Herrschaft herbei, welcher das Recht nach göttlicher Norm handhabe, dessen Hoheit allenthalben anerkannt werde, unter welchem es dem Geringen und Armen wohlergehe, durch dessen Regiment Land und Volk Gottes, ja die ganze Welt in vollkommenem Frieden stehe. Wir sehen: Ein Herrscher, der die Weltmacht zu Boden schlägt und auf ihren Trümmern sein Reich aufrichtet, dessen Mittelpunkt sein priesterlich Volk bildet, ist der König der Zukunft nach Ps. 110; ein Fürst des Friedens, der ein Reich des Friedens über die Welt ausbreitet, ist er nach Ps. 72. Der typisch-messianische 22. Psalm aber fügt zu diesem Bilde den weiteren Zug hinzu, daß jener König zu seiner Herrschaft auf demselben Wege gelangen werde, wie der erste David, nämlich durch Kampf und Leiden.

Dieser König sitzt nun zwar auf dem Thron Jehovas als dessen Gesalbter, ebenso wie David Jehovas Thron auf Erden inne hatte; aber er ist der Sohn Davids, ein Mensch aus Davids Geschlecht. Daß sein Ursprung ein außermenschlicher sein, daß er von Gott aus in die Welt kommen werde: diese Erkenntniß findet sich im alten Testament weder in den Psalmen, noch sonst wo klar ausgesprochen. Wir gewahren nur, wie die beiden Linien heilsgeschichtlicher Thatsachen, ich meine, jene Linie, welche, so zu sagen, von oben nach unten geht, sofern Gott selbst sich herablassend in die zeiträumliche Schranke eintritt, und die andere, die sich von unten nach oben bewegt, indem er aus

Israel eine Reihe einzelner Personen zu Trägern seines Heilswerks erwählt, ich sage, wir gewahren, wie diese beiden Linien, je weiter die alttestamentliche Geschichte fortschreitet, desto mehr convergiren. Gerade die beiden Thatsachen der Entstehung des israelitischen Königthums und der Erwählung Zions, wo fortan Jehova und sein Gesalbter thronen, zeigen, wie sie sich einander entgegen bewegen. Aber zu ihrer gegenseitigen organischen Durchdringung kommt es auf alttestamentlichem Gebiete noch nicht; Gott und das Volk, Jehova und der jeweilige menschliche Träger des Heils, die göttlichen Wirkungen und die menschlichen Persönlichkeiten gehen noch nicht zu einer lebendigen Einheit zusammen. Der Zusammenschluß Jehovas und Israels in Einer Person wird erst mit dem Beginn der neutestamentlichen Heilszeit zur Thatsache und als solche erkannt und in's Wort gefaßt, wie in dem bekannten Ausspruch des Evangelisten: ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο.

Es läge namentlich im Hinblick auf den soeben ausgesprochenen Gedanken nahe, noch den 68. Ps. heranzuziehen, welcher für den Gott Israels dasselbe in Aussicht stellt, was Ps. 72 für den König Israels erbittet, oder Ps. 87, welcher Zion, die von Jehova Geliebte, als die Eine Gottesstadt preist im Gegensatz zu den Reichen der Welt, als die Stadt, welche zuletzt der Mittelpunkt der Erde wird. Aber ich muß mir's versagen, diesen Psalmen eine eingehendere Aufmerksamkeit zu schenken und bemerke nur noch, daß dieselben ebenso gut messianisch genannt zu werden verdienen, wie Ps. 72 u. 110, obgleich sie der Person des Messias nicht gedenken. Messianisch ist jeder Psalm, welcher von der Vollendung des Reiches Gottes handelt. Denn diese Vollendung fällt nach alttestamentlicher Anschauung mit der Erscheinung des Messias zusammen. Das Reich ist ohne den Messias und der Messias ohne sein Reich nicht denkbar, ohne jenes Reich, das von Israel aus die Völkerwelt umspannen soll.

Das Reich Israel, welches unter Salomo seinen höchsten Glanz entfaltet, zerfiel nach dessen Tod. In dieser Zeit der Auflösung, welche nach Gottes Absicht dazu dienen sollte, das Volk zuzubereiten für das neutestamentliche Heil, sind es die Propheten, welche den Frommen zum Trost hinausweisen in die Zukunft, in welcher auf den Trümmern des Gottesstaates ein neues Reich erstehen werde, geeinigt unter dem Regiment des verheißenen Davidssohnes. Ich gehe über die Propheten Obadja, Joel, Hosea, Amos hinweg und richte Ihre Aufmerksam-

keit sofort auf Micha und Jesaia, diese beiden durch Gleichheit der prophetischen Anschauung eng verschwisterten Propheten.

An der bekannten Stelle seines prophetischen Buchs, wo Micha darauf hinweist, daß das davidische Königshaus erst zu seinem kleinen unscheinbaren Anfängen zurückgesunken sein müsse, ehe es durch den König der Zukunft zur Herrlichkeit gelange, sagt er von letzterem, er werde aus Bethlehem kommen, fügt aber zu: Seine Ausgänge sind von längst und von je her. Wenn man diesen Worten den Sinn untergeschoben hat, der Verheißene sei ein ewiger Sohn durch unmittelbar göttliche Herkunft, so hat man übersehen, daß Ewigkeit im Gegensatz zur Zeit ein der biblischen Sprache fremder Begriff ist. Die gebrauchten hebräischen Ausdrücke bezeichnen die unvordenkliche Vergangenheit und der prophetische Gedanke ist der, daß der Herrscher, welcher schließlich aus Bethlehem hervorgehen wird, seit unvordenklich ferner und langer Zeit ausgeht und im Kommen begriffen ist. Denn da er derjenige ist, auf welchen die Geschichte der Menschheit, Israels, des Hauses Davids abzielt, so sind alle Fortschritte derselben Ansätze seines Kommens. Ist er dann erschienen, er, der zweite Sohn Isai's aus dem verachteten Bethlehem, so wird er sein Volk weiden und Friede schaffen bis an die Enden der Erde.

In dem ersten Theil des Jesaianischen Weissagungsbuchs sind es drei Stellen, welche für unseren Zweck in Betracht kommen. Die erste findet sich im 7. Cap., wo der Prophet hervorhebt, daß der Verheißene, Immanuel, seinem Volk in wunderbarer Weise geschenkt wird, daß sein Erscheinen ein so seltsames Ereigniß ist, wie das Gebären einer Jungfrau, welche von keinem Manne weiß, und daß dasselbe hineinfällt mitten in das Unheil, welches Folge der Thorheit des gegenwärtigen Hauses Davids ist. In Cap. 9 erscheint er dann, der Sohn aus Davids Haus, als derjenige, welcher aller Drangsal ein Ende macht. Es werden ihm dort vier Namen beigelegt, deren Inhalt jedoch keine neuen, über das bisher über ihn Gesagte hinausgehende Aufschlüsse giebt. Er heißt erstens ein Wunder von einem Berather. Wenn es sonst von dem König heißt, daß er der Berather seines Volkes sei, so gilt von diesem, daß er ein Wunder von einem Versorger der Seinen sei. Dieser ersten Bezeichnung steht parallel die dritte, nach welcher er ewiglich seines Volkes Vater sein wird. Die vierte nennt ihn damit den Friedefürsten, sofern seine

feindliche Macht unter seiner Regierung sein Volk beunruhigt. Befremden könnte die zweite, welche ihn starken Gott nennt, wenn wir uns nicht daran erinnerten, daß das hebräische אֵל nicht blos Name des unerschaffenen Gottes ist, sondern auch Geschöpfe bezeichnet. אֵל ist überhaupt der, welcher Macht hat. Am nächsten liegt die Vergleichung von Ps. 82. Wie es dort von den obrigkeitlichen Personen in Israel heißt, daß sie אֱלֹהִים sind, so hier von dem Davidssohn, daß er אֵל גִּבּוֹר; er trägt diesen Namen im eminenten Sinn, sofern er derjenige ist, welcher, mit gottesbildlicher Würde bekleidet, schließlich erscheinen wird, um Jehovas Willen zum Vollzug zu bringen und das Recht hinauszuführen zum Sieg. Mehr als dies liegt nicht im Bewußtsein des Propheten. Der Schriftforscher, welcher mehr hineinlegt, welcher hier eine Enthüllung des Mysteriums von der Menschwerdung Gottes findet, vermengt alt- und neutestamentlichen Standpunkt. Er meint in majorem Dei gloriam zu exegesiren und vergißt, daß Gottes höchste Glorie und tiefste Weisheit gerad darin sich kund thut, daß er das „kündlich große Geheimniß" nicht un einmal, sondern allmählich, in vollkommener Klarheit aber erst dann offenbarte, als Israel und die Welt durch seine Führung erzogen und vorbereitet war, es zu schauen und zu erfassen. Wer dann freilich wie die Apostel, Gottes Herrlichkeit schauen durfte in dem aufgedeckten Antlitz Jesu Christi, der fand, wenn er zurückblickte auf die Zeiten des alten Bundes, allenthalben den Gottmenschen, und daher erklärt es sich, daß die neutestamentlichen Schriftsteller solche alttestamentliche Aussagen, welche, heilsgeschichtlich betrachtet, nur Stufen jener Leiter sind, auf deren Spitze der Eingeborene vom Vater steht, auf diesen selbst beziehen. Ihnen gilt der אֵל גִּבּוֹר, welcher im Bewußtsein des Propheten noch nicht Jehova, der Erlöser selbst, sondern sein menschlicher Repräsentant auf Erden, der König Messias aus Davids Hause ist, als derjenige, in welchem Gottheit und Menschheit vereinigt sind, als der μονογενὴς παρὰ πατρὸς, πλήρης χάριτος καὶ ἀληθείας.

Die dritte Jesaianische Stelle, welche in diesem Zusammenhange in Betracht kommt, vergleicht den Zukünftigen mit einem Reis, welches aus dem Stumpfe des Baumes Isai's emporsprießt und zum Panier wird, welches die ganze Welt um sich sammelt. Das Königthum des Gesalbten Jehovas ersteht dann auf's Neue in der Person dessen, welcher in Gerechtigkeit, Macht und Frieden die Welt regiert.

Während es sich hier um den Sohn Davids auf dem Thron Davids handelt, um den rechten König der Zukunft, so im 2. Theil des Jesaianischen Weissagungsbuchs um den Knecht Jehovas, um den Propheten aller Propheten, welcher Gottes Heilswillen auf Erden hinausführen und damit Israels Beruf an der Welt erfüllen wird, wie an Israel selbst. Was der Prophet von diesem Knecht Jehovas zu rühmen weiß, sind nicht Thaten der Macht, sondern des helfenden Erbarmens. Das glimmende Docht löscht er nicht aus, das geknickte Rohr zerbricht er nicht; die Gefangenen erlöst, die Blinden versetzt er in's Licht — ein Heiland der Hülfsbedürftigen; aber auch von Gott gemacht zum persönlichen Gesetz der Gemeinde, zu einem Licht für die Völkerwelt. Wie an der Arbeit, so hat dieser Knecht Gottes auch Theil an dem Leiden des prophetischen Berufs; ja er leidet nicht nur, wie alle Propheten vor ihm, unter der Sünde des Gottes Gnadenrath mißkennenden Volkes; er trägt auch büßend dessen Missethat; aber wenn ihn Gott hingegeben zum Schuldopfer und die äußerste Schmach ihn hat treffen lassen, so führt er dadurch nur seinen Rathschluß hinaus; er verherrlicht seinen Knecht vor den Augen der Welt und mit ihm sein Volk. Wir sehen: der Sohn Davids, welcher im ersten Theil des Jesaianischen Buchs als gewaltiger Herrscher erscheint, der seinem Volk den Frieden giebt und die Erde schlägt mit dem Hauch seines Mundes, zeigt sich hier als der leidende und sterbende Mittler des Heils: Erst Niedrigkeit, Leiden und Kampf, dann Herrlichkeit und Herrschaft: dies Gesetz der Geschichte Israels — es bewährt sich in dem Leben desjenigen, auf welchen diese Geschichte abzielt.

Bei Jeremia findet sich die eigentlich messianische Weissagung 23, 5 f. in dem Wehe über die schlechten Hirten und 33, 14 f. inmitten der Verheißungen von Israels einstiger Wiederherstellung: „Siehe, Tage kommen — heißt es hier — da werde ich erwecken dem David einen gerechten Sproß und er wird herrschen als ein König und klüglich handeln und Recht und Gerechtigkeit üben im Lande. In seinen Tagen wird Juda Heil widerfahren und Israel sicher wohnen und dies ist sein Name, den man ihn nennen wird: Jehova unsere Gerechtigkeit" (יְהוָה צִדְקֵנוּ). Letzterer Name bedeutet nach dem Propheten nicht mehr, als daß Jehova als die Gerech-

tigkeit Israels in ihm offenbar werden wird; denn denselben Namen giebt er 33, 15 dem neuen Jerusalem als der Stadt, in welcher Jehova, der Israels Gerechtigkeit ist, seine Wohnung haben und in seiner Gnadengegenwart sich darstellen wird. Nachdem die Ungerechtigkeit der bisherigen Könige Israel und Juda in's Verderben gestürzt, so wird die Gerechtigkeit dieses dem David zu erweckenden Sprosses alles Unheil und Verderben von Juda abwenden und die Gerechtigkeit und das Heil Gottes ihm zuwenden — dies ist's, worauf der Prophet hinweisen will. Wer den Namen so versteht, daß der Messias hier Jehova genannt sei, also wahrer Gott nach der Meinung des Propheten sein müsse, und daß er unsere Gerechtigkeit genannt werde, sofern er uns durch sein Verdienst rechtfertige, der mag zwar ein guter Dogmatiker sein, aber er ist ein schlechter Hermeneut und Grammatiker.

Da die vier Stellen, an welchen Ezechiel auf den Messias zu sprechen kommt, zu dem von uns bereits gewonnenen Bilde einen neuen Zug nicht hinzufügen, so wende ich mich sofort zu Daniel und zwar zu jenem Gesicht des siebenten Capitels, aus welchem man Jesu Selbstbezeichnung als ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου herzuleiten pflegt. Nachdem sich dort dem Propheten eine Folge von vier Weltreichen unter ebenso vielen Thieren dargestellt hat, schaut er das Gericht über die Weltmacht und eine Gestalt כְּבַר אֱנָשׁ d. i. wie ein Menschensohn, welche von Wolken zu Gott getragen und mit der Herrschaft über alle Völker belehnt wird. Diese Gestalt, sagt man, ist der Messias und das neutestamentliche ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου Wiedergabe der eben genannten chaldäischen Worte. Aber es ist nicht entfernt an dem. Man macht freilich geltend, daß auch die Thiergestalten nicht nur eine bestimmte Herrschaft, sondern auch einen bestimmten Herrscher versinnbildlichen, oder daß sich kein Israelite das messianische Reich ohne dessen Herrscher zu denken vermochte. Allein mit diesen an sich richtigen Sätzen kommt man im vorliegenden Fall nicht gegen die Thatsache auf, daß Daniel selbst jene menschenähnliche Gestalt wiederholt deutet oder sich deuten läßt, ohne daß einer andern Herrschaft gedacht wird, als der des heiligen Gottes oder dem Volke des heiligen Gottes zu gebenden. Abenesra hat also ganz Recht, wenn er sagt, daß die fünfte Erscheinung das heilige Volk Israel bedeute. Den schlagendsten Beweis für die Richtigkeit dieser

Deutung bietet V. 18, in welchem, nachdem unmittelbar vorher nicht von vier Königthümern, sondern von vier Königen geredet war, dennoch nicht von einem Könige gesagt wird, der nach ihnen die Herrschaft erhalten werde, sondern von den Heiligen des Höchsten.

Die Selbstbezeichnung Jesu mit *ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου* — in welcher der Nachdruck, wie man leicht sieht, auf dem Artikel ruht, hat ihren Anschließungspunkt weder in Daniel 7, noch in Ps. 8, überhaupt nicht in einzelnen Stellen, sondern in dem die ganze alttestamentliche Weissagung beherrschenden Gedanken, daß Einer hervorsprossen werde (צֶמַח), mit welchem die Geschichte Israels, wie der Menschheit ihren Höhepunkt erreicht, gleichsam die Krone des Baumes des Geschlechts. Dieser Eine ist Jesus Christus, deshalb nicht nur *υἱὸς ἀνθρώπου*, wie jeder Mensch, sondern *ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου*.

Während man in Dan. 7 den Messias findet, wo doch nichts von ihm zu lesen ist, pflegt man ihn Dan. 9 zu übersehen, wo er ausdrücklich erwähnt wird, nämlich V. 24, laut welcher Stelle der מָשִׁיחַ נָגִיד „der Gesalbte, der Fürst" am Ende der Tage die Sünde endgültig sühnen, alle Verheißung zur Erfüllung bringen und einen allseitig gottgemäßen Stand der Dinge herbeiführen wird.

In den Nachtgesichten Sacharjas, durch welche das Volk Gottes dessen versichert werden soll, daß die Wiederherstellung des Gemeinwesens, wie sie nach dem Exil durch Josua, den Hohepriester, und Serubabel, den Fürsten aus Davids Haus, erfolgte, ein Unterpfand für die Erfüllung der großen Verheißung Israels sei, sind es zwei Stellen, welche für unsern Zweck in Betracht kommen, die eine dem dritten, die andere dem sechsten Capitel angehörig.

Laut ersterer Stelle ist Josua mit seiner Priesterschaft ein weissagendes Vorbild auf die Zukunft, auf den Knecht Gottes, den Sprößling. Gleichwie sie nämlich jetzt den Bau des Tempels leiten und das Haus Gottes herstellen, wo dann Josua als Hoheprieſter die von Gott befohlene Sühnehandlung vollziehen wird, so wird Jehova Einen kommen lassen, welcher das in Aermlichkeit und Unscheinbarkeit beginnende Werk des Tempelbaues herrlich hinausführt und vollendet. Dann wird Jehova das Allerheiligste zu einem seiner würdigen Heiligthum ausgestalten, und der Tag, wo dies geschieht, ist zugleich der rechte Versöhntag für die Sünde des Landes. Was hier auffallen

könnte, ist dies, daß, nachdem vorher von dem zukünftigen Knecht Jehovas die Rede gewesen, dann doch Jehova von sich selbst sagt, er werde die Sünde des Landes tilgen, in welchem er das rechte Heiligthum herstelle. Allein wenn ein Gegenbild des Hohepriesters Josua dann vorhanden ist, so wird es eben dieser צֶמַח, dieser Sproß sein, durch welchen sowohl der rechte Bau des Hauses Gottes, wie die Tilgung der Sünde des heiligen Landes erfolgt.

Sehen wir dann auf die andere Stelle aus dem 6. Capitel, so enthält dieselbe in der Erzählung von der sinnbildlichen Krönung des Hohepriesters Josua den Gedanken, daß der Zukünftige, welcher den rechten Tempel Gottes herstellt, König und Priester in Einer Person sein wird. Er ist's, welcher die davidisch-salomonische Herrlichkeit und Glückseligkeit wiederbringt; aber es ist eine Herrlichkeit und ein Glück, das auf der Vergebung der Sünde ruht und darum nicht hinfällig, sondern beständig ist.

Schauen wir hier den Priesterkönig, welcher die Sünde sühnt, das rechte Haus Gottes baut und in Frieden über sein Volk waltet, so stellt sich im zweiten Theil Sacharjas wiederum der Prophet dar, der Träger des Wortes Gottes. Zugleich erfahren wir, daß jene herrliche Zukunft für Israel nicht herbeikommen wird, ohne daß es zuvor durch schweres Leid hindurchgeht, durch ein Leid, das es sich zuzieht durch eine Verschuldung allerschwerster Art, sofern es jenen Hirten, der es mit Gottes Wort verwalten soll, in schnödem Undank verwirft, ja in den Tod bringt. Lernt es aber dann klagen und weinen um den Durchbohrten, erkennt es, woher sein Elend stammt, so nimmt sich Gott seiner wieder an und eröffnet ihm einen Born des Heiles, der es reinigt von Sünde und Missethat.

Der Zukünftige ist also Prophet, Priester und König in Einer Person, durch Leiden zur Herrlichkeit gelangend, und sein Volk, dessen Sünde er sühnt, zur Herrlichkeit führend. Jehova ist's, der ihn kommen läßt als den rechten Sproß. So umfassend ist das Messiasbild bei Sacharja. Einen eigenthümlichen Zug fügt Maleachi hinzu.

Maleachi ist der letzte Prophet vor der schließlichen Erfüllung der Weissagung, vor der Offenbarung des Tages Jehovas, welcher Gericht und Erlösung bringt. Da hat er denn eine Verheißung zu geben,

welche tröstlich ist für die, welche nach dem Trost Israels verlangen, aber drohend für die, welche nicht in der rechten Bereitschaft stehen. „Siehe — spricht Gott durch ihn — ich sende meinen Boten, daß er den Weg vor mir bahne, und plötzlich wird kommen zu seinem Tempel der Herr, den ihr suchet, und der Bundesbote, den ihr begehret — siehe er kommt — spricht Jehova der Heerscharen." Als der salomonische Tempel in Trümmern lag, sah Ezechiel (43, 2—7) die Herrlichkeit Jehovas zum neuen Tempel wiederkommen und denselben für ewig zur Stätte seiner Wohnung machen. Daher sagt Maleachi, auf diese Weissagung Bezug nehmend: Kommen wird zu seinem Heiligthum der Herr. Und wie die Stadt Jerusalem ihrem Untergang entgegenging, verhieß Jeremia (31, 31) einen neuen Bund, welcher nach Art des einst am Sinai geschlossenen, aber doch anders als dieser für ewige Zeiten, errichtet werden sollte. Hienach hatte man einen zweiten Mose zu erwarten, welchen Gott, um diesen Bund in's Leben zu rufen, senden werde; und Maleachi sagt dessen Zukunft mit den Worten vorher: Der Bote des Bundes — siehe er kommt. Seine Erscheinung fällt zusammen mit der Zukunft Jehovas, des Erlöser-Gottes selbst. Jehova kommt nicht anders als so, daß er einen zweiten Mose sendet, welcher ein neues, vollkommenes und ewig bleibendes Gemeinschaftsverhältniß Gottes und Israels zu Wege bringt. Voran aber geht ein Bote, welcher dem in seinem Bundesboten zu seinem Volke kommenden Gotte den Weg bereitet, ein Bote im Geist und in der Kraft Elia, mit dem brennenden Herzen und gewaltigen Geiste dieses Propheten zur Buße rufend und zur Buße lenkend, damit der in Gericht und Erlösung sich offenbarende Gott nicht etwa blos zu strafen findet. Wer da probehaltig erfunden wird, dem geht mit dieser Offenbarung die Sonne des Heils auf, ohne sich wieder zu verdunkeln.

Wir sehen, wie hier bei Maleachi die schließliche Offenbarung Jehovas zusammenfällt mit der seines Knechtes Zemach, seines Bundesboten, des andern David. Die beiden im alten Testament nebeneinander herlaufenden Weissagungsreihen, von welchen die eine sagt: Jehova kommt, die andere: Zion, dein König kommt, sie scheinen hier zusammenzuklingen in dem gewaltigen „Gott geoffenbaret im Fleisch". Das Mysterium der Menschwerdung blitzt auf, aber es ist eben doch nur das Leuchten des Blitzes, noch nicht der helle Glanz

der Sonne, welche entgegenstrahlt aus dem Angesichte dessen, welcher von sich sagen konnte: „Wer mich siehet, der siehet den Vater.“ Er ist der μεσίτης καινῆς διαθήκης, von dem Maleachi sagt, derjenige, in welchem Jehova wahrhaftig zu seinem Volke gekommen ist, weil in ihm Gottheit und Menschheit zu persönlicher Einheit verbunden sind: das Ziel, dem die alttestamentliche Geschichte entgegenstrebt und in welchem sie ihr Ende, weil ihre Erfüllung findet.

Ich stehe am Schluß meiner Aufgabe und fasse nur noch das Resultat meiner Darlegung kurz zusammen: das alte Testament zeigt uns den Zukünftigen, den Messias, 1) als den König aus dem Hause Davids, welcher, thronend zur Rechten Jehovas, von Israel aus ein Reich des Friedens über die Welt ausbreitet; 2) als den Propheten, welcher Gottes Heilsrathschluß an der Welt hinausführt, leidend durch die Sünde und um der Sünde seines Volkes willen, aber durch Leiden zur Herrlichkeit gelangend und sein Volk zur Herrlichkeit führend; 3) als den fürstlich-priesterlichen Vollender des Hauses Gottes; 4) als den Bundesboten, in welchem Gott sich offenbart, um mit seinem Volk ein neues, ewigbleibendes Verhältniß der Gemeinschaft einzugehen. Als dieser Prophet aller Propheten, Priester aller Priester und König aller Könige ist er derjenige, auf welchen die Geschichte Israels und der Menschheit abzielt, neutestamentlich geredet ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου. Daß er ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου nur sein kann, weil er υἱὸς τοῦ θεοῦ, μονογενὴς παρὰ πατρός, das ist eine Erkenntniß, die im alten Testament allmählich zu tagen beginnt, aber erst mit Beginn der neutestamentlichen Geschichte in voller Klarheit aufgeht in und mit der Thatsache: ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο.

Inwieweit ist in unseren Gemeinden Kirchenzucht zu üben?

Von Propst Groundström zu Skworitz.

Wer von uns, der sonntäglich das Wort „christliche Kinderzucht“ von der Kanzel verliest oder verlesen hört, wird nicht kräftiglich gemahnt an die liebliche Kinderzeit, besonders aber an die Episoden derselben, in welchen der Winkel oder die hinter den Spiegel gesteckte

Ruthe belehrten, daß der eigene Wille unter einen beſſeren, reſp. ſtärkeren ſich beugen mußte. Ja, das Wort Kinder-Zucht erinnert wohl meiſt an alle Strafmittel, die an Kindern gebraucht werden, um in der Erziehung zu einem Reſultate zu kommen, mit dem die Eltern und Erzieher ſich zufrieden fühlen. Aber nicht nur die Strafmittel meint das Wort Kinderzucht, ſondern vielmehr alle Momente, die zu einer vollendeten Kindererziehung gehören, unter denen oft Strafen nur die untergeordnetſte Rolle ſpielen, werden in dem Worte Kinderzucht zuſammengefaßt. — Und wiederum, wer von uns, der das Wort Kirchenzucht hört, wird nicht an alle die Mittel erinnert, die die Kirche, dieſe Erzieherin der Völker des Menſchengeſchlechtes, angewandt hat, um die Menſchen zu getreuen Bekennern ihrer Lehren zu modeln, ja, wer denkt nicht bei dem Worte Kirchenzucht an Heinrich und Canoſſa, an Inquiſition und Torquemada, an den Ne Galantuomo und den fürchterlichen Fluch, der ſich auf die Haarwurzeln, Nägel und Fingerſpitzen deſſelben erſtreckte. — Obgleich unter dem Worte Kirchenzucht im engſten Sinne die Strafen und Verfügungen verſtanden werden, die die Kirche, reſp. die einzelnen Geiſtlichen gebrauchen und treffen, um ihre Gemeindeglieder zu chriſtlichen Gliedern der Kirche zu erziehen, ſo muß das Wort Kirchenzucht wohl auch im weiteren Sinne Alles das umfaſſen, was die Kirche als Heilsanſtalt anzuwenden hat, um die Glieder derſelben zu tauglichen Mitgliedern der Kirche als Heilsgemeinſchaft zu erziehen. — Daß dieſe Mittel ſehr verſchieden an verſchiedenen Orten und Menſchen angewandt werden müſſen, iſt wohl ſelbſtverſtändlich, und ſehr wenige können nur die allgemeinen Regeln und Mittel ſein, welche in Anwendung zu bringen empfohlen werden können, da der jeweilige Stand der Bildung der Gemeindeglieder, die jeweiligen Kirchen- und Staatsgeſetze und viele andere Nebenumſtände die Kirchenzucht im engſten Sinne des Wortes bedingen.

Wie Alles, was die Kirche übt und thut, ſeinen äußerſten Grund nur in der heil. Schrift haben kann und darf, ſo führt auch die Kirchenzucht in dem beſchränkteſten Sinne des Wortes als Strafmittel für Verachtung der kirchlichen Sitte und Widerſtand gegen kirchliche Gemeinſchaft ihre Berechtigung und ihren Grund auf die heil. Schrift zurück. Wie aber die Lehren der heil. Schrift ſehr verſchieden aufgefaßt und erklärt werden und im Leben ſehr verſchiedene

Resultate hervorbringen, so ist es auch natürlich, daß die Kirchenzucht diesen allgemeinen Resultaten der kirchlichen Entwickelung unterworfen gewesen ist. Es ist nicht zu verkennen, wie in einigen Entwickelungsformen der christlichen Kirche die Kirchenzucht nur den äußeren Menschen packt, durch äußere Mittel, so zu sagen nur körperliche Mittel, auf den Geist zu wirken sucht, um das verlorene Gleichgewicht, d. h. die Autorität der Kirche wieder herzustellen, was ihr auch in vielen Fällen gelungen ist. Es ist das in den Richtungen der christlichen Kirche auch jetzt noch der Fall, wo die Kirche sich meist mit der äußeren Angehörigkeit ihrer Glieder zufrieden giebt. Aber da die Kirche hier auf Erden mehr oder weniger sich mit der äußeren Angehörigkeit ihrer Glieder zur Kirche begnügen muß, die Prüfung der Herzen dem Herzenskündiger überlassend, so ist es auch natürlich, daß die Kirchenzucht mehr durch äußerliche Mittel wirken muß, wenn nur der eine Hauptzweck, die Errettung der einzelnen Seele, stets im Auge behalten wird. Wenn wir die Kirchenzucht in der evangelischen Kirche betrachten, so müssen wir ja bekennen, daß da, wo sie existirt hat, sie so Manches aus der katholischen Kirche geerbt und überkommen hat; aber noch schlimmer ist es, wo die Kirchenzucht ganz verloren gegangen und das Kind mit dem Bade ausgeschüttet worden ist. Es ist ja nicht zu verkennen, daß die Kirchenzucht oder eigentlich die Nicht-Kirchenzucht in der evangelischen Kirche der wundeste Fleck ist und daß die mannichfachen Klagen, namentlich aus Deutschland her, über den Verfall der Kirchenzucht ihre Berechtigung haben. Aber ob nicht doch, selbst wo am meisten über den Verlust gesetzlich geregelter Kirchenzucht geklagt wird, noch ein Rest von Kirchenzucht in der Hand des jeweiligen Pastors resp. Kirchenraths vorhanden ist, welcher sie nach seiner Ueberzeugung ausübt und der die Gemeinde sich willig fügt?

Am strengsten ist die Kirchenzucht geübt worden und gesetzlich am meisten geregelt ist sie in den evangelischen Ländern gewesen (leider gewesen), wo Kirche und Staat am innigsten verbunden waren; sobald aber da die kirchliche Gesetzgebung Façon hineingebracht worden ist, ist es auch sogleich zu merken, daß Gesetze über Kirchenzucht herausgebracht worden sind. Es ist ganz so, als wenn Diejenigen, die dem Vater die Ruthe aus der Hand winden, vergessen, daß die, also von der strafenden Hand des Vaters Befreiten, der strafenden Hand des

Büttels anheimfallen, es sei denn, daß vollständige Strafloſigkeit, mithin Zuchtloſigkeit, hereinbreche.

Am ſtrengſten iſt die Kirchenzucht und am conſequenteſten durchgeführt worden in den ſkandinaviſchen Ländern; es iſt faſt unglaublich, wie die weltlichen Geſetze in Allem ihre Hand und Handreichung den kirchlichen Forderungen bieten. Baelter beginnt ſeine geſchichtliche Darſtellung der Kirchenſtrafen mit den Worten: Soll Chriſti Gemeinde recht auferbaut werden, ſo muß ſie auf zwei Pfeiler gegründet werden! 1) den Gebrauch des reinen Wortes Gottes und der unverkürzten Sacramente, und 2) eine gebührliche Kirchendisciplin. Stürzt man dieſen zweiten Pfeiler, ſo verfällt auch der erſte bald und die Gemeinde geräth in eine unverbeſſerliche Unordnung. Unſere angeborene Unſtätigkeit und unbändige Natur muß oft zu ihren Pflichten zurückgeleitet und in denſelben durch einen Act äußerer Strafe erhalten werden. Wenn wir uns außerdem erinnern, daß die chriſtliche Kirche eine Gemeinſchaft iſt, und daß eine ſolche nicht ohne Ordnung beſtehen kann 1 Kor. 14, 40, ſo müſſen wir zugeben, daß ihr die Macht und das Recht zukommen, gewiſſe Geſetze gegen ihre ungehorſamen Glieder zu erlaſſen. Ohne ſolche Geſetze kann ſie unmöglich Friede und Eintracht innerhalb ihrer Gemeinſchaft haben. Matth. 18, 15—17; Matth. 16, 19; Joh. 20, 23; 1 Kor. 5, 6; 2 Kor. 2, 6—8; Röm. 16, 17. 18; 2 Kor. 6, 14; 2 Theſſ. 3, 6; 1 Tim. 1, 18; 1 Tim. 6, 3; 2 Tim. 2, 17; 2 Tim. 3, 1; 2 Tim. 4, 2; Tit. 1, 9; Tit. 3, 10—11; 2 Joh. 7.

Sagt doch Vater Luther in Veranlaſſung dieſer Bibelſtellen: „Dieſe und dergleichen Sprüche ſind Gottes, der höchſten Majeſtät unwandelbarer Wille, Decret und Meinung; dieſelben zu ändern oder nachzulaſſen und aufzuheben, haben wir keine Macht, ſondern ernſten Befehl, daß wir mit allem treuen Fleiß darüber halten ſollen, ungeachtet einiger Menſchen Anſehen oder Gewalt; und ob der Bann im Papſtthum ſchändlich mißbraucht und eine rechte Stockmeiſterei geweſen iſt, doch ſollen wir ihn nicht fallen laſſen, ſondern recht brauchen, wie es Chriſtus befohlen hat, zur Beſſerung und Erbauung der Kirche, nicht Verwüſtung und Tyrannei damit zu üben, wie der Papſt damit gethan hat.“

Die Strafen, welche laut ſchwediſchen kirchen- und ſtaatsgeſetzlichen Beſtimmungen feſtgeſtellt waren, waren außer Verwarnungen vor

dem Pastor, dem Kirchen-Vorstande, dem Patrone und schließlich dem Consistorio auch Geldstrafen, Arbeiten zum Besten der Kirche, Sitzen auf einer schwarzen Bank in der Kirche, Stecken im Fußblock im Kirchen-Vorhause. Ausschließung aus der Gemeinde und von dem heil. Abendmahl scheinen weniger im Gebrauch gewesen zu sein.

Auf dem Kirchentage zu Oerebro 1529 wurde beschlossen: Di-poenitentiarii mögen die Strafe geben, die sie für die nützlichst halten und mögen die Strenge gegen Todtschläger und andere Missethäter gebrauchen, da man siehet, daß das weltliche Schwert oft darnieder liegt und nicht seinen Gang hat, wie es sollte.

Sonst waren Gegenstände der Kirchenzucht: wenn Gemeindeglieder in einer offenbaren und Allen wissentlichen Sünde und Laster fortlebten, aber doch nicht gleich darum von dem weltlichen Gesetze belangt werden konnten, ferner Uneinigkeit der Gatten, Fluchen, Sabbathsschändung, Versäumniß des Gottesdienstes, des Erlernens des Christenthums, Versäumniß der Eltern, ihre Kinder lesen und ihren Katechismus zu lehren, Ungehorsam der Kinder, verspätetes Kommen zur Kirche 2c. Hierbei war angeordnet, wenn die Kronsbeamten lässig waren, die Schuldigen zu bestrafen und hierin nicht den Predigern behülflich wären, so komme es dem Landeshauptmann (Gouverneur) zu, sie dazu anzuhalten, und in der Gouv.-Instr. vom 4. November 1734, § 4, heißt es: „Der Landeshauptmann soll den kirchlichen Autoritäten die Hand reichen zu allem Dem, was gute Ordnung und eine rechte Kirchendisciplin befördert und dazu nützlich und dienstlich ist, so daß in der Gemeinde Gottes Alles schicklich, löblich und wohl hergehen mag." Auch das Ausbleiben vom Genuß des heil. Abendmahls wurde durch wiederholte Warnungen und schließlichen Bann bestraft. Einige Strafbestimmungen mögen noch specificirt folgen: „Diejenigen, welche zu spät in die Kirche kommen und vor Beendigung des Gottesdienstes weggehen, zahlen in der Stadt jedesmal 72 Kop. S. Strafe und auf dem Lande 48 Kop., welche Strafgelder verdoppelt werden, wenn die Schuld sich wiederholt (17. October 1687). Nichtunterweisung der Kinder 96 Kop. S. Diejenigen, welche ohne gesetzliche Ursachen nicht bei den sog. Hausverhören erscheinen oder ihre Hausgenossen verhindern, bei denselben zu erscheinen, zahlen für sich selbst 6 Kop. S. für jedes ihrer Kinder oder für ihre Dienstboten 3 Kop., welche Strafe beim Wiederholungs-

alle verdoppelt wird; Diejenigen, welche die Bischofsvisitationen versäumen, 48 Kop., Kinder und Dienstboten 24 Kop. S.; dieselbe Strafe gilt bei Propstvisitationen (19. Mai 1693, 17. December 1697). Ja auf dem Reichstage zu Oerebro im Jahre 1617 hatten die Bischöfe unter anderen Beschlüssen, betreffend die Kirchenstrafen, auch folgenden gefaßt: grobe Sünder, welche durch die Obrigkeit von der Todesstrafe befreit wurden, mußten bei ihrer Kirchenbuße außerhalb der Kirchenthüre mit entblößtem Rücken und einer Ruthe in der Hand stehen, wenn die Leute aus der Kirche gingen.

Zwei sehr oft in Anwendung gekommene Buß- und Besserungsmittel waren der Stock oder sogenannte Fußblock und das Sitzen auf der schwarzen Bank mitten auf dem Kirchengange, in der Nähe des Altars. Diese letztere Procedur wurde mit Denen vorgenommen, die sich schon mit der Gemeinde ausföhnten und in ihre Gemeinschaft wieder aufgenommen wurden. Der Fußblock, ein 10 Werschok dicker, 1 Faden langer, gespaltener Balken mit drei paar Löchern für die Füße, für 3 Delinquenten gleichzeitig bestimmt, stand im Kirchenvorhause mit einem Brette auf zweien Holzklötzen, als Bank dienend, und hat sich sehr lange erhalten. Noch in den dreien Kirchen, die zu dem Kirchspiele meines Vaters gehörten und in denen ich zuerst geprebigt habe, standen solche Blöcke im Vorhause, und nur mit einer ungeheuren Scheu ging oder vielmehr schlüpfte ich als Knabe in die Kirche den unheimlichen Klötzen vorbei, und dieses gruselnde Gefühl bemächtigte sich gewiß aller frommen Kirchengänger beim Anblicke dieser Zuchtmittel. Daß diese Fußblöcke nicht nur zur Zierde da waren, sondern auch manchmal gebraucht wurden, beweist ein Proceß, der im September 1834 zwischen dem Ortspastor und dem nächsten Gutsbesitzer geführt wurde, in welchem letzterer sich unter Anderm beim Consistorio beklagt, daß ein Klotz bei der Kirche wäre, in den er, der Ortspastor, Menschen, die blos Glieder seiner Gemeinde sind, eigenmächtig schließen lasse. Gottes Tempel sei doch wahrlich kein Zuchthaus. — In der Erklärung an die Behörde schreibt der Pastor: „Was den Klotz betrifft, dessen der Herr Oberste erwähnt, so ist er in allen Landgemeinden unter dem Namen Fußblock eingeführt; Niemand wird in denselben eigenmächtig eingeschlossen, sondern von dem Prediger mit Zuziehung der Kirchensechsmänner und der Gemeindeältesten werden Gemeindeglieder für unsittliches Betragen, für eigenwillige öftere Versäumniß

des Gottesdienstes, der Dorfkatechisationen u. s. w. dazu verurtheilt. Diese Strafe ist mehr als eine väterliche Züchtigung zu betrachten, und wie wohlthätig sie auf die Sittlichkeit wirkt, ist daraus zu ersehen, daß sie zuletzt vor sechs Jahren hier vollzogen ist." — O tempora, o mores! — Dieses wohlthätige Mittel wurde aber in Folge dieses Processes auf Befehl Consistorii zum Feuertode verurtheilt und bald darauf öffentlich verbrannt. Die Alten äußerten ihr Beileid, die Jugend freute sich. Geschehen anno salutis 1834.

Es ist aus allen diesen speciellen Bestimmungen über Ort, Art, Zeit und Gegenstand der Kirchenzucht mit wiederholten Anweisungen der weltlichen Behörde, den kirchlichen Autoritäten hülfreiche Hand zu leisten, zu ersehen, daß es der skandinavischen Kirche und dem Staate Ernst mit der Kirchenzucht war. Und wie viel haben wir von derselben nach? — Gott sei Dank, aber auch Gott sei's geklagt, wenig; nur ein Paar dürftige Paragraphen im Kirchengesetze, die mehr Wünsche als Gesetze ausdrücken. Auch ist bei uns sehr wenig möglich durchzuführen, ohne Gemeindeglieder zu verlieren, oder in ärgerliche Processe zu gerathen; und doch wäre ja so Manches zu wünschen. Das Vorgehen des einzelnen Pastors ist nicht rathsam, obgleich es jetzt die einzige Art ist, Kirchenzucht zu üben. Soll doch ein sonst sehr gutmüthiger Pastor ungelehrige, unwissende Confirmanden Lehm treten lassen. Es wäre also nur noch übrig, zu erörtern, welcher Art die jetzt zu übende Kirchenzucht sein sollte. Bei einer vom Staate völlig unabhängigen Kirche wäre die Kirchenzucht folgendermaßen auszuüben: Die Gemeinde ist als eine völlig geschlossene zu betrachten, in der jedes Mitglied es als das höchste Heil für die Seele hienieden und als Vorbereitung zum Empfange des ewigen Heils jenseits betrachten muß, zur Gemeinde zu gehören. Ein Glied, das die Verpflichtungen innerhalb der Gemeinde, Gottes Wort zu lernen, zu hören und zu bewahren, d. h. im Leben anzuwenden und die heiligen Sacramente zu genießen, nicht erfüllt, fällt der Kirchenzucht anheim. Diese besteht 1) in der Entziehung der Gemeinderechte. Da die Nichterfüllung der Gemeindepflichten als Hauptursache und Wurzel den Unglauben hat, besteht die erste Strafe darin, daß der der Kirchenzucht Anheimgefallene in keiner Gemeindesache das Recht hat, mitzusprechen (Zacharias' Unglaube wurde mit Stummheit bestraft). Solches muß ihm von dem Gemeindeältesten mitgetheilt werden.

Geht er in ſich, — ſo iſt eine Seele gewonnen, wenn nicht, ſo wird ihm das Recht entzogen, als Pathe zu fungiren, als Zeuge beeidigt zu werden; erfolgt keine Beſſerung — 2) Ermahnung vor dem Gemeinderath (wenn er ſich einſtellt), und 3) Ausſchließung aus der Gemeinde, bei welcher er ferner nichts mehr zu ſuchen hat, bis er mit Buße und Beſſerung ſich bekehrt.

Mit ſehr richtigem Takte hat unſer Kirchengeſetz den wenigſtens einmaligen Beſuch des heil. Abendmahls im Jahre als äußeren Maßſtab für die Angehörigkeit zur Gemeinde angedeutet. Entzieht er ſich längere Zeit dem Beſuche der Kirche und dem Genuſſe des heil. Abendmahls, ſo muß ſeine Zugehörigkeit zur Gemeinde ſchon ſehr in Zweifel gezogen werden.

Sündigt ein Gemeindeglied gegen Gottes Wort und die 10 Gebote am Fleiſche, ſo iſt auch das Gemeindeglied daran zu ſtrafen; mit Geld, Entziehung der Freiheit u. ſ. w. — hier aber ſtößt die Gemeinde mit dem Staate zuſammen, und erweiſt ſich als verbunden mit demſelben zum Heile des ganzen Menſchen, aus Leib und Seele beſtehend. — Hier zeigt die chriſtliche Lehre ſich als Erzieherin des Menſchen nicht nur hauptſächlich zum Genuſſe der einſtigen ewigen Seligkeit, ſondern als Vorbereitung zu derſelben, dieſes irdiſche Leben nach Gotteswort einzurichten. Da ſtellt ſich denn die zwar ſehr wohlklingende Phraſe „freie Kirche im freien Staate“, wie ſo manches wohltönende Wort, eben nur als Phraſe dar, der im praktiſchen Leben kein Gehör zu ſchenken iſt, da die logiſchen Folgen, die im Leben aus dieſen Principien hervorgehen müſſen, nicht zur geſunden geiſtleiblichen Entwickelung des Menſchen führen, ſondern in ein Labyrinth von Verwickelungen hineinſtoßen, die ein ruhiges, gottſeliges Leben nicht hervorbringen können. Und dieſes führt uns ſchließlich zu der Art Kirchenzucht, die am ſchärfſten und nothwendigſten gehandhabt werden muß, nämlich der Zucht, die die Kirche an ſich ſelber, d. h. an ihren Trägern üben muß. Nicht ſei es erlaubt, allerlei Winken, Geiſtesrichtungen und allerlei Liebhabereien in Wort und Lehre, in Bekenntniß und Lehrweiſe zu folgen. Iſt es doch die Maſſe und Menge von Geſangbüchern und Katechismen, von Agenden und Lehrbüchern, und namentlich die Erlaubniß, einem Jeden zu folgen, was ihm gut dünkt, — das die Menge verwirrt und zerſplittert. Bewahrt und verwahrt das Feuer und das Licht, und laßt es nicht unnütz

brennen und verbrennen. Je strengere Zucht man an sich selbst übt, desto weniger Zucht braucht man an den Pflegebefohlenen zu üben, denn die beste Zucht ist die Zucht des festen, ruhigen, demüthigen und gläubigen Geistes. — Schließlich erlaube ich mir folgende Thesen zu stellen:

1) Bis zur Confirmation decken sich Kinderzucht und Kirchenzucht.
2) Was die Kirche bei der Kinderzucht verabsäumt, daran hat sie später schwer zu büßen und zu tragen.
3) Es ist nicht gut, wenn die Kirche ihrer Pflicht nicht eingedenk ist, daß die von ihr verrichtete Taufe unumgänglich auch die Belehrung der Täuflinge seiner Zeit voraussetzt.
4) Die Kirchenzucht wird an geistleiblichen Wesen, an Menschen ausgeübt, und ist in Folge des entweder geistlichen oder leiblichen Vergehens in einer geistlichen oder leiblichen Strafweise auszuüben.
5) Der Bildungsgrad des Kirchenzuchtobjectes bedingt die Art der Strafe; auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.
6) Die Kirchenzucht besteht in Entziehung der Gemeinderechte.
7) Bei Verhängung der Kirchenzuchtstrafen dürfen nur offenbare Thatsachen in Betracht kommen; de occultis ecclesia non judicat. Die Herzensrichtung zu beurtheilen, muß dem Herzenskündiger überlassen werden.
8) Ohne Kirchenzucht ist kein Gemeindeleben möglich.
9) Die Ausübung der Kirchenzucht wird bedingt durch die äußeren Verhältnisse, in welchen die Kirche im Staate sich befindet.

II.

Kirchliche Nachrichten und Correspondenzen.

Helsingfors. [Eine finnische Stimme über das Jahresfest der Leipziger Mission 1878.] Professor Hermann Råberg hat sich im fünften Hefte des Jahrgangs 1878 der von ihm herausgegebenen „Tidskrift för Theologie och Kyrka" ausführlich über

s von ihm in jenem Jahre besuchte Leipziger Missionsfest und die
f demselben empfangenen Eindrücke ausgesprochen. So wenig wir
m gar zu einseitig rigoristischen Urtheil des Verfassers beistimmen
nnen, scheint es uns doch wichtig, unsere Leser mit dieser Kundgebung
s unserer finnischen Schwesterkirche bekannt zu machen, und wir
ssen daher in Folgendem die mit Genehmigung des Verfassers uns
undlichst eingesandte Uebersetzung des betreffenden Artikels um so
bedenklicher erscheinen, als wir in der glücklichen Lage sind, dem-
ben sofort eine Entgegnung beifügen zu können, welche er von
eiten des Herrn Pastor Nölting in St. Petersburg gefunden hat,
r nicht blos auf Grund langjähriger Erfahrung, sondern auch um
zwillen, weil er noch in diesem Jahre an dem betreffenden Feste
eilgenommen hat, als competenter Gewährsmann angesehen wer-
n kann.

Der Bericht lautet also:

Die Pfingstwoche ist in dem evangelischen Deutschland besonders
sten und Zusammenkünften kirchlich religiösen Charakters gewidmet.
ese Feste sind ohne Zweifel charakteristische Gelegenheiten, bei
nen der in jenem Lande herrschende religiöse Geist, mächtig hervor-
retend, seine wahre Art und Natur zeigt, und wir nehmen uns die
eiheit, hier einige Schilderungen des in Leipzig im vorigen Sommer
78 den 11.—13. Juni abgehaltenen Missionsfestes zu geben.

Leipzig bildet bekanntlich einen der Mittelpunkte der bekenntniß-
uen lutherischen Kirche in Deutschland.

Die theologische Facultät seiner Universität genießt ein hohes
nsehen wegen Gelehrsamkeit und Kirchlichkeit, und von derselben sind
sgegangen, und gehen noch fortwährend mächtige Impulse zur
weckung theologisch wissenschaftlichen Lebens in verschiedenen Thei-
n der evangelisch-lutherischen Kirche aus. Auch die Arbeit für die
ßere und innere Mission hat unter den Vertretern der theologischen
issenschaft Lehrer und eifrige Vorkämpfer. Die Missionsgesellschaft
Leipzig ist in vieler Hinsicht verschieden von den übrigen Gesell-
aften gleicher Art im evangelischen Deutschland. Ihr Arbeitsfeld
Ostindien. Die eigenthümliche Cultur dieses Landes fordert von
n dort arbeitenden Missionären eine höhere Bildung; daher stellt
e Gesellschaft an ihre ausgehenden Arbeiter verhältnißmäßig hohe
issenschaftliche Forderungen: sie werden nur nach dem bei der Uni-

versität abgelegten theologischen Candidaten-Examen und einer auf Grund desselben im Missionsinstitute empfangenen besonderen Ausbildung für den Missionsberuf ausgesandt. Die Leipziger Mission hat in ihrem ganzen Wesen einen gewissen aristokratischen Charakter. Sie wird nicht eigentlich vom Volke getragen, denn die große Masse der Mitglieder der sächsischen Kirche scheint auf überwältigende Weise von der religiösen Gleichgültigkeit ergriffen zu sein, die die protestantischen Gebiete Deutschlands verheert und die die Zukunft des evangelischen Christenthums in diesem Lande mehr als düster macht. Es ist die Geistlichkeit und es sind die confessionell gesinnten Theologen, welche die Mission mit Interesse umfassen und die Mittel einsammeln, durch welche ihre Arbeit möglich gemacht wird. Daher ist das Missionsfest der Leipziger Gesellschaft auch kein Volksfest; auch dieses trägt, gleich wie die Gesellschaft, einen aristokratischen Charakter, der demjenigen so ungleich ist, welcher gleichartige Feste in den evangelischen Kirchen des Nordens auszeichnet.

Am 11. Juni Abends versammelten sich die Missionsgäste zur gegenseitigen Begrüßung im „Evangelischen Vereinshaus.“

Nach deutscher Sitte begrüßte man sich beim gemeinsamen Einnehmen des geliebten Nationaltrankes, des Bieres, welches bei Zusammenkünften von Deutschlands „Gläubigen“ ebenso unentbehrlich wie bei jeder anderen Versammlung in diesem Lande ist. Die Stimmung der Festgäste schien dem ungewohnten Fremdling recht ausgelassen, besonders wenn man mit derselben den tief niederschlagenden Zustand vergleicht, welcher so ungebrochen in den Gemeinden herrscht, deren Hirten hier zusammenkamen, um sich gegenseitig zur fortgesetzten Arbeit an der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden aufzumuntern. In dem großen und geschmackvollen Saale, der zum Vereinshause gehört, hielt zu gleicher Zeit der evangelisch-lutherische Central-Verein für die Judenmission seine General-Versammlung. Eine kleine Anzahl der angekommenen Festreisenden nahm an derselben Theil; während die meisten unter lautem Gespräch in den Seitengemächern zerstreut waren, lauschte ein äußerst kleiner Kreis von Zuhörern den bei der General-Versammlung der Judenmission gehaltenen Vorträgen, von denen derjenige des Professors F. Delitzsch über die im Druck befindliche 2. Auflage der von ihm geschriebenen Uebersetzung des neuen Testaments in's Hebräische ein besonderes In-

treffe darbot. — Als ein bezeichnender Zug mag bemerkt werden, daß eine deutsche kirchliche Zeitung, welche die General-Versammlung bespricht, den undichten Kreis der Theilnehmer „eine stattliche Anzahl" nennt. Der verlesene, recht lange Jahresbericht enthielt keine besonderen Beweise günstiger Resultate der Wirksamkeit des Vereins. Die Einrichtung einer Herberge für jüdische Proselyten in Erlangen war die einzige bemerkenswerthe Maßregel, die im Jahre getroffen war. Nach dem Schlusse der General-Versammlung dauerte das Beisammensein der Missionsgäste noch bis spät in die Nacht. Ein Fremdling, der aus einem so entlegenen Lande, wie Finnland, die kirchlichen Zusammenkünfte in Deutschland besucht, muß mehr als oft über die geographische Unwissenheit erstaunen, welche in den theologisch gebildeten Kreisen der lutherischen Kirche Deutschlands herrscht. Unter den versammelten Festgästen sah man mehrere der hervorstehenden Lehrer aus der evangelisch-lutherischen Kirche Deutschlands, deren Namen auch bei uns gekannt sind und deren Schriften mit Achtung gelesen werden. Hier war der greise Dr. Ahlfeld, Dr. Besser, Verfasser der weit verbreiteten und mit Erbauung gelesenen praktischen Auslegungen der Schriften des neuen Testaments, u. a. m. Für die Mehrzahl dieser Männer war Finnland mit seinen kirchlichen Verhältnissen eine „terra incognita." Einige glaubten Helsingfors in der Nähe von Kopenhagen gelegen. Andere hatten die Vorstellung, daß Finnland keine eigene Universität besäße, sondern seine Söhne nach Christiania in Norwegen zum Studiren sende. Diese Unbekanntschaft mit unserem Lande scheint in der That unbegreiflich, besonders wenn sie bei Predigern der lutherischen Kirche vorkommt, von der unsere finnische Kirche einen gewiß nicht unbedeutenden Bruchtheil bildet; sie hat aber ihren Grund und ihre Erklärung in der, in den kirchlichen und theologischen Kreisen Deutschlands herrschenden Vorstellung, welche die lutherische Kirche in Deutschland als identisch mit der lutherischen Kirche überhaupt ansieht; man will nicht den übrigen Landeskirchen eine Bedeutung für die religiöse Entwickelung und das geistliche Leben zuerkennen. Wenn diese Anschauung berechtigt wäre, würde es wahrlich betrübend um die Kirche stehen, welche den Namen des großen Reformators trägt.

Der beklagenswerthe Zustand in Deutschlands protestantischer Kirche müßte gewiß geeignet sein, jede hochmüthige Ueberschätzung derselben zu brechen, aber die der deutschen Nation eigenthümliche

Anschauungsart, welche sich lieber in lauter Abstractionen als in der Wirklichkeit bewegt, macht sich auch in den theologischen und kirchlichen Kreisen geltend. Man ist stolz über die vielen Bücher, welche die Männer der deutschen evangelischen Kirche jährlich in die Welt aussenden, und man sieht dieses als ein lebendiges Zeugniß vom Vorhandensein der wirklichen Kirche an; während religiöse Gleichgültigkeit in den Gemeinden herrscht und die Kirchen leer stehen, sammelt man Mittel für die äußere und innere Mission, und sieht in diesen zusammengebrachten Summen Früchte eines lebendigen Glaubens, und man ist stolz über diese Manifestationen des Reiches Gottes auf Erden. Das Missionsfest in Leipzig bezeugte in mehr als einer Hinsicht eine derartige Anschauung. — Am Dienstag, den 12. Juni, Morgens, riefen die Glocken der St. Nikolaikirche die Missionsfreunde zum Gottesdienste. Aber die Anwesenden füllten bei Weitem nicht die geräumige Kirche; nur ungefähr die Hälfte der Sitzplätze im Schiffe der Kirche und auf den Chören war eingenommen. Die Versammlung bestand größtentheils aus Predigern mit deren Familien und Personen der gebildeten Klassen; nur hier und da sah man einen Mann oder ein Weib aus dem niederen Volke. Gedruckte Psalmen wurden an die Versammelten ausgetheilt, und bald ertönte der von der Orgel meisterhaft begleitete Gesang mächtig durch das hohe Gewölbe. Die Festpredigt wurde über Epheser 3, 8 von einem Pastor Böttcher aus Sachsenburg gehalten. — Im Allgemeinen ist die Predigt in der evangelischen Kirche in Deutschland in formeller Hinsicht meisterhaft. Gegen deren Texttreue ist nichts anzumerken, und auch der Vortrag zeichnet sich durch Leben und eine gewisse Kraft aus; — sie ist vor Allem „Kunstrede"; und doch läßt sie oft genug den Zuhörer ziemlich unberührt. Sie bietet durch ihre abgerundeten Perioden, ihre gut angewandte rhetorische Bildersprache dem gebildeten Zuhörerkreise einen ästhetischen Genuß; doch volksthümlich ist sie nicht. Sie entbehrt oft jene einfache Kraft, jenen zum Gewissen sprechenden erweckenden und strafenden Ernst, jenen Eifer für die wirkliche Erbauung des Reiches Gottes, welcher, wenn selbst die Form mangelhaft ist, nie verfehlt, in's Menschenherz zu dringen, und in einer religiös gleichgültigen Zeit einen Kreis von Zuhörern um das Wort Gottes sammelt und oft ganze Volksmassen ergreift, und von der Wahrheit des verschmähten Gottesreiches überzeugt. Wo aber diese

Kraft, dieſer eifrige Ernſt fehlt, da wird dem verkündeten Worte die Spitze abgebrochen, und dieſes Wort dringt weder tiefer in die Gewiſſen, noch weiter in's Volk. Wir glauben, daß es beſonders der Mangel der deutſchen Predigt an Volksthümlichkeit und eifernden Ernſt iſt, welcher die große Maſſe der deutſchen Nation ſo unkirchlich und geiſtlich todt gemacht hat. Wohl hat die deutſche Kirche in unſerem Jahrhundert beſeſſen und ſie beſitzt auch noch volksthümliche Prediger, z. B. den heimgegangenen Ludwig Harms und auch den bekannten, noch lebenden Prälaten Kapff u. A.; und wo dieſe Art der Predigt ausgeübt wird, da ſtehen die Kirchen nicht leer, da weckt das brennende Salz des Gotteswortes das todte Gebein zum Leben und ſammelt Schaaren demüthiger Jünger um das Kreuz Chriſti. Doch dieſe Art der Predigt hat keine weitere Verbreitung gefunden, ſowie auch der Geiſt des Eifers, der ihre Vorausſetzung bildet und ihr die hinreißende Kraft verleiht, nicht der herrſchende unter den Dienern der Kirche iſt. In den Seminarien, wo die werdenden Prediger geübt werden, herrſchen vorzugsweiſe dieſe homiletiſchen Kunſtgriffe, dieſe glatte, reine Form, die, in ſich ſelbſt gewiß verdienſtvoll, doch ſo leicht eine lebensloſe Einkleidung für eine nur officiöſe Verkündigung der chriſtlichen Lehre, ohne das feurige Salz, welches jedes Gott dargebrachte Opfer heiligen muß — werden kann. Das deutſche Volk verſteht oft nicht ſeine Prediger, und dieſe verſtehen nicht immer das Volk, und daher ſtehen die Kirchen leer und die getauften Gemeindeglieder hören auf andere Lehrer, welche ſie auf die Wege des Unglaubens und der Sittenloſigkeit führen. — Auch die Feſtpredigt in der Nikolaikirche in Leipzig am 12. Juni war ein formelles Meiſterwerk, doch wir vermißten auch in ihr dieſe volksthümliche Verkündigung von „Sünde und Gnade", die der Kern jeder chriſtlichen Predigt ſein ſollte. Man ging von der Vorſtellung aus, daß dieſe Verſammlung eine wirklich chriſtliche Gemeinde ſei; man ſtellte dieſelbe faſt wie eine kämpfende Märtyrerkirche mitten im Unglauben der Zeit dar, ohne ſich jedoch deſſen klar bewußt zu ſein, daß die Repräſentanten der chriſtlichen Wahrheit, welche in einer Zeit des Abfalls für die Ausbreitung des Reiches Gottes arbeiten, vor Allem zuſehen müßten, daß „das Licht in ihnen ſelbſt nicht Finſterniß werden möge", und darum auch bei ihren Freudenfeſten das Bekenntniß ihrer

Sünde ablegen und zu einem treueren Gebrauche der freien Gnade Gottes in Christo ermahnt werden müßten.

Nach dem Schlusse der Predigt erschallte wieder mächtig der Gesang und darauf gab der Missionsdirector Harbeland eine Uebersicht der Missionsarbeit in Ostindien und der Einkünfte der Mission im verflossenen Rechenschaftsjahre. Er leitete seinen Vortrag durch Paul Gerhard's Worte ein:

„Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt dir's nicht,
Dein Thun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht."

Das Wort wurde auf die Mission und die in deren Dienste im vergangenen Jahre gewonnenen Erfahrungen angewandt. 897 Hindus waren im Laufe des Jahres getauft worden und die Einkünfte der Mission in derselben Zeit betrugen 270,000 Reichs-Mark. Diese Zahlen boten dem Redner Veranlassung, beim Schlusse seines Rechenschaftsberichts auszusprechen: „Gottes Wege sind eitel Licht. Er wird sein Werk nicht übergeben, möchten wir nur treu bleiben."

Auch dieser Bericht war nicht ohne eine gewisse Selbstzufriedenheit; auch er stellte die festfeiernde Versammlung wie eine lebende Manifestation des Reiches Gottes dar. — Um die Mittagszeit war eine gemeinsame Festmahlzeit im großen Saale des Schützenhauses angerichtet, und da gerade diese Gelegenheit uns charakteristisch erschien, erlauben wir uns dieselbe zu schildern. Schon der Versammlungsort, sowie die Anrichtungen zeigten, daß diese Mahlzeit nicht für die Missionsfreunde der niederen Classen bestimmt war. Wenn man den reichen Tisch sah, den von Luxus und Schmuck schimmernden Saal, wo bei anderen Gelegenheiten im Laufe des Jahres die reicheren Einwohner des genußsüchtigen Leipzig sich zu scheinbar oder wirklich ästhetischer Weltfreude zu versammeln pflegen, — wurden die Gedanken unwillkührlich auf die einfachen gemeinsamen Mahlzeiten bei unsern Missionsfesten im Norden gelenkt, wo Hoch und Niedrig, Reich und Arm dieselben einfachen Speisen einnimmt, nicht um zu schwelgen, sondern um eine längere Zeit unter dem freien Sonnenhimmel um Gottes Wort ungestört versammelt sein zu können. Die Ungleichheit war gar zu sehr in die Augen fallend. Hier sah man keinen einzigen Mann oder Weib aus dem Volke selbst, denn die reiche Mahlzeit war ihnen allzu theuer, und diese ganze Gelegen-

heit ſchien dem ungewohnten Fremdling in mancher Hinſicht wunderbar. Wir lutheriſchen Chriſten im Norden fordern, und das mit Grund, daß Ernſt dort herrſchen ſoll, wo gläubige Menſchen zuſammenkommen. Wir fordern, daß die Gegenwart des Herrn dieſe Gelegenheiten durchdringe, dort eine geheiligte Stimmung bewahre und allen unpaſſenden Scherz, allen wirren Lärm ausſchließe. So war es hier nicht. — Man aß und trank, man hielt Reden, ſprudelnd von Witz und Scherz, belohnt von lauten Lachſalven; man theilte aus und „nahm Preiſe“ von einander und während allem dem ſang man mit Orcheſterbegleitung Pſalmen und geiſtliche Lieder. Ein heftiges Gewitter zog zu gleicher Zeit über Leipzig hin; ſtarke Donnerſchläge erſchallten mächtig, und bildeten ein eigenthümliches Intermezzo in dieſer charakteriſtiſchen Feſtſtimmung. Dieſe Miſchung von äußerlichen Andachtsübungen und unheiligem, wirrem Lärm ſchien dem ungewohnten Fremdling wie eine ärgerliche Carricatur chriſtlichen Umgangslebens, und die ausgelaſſene, laute Freude in dieſer Feſtverſammlung erſchien um ſo mehr wie ein ſchneidender Mißton, wenn man von dieſer ſiegesfreudigen Verſammlung den Gedanken auf die tiefe Noth, die zerreißende Verwirrung lenkte, welche in der Kirche herrſchen, deren edelſte Repräſentanten hier verſammelt waren, und welche zur Heilung vor Allem ein lebendiges, nicht blos in Worten, ſondern in Kraft und Leben abgelegtes Zeugniß von der Wahrheit des Evangeliums Chriſti brauchen würden. So war dieſe gemeinſchaftliche Mahlzeit in Wahrheit eine bemerkenswerthe Aeußerung der Art der Geſinnung in den Kreiſen Sachſens, wo die Arbeit an der Ausbreitung des Reiches Gottes betrieben wird. Am Nachmittage hielt die Geſellſchaft ihre General-Verſammlung. Ihre Verhandlungen hatten dieſes Mal daher ein beſonderes Intereſſe, weil hier ein Beſchluß gefaßt wurde, welcher in Zukunft die Forderungen, welche an die von der Geſellſchaft ausgeſandten Miſſionare geſtellt werden, verändern wird. Da in der letzten Zeit nur eine unzureichende Anzahl der bei der Univerſität examinirten Candidaten ſich zum Eintritt in den Dienſt der Miſſion gemeldet hatte, beſchloß man, daß, falls keine günſtigeren Verhältniſſe eintreten ſollten, ein beſonderes Seminar zur Ausbildung von Miſſionaren bei der Miſſionsanſtalt eingerichtet werden ſollte. — Am Abend ſammelte man ſich wieder im Schützenhauſe. Der alte Dr. Ahlfeld leitete die Zuſammenkunft

und begann dieselbe mit Gebet. Der große Saal war vollständig angefüllt von einem aufmerksamen Zuhörerkreise, welcher, in einzelne Gruppen getheilt, bei den vorgesetzten Erfrischungen dem Vortrag lauschte. Hier wurde in Veranlassung der Verhältnisse draußen auf dem Missionsfelde und daheim manches warme, kräftige Wort gesprochen und geistliche Gesänge wechselten mit den Vorträgen. Ein neulich aus Indien zurückgekehrter Missionar schilderte beredt die große Hungersnoth in diesem Lande im vergangenen Jahre und den Einfluß, den sie auf den Fortschritt der Mission ausgeübt hatte.

Ein anderer Redner schilderte die zerrissenen Verhältnisse in der deutschen Kirche, den Geist des Unglaubens, der den Religionsunterricht in den Schulen beherrscht, und schon dort die künftigen Mitbürger dem religiösen Indifferentismus oder dem vollkommenen Abfall von der geoffenbarten Wahrheit weiht. Der Redner nahm die in Deutschlands kirchlich gesinnten Kreisen gegenwärtig oft behandelte Frage auf: was sollte man thun, um das deutsche Volk zur Kirche und zum Christenthum zurückzuführen? Und er beantwortete sie in einer Weise, welche unter der wohllautendsten Form ein schlecht versteckes Selbstlob barg. Er schilderte, wie er in seinem Heimathlande Hessen unter dessen ehrwürdigen Eichen das Landvolk um das Wort Gottes versammelt und dort mächtig die christliche Wahrheit bezeugt habe, und er sprach aus, daß, wenn alle Diener der Kirche seinem Beispiele folgten, das Ziel erreicht werden, der Unglaube weichen und das Volk sich wieder in den öden Kirchen sammeln würde. Ein lauter Applaus, begleitet von Bravorufen, erfolgte auf diesen Vortrag, und bewies, daß die Versammelten den Worten des Redners ihren vollen Beifall zollten. Noch andere Vorträge wurden gehalten, — alle durch große Formvollendung und Rednergabe ausgezeichnet; Gesang und Gebet beschloß die Zusammenkunft, deren ganze Haltung auf uns einen eigenthümlichen Eindruck machte. Diese Mischung von Gebet, Gesang, geistlichem Zeugniß, Applaus und Bravoruf in einer Versammlung, welche ja vor dem Angesichte des heiligen Gottes Andacht üben wollte, erschien uns äußerst niederschlagend. Vom Chore sah man eine Menge neugieriger Zuschauer auf diese Versammlung niederblicken, und mit Aufmerksamkeit jedem Worte, jeder Geste folgen — und die Versammlung sollte ja von Ihm zeugen, der gerecht ist und dem ein unheiliges Wesen nicht gefällt. Wir fragten uns selbst: was

mögen dieſe neugierigen Zuſchauer, welche ſicherlich die Zuſammenkunft der „Gläubigen“ kennen lernen wollten, von dem Reiche Gottes denken, deſſen Repräſentanten hier verſammelt waren. Wir verneinen es nicht, daß nationale Eigenthümlichkeiten und Sitten einen Einfluß auf das äußere Auftreten des chriſtlichen Lebens ausüben können, aber wenn nationale Gewohnheiten dem Chriſtenthume einen oberflächlichen, ausgelaſſenen und hochmüthigen Charakter aufprägen können, ſo vernichten ſie in Wirklichkeit die Wahrheit des chriſtlichen Lebens und rufen ein Chriſtenthum hervor, welches, nur durch ein äußerliches Bekenntniß in Worten ausgezeichnet, doch ohne tiefere Wahrheit iſt. —

In Verbindung mit dem Miſſionsfeſte wurde von den zahlreich verſammelten Predigern am folgenden Tage, am 13. Juni, im großen Saale des Evangeliſchen Vereinshauſes eine Paſtoralconferenz unter der Leitung des auch in unſerem Lande als Theologe gekannten und geachteten Profeſſors Dr. Luthardt gehalten. An der Conferenz nahmen nicht weniger als 110 Perſonen Theil, meiſt Prediger und Theologen, aber auch viele kirchlich geſinnte Laien. Der einleitende Vortrag wurde über die Schlußverſe des Evangeliums Matthäi gehalten. Der Redner verweilte beſonders bei dem Verſprechen des Herrn an die Jünger: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende,“ machte daraus eine unwillkührlich tröſtende Anwendung auf die Diener der Kirche in ihrer ganzen Amtsthätigkeit, am Altare, auf der Kanzel, bei den beſonderen Verrichtungen im Hauſe u. ſ. w., und wandte ſchließlich die Worte beſonders auf den Wortführenden der Conferenz an, welcher beim Namen genannt wurde; der Redner ſchilderte, wie dieſer in ſeiner ganzen Wirkſamkeit beſonders bei der Herausgabe der von ihm redigirten „Allgemeinen Evang.-Luth. Kirchenzeitung“ ſich der barmherzigen Gegenwart Chriſti tröſten könne. Der Vortrag wurde mit Aufmerkſamkeit und Rührung angehört. Uns kam derſelbe ungeachtet aller ſeiner Wärme einſeitig und nur halb wahr vor. Daß die Gegenwart des Herrn Denen, welche nur äußerlich Seine Jünger, im Innern aber nicht von Seinem Geiſte durchdrungen ſind, ein verzehrendes Feuer iſt, daß alle äußeren Andachtsübungen, welche kein Gottesdienſt „im Geiſte und in der Wahrheit“ ſind, Gott ein Aergerniß ſind und unter dem Gerichte ſtehen, welches das prophetiſche Wort enthält: „Thue nur weg von mir das Geplärr deiner Lieder; denn ich mag dein Pſalterſpiel nicht hören,“ davon wurde kein Wort

erwähnt. Daß der Abfall von der Kirche, die leerstehenden Heiligthümer, die wachsende Sittenlosigkeit, die Verachtung des Gotteswortes, daß Alles das zum Theil seine Wurzel in den Leitern und Predigern der Kirche und ihrer Art des Zeugnisses von der Wahrheit, die sie theoretisch haben, hatte, — das verschwieg man ganz. Es schien, als hätte der Redner die Voraussetzung, daß er hier zu einer Versammlung „ohne Fehl und Runzel", einer Schaar von lauter treuen Jüngern des Herrn, gleich denen, die Ihn umgaben, als er das Wort Matthäi 28, 18—20 sprach, redete. — Auch hier vermißten wir jenes Schuldbewußtsein, jenes Bekennen der Sünde, jene Selbstzucht, welche zu einer wahren Jüngerschaft gehören, die besonders in einer Zeit geübt werden müßten, wo die Strafe Gottes mächtig über ein Volk kommt, das Gericht beim Hause Gottes beginnt, 1 Petri 4, 17.

Mit reichlich empfangenem Troste ging man zur Behandlung der Hauptfragen der Discussion über. Die erste derselben galt: „der Stellung des Christen zum irdischen Besitz." Es würde uns zu weit führen, eingehender über den wirklich interessanten Vortrag zu referiren; er rief eine für fremde Ohren allzu schmeichelhafte Anerkennung des Wortführenden hervor, welcher verstand, die Schmeichelei geschickt auf den theologischen Kreis zurückfallen zu lassen, unter dessen Leitung der Vortragende seine Ausbildung erhalten hatte. Die Allgemeine Ev. Kirchenzeitung des Jahres 1878 S. 597 enthält ein Verzeichniß der Sätze, welche das Resultat des Vortrags bildeten; auch dieser selbst soll, wie versprochen, in der genannten Zeitung veröffentlicht werden. Nur der letzte dieser Sätze mag hier als der charakteristischste angeführt werden: „Die Kirche hat stets das Bewußtsein zu bewahren, daß ihr die Verwaltung der himmlischen, nicht aber der irdischen Güter anvertraut ist, und daß daher die Entscheidung der technischen Fragen nicht aus Gottes Wort zu entnehmen, sondern der nationalökonomischen Wissenschaft zu überlassen ist."

Mit vollem Rechte fand man in dieser Bestimmung ein unmotivirtes Verneinen des Einflusses, welchen das Evangelium Christi auf die Gestaltung der socialen Verhältnisse des christlichen Volkes ausüben will und muß, damit diese auf eine Art geordnet werden können, welche das irdische Glück des Individuums und der Nationen befördert. Die Opposition ging von einem Kreise der Conferenz aus,

welcher mehr das praktiſche Chriſtenthum als die vom Nimbus der Gelehrſamkeit umſtrahlte theologiſche Wiſſenſchaft zu repräſentiren ſchien, und fand nur mit Schwierigkeit unter fortgeſetztem Widerſpruch Gehör. Auch der oben angeführte Satz bekräftigt auf bezeichnende Art die in gewiſſen mächtigen Kreiſen Deutſchlands herrſchende Anſchauungsweiſe. Man will das Chriſtenthum hauptſächlich in die Theorie überführen, aber nicht die Nothwendigkeit ſeiner allſeitigen Verwirklichung auf den verſchiedenen Gebieten des menſchlichen Lebens conſequent hervorheben. Bei aller Ehrfurcht vor der Bedeutung der göttlichen Offenbarung für den Einzelnen und die Kirche will man deren Bedeutung verkürzen, das Licht im Leben der Nationen zu ſein und die Quelle zu bleiben, aus welcher die Lebensanſchauung zu ſchöpfen iſt, welche die Mißverhältniſſe überwindet, in welche der Ungehorſam gegen die göttliche Wahrheit die Menſchheit geſtürzt hat.

Die andere Frage galt „der Erziehung der Cultusgemeinde zu einer lebendigen Mitwirkung bei dem Gottesdienſte.“ Auch dieſe ſcheint zu den brennendſten Zeitfragen zu gehören, denn in der letzten Zeit iſt dieſelbe in verſchiedenen Formen wieder und wieder bei kirchlichen Zuſammenkünften in Deutſchland behandelt worden.

Man ſucht die Urſache der im Volke herrſchenden Gleichgültigkeit gegen den allgemeinen Gottesdienſt zum Theil in dem dürftigeren Charakter des evangeliſchen Gottesdienſtes im Vergleiche mit dem katholiſchen, und man iſt daher geneigt, eine reichere Liturgie mit abwechſelndem Inhalte einzuführen, um das Volk zur Kirche zu locken; man will bei dem Unterrichte der Katechumenen hauptſächlich Gewicht legen auf das Einprägen ſymboliſcher Handlungen, wie das Falten der Hände, das Bekreuzigen, das Kniebeugen u. ſ. w.; man will liturgiſche Andachtsſtunden mit katholiſirendem Anfluge einführen, bei denen keine Predigt, keine Auslegung des Gotteswortes vorkommen, man will einen künſtleriſchen Chorgeſang einführen. — Alles dieſes, um eine größere Theilnahme am allgemeinen Gottesdienſte zu wecken. Auch bei der Behandlung dieſer Frage durch die Conferenz ſprachen ſich dieſe Meinungen aus. — Es ſchien, als ob man bei der Behandlung der Frage allzuwenig den wirklichen Charakter der Verſammlung beachtete. Wir verneinen nicht die Bedeutung eines zweckentſprechend geordneten Gottesdienſtes; wir erkennen aus vollſtem Herzen die belebende Wechſelwirkung, welche zwiſchen dem

Liturgen und der Gemeinde ſtattfinden ſoll, ebenſo wie wir auch die Nothwendigkeit einer Erziehung der Gemeinde zu einer lebenskräftigen Theilnahme am Gottesdienſte zugeben; aber wir hegen ſchwere Bedenken gegen jede Maßregel, welche beabſichtigt, durch die Einführung eines hauptſächlich zu den äußeren Sinnen ſprechenden Gottesdienſtes ſich dem einſeitigen Jagen einer genußſüchtigen Zeit nach äſthetiſchem Genuſſe anzubequemen. Dadurch wird der Gottesdienſt leicht in ein Schauſpiel oder Concert verwandelt, im beſten Falle vielleicht in ein äußerliches opus operatum. Durch die Einführung eines ſolchen Gottesdienſtes, der vor Allem eine äſthetiſche Erbauung bieten will, wird es wohl glücken, in die Kirche Schaaren Neugieriger zu ſammeln — aber zweifelhaft iſt es, ob man im Stande ſein wird, bei denſelben die Empfänglichkeit für das Wort Gottes zu wecken, welches wie „ein zweiſchneidiges Schwert" durchdringen will, „bis daß es ſcheidet Seele und Geiſt, auch Mark und Bein, und iſt ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens." Es herrſcht in dieſer Zeit bei den Ueberbildeten ein Durſt nach einer nur ſeeliſch-ſinnlichen Erbauung, welcher von eitel ſinnlichen Gefühlen lebt, aber nicht die göttliche Wahrheit in's Herz dringen, und da eine durchgreifende Sinnesänderung wirken laſſen will — dieſe falſche Erbauung zu befördern, heißt die Einwirkung der göttlichen Wahrheit auf das Menſchenherz erſchweren, das iſt dem Katholicismus und dem Weltchriſtenthum in die Hände arbeiten.

Der Art waren die Eindrücke, die wir auf dem Leipziger Miſſionsfeſte empfingen. Es ſchien uns ein mächtiges Zeugniß von den großen Kräften, die im Dienſt der lutheriſchen Kirche Deutſchlands arbeiten, abzulegen; und doch erſchien es uns, als ob daſſelbe auch klar die Mängel an den Tag legte, an denen die gläubigen Kreiſe dieſer Kirche leiden, und welche in nicht geringem Maße mit dem allgemeinen Verfalle in dieſer Kirche im Zuſammenhang ſtehen. Es mag vielleicht anmaßend klingen, gewagt zu haben, ein Urtheil über die Kirche auszuſprechen, welche mit Recht auf ihre Gelehrſamkeit, ihre nach Außen gerichtete Thätigkeit ſtolz iſt, und deren Einfluß auch die Kirche und Theologie unſeres Landes ſo viel zu verdanken haben: wir glauben aber, daß wir nicht unrecht gerichtet haben. In Gottes Reich gilt das Wort des Herrn: „Viele der Letzten werden die Erſten ſein und die Erſten die Letzten."

St. Petersburg. [Auch ein Wort über das Leipziger Miſſionsfeſt.] Die Redaction dieſes Blattes hat die Freundlichkeit gehabt, vorſtehenden Aufſatz vor ſeinem Abdruck dem Unterzeichneten mitzutheilen. Als alter Freund der Leipziger Miſſion, der auch wiederholt an den Leipziger Miſſionsfeſten theilgenommen, fühle ich mich dadurch aufgefordert, dem Herrn Verfaſſer jenes Aufſatzes, der mir nicht überall mit gerechter Wage zu wägen ſcheint, entgegenzutreten. — Mich beſtimmt dazu überdies die ſchmerzliche Gewißheit, daß die Ausſaat der Entfremdung zwiſchen zweien Kirchen derſelben Confeſſion, wie ſie unleugbar in obiger Darſtellung vorliegt, ausgeſtreut von der Hand des verehrten und hochangeſehenen Profeſſors, unzweifelhaft aufgehen und auch an ihrem Theile dazu beitragen wird, Gegenſätze, die bereits vorhanden ſind, noch weiter zu ſpannen, und wieder einen Keil in unſere, ohnehin ſchon unaufhaltſam auseinanderbröckelnde lutheriſche Kirche zu treiben.

Der Herr Profeſſor geht von der Vorausſetzung aus, daß Feſte, wie ſie die Leipziger Miſſion am Mittwoch nach Pfingſten feiert, die beſte Gelegenheit geben, den im Lande herrſchenden religiöſen Geiſt zu erkennen. Gewiß, aber zur richtigen Erkenntniß und gerechten Beobachtung gehört auch ein richtig ſehendes Auge. Es fragt ſich, ob das Auge deſſen, der als ein Fremder ſich plötzlich mitten in dem Getriebe eines ſolchen Feſtes findet, geneigt iſt, richtig zu ſehen. Man fühlt ſich als Fremder unter Fremden unbehaglich. In der Heimath allſeitig erkannt und anerkannt und begrüßt, vermißt man in der fremden Umgebung den Gruß der Freundſchaft und Verehrung. Unwillkührlich ſchweifen die Gedanken in die Heimath und zu den heimathlichen Feſten hinüber; unwillkührlich vergleicht man, was die Heimath bietet, mit dem, was die Fremde bietet, unwillkührlich erwacht der Wunſch, daß dieſer Vergleich ganz oder theilweiſe zum Vortheil der Heimath ausfallen möge; unwillkührlich neigt man zur Kritik, und es iſt menſchlich, wenn auch ein aufrichtiger, ernſter Chriſt in ſeiner Kritik nicht immer gerecht, ja nicht einmal wohlwollend bleibt.

Es würde mir leid thun, wenn ich dem geehrten Herrn Verfaſſer zu nahe träte; ich glaube aber, den Vorwurf wider die lutheriſche Kirche Deutſchlands, der mich am Schmerzlichſten berührt hat, nur aus ſolcher Verſtimmung erklären zu können. Es ſoll in den kirch-

lichen und theologischen Kreisen Deutschlands die Vorstellung hochmüthiger Selbstüberschätzung herrschen, als sei die lutherische Kirche Deutschlands identisch mit der lutherischen Kirche überhaupt, und als hätten die übrigen Landeskirchen keine Bedeutung für die religiöse Entwickelung und das geistliche Leben der Kirche. Daraus erklärt sich der Verfasser die staunenswerthe Unbekanntschaft mit den geographischen und kirchlichen Verhältnissen Finnlands, die ihm entgegengetreten ist. In einer Versammlung, in der sich Männer wie Ahlfeld und Besser befinden, sprechen Einige — es wird wohl nur Einer gewesen sein — die Vermuthung aus, Helsingfors liege in der Nähe von Kopenhagen; haben Andere — es dürfte wohl nur ein Anderer gewesen sein — die Vorstellung, Finnland habe keine eigene Universität. Allerdings — stark! Aber ich erlaube mir, den Herrn Professor zu fragen, ob er die Garantie dafür übernehmen wolle, daß alle die Landpastoren Finnlands, die etwa als Delegirte ihrer Gemeinden zu einer Missionsberathung in Helsingfors erscheinen könnten, in einer Prüfung über die geographischen und kirchlichen Verhältnisse Deutschlands besser bestehen würden? Und ich meine, die Gegenwart eines Ahlfeld und Besser in jener Versammlung schließe doch die Möglichkeit nicht aus, daß auch Repräsentanten ländlicher Missionsvereine mit beschränkterem geographischen Horizonte, ja selbst einfache Laien zugegen waren. Warum schraubt der Herr Verfasser jene freie Versammlung von Missionsfreunden hinauf zu einem Kreise von Theologen ersten Ranges? — Der Herr Professor liest die Luthardtsche Kirchenzeitung, wie aus seinem Artikel hervorgeht. Sollte er aus derselben nicht das Bestreben erkannt haben, die lutherische Kirche Deutschlands mit Wohl und Wehe sämmtlicher Schwesterkirchen in der ganzen Welt, auch der nordischen, auf dem Laufenden zu erhalten? Und wenn da etwas fehlt, sollte nicht auch ein Theil der Schuld auf die Theologen Finnlands fallen, die doch am Ende eher Grund hätten, dafür zu sorgen, daß ihre Werke, wie die des Dänen Martensen, auch in deutscher Sprache erscheinen, als zu verlangen, daß sämmtliche Theologen Deutschlands finnisch und schwedisch lernen, um sich mit dem geistlichen Leben Finnlands bekannt zu machen? — Es lassen sich doch die thatsächlichen Verhältnisse nicht hinwegschaffen. Wir, d. h. sowohl die finnische als die deutsche lutherische Kirche Rußlands, wir zehren nun einmal von der theologischen Wissenschaft Deutschlands

und wir ſind nun einmal an die Grenzen geſtellt. Dort ſtrömen die Quellen. Wir werden hingehen müſſen, um zu trinken. Dort ſtrömt der große Strom lutheriſchen Lebens. Wollen wir mitwirken, daß er breit und tief dahinſtröme, ſo werden die Bächlein ſich bequemen müſſen, ihre Waſſer dorthin zu ſenden. Aber der Herr Profeſſor iſt, wie es ſcheint, nicht geneigt, dieſen Verhältniſſen Rechnung zu tragen. Es ſteht ihm feſt, daß die geſammte lutheriſche Kirche Deutſchlands in hochmüthiger Selbſtüberſchätzung gegenüber allen andern lutheriſchen Kirchen befangen ſei. Und er weiß auch den Grund derſelben. Er ſucht ihn offenbar in unbußfertigem Hochmuth gegenüber Gott dem Herrn. Denn es erſcheint ihm wiederum charakteriſtiſch für das geſammte geiſtliche Leben der deutſchen lutheriſchen Kirche und die Predigt, die den Beruf hat, ſie zu erbauen, wenn er in der Feſtpredigt den Kern aller Predigt, die „Verkündigung von Sünde und Gnade", das Bekenntniß der Sünde und die Ermahnung zu treuerem Gebrauche der freien Gnade Gottes vermiſſen muß. Ich weiß nun aber wirklich nicht, wie es dem Verfaſſer möglich geweſen iſt, dieſen Kern aller Predigt in der Feſtpredigt zu vermiſſen. Mit der Aufforderung zur Rückſchau, zur „Prüfung des vollbrachten Werkes mit ſeinen daranhaftenden Mängeln und Verkehrtheiten", beginnt ſie. Sie führt den Nachweis ſodann, wie der Miſſionsarbeiter ein rechter Arbeiter wird, nämlich, wenn er ſich gleich dem Apoſtel als den Geringſten unter allen Heiligen erkennt, und wie das allein dem möglich wird, der ſeine Sünde nicht mehr an der vorigen Sünde, auch nicht an der Sünde Anderer, ſondern nur noch an der erfahrenen Gnade mißt, die die kleinſte Sünde tiefengroß erſcheinen läßt. Sie richtet an die Feſtgemeinde die ernſten Buß- und Gewiſſensfragen: „Iſt dein armes ſündiges Herz eine Werkſtatt worden Gottes des heiligen Geiſtes? Haſt du dich von ihm berufen laſſen aus der Nacht deiner Sünde zum hellen Lichte der Heilandsgnade, aus Sodom nach Zoar? Haſt du dir von ihm den bußfertigen Glauben im Herzen anzünden laſſen, daß du in dieſem Glauben gerecht und ſelig würdeſt? Haſt du nicht vielleicht nur mitgemacht, weil es Andere vormachten, und am Dienſt des Herrn geſtanden, ohne wirklich ein dem Herrn Geheiligter zu ſein?" Sie ermahnt endlich die Miſſionare, die Paſtoren, die Gemeinden, wenn ſie müde werden zur Arbeit und zum Gebet, die Gnade und nichts als die Gnade zu ergreifen, und ſich zu ſtärken an der Zuſage der

Gnade: „Du gefundenes Schäflein, du darfst mithelfen, daß die verlorenen Schäflein gerettet werden.“ Ist das nicht Verkündigung von Sünde und Gnade? Ist das nicht Aufforderung zur Buße und Ermahnung zum Gebrauche der freien Gnade? Ich muß aufrichtig gestehen, daß mir hier das Verständniß für die Kritik des Herrn Professors ausgeht, ebenso wie für diese Bemerkung desselben: „Man ging (nämlich in der Festpredigt) von der Vorstellung aus, daß diese Versammlung eine wirklich christliche Gemeinde sei.“ Was war sie denn? Eine Versammlung von Heiden, zusammengetreten, um an Heiden Mission zu treiben? Es ist doch etwas Anderes, wenn man mit Luther behauptet, daß ein Christ nicht im Gewordensein, sondern im Werden sich befindet, und wiederum, wenn man einer ganzen Versammlung von getauften Christen, die sich zum Missionswerk geeinigt haben und eben damit sich im Gegensatze zur Welt und zum Unglauben zu Christo bekennen, den Namen einer christlichen abdecretirt. Steht ein Prediger so zu der Gemeinde, welcher er das Wort des Lebens zu verkündigen hat, so möge er allerdings zusehen, ob das Licht, das in ihm ist, nicht finster geworden ist.

Indeß — mag doch der Herr Professor diesen Vorwurf unbußfertigen Hochmuths gegenüber Gott dem Herrn immerhin festhalten, wenn er das meint verantworten zu können. Mir liegt's vor Allem am Herzen, jenen andern zu entkräften, den ich als Aussaat der Verstimmung zwischen zweien lutherischen Kirchen fürchte. Und da erlaube ich mir den Herrn Professor weiter zu fragen: Wessen denn eigentlich die lutherische Kirche Deutschlands heutzutage sich zu überheben versucht sein könnte? Deutet er doch selbst auf ihren beklagenswerthen Zustand hin.

Leere Kirchen! Ich selbst zwar bin jetzt zwei Monate in Deutschland gewesen, habe keinen Gottesdienst versäumt, und nur einmal in Wiesbaden einem Frühgottesdienst bei nicht ganz gefüllter Kirche beigewohnt. Und hätte der Verfasser dieselbe Nikolaikirche, die ihm beim Missionsgottesdienste so viele leere Bänke zeigte, an einem Sonn- oder Festtage besucht, er hätte einen andern Eindruck empfangen. Aber die Klage ist ja bekannt und muß doch ihren Grund haben. — Todte, ungläubige Gemeinden! Es ist freilich die Frage, ob Alles, was in Finnland den Namen hat, daß es lebe, auch wirklich vor des Herrn Augen als lebendig gilt, und es ist sehr zu bedenken, welche

Vortheile die isolirte, und darum geschützte Lage Finnlands vor der Deutschlands bietet, dieses Wahlplatzes aller bösen und guten Geistesmächte. Aber die Macht des Unglaubens in Deutschland ist notorisch! — Wessen sollte sich die deutsche Kirche denn rühmen? Ihrer innern Mission? So meint der Verfasser. Aber eben jetzt geht man in ihrem eigenen Schooße ihrem Betriebe der innern Mission gar heftig zu Leibe. Sie hat Noth, vor diesen Angriffen ihre Arbeit selbst, geschweige denn den Ruhm derselben zu wahren! — Ihrer äußern Mission? So meint der Verfasser. Hat ihm die leere Festkirche das gesagt? Sollte die Leipziger Mission sich ihres Candidatenmangels rühmen? Sollten die andern deutschen Missionen ihrer Schulden sich rühmen? Klagen über Klagen habe ich gehört, — von Selbstruhm in Bezug auf die Mission ist mir wirklich noch nichts zu Ohren gekommen. — So wird es denn wohl die Bekenntnißtreue und die theologische Wissenschaft sein, worauf die lutherische Kirche Deutschlands stolz ist? Als Professor der Kirchengeschichte wird dem Herrn Verfasser nicht unbekannt sein, wie die lutherischen Freikirchen, und insbesondere die Missouri-Synode zu diesem Ruhm sich gestellt haben. Er lese z. B. Ruhland's „getrosten Pilger aus der sächsischen Landeskirche", und er wird sich überzeugen, daß man der lutherischen Theologie Deutschlands von dem Ruhm der Bekenntnißtreue auch nicht einen Fetzen zu lassen gewillt ist. — Ja, es wird ihr wohl das Rühmen ausgegangen sein, der armen lutherischen Kirche Deutschlands, in unsern Tagen, da einerseits der Arm weltlicher Macht auf Schritt und Tritt sie in ihrer freien Bewegung hindert, und andererseits die sich fort und fort mehrenden und wieder untereinander zerfallenden Freikirchen ihr das Mark aus den Gliedern saugen, da sie weder in der landeskirchlichen, noch in der freikirchlichen Gestalt irgend welche Schöne zeigt; da man schon über den Ocean herüberruft: das Heil kommt aus Amerika! und ein ähnlicher Ruf nun auch über die Wogen der Ostsee herüber sich hörbar macht.

Es ist eigenthümlich, daß gerade ein Sohn der finnischen Kirche und gerade auf einem Leipziger Missionsfeste an der angeblichen Exclusivität der deutschen lutherischen Kirche Anstoß nimmt. Dem Herrn Professor wird es bekannt sein, daß die Leipziger Mission einen internationalen Ursprung hat, daß ein dänischer König mit deutschen, Hallischen Missionaren ihre Arbeit in Tranquebar begonnen hat. Als

nun das alte Halliſche Werk zuerſt in Dresden und darnach in Leipzig wieder aufgenommen ward, da ward es auch von allen Seiten unter Anderem auch deshalb mit Freuden begrüßt, weil nun die Lutheraner aller Lande doch endlich noch außer dem Bekenntniß einen Einigungspunkt gefunden hatten, der ſie auch in gemeinſamer Arbeit in Berührung mit einander zu bringen und zu erhalten verhieß. So iſt denn nicht allein der Urſprung, ſondern auch die gegenwärtige Stellung der Leipziger Miſſion eine zwiſchenkirchliche, internationale, und dieſe Stellung findet ihren Ausdruck in der Generalverſammlung, in welcher bekanntlich Delegirte aus allen den Landeskirchen und Freikirchen, in denen man für die Leipziger Miſſion arbeitet, ſich zuſammenfinden. Das Collegium hat nichts verſäumt, ihr dieſe Stellung zu wahren. Die Verbindung mit Dänemark war gegeben, Verbindungen mit Holland, Schweden, Norwegen wurden angeknüpft. Der ſelige Dr. Graul war ſelbſt in Finnland. Aber mächtiger als dieſes Bemühen des Collegiums, mächtiger als der ökumeniſche Gedanke, den die Leipziger Miſſion zur Erquickung vieler lutheriſcher Herzen vertrat, erwies ſich eine andere Macht, die in den letzten Jahrzehnten nicht blos in der politiſchen Welt, ſondern auch in der Kirche des Herrn ſich geltend machte, die Macht der nationalen Strömung. Es waren ja auch andere Triebfedern, denen man ihre relative Berechtigung nicht abſprechen kann, die zur Löſung des Bandes zwiſchen einzelnen Landeskirchen und der Leipziger Miſſion und zur Schöpfung ſelbſtſtändiger, landeskirchlicher Miſſionsinſtitute mitwirkten — als das Durchſchlagende werden wir doch das nationale Princip bezeichnen müſſen. Der Herr Profeſſor wird das gewiß auch in Bezug auf die Loslöſung Finnlands von Leipzig zugeben. Aber eigenthümlich iſt es, daß der Sohn derſelben Kirche, die ſich doch ſelbſt von dem ökumeniſchen Gedanken Leipzigs losgeſagt hat, nun nicht allein über die Iſolirung Finnlands ſich beklagt, ſondern auch, während er dieſe Klage führt, das Beſtreben der Leipziger Miſſion, den ökumeniſchen Gedanken feſtzuhalten, als eitel Selbſtüberſchätzung mißverſteht. Denn Mißverſtand iſt es doch, wenn er in der „in dem Feſtbericht ihm entgegengetretenen Darſtellung der feſtfeiernden Verſammlung als einer lebendigen Manifeſtation des Reiches Gottes“ Selbſtzufriedenheit entdecken will. Leider hat der gedruckte Bericht dieſen Paſſus nicht wiedergegeben. Der Berichterſtatter hat aber ſicher

nichts Anderes gethan, als wozu ihn die zwischenkirchliche Stellung der Leipziger Mission berechtigte, er hat in der Versammlung der Delegirten der zu Leipzig haltenden lutherischen Landeskirchen die Repräsentation der lutherischen Kirche überhaupt begrüßt, und sich dessen gefreut und daran erquickt, daß in unserer Zeit der Zerrissenheit eine solche sichtbare Einigung der lutherischen Kirchen noch möglich sei. — Haben nun etliche Landeskirchen diese ökumenische Bedeutung der Leipziger Mission nicht zu erfassen vermocht und nicht festgehalten, so ist doch damit die dieser Mission historisch zugefallene Aufgabe noch nicht aufgehoben. Statt Hochmuth dahinter zu suchen, sollten, die sich selbst isolirt haben, vielmehr sich des Muthes freuen, der in unserer Zeit es noch wagt, die Fahne der Einigung hoch zu halten, und jede Manifestation derselben zu begrüßen.

Die Vergleichung mit den heimischen Volksmissionsfesten läßt nun den Herrn Verfasser auch in unverhohlener Mißbilligung sich über den aristokratischen Charakter der Leipziger Mission und ihrer Feste aussprechen. Ich bedauere, auch in diesem Punkte ihm ein gerechtes Urtheil nicht zuerkennen zu können. Giebt er es zu, daß die Cultur des Tamulenlandes theologisch gebildete Missionare verlangt, so müßte er billigerweise auch die Consequenzen dieses Satzes unbeanstandet hinnehmen. Die Nothwendigkeit theologischer Ausbildung der Missionare hat das Seminar mit Nothwendigkeit in die größere Universitätsstadt gebracht, und damit dem „Volke" entrückt. Eben dieselbe Nothwendigkeit hält die Söhne des Bauernstandes in der Regel ferne von dem Seminar und entrückt es auch damit dem „Volke". Die natürliche Folge davon ist, daß auch die Feste, die sich an das Seminar knüpfen, die Hauptmissionsfeste in Leipzig, nicht volksmäßig ausfallen können, wie in Finnland. Aber daraus folgt noch keineswegs, daß die Leipziger Mission überhaupt nicht volksmäßige Feste feiert. Hätte es dem Herrn Professor beliebt, die Missionsfeste der zu Leipzig gehörenden Hülfsvereine und Landgemeinden zu besuchen, so hätte er den aristokratischen Nimbus der Leipziger Mission sich vor seinen Augen auflösen sehen und sich unter dem blauen Sommerhimmel von der Missionsluft seiner Heimath angeweht gefühlt.

Am Schärfsten wird die Kritik des Verfassers, wo sie sich auf den geselligen Verkehr der Festgäste richtet. Aber eben diese Schärfe

bricht ihr die Spitze ab, oder richtet sie vielmehr auf den Kritiker selbst. Ich erinnere mich noch sehr wohl des Eindrucks, den das Festdiner des Gustav-Adolph-Vereins, das ich vor 22 Jahren in Cassel als erstes dieser Art mitmachte, in mir hervorrief. Es war ein peinlicher; er forderte auch mich zur Kritik heraus. Seitdem habe ich so manches deutsche Christenfest mitgefeiert, aber auch das deutsche Christenleben in seiner Werktagsgestalt kennen gelernt. Und das letzte hat mich vor allzu scharfem Urtheil über die ersten bewahrt. Es mag ganz heilsam sein, wenn nordischer Ernst der südländischen Lebendigkeit bisweilen etwas kaltes Imatrawasser über den Kopf gießt, und ich wünschte, daß man nicht blos in Deutschland, sondern auch in Rußland, auch in manchen Pastorenkreisen, sich des Herrn Professors Mahnungen ad notam nähme. Aber wenn der Herr Professor aus den Eindrücken des Festes nun ohne Weiteres auf den Charakter des deutschen Christenthums in solcher Weise zu schließen sich erlaubt: die nationalen Gewohnheiten des deutschen Volkes hätten seinem Christenthum einen oberflächlichen, ausgelassenen und hochmüthigen Charakter aufgeprägt, und damit die Wahrheit des christlichen Lebens vernichtet, und ein Christenthum hervorgerufen, welches nur durch ein äußeres Bekenntniß in Worten sich auszeichne, aber ohne tiefere Wahrheit sei — so werden wir denn doch protestiren und ihn bitten müssen, sein Urtheil bis auf genauere Bekanntschaft mit dem deutschen Christenthume zu suspendiren, oder vielmehr das Urtheil über Schein und Wahrheit des Christenthums lieber dem Herzenskündiger zu überlassen. Ich bin überzeugt, daß das Christenthum eines Mannes, wie der greise Ahlfeld, nach seiner Tiefe und Innigkeit und Wärme und seinem Ernste auch dem Herrn Professor über allen Zweifel erhaben ist. Wenn nun ein solcher Mann Jahrzehnte lang die Abendversammlung der Leipziger Missionsfreunde nicht nur mitzumachen, sondern auch zu leiten im Stande ist, ohne an dem Wechsel von Scherz und Ernst, oder an den gelegentlichen lauteren Beifallsbezeugungen, oder daran Anstoß zu nehmen, daß einmal ein junger Heißsporn sich ein wenig selbst bespiegelt, und die Versammlung, das Selbstlob übersehend, der Sache ihren Beifall zu erkennen giebt — so meine ich — der Herr Professor verzeihe mir dieses Wort — erforderte es schon die christliche Bescheidenheit, mit einem so schroffen, absprechenden Urtheil über

dieſelbe Verſammlung und über die ganze Kirche, die ſie vertritt, zurückzuhalten.

Aber der Herr Profeſſor bricht ja überhaupt über die ganze arme lutheriſche Kirche Deutſchlands den Stab und vergilt dieſer hochmüthigen und ſtolzen Kirche, der keine andere lutheriſche Kirche neben ihr etwas bedeutet, reichlich Gleiches mit Gleichem. Außer der Gelehrſamkeit und der „großen Kunſt“ läßt er ihr nichts. — An die Conferenzverhandlung über die Erziehung der Gemeinde zu einer lebendigen Mitwirkung am Gottesdienſte knüpft er ſofort die Befürchtung, man beabſichtige in Deutſchland, den Gottesdienſt in ein Schauſpiel oder Concert zu verwandeln und dem Durſt der Ueberbildeten unſerer Tage nach nur ſeeliſch-ſinnlicher Erbauung, nach äſthetiſchem Genuß Befriedigung zu verſchaffen. Warum befürchtet der Verfaſſer das? Liegt in den Werken eines Kliefoth, Harnack und Zezſchwitz nicht Grund genug vor, dieſe Befürchtung ſofort als unbegründet zu erkennen? Auch die deutſche Predigt findet vor dem Herrn Profeſſor keine Gnade. Formell vollendet, läßt ſie mit wenigen Ausnahmen — Harms und Kapff — die rechte Volksthümlichkeit, die durchſchlagende Kraft brennenden Eifers und die entſchiedene Bezeugung von Sünde und Gnade vermiſſen. Ob daran wirklich die Univerſitäten mit ihren „homiletiſchen Kunſtgriffen“ und die Seminarien mit ihrer formellen Abrichtung ſchuld ſind? Der Glaube bricht durch Stahl und Stein, aber auch durch alle Homiletik hindurch. Wo rechtes Glaubens- und Liebesfeuer iſt, da wird es zünden, es mag brennen in welchem Leuchter es wolle. Wo dieſes Glaubens- und Liebesleben nicht iſt, da wird die kunſtgerechte Rede doch wenigſtens anhörbar ſein. Aber wehe der armen Gemeinde, die verdammt iſt, Reden „aus dem Herzen“ zu hören, und das Herz hat nicht zu geben, und die Form iſt Fieber erzeugend. Laſſen wir doch der Homiletik ihre Ehre. Wo es aber mehr durchſchlagende Kraft der Predigt, mit andern Worten, wo es verhältnißmäßig mehr wahrhaft lebendige glaubenskräftige Zeugen der Wahrheit giebt, ob in Deutſchland oder in Finnland — will der Herr Profeſſor von ſich aus das wirklich entſcheiden?

Ich nehme Abſchied von ihm mit dem Wunſche, daß, wenn ihm dieſes Wort zu Geſichte kommen ſollte, er es nicht als ein Wort des Streites, ſondern als ein Wort des Friedens anſehen wolle, als ein

Wort, deſſen Hauptabſicht war, auch den Frieden zwiſchen zweien Kirchen zu erhalten, die von Gott dem Herrn durch gemeinſames Bekenntniß aufeinandergewieſen ſind, die in ihren Colonieen auch zu gemeinſamer Arbeit verbunden ſind, einen Frieden, den ebenſowohl präſumirte Selbſtüberſchätzung des Andern als eigene Selbſtüberſchätzung ernſtlich bedroht. Und eben darum kann ich nicht umhin, mit dem Wunſche zu ſchließen, daß es doch dem Herrn Verfaſſer gefallen hätte, das letzte Wort ſeines Aufſatzes zu unterdrücken. Denn dieſes Wort des Herrn gilt den Erſten; der Herr Verfaſſer aber hat ſeinen Artikel in ſchwediſcher Sprache geſchrieben. Will er denn damit ſagen: „Du Kirche Finnlands, du biſt die erſte, ſiehe zu, daß du nicht die letzte werdeſt!“ oder hat er nicht etwa umgekehrt des Herrn Mahnwort in ein Troſtwort wandeln wollen? Sollte ein ſolcher Troſt heilſam ſein? G. C. Nöltingk.

Jeruſalem. [Waiſenhaus-Colonieen im heiligen Lande.] Das heilige Land iſt vor 1800 Jahren dem Volk Iſrael verloren gegangen, weil es im Unglauben den Meſſias verworfen hat. Es iſt vor 1200 Jahren den morgenländiſchen Chriſten abgenommen worden, weil ſie nur noch die Form des gottſeligen Weſens hatten, aber ſeine Kraft verleugneten. Den abendländiſchen Chriſten iſt es nicht gelungen, daſſelbe dauernd aus den Händen der Muhamedaner zurückzuerobern aus dem gleichen Grunde. Das alte Sprichwort: „Wo der Türke den Fuß hinſetzt, da wächſt kein Gras!“ iſt an ihm bis heute buchſtäblich wahr geblieben. Das herrliche Land iſt ſammt ſeinem Volk zur Wüſte geworden, wie es die heil. Schrift zuvor geweiſſagt hat. Muhamedaniſcher, griechiſcher und römiſcher Aberglaube haben ſich darin feſtgeſetzt und ſorgen gemeinſam dafür, daß ſeine Verwüſtung bis an's Ende triefe. Daniel 9, 27.

Alle Ereigniſſe der letzten Zeit, der eben beendete Krieg und der Eingang, den das Evangelium ſeit 30 Jahren im Orient findet, deuten darauf hin, daß einige Beſſerung der troſtloſen Zuſtände herannaht. Doch abgeſehen davon, iſt es die Pflicht der Dankbarkeit und Ehrfurcht aller evangeliſchen Chriſten, daß, wenn ſie in der ganzen Welt miſſioniren, nicht die Wiege unſeres Chriſtenglaubens, Jeruſalem und das heilige Land, dem türkiſchen, griechiſchen und römiſchen Aberglauben von ihnen überlaſſen bleibt, in der beſchränkten Meinung, das müſſe ſo bleiben, bis es Gott unmittelbar ändere.

Die verschiedenen evangelischen Thätigkeiten im Lande geben Zeugniß, daß eine andere Geistesströmung die gläubige Christenheit durchdringt. Es ist unserer Zeit vorbehalten, diese Bollwerke des Aberglaubens erfolgreich zu durchbrechen, denn Gott will, daß durch das lebendige Evangelium allen Menschen geholfen werde, und alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

Wir haben es seit 16 Jahren in unseren öffentlichen Berichten oft ausgesprochen und wiederholen es hier mit Nachdruck: *Jerusalem und dem heiligen Lande kann nur von auswärts durch die evangelischen Christen in der ganzen Welt aufgeholfen werden, und diese haben dazu vom Herrn die Aufgabe und eine ernste Verpflichtung dafür. Sie bezahlen damit nur eine alte große Dankesschuld.* Es ist zu verwundern, wie trotz dieser Dankespflicht die evangelische Christenheit bisher so wenig Interessen im heil. Lande zu haben glaubte, und daher dem Aufschwung evangelischer Thätigkeit immer wieder die Flügel sinken mußten aus Mangel an Mitteln, während sie dem Aberglauben in Fülle zu Gebote stehen.

Durch den russisch-türkischen Krieg aufgeschreckt, versäumte keiner der neutralen Staaten, seine Flotten zum Schutze der eigenen Interessen in's Mittelmeer und an unsere Küsten zu entsenden. Wir haben Grund, dafür dankbar zu sein. Wenn aber die weltlichen Mächte keine Kosten und Anstrengungen um vergänglicher Dinge willen scheuen, wie viel mehr sollten die Kinder des Reichs die Sache ihres Herrn und Meisters in dem Lande und in der Stadt wahrnehmen, die *Sein* Fuß durchzogen, und wo *Er* unser Aller Erlösung mit seinem *heiligen Blute* erkauft hat.

O daß sich Alle, die nach *Seinem Namen* genannt sind, aufmachten, um mit betenden und offenen Händen dazu beizutragen, das lebendige Wort auch in Jerusalem und Palästina wieder auf den Leuchter zu stellen, ein Licht in der großen Finsterniß und Trost für alle Elenden und Verlorenen.

Dem heil. Lande ist mit Verkündigung des Reichs Gottes *durch's Wort* allein nicht aufzuhelfen. Der Widerspruch dagegen ist zu groß und wir müssen sagen: Herr, wer glaubt unserem Predigen, und wem wird der Arm des Herrn offenbar? Hier muß *christliches Wort* und *christliche That* zusammen wirken. Man muß deshalb mit den

Kindern anfangen, — darum unser Waisenhaus; man darf die Kinder nach Entlassung aus der Anstalt im 15., 16. und 17. Lebensjahre nicht sich selbst überlassen, sonst unterliegen sie zu leicht der Verführung. Sie müssen also auf irgend eine Art zusammengehalten und für das Land nutzbar gemacht werden. Das gelingt nur, wenn wir ihnen materielle Vortheile und Halt für's künftige Leben bieten. Dies läßt sich nur durch Errichtung von Colonieen erreichen. Lange ist dies schon geplant, vielmals öffentlich in unseren Berichten besprochen, unsere Freunde haben diesen Grundsatz als den richtigen erkannt; es ist uns nach und nach die Summe von 34,000 Franken zugegangen, eine große Summe anscheinend, aber für den Zweck so klein, daß man hier nichts damit anfangen kann. Die Umstände drängen uns, diese Sache jetzt einem größeren Freundeskreis mit der Bitte um Hülfe vorzulegen, um zum Erwerb von Colonialland ungesäumt die nöthigen Schritte thun zu können, in einer Zeit, wo unter den schweren Folgen des Krieges der Regierung selbst die Versorgung der dadurch Verwaisten eine schwer zu lösende Frage ist, die sie zur Abgabe des hierzu nöthigen Grundbesitzes geneigt machen dürfte.

Die gegenwärtige Nothzeit hat uns eine Menge Waisen und Verlassener zugeführt. Wir, die da beten: Herr, dein Reich komme, dürfen sie nicht vergeblich bitten lassen. Des Herrn Wort: „Führet die Armen ꝛc. herein, auf daß mein Haus voll werde," gilt auch uns. Im Glauben auf unseres Gottes und Seiner Kinder Beistand haben wir denn zu unseren 70 Waisen noch 30 von den 50 bei uns Hülfe Suchenden aufgenommen. Jetzt sind alle Räume gefüllt, aber immer neue und dringendere Bitten erfolgen. Es muß etwas Neues in Angriff genommen werden, wenn diesen ärmsten verlassenen Kleinen soll geholfen werden. Wir wollen daher mit der Gründung einer Waisen-Colonie, dem Erwerb des dazu nöthigen Landes, in Gottes Namen einen Versuch machen, wenn wir sehen, daß unsere evangelischen Brüder daheim unsere Arme und Hände stützen.

Ein geeigneter Platz hat sich zwischen Jerusalem und dem Mittelmeer im einstigen Gebiet des Stammes Dan gefunden, der den wohlerwogenen örtlichen Anforderungen an solche Colonieen entspricht. Er ist Regierungsland, nicht Privateigenthum, und wenn er von der Regierung billig erworben werden könnte, würde er auch alle etwaige spätere Ausdehnung gestatten. Er kann von dem hiesigen leitenden

Comité aus an einem Tag erreicht werden, hat Gartenland, das bewässert werden kann, Fruchtfeld, Baumgut und Waldland, Ebene und Hügel, auch die nöthigen Quellen nach Bedürfniß, sowie mehrere günstige Plätze für Ortslagen. Dieser Platz und die Herstellung von Colonieanfängen darauf würden allerdings viel Geld erfordern, und die bis jetzt gesammelte Summe wäre nur ein mäßiges Angeld für den ganzen Bedarf.

Die Waisencolonieen müßten natürlich, wie das Waisenhaus selbst, auch unter örtlicher europäischer Leitung stehen, was für uns dadurch leicht zu bewerkstelligen wäre, als unter unseren 6—8 europäischen Waisenhausgehülfen immer solche sind, die sich für dieses Land gut erproben und für die es wirklich Schade ist, wenn man sie nach 5—6 Jahren wieder muß nach Europa zurückreisen oder in andere minder wichtige Stellungen eintreten sehen. Diese lernen im Waisenhause die hiesigen Verhältnisse, Sprache, Oeconomie und Landesart gut kennen, werden akklimatisirt und in 5—6 Jahren ganz vertraut mit den Zöglingen, die sie hernach mit sich auf die Colonie nehmen und leiten sollen; sie genießen somit alle Vortheile, welche Einwanderern gewöhnlich fehlen, und deshalb ihren Erfolg erschweren, ja oft unmöglich machen.

So würden unsere europäischen Gehülfen im Lande bleiben und in demselben auch fernerhin segensreich wirksam sein können. Die vielen Waisen des Landes und die Zöglinge der evangelischen Töchteranstalten könnten in diesen Colonieen nach und nach zweckmäßig versorgt und die ganze Thätigkeit unserer und anderer evangelischer Anstalten zur Regeneration des Landes und Volkes am besten fruchtbar gemacht werden. Beim Wachsen der Colonieen könnten auch unsere Handwerkerzöglinge nach und nach nützlich in dieselben eingefügt werden und diese daher bei guter Leitung sich nach allen Seiten hin zu einem Licht und Salz für christliche Neugestaltung des heil. Landes bilden.

Dem Einwande, es sei jetzt eine ganz ungeeignete Zeit, das christliche Publikum für solche Pläne zu gewinnen, begegnen wir mit der Thatsache, daß die türkische Regierung demselben nur entgegenkommt, wenn sie auf dem Gebiet der Waisenversorgung in Noth ist, und dieser Zeitpunkt ist gerade jetzt eingetreten. Wie nun ein Kriegsherr mit seinen Streitern zu rechter Stunde auf

dem Kampfplatz erscheinen muß, um die Schlacht zu gewinnen, so müssen wir jetzt Freunde zur Seite haben, um am Sitz der Regierung unsere Zwecke zu verfolgen. Der Herr weiß das Alles besser, als wir es ausdrücken können, und wolle uns, ob auch in ungünstiger Zeit, bei christlichen Freunden ein geneigtes Ohr finden lassen.

Die langjährigen Erfahrungen der Mitglieder des Comité's des Syrischen Waisenhauses zu Jerusalem, die zum größten Theil 10, 20 und 30 Jahre daselbst thätig und mit den Verhältnissen im heiligen Lande wohl vertraut sind, sowie die Unterstützung des kaiserlich deutschen General-Consulats in Jerusalem bürgen dafür, daß die Pläne mit größter Vorsicht entworfen sind und nur nach gewissenhaftester Prüfung zur Ausführung gelangen. Auch wird über die Verwendung der Beiträge jährlich eine beglaubigte separate Abrechnung von uns veröffentlicht.

Beiträge empfängt und befördert Herr Oberpastor J. Holst in Riga.

— [Das syrische Waisenhaus] ist auf der Nordwesthöhe außerhalb der Stadt, dem Oelberg gegenüber, gelegen und im Jahre 1861 aus Veranlassung der von Drusen und Muhamedanern an der männlichen Christenbevölkerung im Libanon verübten scheußlichen Metzeleien gegründet.

Am Martinitage eröffnete der Hausvater A. Schneller damals das Syrische Waisenhaus mit 10 Knaben, welche er zuvor aus den syrischen Küstenstädten, wohin die vertriebenen Christen geflüchtet waren, abgeholt hatte. Im Laufe eines Jahres erhöhte sich die Zahl der Zöglinge auf 30, später regelmäßig auf ungefähr 70 und jetzt, durch die Noth des letzten Krieges übermocht, ist die Schaar auf nahezu 100 Kinder angewachsen. Damals alle aus Syrien, daher der Name der Anstalt, jetzt aus dem ganzen Orient (aus Jerusalem und Palästina, Syrien, Chaldäa, Kleinasien, bis Konstantinopel einerseits, und Egypten, Nubien, Habessinien und Inner-Afrika andrerseits). Damals waren es nur Christenkinder, jetzt Christen, Muhamedaner und Heiden, und somit eine wirkliche Missionsanstalt. Von den ca. 250 Zöglingen, die nach und nach in die Anstalt aufgenommen wurden, konnten seither ca. 160 wieder entlassen werden, ca. 100 sind noch bei und in der Anstalt. Die Ausgetretenen haben als Lehrer, Evangelisten, Kaufleute und Kaufmannsgehülfen, Chirurgen, Handwerker, Land-

bauern, Gärtner und als Diener an verschiedenen Orten des Orients ihren äußeren Lebensberuf gefunden. Mit ihnen unterhalten wir, soweit sie noch erreichbar sind, eine regelmäßige Correspondenz, besuchen sie auch an ihren Wohnorten, soweit Zeit und Kraft es zulassen.

Wir ringen mit ihnen nach dem Ziel „einer evangel. Umgestaltung des unnachteten Volkes in Jerusalem und Palästina und des übrigen Orients nach dem Plan unserer Statuten, die auf Wunsch jedem unserer Freunde zu Gebote stehen. Nach diesem betrachten wir unser Haus als dem Herrn unserem Gott zu seinem Dienst geweiht, zur Rettung vieler Menschenseelen. Nur vollsinnige und bildungsfähige Waisen, die nicht unter 6 und nicht über 12 Jahre alt sind, werden aufgenommen, und zwar jetzt noch unentgeltlich, weil das rohe Volk einen evangelischen Unterricht weder sucht, noch bezahlt. Die Aufgenommenen bilden mit uns und unseren Gehülfen eine Hausgemeine, die der apostolischen Mahnung täglich und gerne nachkommt: Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen in aller Weisheit und erbauet euch miteinander auf euren allerheiligsten Glauben. Die Kinder werden nach entschieden christlichen Grundsätzen leiblich und geistlich erzogen, genießen einen 6- bis 7stündigen Schulunterricht täglich in den gewöhnlichen Elementarfächern, als Religionslehre und Geschichte, arabische und deutsche Sprache, Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, Geographie, Naturlehre und Naturgeschichte und Zeichnen, und dies von 3 Lehrern, nach einem bestimmten Lehr-, Lections- und Stundenplan. Jeder Zögling hat täglich 3 Stunden Handarbeit im Hause oder Garten oder einer Profession; die confirmirten Zöglinge auch den ganzen Tag zu ihrer beruflichen Ausbildung. Wir halten dieses bei der Trägheit der Orientalen für einen Hauptpunkt unserer Erziehungsaufgabe.

Unser Leben verläuft nach einer bestimmten Tagesordnung, nach welcher die Zöglinge von der Morgendämmerung bis Nachts 8, auch 9 Uhr, auf den Beinen und thätig sind. Vormittags haben sie 4, Nachmittags 2—3 Stunden Schule, auch nach den 3 Arbeitsstunden 1 Freistunde zum Spielen oder dergleichen mehr. Der Aufenthalt der Zöglinge im Waisenhause dauert jedenfalls bis zur Confirmation oder Taufe im 15. Lebensjahre, worauf, wenn immer es angeht, noch ein 2—3jähriger Cursus zur Berufsbildung folgt, wofür wir jetzt 4 Handwerksmeister im Hause haben. Eine Einrichtung der Töpferei steht

in Aussicht; aber zu den ferner beabsichtigten 6 Gewerben fehlen leider bis jetzt die Mittel. Eine Fortbildungsschule geht der gewerblichen Ausbildung zur Seite, sowie auch eine Classe zu höherer Berufsbildung für talentvolle Jünglinge besteht, deren 3 selbst nach Europa zur Ausbildung abgegeben wurden. So ausgerüstet, will das Waisenhaus seine Zöglinge dem öffentlichen Leben zurückgeben und dafür sorgen, daß sie in einer bestimmten Stadt des Landes sich truppenweise ansiedeln, und ihnen dann ein bei uns erprobter Handwerksmeister beigegeben werde, der sie zu einem Jünglingsverein zusammenhält und als Vorsteher und Beistand sie leitet, damit sie zugleich vor Ausschreitungen und Verführungen bewahrt und als kleine, junge Christengemeinschaft ein Salz und Licht ihrer oft nahezu heidnischen Umgebung werden. Der Handwerksmeister müßte sich verheirathen können, von seinem Beruf sich nähren und, soweit dies nicht reichte, von uns mehr oder minder bedeutend unterstützt werden. Bis jetzt konnte dieser schöne, viel versprechende Plan nicht ausgeführt werden, nicht nur wegen Mangel an genügenden, für diesen Plan geeigneten Zöglingen, sondern hauptsächlich wegen Mangel an Mitteln, um geeignete junge Leute aus unseren Gehülfen so zu stellen, daß sie diesem Berufe sich unterziehen könnten.

Da rationelle Oekonomie und Gärtnerei in diesem Lande versprechend sind, und eine eigene Colonie von unseren Zöglingen ein Licht für eine ganze Gegend unseres sehr verkommenen Landvolkes sein müßte, wie dies besonders in Süd-Rußland sich erprobt hat, so ist nach Vorgängen von katholischen Anstalten auch hierfür Einleitung getroffen worden und bereits für diesen Zweck eine, wenn auch weit noch nicht genügende Summe Geldes zusammengeflossen. Wenn auf diesem Wege die jungen Männer mit den Töchtern der evang. Mädchen-Erziehungs-Anstalten könnten verheirathet werden, so wäre dies der erfolgreichste Ausgangspunkt aller unserer evang. Thätigkeiten.

Jetzt nach Schluß des beendeten blutigen Krieges stehen wir im Begriff den Versuch zu machen, für unsere Waisenhaus-Colonie passende Ländereien zu erwerben. Wir bedürfen daher hierzu, wie zum Unterhalt der beinahe um die Hälfte vermehrten Kinderschaar, ganz besonders frischer Hülfe und Freunde, die unsere ernste und schwere Aufgabe durch Fürbitte und offene Hände fördern und stützen helfen. Allen, die den Herrn, das Land des Bundes und das noch

ter dem Fluche schmachtende Jerusalem lieb haben, rufen wir die ıste Bitte zu: „Helft beten und arbeiten, daß auch unter uns des rrn Reich komme und Sein Wille geschehe wie im Himmel."

J. L. Schneller,
Hausvater des syrischen Waisenhauses.

III.

Literärisches.

Zur Literatur in neuester Zeit.

II.

elegentliche Bemerkungen über christliche Weltanschauung von C. A. Berkholz*).

Es macht zuweilen recht melancholisch, wenn man sich, wie das ır der Fall ist, gewissermaßen durch ein Versprechen engagirt hat. a liegen nun seit Monaten drei kleine Broschüren, die ihr Dasein esigen wohlbekannten Ehrenmännern zu verdanken haben, zur „ge- igten Besprechung" und gelegentlichen Erwähnung vor. Je seltener i uns dergleichen „Bekenntnisse", wie man sie nennen möchte, über egenstände, die der eigentlichen Fachwissenschaft der Verfasser fern gen, so zu sagen aus einem inneren „Herzensbedürfniß" an die effentlichkeit treten, desto erfreulicher ist die Erscheinung, daß lche ideelle Fragen, die nicht speciell das augenblicklich praktische teresse in Anspruch nehmen, im stillen Heiligthum des Gemüthes it sorgsamer Liebe gepflegt werden, wobei das Nachdenken einen sdruck sucht, um sympathische Seelen zu finden, die sich mit den esultaten solcher Forschungen in Uebereinstimmung fühlen. Gewinnt an doch aus solcher Thatsache das wohlthuende Bewußtsein, daß e Zahl der unsichtbaren Gemeinde, der die höchsten und princi- ellen Probleme alles Lebens und Erkennens wichtig sind, immer ne größere ist, als man nach allgemeiner Vorstellung vermuthen öchte. Andererseits liegt aber auch in solchem Falle für denjenigen, r geneigt wäre, eine „Besprechung" nicht gerade von der Hand zu eisen, eine gewisse Schwierigkeit vor, wenn es sich um die Aus- hrung handelt. Die Schwierigkeit liegt wie in der Sache selbst, so der Stellung, welche die Verfasser zu ihr nehmen. Eine auch nur nigermaßen befriedigende Erörterung solcher weitschichtigen Probleme, ie die drei bereits von uns erwähnten Druckschriften von Eckardt ber Trahndorff's Philosophie, Kröger über christliche Weltanschauung ıd Kästner über einen Abschnitt aus der praktischen Theologie geben, ınn in einem so engen Rahmen, wie von ihnen geschieht, un-

*) Siehe Mittheilungen ꝛc. Juniheft d. J. S. 274.

möglich verlangt werden, wie denn überhaupt die Verfasser selbst ihre Anschauungen mehr oder weniger nur vom Standpunkte eines „Laien" in Bekenntnißform aussprechen, wenn sie auch das Bewußtsein für sich in Anspruch nehmen, auf die Beschäftigung mit den in Frage stehenden Dingen in hingebender Liebe Zeit und Mühe verwandt zu haben, was ihnen nur zur Ehre gereicht. Daß es bei so bewandten Umständen ziemlich mißlich ist, eine kleine Discussion zu versuchen, falls nicht ganz unerhebliche Differenzen sich kundgeben sollten, möchte von vornherein einleuchten. So waren wir schon in nicht geringer Verlegenheit, als wir dem einen Verfasser den Gefallen thaten, etwas näher darauf einzugehen, ob es sich überhaupt verlohne, den „verklungenen Philosophen", dessen brave und rechtschaffene Gesinnung wir keineswegs anfechten wollen, wie eine vergrabene kostbare Papyrusrolle aus Pompeji und Herculanum an das Tageslicht zu befördern. Denn die Arbeiten eines Kant, Schelling, Hegel, Schleiermacher u. s. w. so mir nichts dir nichts im Handumdrehen aus der philosophischen Gedankenentwickelung der Jahrtausende streichen zu wollen, um urplötzlich ein Neues zu schaffen, ist in der That ebenso kühn als überraschend. Wir finden es hübsch und erlaubt, wenn es Einem gefällt, zu seinem Privatvergnügen irgend einem Lieblinge aus der Vergangenheit ein Tempelchen zu bauen, um sich in der stillen Adoration einer verschollenen Größe wohl zu fühlen; dagegen kann kein Mensch etwas haben. Aber etwas Anderes ist es, zu diesem aufgefundenen vermeintlichen Stein der Weisen, wie zu einer heiligen Kaaba, die ganze pilgernde, Wahrheit suchende philosophische Gesellschaft einzuladen. Das will doch erst besehen und überlegt sein, bevor man sich zu einer solchen Wallfahrt mit Inbrunst entschließt.

Etwas Anderes ist es mit der religions-philosophischen Studie unseres Dr. med. Kröger, die auch in das Gebiet des christlich Confessionellen hineinragt. Hier handelt es sich um den feststehenden und anerkannten Begriff der „christlichen Weltanschauung", die aber in unsern Tagen mehr als je Anfechtung erleidet und deshalb Rechtfertigung sucht, und für welche ein Bekenntniß abgelegt werden soll. Ist nun lange gezögert worden, trotz directer Aufforderung, über die Anpreisung der Trahndorff'schen Entdeckungen ein Wort öffentlich zu sagen, so hat in diesem Fall die Verzögerung noch länger gedauert, um nicht blos eine ganz allgemein gehaltene Bewillkommnung, wie solche einmal im Rig. Kirchenblatt gegeben ward, zu verlautbaren, sondern einige gelegentliche Bemerkungen über die „christliche Weltanschauung" auszusprechen. Wir hatten eigentlich den stillen Wunsch genährt, von maßgebender Stelle, die auch unter uns nicht fehlt, zur Aufklärung der Philosophirenden in unsrer Mitte über „Trahndorff" das Erforderliche zu vernehmen. Da aber dieser Wunsch unerfüllt blieb, kamen unsere Einreden, freilich in der Hoffnung, daß eine berufene Stimme das bessere Urtheil dort zur Beruhigung, hier zur Belehrung sprechen möge. Sie hat aber bis jetzt nichts von sich hören lassen. Alles schweigt. So steht die Sache. Das thut uns leid. Das Publikum, soweit es sich für solche Sachen interessirt, wie groß oder klein es auch sein mag, bleibt vorläufig in Ungewißheit,

wohin es sich wenden soll. Wir erlauben uns, Gleichgiltigkeit für solche Fragen zu constatiren, ein Gemüthszustand, der sonst in andern Fällen in jüngster Zeit bei unsern entwickelten Preßverhältnissen nicht beobachtet ist; wir verweisen nur auf die „Wetterleuchter", „Rückblicker", „Rückschauer" u. s. w., die Monate lang die Lesenden auf's Lebhafteste beschäftigten, wozu noch gewisse ästhetisch-ethische Fragen kamen, die nicht minder zu einem Für oder Wider aufforderten. Darin stehen sich nun „Trahndorff" und die „christliche Weltanschauung" einander gleich, daß beide eine weitere öffentliche Besprechung, abgesehen die Erwähnung in der bibliographischen Rubrik der Nig. Ztg., die nicht einmal die hier gegebene Kritik über Trahndorff berücksichtigte, bei uns nicht erfahren haben. Daß aber Beiden mit einem solchen passiv schweigsamen Verhalten von Seiten Derer, denen diese literärischen Gaben zugedacht waren, nicht gedient sein kann, leuchtet ein. Liegt eine philosophische Principienfrage dem größeren Publikum auch unserer Gebildeten fern, so war doch Aussicht, daß die „christliche Weltanschauung", und zwar zunächst von Seiten der Zustimmenden, gewiß eine freundliche Begrüßung beanspruchen konnte. Denn man sollte denken, daß jedem warmfühlenden Christen ein herzliches und wohlgemeintes Bekenntniß über „christliche Weltanschauung" etwas ungemein Zusagendes sein müsse. Andererseits aber schien es uns, aufrichtig gesagt, ziemlich gewiß, daß ein großer Theil der Gegner, mit denen Dr. K. in Allem und Einzelnem abzurechnen entschlossen war, sich dort befindet, wo man solche „philosophische Studien" überhaupt gar nicht liest, und sich daher aus Mangel an Allem, um sich mit solchen grundlegenden Forschungen zu beschäftigen, auf Widerlegungen nie und nimmer einlassen wird. Wir müssen uns nämlich die Situation klar stellen, um von vornherein alle Mißverständnisse zu beseitigen. Die bezeichnete „christliche Weltanschauung" hat es mit zwei ganz disparaten gegensätzlichen Feldlagern zu thun. Einmal sehen wir, wie Dr. K. sagt, dort „in schreckenerregendem Maße ein Verachten, ein theoretisches und praktisches Bekämpfen der wesentlichsten Grundlagen gedeihlicher menschlicher Gemeinschaft", das „seinen Gipfelpunkt in der heutigen Socialdemokratie und im Nihilismus erreicht." Sodann hier „ein Erkenntnißgebiet der Gegenwart, das unsere gerechte Bewunderung erregt durch ganz erstaunliche Resultate wissenschaftlicher Forschung und praktische Ausbeutung derselben auf allen Gebieten des sinnlich Wahrnehmbaren", wo aber „eine unglaubliche Zerfahrenheit, Oberflächlichkeit und Verwirrung in allen Fragen uns entgegentritt, die auf den tiefsten Zusammenhang der Dinge sich beziehen." Die apologetisch-polemische Schrift hat demnach, das ist einleuchtend, zwei wesentlich von einander getrennte Gruppen zu bekämpfen, die aber mehrfach in Eins verschlungen combinirt als Gegensatz betrachtet und überwunden werden sollen. Man könnte diesen Gegensatz zwischen den beiden Feinden der christlichen Weltanschauung dahin charakterisiren, daß man von jenen sagte: sie seien heiß bis zum Kehlkopf, und von diesen: kühl bis an's Herz hinan. Dort eine brutale, höchst praktischer Ziele sich bewußte Macht, gleichviel, ob sie die Symbole eines unmenschlichen

Atheismus oder einer fortgesetzten Superstition auf ihre Fahne schreibt, die alle gesetzliche und geistliche Ordnung, wie solche derzeitig durch kirchliche und staatliche Wohlfahrtspflege aufrecht erhalten wird, umzustürzen bereit ist, und heutzutage neben anderen Formen als moderne „Socialdemokratie" und „Nihilismus" auftritt, von denen man weiß, daß sie die Auflösung der Gesellschaft durch Vitriolsäure und Schwefelmischung anbahnt, wobei dann, soweit es paßt, streitbare Wortführer zur theoretischen Begründung ihrer vernichtenden Kritik alles Bestehenden sogar die Arsenale der Wissenschaft plündern, um die gestohlenen Waffen zu giftigen Geschossen zuzustutzen, vermittelst deren die verhaßte „christliche Weltordnung" vor den Augen einer mit dieser Negation endoctrinirten Masse niedergedonnert werden soll, damit der complicirte Organismus des socialen Körpers der Culturwelt mit all seinem Adern- und Nerven-Geflecht in einen noch nicht dagewesenen Zustand versetzt werde: die fürchterlichste Reaction des Bestehenden, die noch je erlebt worden wäre. In dem radicalen und aussichtslosen Umsturz aller bisherigen Lebensverhältnisse, in dem wilden Schiffbruch mitten auf dem Ocean sieht sich die beklommene Gesellschaft nach einer festen Planke um, ergreift das massive Tau und läßt sich mit Wonne die brutalste Autorität (des Syllabus) gefallen, um nur am Leben zu bleiben. Diese Gruppe existirt. Wie dieser beizukommen sei, ist allerdings eine Frage von eminenter Wichtigkeit. Mit solchen „philosophischen Studien" wol schwerlich, das hieße Gehirnkrankheit mit Himbeerensaft kuriren wollen, Tuberculose mit Camillenthee. Der bekannte Reichskanzler ist unverfroren der Meinung, dieses „Raubzeug müsse abgeschossen" werden, was freilich nicht unsres Amtes ist, und verweisen wir nur einfach auf den apostolischen Spruch von der göttlichen Autorität der „Obrigkeit" u. s. w. Wenn also eine infernale Gottlosigkeit und Verhöhnung aller moralischen Grundlagen einer gedeihlichen Wohlfahrt unter den Culturvölkern trotzig ihr Haupt erhebt, und wie eine Pest nicht blos im Finstern schleicht, sondern offen zu Tage tritt, so kann eine solche subversive Feindschaft, die eine „christliche Weltanschauung" den Herzen der Menschen zu entreißen droht, immerhin als ein Heranbrechen des „Antichrists" gedeutet werden, und es bleibt den Theoretikern vorbehalten, zu seufzen, den Praktikern, die nöthigen Maßregeln zur Bewältigung des Ungethüms anzuwenden. Herr Dr. K. wird nun einräumen, daß er diese so bezeichnete Gruppe seiner Gegner in seiner ganzen Schrift im Auge gehabt hat, aber ebenso, daß er ihr direct, wenn auch nicht einen Todesstoß, so doch eine ernste wirkungsvolle Mahnung zur Buße und Umkehr durch derartige feine Raisonnements, mit denen er vorgeht, weder beibringen wollte noch konnte. Er weiß ebenso wie wir, daß diese Sorte von Gegnern seine wissenschaftliche, mit allem Apparate eines geschulten philosophischen Denkers ausgestattete Schrift weder lesen kann noch wird. Dazu fehlt Alles. Für sie bleibt diese „Studie" ein harmloser Monolog, den ein aufrichtiger warmer Christ und Menschenfreund irgendwo in verborgener Studirstube hält, dahin ihre Augen und Ohren nicht reichen. Und wenn noch zehn solche Broschüren geschrieben werden, so tragen sie zur Bekehrung und

Besserung dieser Bande nicht das Mindeste bei. Dazu ist diese Studie in keiner Weise angelegt. Darum ist auch, wie Methode und Styl der ganzen Schrift darlegt, die Adresse an die Hochgebildeten unter den Verächtern einer „christlichen Weltanschauung" gerichtet. Diese werden durch vernünftige Syllogismen zur Besinnung eingeladen, es möchte so indirect jenen praktischen „Atheisten" der Boden unter den Füßen gezogen werden, und die Berechtigung, mit einer vermeintlichen Berufung auf die Resultate der vorgeschrittenen Wissenschaft sich zu decken. Wir nehmen keinen Anstand, zu erklären, daß ein solcher Versuch, wenn er gelingt, einen hohen Lohn in Aussicht stellt, und freuen uns, schon um der edlen Absicht willen, sobald ein Berufener in gehöriger Waffenrüstung die Arena betritt, wenn es auch hieße: Morituri te salutant, Christe Salvator! An solchen Bekennern und Zeugen der Wahrheit hat es nie gefehlt, und in den laufenden Jahrhunderten haben Apologeten der „christlichen Weltanschauung" je nach den verschiedenen Zeitbedürfnissen ihre Stimme erhoben. Wenn an der Wende dieses Säculums Schleiermacher's berühmte „Reden über die Religion" den skeptisch gewordenen denkenden Zeitgenossen einen mächtigen Anstoß gaben, so daß der damals junge Claus Harms, wie er von sich bekennt, beim Lesen dieses Buches schlaflose Nächte zubrachte, so wissen wir, daß nach 80 Jahren die Anforderungen an eine solche Widerlegung und Begründung von ganz anderer Art sind. Wir wollen nur auf ein derartiges Buch aus neuester Zeit hinweisen, das gewiß hohe Beachtung verdient: Ehrenfeuchter's „Christenthum und moderne Weltanschauung" 1876, 416 S., abgesehen von manchen anderen Werken, welche dieses Thema in anregender und ausführlicher Weise behandeln; wir könnten auch die bekannten Vorträge von Luthardt anführen, die viel dahin Einschlagendes besprechen. Dr. K. hat nun eine kleine philosophische Studie von 67 Seiten verfaßt, in der er sich über die rechte christliche Weltanschauung ausspricht und irrthümliche, heutzutage vielverbreitete Weltanschauungen widerlegt. Es ist gewiß sehr weise, wenn man etwas drucken läßt, sich einen bestimmten Kreis von gewünschten Lesern vorzustellen und darnach Styl und Methode des Verfahrens einzurichten. So z. B. ist es etwas ganz Anderes, ob man für die „Mittheilungen" oder für das „Rig. Kirchenblatt" schreibt. Daß Herr Dr. K. weiß, daß die „Nihilisten" 2c. schwerlich sich herbeilassen werden, seine Schrift ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen, glauben wir fest. Darum wendet er sich, wie die ganze Form seiner inhaltschweren Beweisführung aufzeigt, an philosophisch geschulte Leser, denen wenigstens das Kant'sche „Ding an sich", „Zeit und Raum, als Formen der Anschauung" u. dergl. nicht unbekannt sind. Unter diesen sind nun Solche, welche von vornherein den Resultaten des Verfassers beizupflichten geneigt sind, oder Solche, welche etliche der ausgesprochenen Ansichten mit ihren Consequenzen keineswegs theilen. Denn es entsteht sofort die Frage: was heißt überhaupt „christliche Weltanschauung"? wie weit haben wir den Begriff derselben auszudehnen oder zu beschränken, und worin liegt ihr specifischer Kern? Kann man, um den Standpunkt festzustellen, beispielsweise die Reli-

gionsphiloſophie eines O. Pfleiderer als eine „chriſtliche“ noch gelten laſſen, oder nicht? Und was folgt daraus, wenn man dieſe Frage entweder verneint oder bejaht? Das iſt Alles ſehr zu unterſuchen und zu präciſiren. Der Verfaſſer hat es vermieden, gelehrte Citate wie auch epochemachende Namen aus der Religionsphiloſophie anzuführen. Die Sache ſoll ſelbſt für ſich ſprechen, und die logiſche Entwickelung des Begriffs ohne äußere Zuthat zu Stande kommen. Man weiß nun ziemlich genau, was z. B. Carteſius, Spinoza, Leibnitz, oder Hume und Kant, oder Alexander von Humboldt und Darwin, auch der Altmeiſter Goethe und der fürchterliche Schopenhauer ſtellweiſe geſagt und vertreten haben. Daß die Behauptungen, welche dieſe Capacitäten gelegentlich aufſtellten, vielfach mit „chriſtlichen Weltanſchauungen“ keineswegs gerade in Einklang ſtanden, oder dafür gehalten werden, wiſſen wir auch, aber nicht minder, daß die „chriſtliche Weltanſchauung“, jedesmal wenn ſie ſich ausſprechen wollte, im Lauf der Zeit mit den Ergebniſſen ſolcher Studien rechnen mußte. Die „chriſtliche Weltanſchauung“, wie ſie in „Studien“ „philoſophiſch“ zurechtgeſtellt worden iſt, hat ungeheure Wandlungen durchgemacht, das kann nicht überſehen werden. Es iſt das Verdienſt der modernen poſitiven Theologie, daß ſie die chriſtliche Weltanſchauung eines Kirchenvaters, wie etwa Juſtin d. M., nicht ſo darſtellt, als hätte er in Kloſter Bergen 1579 die F. C. mit abgefaßt. Solch ein Durcheinandermiſchen der Jahrhunderte hat fürchterliche Conſequenzen nach ſich gezogen, wie wenn man ſich vorſtellen wollte, Agobard von Lyon ſei ein ſo richtiger „Rationaliſt“ geweſen wie weiland Paſtor Collins in Riga. Nehmen wir den Geſichtskreis eines Doctor angelicus, der dem seraphicus folgte, bei ſeiner „Weltanſchauung“, welche noch den 6. Auguſt d. J. Papſt Leo XIII. als die einzig und allein „chriſtliche“ gloriſicirt, die aber, wir mögen den Dichter Dante auch der ſchwärzeſten Heterodoxien beſchuldigen, denen er mehr oder weniger bewußt huldigte, in Bauſch und Bogen doch vollſtändig in der divina commoedia zum Ausdruck kam, ſo fragen wir: kann das, was im 14. Jahrhundert als „chriſtliche Weltanſchauung“ galt, heute für uns mehr als eine zeitliche Form derſelben ſein? Der moderne Proteſtantismus, noch ſo poſitiv confeſſionaliſtiſch, muß ſchließlich mit Kopernikus ein Abkommen treffen und il Paradiso und Inferno irgendwie anders im Kosmos placiren. Was eine „chriſtliche Weltanſchauung“ beſagen will, hat die verſchiedenartigſten Auslegungen ertragen müſſen. Es gehört einmal zur ſpecifiſch römiſch-chriſtlichen Weltanſchauung, daß die Madonna zu Lourdes ſo und ſo erſcheint und am Rhein wieder ſo und ſo, während Andere davon nichts wiſſen wollen. Kopernikus vertrat den heliocentriſchen Standpunkt, und Melanchthon erſchrak vor der Gefahr einer Verbreitung dieſes grundſtürzenden, gewiß dreiſten „Irrthums“, weil er für ſeine „chriſtliche Weltanſchauung“ Alles fürchtete. Es gehörte einſt zur richtigen chriſtlichen Weltanſchauung, daß jeder der 6 Tage der Weltſchöpfung aus 24 Stunden beſtand, während die moderne von Jahrtauſenden mit Gelaſſenheit redet, von dem „Waſſer im Teich Bethesda“ zu ſchweigen. Es verlangt die Frage eine Antwort: giebt es eine

christliche Weltanschauung, die ungeschädigt nach ihrem Werth und ihrer Würde bestehen bleibt, wenn auch die Form derselben mit allen zeitlichen Consequenzen und Erweiterungen sich eine stete Veränderung gefallen lassen muß? Findet sich in der „christlichen Weltanschauung" etwas permanent Beharrliches, bei allem Wechsel ihrer einstweiligen Gestalt, die der perfectible Menschengeist ihr in seinen „philosophischen Studien" gegeben hat? Uns scheint das allerdings so, wenn wir uns auch außer Stand erklären, den Beweis auf 67 Seiten bündig zu liefern, da wir uns nur auf „gelegentliche Bemerkungen" beschränken. Wir meinen, um es kurz zu sagen, der liebe Verfasser habe sich etwas zu viel zugemuthet, auf einem so eng bemessenen Raum, wie er sich gestattet, so weitschichtige Themata auch nur einigermaßen erschöpfend und zum Zugeständniß genügend zu bewältigen. Da kommt zum Vortrag nach ein Paar einleitenden Worten: „Unser menschliches Denken" (eine ganze Theorie des Denkprocesses) — „Materie" (das sogen. „Ansichsein" im Unterschiede von „Fürsichsein", wie man gesagt hat) — „Geist" (wo das „Fürsichsein" zu sich selbst kommt) — endlich „Gott" (also eine vollständige „Theologie"). Vier Worte inhaltsschwer; was kann nicht Alles darüber gesagt werden! Und doch soll immer etwas Entscheidendes und Interessantes beigebracht werden, um sowol die eigene Position zu präcisiren und sicher zu stellen, als auch die „Unhaltbarkeit" der „materialistischen" Grundanschauungen aufzuweisen. Ueber diese Themata sind ganze Bibliotheken geschrieben, von Platon bis auf Lotze und Fechner. Wir haben nichts einzuwenden, finden es unter Umständen sogar liebenswürdig, wenn Jemand ein Bedürfniß fühlt, durch Nachdenken und Niederschreiben des Gedachten sich selbst „rechte Klarheit zu verschaffen und die Summe der eigenen Erfahrungen zurechtzustellen", um mit einem animam salvavi sich vor werthen Gesinnungsgenossen zu expectoriren und seinem Herzen Luft zu machen; aber „dreist auftretenden Irrlehren" (es gehört immer eine gewisse „Dreistigkeit" dazu, „aufzutreten", sobald man eine Continuität von „Erfahrungen" gegen sich hat) ein erschütterndes memento mori zuzurufen, ist immer etwas Anderes. Sehen wir uns nur z. B. „Gott und die Natur" von Ulrici, 3. Aufl., 749 S., an, auch abgesehen von den rein naturwissenschaftlichen Abschnitten; nehmen wir „Mikrokosmos" von Lotze, 3 Bde., und „Geschichte des Materialismus" von F. A. Lange, 2 Bde., die gewiß auch zu berücksichtigen sind, alle die dahin einschlagenden Sachen von Fechner bis auf dessen letzte „Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht", 274 S., dazu auch was z. B. der leider zu früh verstorbene Johannes Huber über Unsterblichkeit und Pessimismus geschrieben hat, so scheint es uns sehr zweifelhaft, ob solche Denker, die doch nicht zu den bösen Praktikern gezählt werden, vielmehr auf ihrem Gebiete nüchternste Stubengelehrte sind, allem Beigebrachten zustimmen möchten, indem sie sicher geneigt wären, Vieles von dem Gesagten gar nicht auf sich zu beziehen, und den „Nihilisten" ihren Galgen vollständig zu gönnen. Wer etwa Lust hätte, dem einsamen, aus der Synagoge verstoßenen Spinoza, der den philosophischen Lehrstuhl in Heidelberg ausschlug, um sich vom Weltgetriebe

nicht beirren zu lassen, mit seinem Deus-Natura die Gräuel der Jahre 1789 ff. in's Gewissen zu schieben, dem wäre zur geneigten Lectüre The french Revolution, a history by Thomas Carlyle in three volumes bestens zu empfehlen. Wir verkennen nicht die gute Absicht, welche der Abfassung und Herausgabe der „philosophischen Studie" zu Grunde gelegen hat, müssen uns aber unumwunden dahin aussprechen, daß manche Erörterungen an eine Adresse gerichtet sind, die von dieser nicht acceptirt werden, und andere sich finden, deren Anerkennung eine Bekanntschaft mit Fragen beansprucht, die einem nicht fachmäßig geschulten Leser fern liegt, indem der ganze Vortrag, bei aller hin und wieder hervortretenden Popularität, eben zu sehr auf gewissen Voraussetzungen beruht, welche hier nicht weiter angedeutet zu werden brauchen.

Wenn es heißt: „Gewisse Vorstellungen, nur durch die Erfahrung und das Urtheil Anderer vermittelt, bringen noch kein wahrhaftes Wissen zu Stande," so möchte das cum grano salis kein Mensch bestreiten, obzwar damit eben nichts Besonderes gesagt ist. Auch ist es ein schöner Grundsatz, nicht in verba magistri zu schwören, aber kaum nöthig, darüber ein Wort zu verlieren, um nicht trivial zu werden. Gewiß, „wenn wir gewisse Objecte beobachten, brauchen wir nicht immer die Erfahrungen Anderer gleich zu Rathe zu ziehen," Selbstständigkeit des Geistes ist unter Umständen eine Mannesthat. Jeder einzelne Mensch kann aber nicht gut mit seinen „Beobachtungen" eine solche Position nehmen, als ob er der erste Beobachter in der Welt sei, sondern er sieht sich mitten in einer Reihe von Beobachtungen, sonst gäbe es ein abruptes und isolirtes, so zu sagen zeitloses Experimentiren ohne Anfang und Ende. Daher rechnen wir auf Zustimmung, daß doch auch die Erfahrungen und Urtheile Anderer nicht gleich von vornherein zu ignoriren sind. Die Auffindung der Wahrheit ist ein Kind der Zeit, und es sind ihrer eine ganze Menge, die, einander ablösend, daran gearbeitet haben, und die Hypothese, die zuletzt zum Siege kommt, hat sich stets nur durch sorgfältiges Zurückbeziehen auf die Erfahrungen und Urtheile Anderer als Wahrheit erwiesen. Die großen Treffer in der Wahrheitserforschung entziehen sich nach ihren letzten Ursprüngen dem menschlichen Auge, wie die Objecte selbst, indem wir immer mit einem Gegebenen anfangen müssen, aber die Vorgänge und Umstände, unter denen sie gelingen, werden mit Erfolg historisch ermittelt. Wollen wir eine philosophische Studie nicht blos als einen stillen Monolog, sondern zu Nutz und Frommen der Mitwelt schreiben, so werden vorher sehr sorgfältig die Erfahrungen und Urtheile Anderer, schon der Anknüpfung wegen, auch zu Rathe zu ziehen sein. So ist auch der Begriff einer „christlichen Weltanschauung" nicht a priori zu construiren, sondern auch nur aus der geschichtlichen Erfahrung zu gewinnen; er ist eben ein historisch entstandener und gewordener. Wir können ihn nicht machen, sondern nur finden. Die „christliche Weltanschauung" als absolute Wahrheit zugestanden, indem hier ganz außer Betracht kommt, inwiefern die philosophischen und positiv geschichtlichen Weltanschauungen in dem gesammten übrigen Culturleben als Vererbungen, Abzweigungen und Entlehnungen im Zusammenhang mit der christlichen stehen, oder

als gemeinsame Ausflüsse des Bedürfnisses nach einem lebendigen Verkehr mit dem Uebersinnlichen anerkannt werden, eines Bedürfnisses, das ein specifisch regelmäßiges Attribut des mit Vernunft veranlagten Menschen ist, — hat in ihrer Specialität dennoch die verschiedenartigsten Wandlungen und Gestalten bislang ertragen, so daß über ihre zukünftig möglichen Daseinsformen kein Mensch etwas Endgiltiges auszusagen vermag. Wie auf dem Gebiete des Naturlebens das ganze später sich entwickelnde Gebilde eines Organismus gleichsam prädisponirt irgendwo und wie existirt, so ist, nachdem der Gottmensch Jesus Christus nach allen Vorbereitungen erschienen ist und das Himmelreich auf Erden „vollbracht" hat, nicht ohne Grund von einer petrinischen, paulinischen und johanneischen Zeit zur Ausgestaltung einer christlichen Weltanschauung geredet worden. Die jedesmalige empirisch vorhandene Kirche hat in bestimmten Zeiten als geschichtliche Daseinsform des Christenthums auch eine begriffsmäßig formulirte christliche Weltanschauung immer wieder auf's Neue zu construiren sich angestrengt, von den Kirchenvätern zu den Scholastikern und bis auf die Denker der jüngsten Tage, welche ausgesprochenermaßen den christlichen Standpunkt zu vertreten gemeint waren. Jede christliche Weltanschauung, wie sie im Laufe der Zeit als solche sich geltend zu machen sich berufen erachtete, hat die Färbung zeitweilig vorübergehender Vorstellungen an sich getragen. Die Berechtigung einer zu ihrer Zeit zur Existenz gekommenen christlichen Weltanschauung, wie sehr diese auch von der unsrigen sich unterscheiden mag, zu bestreiten, möchten wir uns nicht erlauben.

Das Wort „Weltanschauung" ist in Umlauf gekommen, und es bleibt den speciellen Forschern überlassen, nachzuweisen, wann und von wem es zuerst gebraucht worden ist. „Aus der wogenden Fülle von Stimmungen und Empfindungen, die eine Zeit die Geister bewegen, steigt allmählich die bestimmte Gestalt einer Weltansicht empor. Man will die Welt begreifen, und sucht für das alte Räthsel der Dinge neue Methoden und Antworten" (Ehrenfeuchter). Wie die Zeiten wechseln, so wandelt sich auch die „Weltanschauung". Hesiod und Homer bildeten die Weltanschauung ihrer Zeit ab. Ob sie, wie Herodot meint, den Hellenen ihre Götter geschenkt haben, bleibt eine andere Frage. Daß diese antike Weltanschauung die Welt der Griechen und Römer, wenn auch in abwandelnden Abstufungen und Nüancen, anderthalb Jahrtausende beherrschte, bis sie in Cicero's de natura deorum ziemlich in Mißcredit dastand, ist bekannt. Die Weltanschauung, wie sie uns die Schriften des A. T. überliefert haben, deren Ursprung und Verlauf zu entdecken die Aufgabe der Geschichtsforscher ist (Wellhausen), steht in ihrer eminent hervorragenden ernsten ethischen Würde als die historische Voraussetzung des Christenthums da, und giebt dem ahnungsvollen gläubigen Gefühl die Gewißheit von der göttlich geordneten Gründung des Himmelreichs auf Erden. Aus den Evangelien und Apostelschriften wuchs in der Zeit der Kirchenväter unter schweren Geisteskämpfen eine Weltanschauung heraus, bis sie zur festen Gestalt kam, in welcher sie anderthalb Jahrtausende das Mittelalter, soweit die Macht der latei-

nischen Kirche die Culturwelt umschloß, nicht ohne bereicherten Zusatz beherrschte, während die griechische in ihrer Eigenartigkeit beharrte. In Dante sehen wir diese mittelalterlich christliche Weltanschauung wie aus einem Guß poetisch zur Darstellung gebracht, so daß wir keinen Anstand nehmen, Homer und Dante als die beiden Repräsentanten anzuerkennen, in welchen sich zwei von einander grundverschiedene Weltanschauungen abspiegeln, wenn sie auch darin einander ähnlich waren, daß sie das Göttliche und Menschliche in buntester Mannigfaltigkeit zu realsten Combinationen gegenseitiger Wechselwirkung verknüpften. Diese Dante'sche Weltanschauung, ebensowenig von dem großen Dichter entdeckt oder erfunden, wie das auch bei Homer nicht der Fall war, ragt in ihrem dominirenden Einfluß bis in die Zeiten der Renaissance hinein, gegen welche auch die gleichzeitige reformatorische Umbildung christlicher Dogmen, soweit sie damals zu Stande kam, keinen Widerspruch erhob, da ihr Kernpunkt im tief geschädigten ethischen Bedürfniß lag, soweit dieses mit allgemeinen kosmischen Anschauungen weniger in Berührung stand. Wir stimmen Ehrenfeuchter vollkommen bei, wenn er den „Ausgangspunkt einer modernen Weltanschauung", die eine neue Epoche in der geschichtlichen Entwickelung der Weltanschauung bildet, an die Namen Klopstock, Lessing, Herder, Goethe u. s. w. knüpft, mit denen die Geister fortan sich werden auseinandersetzen müssen, wenn sie etwas Begründetes und Förderndes über diesen Gegensatz sagen wollen. Ob diese „moderne Weltanschauung" weniger das Recht hat, eine „christliche" zu heißen, wäre erst zu untersuchen, vorausgesetzt, daß wir auch Dante den Namen eines christlichen Dichters nicht absprechen, dessen Himmel und Hölle tief in der mittelalterlichen Vorstellung wurzelt, die unsere Zeit nur mühsam zu theilen sich entschließen mag, und zwar mit Restrictionen, die nur sensu allegorico gelten. Wir sehen uns daher gegenwärtig in der Lage, den Begriff einer „christlichen Weltanschauung" viel anders zu fassen, als man, um gewisse Voraussetzungen aufrecht zu erhalten, thut. Es ist allerdings häufig von sogenannten Fundamentalartikeln stantis et cadentis ecclesiae geredet worden, wobei in Betracht kommt, ob das „Himmelreich Christi" mit der empirischen Kirche zu identificiren sei oder nicht. Man kann sich daher mit der Position der „Grundprincipien christlicher Weltanschauung", wie Dr. K. sie in der Kürze darstellt, im Allgemeinen in Uebereinstimmung finden, besonders wo es sich um eminent ethische Begriffe handelt, wie solche unabhängig von kosmischen Anschauungen ihren hohen Werth behaupten, und mit ansprechender lebhafter Gefühlswärme zum Ausdruck kommen, ohne daß man dadurch genöthigt ist, die kosmischen Beziehungen, in denen der Mensch als Christ zur Weltlage dastehen soll, in allen Stücken als richtig angegeben anzuerkennen.

Besteht im bewußten Fürsichsein das Wesen der Persönlichkeit, und stellt sich Gott als der einheitliche Wesensgrund alles wirklichen Seins in wahrer absoluter Persönlichkeit dar, und nehmen wir den vollen Eindruck der inhaltlichen Momente des wirklichen Lebens hinzu, wie er in der Beobachtung der Gegenwart und im Laufe der geschichtlichen Entwickelung sich darbietet, „so steigert sich die abstracte Vor-

ellung der absoluten Persönlichkeit zu der nur in der ahnungsvollen iefe religiöser Begeisterung sachgemäß sich vollendenden Anschauung s lebendigen persönlichen Gottes" (s. Die Ethik des Pessiismus. Preuß. Jahrb. April 1879, S. 375 ff.). Diesen Gedanken öchten wir als Ausgangspunkt zu einer Darstellung christlicher eltanschauung geeignet erachten. Die Anerkennung des objectiven eistes und einer sittlichen Weltordnung, sowie der Voraustzung, daß der Christ sich seines Versöhntseins mit Gott bewußt ist rch den Erlöser, vermittelt im Glauben an ihn, bildet nach unserem afürhalten die Grundlage zu den Principien christlicher Weltschauung: wo diese fehlt, dürfte eine christliche Weltanschauung cht zu Stande kommen.

Wenn anderswo, wie bereits früher besprochen, der gelungene und einer neuen oder vielmehr der einzig wahren Philosophie, und oar ziemlich incorrect, doch wieder mit Hilfe von alten „Inventarücken, die das Bewußtsein bei sich vorfindet und herbergt", proclairt wird, so werden die bisherigen Versuche, dem menschlichen enken über sich selbst, über Materie, Geist und Gott zur Selbststimmung zu verhelfen, in der „Studie" nicht perhorrescirt; sie erden vielmehr, soweit sie positive Stützen bieten, als nützliche und auchbare Vorbegriffe und propädeutische Prolegomena zur Darellung und Begründung christlicher Weltanschauung verwerthet, wogen nichts zu sagen ist. Denn das denkende Individuum kann sich lbst nicht verstehen, wenn es nicht im Zusammenhange mit dem nzen geistigen Lebensproceß der Menschheit reflectirt. Wenn aber, ie hier, das Verlangen dahin geht, die Unhaltbarkeit gewisser Irrhren nachzuweisen, von deren Ungrund auch wir überzeugt sind, eshalb wir mit allen Gesinnungsgenossen eine derartige Apologie r Wahrheit nicht bedürfen, so bleibt doch die Frage, inwieweit jene rrlehren durch das Vorgebrachte sich für überwunden erachten und e Unhaltbarkeit des falschen Standpunktes diesen selbst einleuchtet, orausgesetzt, daß guter Wille vorhanden ist, dem zwingenden Nacheise schlußrichtigen Denkens Folge zu leisten. Ob es nun dem Verisser wirklich gelungen ist, „die Anstöße aus dem Wege" zu heben, damit an die „löcherichten Brunnen, darinnen kein Wasser ist", verlasse nd sich zu der lebendigen Quelle der Wahrheit wende, hängt unseres rachtens mehr von der Zustimmung derer ab, welche die beabsichtigte Zirkung an sich verspüren, als von der unsrigen. Darum würden ir es für ersprießlich zur Förderung der Sache erachten, wenn die resp. erren Irrlehrer sich herbeiließen, in Controverse zu treten. Wir meinen ber, daß die „dreiste Siegesgewißheit" den Kampfplatz meiden wird. ie naheliegenden Ursachen eines solchen Verhaltens übergehen wir. s steht zu erwarten, der Verf. behalte das letzte Wort. Dadurch ber, daß kein Gegner sich meldet, gewinnt es den Anschein, als ob iner vorhanden sei. Wo sind die Ritter vom Geist?

Wenn im „Vorwort" das „eigene Erfahren und Beobachten," m ein wahrhaftes Wissen zu erzielen, mit Betonung dem Urtheile nderer gegenüber hervorgehoben wird, so sind wir, wohlverstanden, e letzten, die sich von einem Autoritätsbedürfniß drängen lassen.

Nichtsdestoweniger sehen wir uns auch beim speculativen Ueberdenken metaphysischer Probleme mit allen unseren „eigenen" Erfahrungen und Beobachtungen als Erben einer Vergangenheit an, deren von uns angetretene Erbschaft wir durch kritische Arbeit zu erwerben haben, damit sie unser Besitz werde. Wenn eine stark prononcirte Individualität in beregtem Falle gegen überlieferte Erbschaft mißtrauisch ist, so mag sie zusehen. Das geschieht hier nicht so umfänglich, als man vermuthen möchte, indem die „Studie" keinen Anstand nimmt, z. B. bei „unserem Denken" auf den Pfaden des Altmeisters Kant zu wandeln, ohne ihn gerade namhaft zu machen, weil „die philosophischen Systeme nicht direct berücksichtigt" werden sollen. Dabei erscheint es ziemlich überraschend, wenn (S. 13) die „Vernunft" unvorbereitet auf den Plan tritt, ein ebenso vielfach angefochtener als formulirter Begriff, „welche die Persönlichkeit im eigenen Centrum ihres Wesens findet;" man weiß nicht, woher diese holde Erscheinung kommt und wohin sie geht. Nach dieser Methode ließe sich noch Vieles „finden". Auch ist es ganz unter dem Einfluß der Kant'schen Theorie geschrieben, was S. 25 vom berühmten „Ding an sich", von dem „eigentlichen Wesen der Dinge hinter der Erscheinung" u. s. w. zu lesen steht. Das „unsterbliche Verdienst Fichte's" (s. Kuno Fischer's Schelling's Lehre und Mehring's Geschichts-Philosophie an betreffenden Stellen) wird außer Acht gelassen. Wenn aber dieses „Ding an sich" dem unverschrobenen Menschenverstande zugesagt haben mag, aber nach dieser Vorstellung die Welt an sich finster und stumm ist, und erst durch das Medium des creatürlichen Subjects zur Erscheinung des Lichts mit Farbe und Schall kommt, so wäre das Alles vorher genauer zu besehen.

Der Verf. bekennt sich zu dem alten Grundsatz: contra negantem principia etc. Darum komme es vor Allem darauf an, „der gegnerischen Behauptung gegenüber (oder vielmehr mit ihr. A. d. R.) einen festen gemeinsamen Boden zu finden, auf dem man im Streite steht." Einverstanden, weil wir durch Vermittelung zweier Gegensätze zu einem Resultat gelangen, welches die ganze Wahrheit repräsentirt, die halbirt zur Einseitigkeit wird. Beispielsweise würden wir bei dem vielbesprochenen Streit: Pessimismus oder Optimismus? beide Ansichten in ihrem Werthe anerkennen, von denen eine jede nur dann zum durchschlagenden Irrthum wird, wenn sie für sich allein beharren will. Auch sagt uns Lessing's Art sehr zu, tiefe und weittragende Gedanken in die schlichteste und dem Leser nächstliegende Form einzukleiden, um diesen von seinem eigenen Standpunkt aus durch dessen innere Denkbarkeit allmählich und unvermerkt zu einem höheren Standpunkt emporzuheben. Wir meinen, daß, falls man in einer kleinen Studie mehr geben will, als ein pectorales Bekenntniß aus gläubigem Gefühlsbedürfniß über Fragen, die sich mit „christlicher Weltanschauung" beschäftigen, vorhergehende genaue Umschau in bisherigen Forschungen unerläßlich ist, mit denen man sich auf's gründlichste auseinandersetzen mag, unter Combination „eigener Erfahrung" und „eigenen Nachdenkens." Andererseits erscheint es gewagt, über solche verwickelte Probleme, die dabei zur Sprache kom-

n, etwas Genügendes und Andere Befriedigendes in der Kürze zu
rlautbaren, wohl gar zur Widerlegung gegnerischer Behauptungen,
in der „großen Menge der Gebildeten, Halbgebildeten und Un-
bildeten" zur Zeit rumoren. Will man für die bezeichnete „Menge"
vas Verständliches und Erbauliches schreiben, so muß bei ihr ein
wisses Quantum von geistiger Energie, welche die Aufmerksamkeit
reizt, vorausgesetzt werden, das kein geringes sein dürfte. Mit
erfahrenen, oberflächlichen und verwirrten" Köpfen philosophiren,
cheint ziemlich bedenklich, weil dabei schwer etwas herauskommt.
enn der Verf. an solche Menschen appellirt, „die mit unverbildetem
ffassungsvermögen begabt sind," und einen Jeden, „der eben mit
rmalem Denkvermögen und normalen Sinnen an die Beobachtung
ht," für fähig zu halten scheint, zu „prüfen", so dürfte das ein
achen mit Diogenes' Lampe sein, und möchten wir kleinlaut einge-
hen, daß, wenn nur Solche zur Prüfung eingeladen werden, die als
nder ihrer Zeit mit anormalen Bildern ihres Denkvermögens bereits
ichlich ausgestattet sind, alsdann doch das vorhandene Quantum von
rkehrten Bildungsstoffen auf Schritt und Tritt dem normalen
enken hinderlich wird, und sehr viel dazu gehört, solche „Idole"
3 zu werden.

Wir müssen noch einmal darauf zurückkommen: bei den unruhigen
enschen, die unter mancherlei Namen das ruhige Publikum unserer
ulturwelt mit Grauen und Entsetzen erfüllt haben, Neigung für
iloſophische Studien auf christlicher Basis vorauszusetzen, um auf
se Weise sich zu bekehren, fällt keinem unter uns ein.

Daß man geschichtlich entscheidende Persönlichkeiten, die mit
rem speculativen und christlich-religiösen Denken für die höchsten
üter der Erkenntniß und Wahrheit eingetreten sind, wohl gar ver-
twortlich gemacht hat für die Ausschreitungen grauenvoller Zeit-
htungen und sittlicher Unthaten, die sich obendrein erkühnten, deren
amen zu mißbrauchen und sich mit ihnen zu decken, ist vorgekommen.
ir verstehen das, ohne dadurch beirrt zu werden. Einer derartigen sitt-
hen und geistigen Verwilderung und Entartung ist mit solchen „philoso-
ischen Studien" nicht beizukommen. Leser der von uns besprochenen
chrift des Herrn Dr. K. meinen wir daher nur unter solchen Ge-
ldeten zu suchen, die, mit aufrichtigem Willen, nüchternem Geist
d heilsbegierigem Herzen, bei den Diatriben oft sehr witziger und
arfsinniger Sophisten immerhin in die Lage gerathen, zu bekennen:
Ich glaube, Herr, aber hilf meinem Unglauben!" und zugleich im
tande sind, Schulausdrücke und Andeutungen aus der Systematik
it Verständniß aufzunehmen. Wie sehr aber daneben das praktische
ben und die nächsten Aufgaben des Tages der verdienten Berück-
htigung solcher Betrachtungen im Wege stehen, kann nur der Absatz
d die Verbreitung derselben entscheiden. Die edle Gesinnung und
renwerthe Absicht des Verf. beansprucht übrigens alle Achtung, un-
schadet einzelner Einreden, die wir uns erlaubten.

Zusätze.

1) Zur Vermeidung aller Mißverständnisse sei nochmals als ein
esentlicher Punkt hervorgehoben, daß uns eine „christliche Welt-

anschauung" ebenso sehr nichts Einfaches, als auch ein in der Zeit sich Veränderndes ist (ἀλλοίωσις). Daß aber immer ein Beharrliches mit jenem Veränderlichen sich verbindet, bleibt dabei unverrückt festzuhalten. „Ein Vieles, wie schon Platon gelehrt hat, wird dadurch ein Ganzes, daß ihm eine Idee (εἶδος) zu Grunde liegt."

2) Wir würden statt „Materie" und „Geist" als Ueberschriften zu den beiden Abschnitten „Natur" und „Geist" gewählt haben, auch schon deshalb, weil das Wort „Materie" mehr das Stoffliche, Massive, ein Accidens des Natürlichen ausdrückt, das Natürliche als äußerlich Wahrnehmbares, während das Dynamische vom Naturleben keineswegs ausgeschlossen ist. Daß eine solche Gegenüberstellung „Natur und Geist" manche Umgestaltung des vorgebrachten Inhalts nach sich gezogen hätte, scheint uns gewiß.

3) Der soeben in der St. Petersburger Zeitung Nr. 238 ff. im Druck erschienene Vortrag des Herrn Pastor C. Freifeldt „über Aberglauben" veranlaßt uns, nachträglich auf manche unser Thema berührende Gedanken, die interessant und geistvoll zur Sprache kommen, hinzuweisen. „Mit der christlichen Weltanschauung, heißt es da, ist er unvereinbar, ein radikaler Durchbruch derselben in jedem einzelnen Fall."

Thomas a Kempis, vier Bücher von der Nachfolge Christi. Aus dem lateinischen Urtexte neu übersetzt. Zweite Auflage. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. XII und 352 S.

Wenn wir das berühmte Buch des großen Mystikers hier wieder einmal zur Anzeige bringen, so kann dieses nicht in der Meinung geschehen, noch etwas Besonderes zur Beurtheilung oder Empfehlung eines Werkes sagen zu wollen, das unter allen asketischen Schriften die meiste Verbreitung in allen Bekenntnissen und Sprachen gefunden hat und für Protestanten, wie für Katholiken seines ächt evangelischen Inhaltes willen und unbeschadet seiner katholischen Eigenthümlichkeiten von reichem Segen gewesen ist. Es handelt sich hier nur darum, auf die vorliegende neue Uebersetzung aufmerksam zu machen, zu welcher die Wahrnehmung Veranlassung gab, daß „so treffliche Uebersetzungen wir auch besitzen, doch keine derselben der Einfalt und Treuherzigkeit des Originals so nahe kommt, wie es unser liebes Deutsch zuläßt. Es galt, den Versuch, diesem Ziele näher zu kommen und also den Eindruck von der Demuth und Wahrhaftigkeit des Verfassers, der nicht auf schriftstellerischen Ruhm, sondern nur auf getreuen Ausdruck der Herzensgespräche mit seinem Gott bedacht war, dem Leser möglichst wiederzugeben." Wenn wir hinzufügen, daß der Uebersetzer ein wohlbekannter Veteran unserer evangelischen Kirche, der allen Freunden der inneren Mission wohlbekannte Herr v. Bethmann-Hollweg gewesen ist, so meinen wir damit zur Empfehlung der vorliegenden Ausgabe genug gesagt zu haben. H.

Oehninger, Fr., der Beruf der Christen zum Zeugniß der Wahrheit in dieser Welt. Zwei Reden über Mission und Politik. Augsburg, Richard Preyß. 1879.

Im Decemberheft v. J. wurde bereits auf einen von dem Verfasser dieser Reden herausgegebenen Cyclus von Vorträgen empfehlend hingewiesen, welche unter dem Titel „Altes und Neues aus dem Schatze christlicher Erkenntniß" sich die Aufgabe stellten, praktische Fragen des christlichen Gemeindelebens im Lichte des Wortes Gottes zu betrachten. Das Unternehmen ist rüstig fortgeschritten und den damals angezeigten drei Heften sind nunmehr noch fünf andere gefolgt. Auf das letzte derselben wollen wir die Aufmerksamkeit unserer Leser zu lenken uns erlauben. Der Verfasser motivirt die Wahl seines Gegenstandes in einem kurzen Vorwort dadurch, daß Mission und Politik nicht so verschiedene Dinge seien, wie es auf den ersten Anblick scheinen möchte. Befasse man sich in der letzteren mit den öffentlichen Angelegenheiten des jetzigen Staatswesens und Bürgerthums, so sei die Mission die Werbung für das zukünftige Königreich des Herrn Jesu und die Aufrichtung der geistigen Gesetze des ewigen Königs in den Herzen der Gläubigen, die im Uebrigen noch den Ordnungen dieses Weltlaufs unterworfen seien. Mithin bedeute sie nichts anderes als himmlische Politik, die Begründung einer künftigen Weltverfassung, verbunden mit dem Kampf gegen alles Schein- und Lügenwesen des jetzigen Weltlaufs, ohne jedoch Auflehnung gegen die ordnungsmäßigen Gewalten des Staates sein zu wollen. Statt solcher Erkenntniß von der Stellung des Staates und der Kirche als einander nicht ausschließender, sondern vielmehr auf einander angewiesener göttlicher Ordnungen nehme in unseren Tagen fanatische Vermischung von Geistlichem und Weltlichem, Parteihader, politische und religiöse Verwirrung überhand. Solcher Verwirrung an seinem Theile zu steuern und auf den gewaltigen, allein weisen Baumeister hinzuweisen, in dessen Hand wir sein müssen, um mitbauen zu können und mit erbaut zu werden als lebendige Steine zum geistlichen Hause, zum geistlichen Priesterthum, — das hat der Verfasser dieser Schrift sich zur Aufgabe gestellt, und wir meinen, daß er in der That damit ein zeitgemäßes Thema gewählt hat.

In welcher Weise und in welchem Sinne die Aufgabe innerhalb der Grenzen zweier kurzer Vorträge gelöst worden ist, darüber werden diejenigen unserer Leser, welche bereits die Bekanntschaft des werthen Verfassers in den früher von ihm veröffentlichten Heften gemacht haben, außer Zweifel sein. Im ersten Vortrage wird die Mission, im zweiten werden Politik und Religion behandelt, kurz und bündig, aber in gleich warmer, wie lichtvoller, anregender und erwecklicher Weise.

Der erste Vortrag knüpft an das Wort Ps. 72, 18. 19 an: „Gelobt sei der Herr, der Gott Israels, der allein Wunder thut, und gelobet sei sein herrlicher Name ewiglich, und alle Lande müssen seiner Ehre voll werden. Amen. Amen." Ausgehend von der Frage nach Wesen und Ziel der Mission, hebt der Verfasser hervor, daß sowohl

ihre zeitlichen Anfänge und ihr Ziel göttlich sind, als auch ihr Werk fort und fort in der Hand des Herrn ruht, der die rechten, nicht das Ihre suchenden Arbeiter erwählt, sendet, ausrüstet und nach seiner verborgenen Weisheit mit so auffallend verschiedenem Erfolge segnet. Weil aber Gottes Werk durch uns Gottes Werk an uns und in uns voraussetzt, kann und darf die Frage nicht umgangen werden, ob wir auch in dem rechten geistlichen Stande sind, um Gottes Mitarbeiter an dem Werke der Mission zu sein. Hierauf gründet sich die ernste Mahnung, daß wir nur, wenn wir in der Bekehrung und Wiedergeburt stehen und die zukünftige Welt suchen, in Wahrheit das Salz der Erde sind und die Stadt auf dem Berge, die nicht verborgen sein kann, und daß es gegenüber der beklagenswerthen Zwietracht und den Spaltungen, welche die Kirche zerreißen, vor Allem darauf ankommt, daß wir fleißig seien, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. „Jetzt einig und heilig im Gehorsam Christi, dann herrlich und selig in der Theilnahme an seinem Triumph, — das ist unser hoher Beruf."

Dem zweiten Vortrage ist das Wort des Herrn: „mein Reich ist nicht von dieser Welt," als Motto vorgesetzt. Es bildet den Grundton, der nach allen Seiten hin variirt wird. In diesem Worte wird nachgewiesen: ein Zeugniß gegen den Weltlauf, eine Mahnung an die Christen zur Anspruchslosigkeit und Ergebung in Bezug auf die äußere Stellung der Kirche, sowie die Weissagung eines besseren Weltzustandes. Mit dem tröstlichen und erhebenden Hinblick auf den endlichen Sieg, der dem Reich der Wahrheit zu Theil werden muß, schließt das Heft. H.

Personal-Nachrichten.

Gestorben: 27. August P. F. v. Heinleth zu Polotzk.
Emeritirt: der Propst des Wendenschen Sprengels, K. L. Kaehlbrandt.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Cand. J. Th. Helmsing.

Gegen den Druck dieser Schrift ist von Seiten des Livl. Evang.-Luth. Consistorii nichts einzuwenden. — Riga, den 8. September 1879. Dr. Christiani, Vicepräses.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 12. September 1879.

Druck von W. F. Häcker in Riga.

I.

Leitende Artikel und Aufsätze.

Die Rechtfertigung durch den Glauben.

Synodalvortrag, gehalten von P. Findeisen in St. Petersburg.

Wenn man sich in die Entstehungsgeschichte der Reformation versetzt, empfängt man den Eindruck, den Luther selbst so schön in seinen Versen ausgesprochen:

„Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein geh'n herfür:
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden."

Es ist eine Frühlingszeit, die über dem Geistesleben der Christenheit aufgegangen. Und wie man beim Strahl der Frühlingssonne die Blumen nicht zu rufen braucht, sie kommen von selber; die Wärme des Frühlingslichtes lockt sie hervor: so sproßt und blüht es unter der Sonne der neuen Gnadenerkenntniß, die aus dem Evangelio wiedergewonnen war, allerorten in den Herzen der Christenheit, und die Blumen, die erblühten, hießen: Gerechtigkeit und Friede und Freude im heiligen Geiste. Zu derselben Zeit, da Luther von diesem Gnadenlicht berührt wurde und anfing, fröhlich zu werden in dem Gott seines Heils, erfuhren ganz unabhängig von ihm dasselbe ein Zwingli in Zürich, ein Lefèvre in Paris; und bald schallte die frohe Kunde in den Gedern einer Marguerite de Valois oder in Luther's erstem Kirchenliede: „Nun freut euch, liebe Christen gemein," und in den andern:

*) Gerade bei einem so umfassenden Gegenstande darf ich wohl bitten, das Skizzenhafte der Arbeit durch die nothwendigen Grenzen eines Vortrages erklären und entschuldigen zu wollen. D. V.

„Nun ist das Heil uns kommen her" oder „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" — in die Christenheit hinaus wie Lerchenjubel am Frühlingsmorgen.

Fragen wir, mit welchem Worte die Wurzel dieses neu aufgehenden Christenlebens bezeichnet werden muß, so wissen wir Alle, dies Wort heißt: Rechtfertigung — Rechtfertigung des Sünders aus Gottes Gnade durch den Glauben an Jesum Christum allein ohne des Gesetzes Werke.

Davon sagt Luther in den Schmalkalder Artikeln: „Von diesem Artikel kann man nichts weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erde oder was nicht bleiben will." Und im Ganzen hat er wohl Recht, wenn er schreibt: „Wo dieser einige Artikel rein auf dem Plan bleibt, so bleibt die Christenheit auch rein und fein einträchtig und ohne Rotten." Denn wenn man von ihm aus schließt, sei es auf die gottmenschliche Person Christi, sei es auf die Bedeutung der Sacramente, sei es auf die Forderung heiligen Wandels, so kann man in all' diesen Hauptstücken nur bei der schriftgemäßen Lehre von der Rechtfertigung zur Ruhe kommen, wie das auch unsere Symbole beweisen, denen dieser Artikel als christliches Lehr- und Lebensprincip gilt.

Hat nun unsere Synode die Rechtfertigung zum Gegenstand ihrer Betrachtung erwählt, so müssen wir wohl die Vermuthung zurückweisen, als ob in Bezug darauf ein Zweifel oder falsche Meinung stattfinden könnte. Denn wie wir selbst erfahren haben — um mit den Worten der form. concord. zu reden — daß „ohne diesen Artikel kein arm Gewissen einigen beständigen Trost haben oder den Reichthum der Gnade Christi recht erkennen mag", so vermögen wir auch für unsere Gemeinden keinen andern Weg des Heils zu predigen, als Christum, der uns gemacht ist zur Gerechtigkeit.

Da aber auf der einen Seite gerade bei diesem vornehmsten Artikel die heilige Schrift ihre eigenthümliche Art bewährt, daß sie durch keine menschliche Fassung ganz gefaßt erscheint, so daß erst durch das Wort der Schrift selber eine Lehre zum vollen Glaubensbesitz werden kann, so ist der Versuch wohl kein vergeblicher und überflüssiger, aus dem heiligen Gotteswort dieser Lehre sich immer wieder und immer lebendiger gewiß zu werden. Und da die Beziehung, in der die Rechtfertigung zu zwei andern Lehren steht, nämlich zu ihrer Vorbedingung — der Wiedergeburt, und zu ihrer Folge, der Heiligung, zu den schwie-

gen Aufgaben des christlichen Denkens gehört, so kann ein Sichzu-chtsetzen in dieser Beziehung Niemand, der die Rechtfertigung lehrt, lassen bleiben.

Es würde also die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, darin be-hen, nach einer kurzen bekenntnißgemäßen Feststellung der Lehre von r Rechtfertigung die beiden Punkte in's Auge zu fassen, wie die chrift auch da, wo sie für die Gegner der Lehre zu sprechen scheint, mentlich in der Bergpredigt und im Jacobusbriefe, sie dennoch nhellig lehrt, in welcher Beziehung sie zur Wiedergeburt und zur eiligung stehe.

I. Die bekenntnißgemäße Lehre von der Rechtfertigung.

Die Augsburgsche Confession faßt die Lehre von der Rechtferti-mg in folgende Worte: „Weiter wird gelehrt, daß wir Vergebung r Sünden und Gerechtigkeit vor Gott nicht erlangen mögen durch ser Verdienst, Werk und Genugthuung, sondern daß wir Vergebung r Sünden bekommen und vor Gott gerecht werden aus Gnaden um hristus willen durch den Glauben, so wir glauben, daß Christus für s gelitten hat, und daß uns um seinetwillen die Sünde vergeben, erechtigkeit und ewiges Leben geschenkt wird. Denn diesen Glauben ill Gott für Gerechtigkeit für ihm halten und zurechnen, wie St. aulus sagt zu den Römern am 3. u. 4."

Etwas vollständiger referirt die Concordienformel als einhellige redigt der Lehrer Augsburgscher Confession:

„Daß Christus unsere Gerechtigkeit nicht allein nach der gött-hen Natur, auch nicht allein nach der menschlichen Natur, son-rn nach beiden Naturen sei, welcher als Gott und Mensch uns n unsern Sünden durch seinen vollkommenen Gehorsam erlöset, recht und selig gemacht hat, daß also die Gerechtigkeit des laubens sei Vergebung der Sünden, Versöhnung mit Gott, und ß wir zu Kindern Gottes angenommen werden, um des einigen ehorsams Christi willen, welcher allein durch den Glauben aus lau-r Gnaden allen Rechtgläubigen zur Gerechtigkeit zugerechnet, und sie n desselbigen willen von aller ihrer Ungerechtigkeit absolvirt werden."

Hätten wir einen Begriff der Rechtfertigung aufzustellen, so wür-n wir ihn in Uebereinstimmung mit jenen Begriffsbestimmungen der nfessionen etwa in folgende Worte zu fassen geneigt sein:

„Die Rechtfertigung ist die Willensäußerung Gottes, bezeugt durch den heil. Geist auf Grund des Wortes und Sacramentes, den sündigen und darum ungerechten Menschen aus lauter Erbarmen um der stellvertretenden Genugthuung des Gottmenschen Jesu Christi willen, die er im Glauben ergreift, von Schuld und Strafe in Gnaden frei zu sprechen, ihn als gerecht anzusehen und zu erklären, und somit in die Rechte der Gotteskindschaft ihn aufzunehmen."

Aus diesen Begriffsbestimmungen würden nun folgende Sätze sich ergeben:

1. Der Mensch, als in Sünde geboren und als Sünder erfunden, hat vor Gott in keinem Falle eine Gerechtigkeit, kann sie auch auf keine Weise und niemals von sich aus oder durch Wirkung des heiligen Geistes erlangen. Dies erweist sich durch das Vorhandensein des Gesetzes Gottes in den heiligen zehn Geboten, in denen die Ebenbildlichkeit Gottes für den Menschen gezeichnet ist und gefordert wird. Wer dieser Zeichnung entspräche, wie Christus, der wäre gerecht, d. h. er verhielte sich Gott gegenüber, wie er sich als Mensch zu verhalten hätte. Da aber der Mensch sich nicht zu Gott verhält, wie er nach dem Gesetze soll, da ferner alle mögliche Aufbesserung und Ausbesserung den Zustand der Sünde, also der Gesetzwidrigkeit, nicht aufhebt, so ist für den sündigen Menschen keine Gerechtigkeit aus ihm selbst oder in ihm selbst jemals vorhanden oder möglich.

2. Für diesen sündigen Zustand des Menschen ist Gott in keiner Weise in Anspruch zu nehmen. Denn die Sünde ist nicht Gottes Wille gewesen, sondern des Menschen freie That, die nicht zu thun er vollkommen befähigt war. Um ihre Vererbung aufzuheben, wäre eine Neuschöpfung des Menschen nöthig gewesen.

3. Die Erlösung des Menschen aus diesem sündigen Zustand kann weder um der göttlichen Gerechtigkeit, noch um der göttlichen Liebe willen als nothwendig gesetzt werden, denn die göttliche Gerechtigkeit schuldet dem Menschen nichts, als die gedrohte Strafe; die göttliche Liebe aber hatte das Ihre an dem Menschen bereits gethan, verträgt sich auch nicht mit dem Begriff der Nothwendigkeit oder der Schuld.

4. Wenn die göttliche Erbarmung, die zugleich mit dem göttlichen Zorn in der Gottesliebe wohnt, dennoch an die Erlösung des Menschen denken konnte, so liegt der Grund darin, daß die freie That

des Sündenfalls nicht in dem Maße das Verhältniß zu Gott im Menschen zerstört hat, wie in Satan; denn die Sünde ist nicht im Menschen geboren, sie ist nicht des Menschen Wesen, sondern nur ein eingedrungenes Gift, das freilich den Menschen in seinem ganzen Sein durchdrungen und verderbt hat; und obwohl er nicht im Stande ist, etwas Gutes zu denken oder zu dichten, so vermag er doch die Sünde als ein ihm Fremdes zu empfinden und nach einer Erlösung von derselben zu begehren. Daran hat sich der Rathschluß der göttlichen Erbarmung zur Erlösung des Menschen angeschlossen.

5. Um dieses Begehren nach Erlösung, das einem jeden Menschen so gewiß innewohnt, als er ein Sünder ist, zu wecken und zu stärken, gab Gott von Adam an der Menschheit die Verheißung auf Christum, den Schlangentreter, die Sonne der Gerechtigkeit. Um die Erlösung thatsächlich auszuführen, ließ Gott Jesum, seinen eigenen Sohn, das Lamm Gottes werden, das der Welt Sünde trug.

6. In dem heiligen, göttmenschlichen Leben Jesu und seinem stellvertretenden Opfertode ist der ewigen Gerechtigkeit eine sühnende Genugthuung für die Sünde aller Menschen dargeboten, und mit dem Worte des Erlösers: „Es ist vollbracht," in der That für alle Zeiten, für alle Sünde, für alle Menschen die geschehene Versöhnung ausgesprochen.

7. Von Seiten des Menschen gehört zur Erfassung dieser geschehenen Erlösung von der Sünde nichts anderes als Buße und Glauben, d. h. einmal, daß jenes Begehren nach Erlösung sich vertiefe zur Erkenntniß der Sünde, Reue und Leid über die Sünde mit dem darinliegenden Vorsatz, von der Sünde sich wegzuwenden zu dem Willen Gottes hin; und sodann, daß die in Christo für uns vollkommlich geschehene Erlösung mit demüthiger Freude und Dankbarkeit anerkannt und angenommen werde. Somit bleibt das sola fide in seinem Rechte, insofern nach sittlicher Nothwendigkeit der Glaube nur unter der Voraussetzung der Buße eintreten kann, die Buße aber ohne den Glauben nur zur Verzweiflung führen könnte.

8. Daß Gott einem sündigen Menschen die Gnade Christi in der Rechtfertigung zu Theil werden läßt, dazu dient ihm das Sacrament der Taufe, das hört er aus dem Wort des Evangelii, das wird ihm versiegelt durch das Sacrament des Abendmahls, und auf Grund von Wort und Sacrament von Gott bezeugt durch den heiligen Geist.

Die Rechtfertigung ist demnach eine That Gottes auf Grund der in Christo geschehenen Erlösung, die dem Menschen sacramentlich zugeeignet wird und die er im Glauben erfaßt. Da aber auch diese Erfassung der Gnade Gottes in Christo nur durch Anregung und Wirkung des heiligen Geistes eintreten kann, so ist das ganze Erlösungswerk, sowohl für den Menschen als an ihm, Gottes ausschließliches Werk für ihn und in ihm.

9. Der Erfolg der Rechtfertigung ist die selige Gewißheit der Kindschaft mit ihren beiden Seiten, der Freude an dem Besitz der erlangten Gnade, und dem Bestreben, diesen Besitz in einem geheiligten Wandel zu beweisen, zu bewahren und zu befestigen.

Dies sind die Sätze, die aus dem Begriff der Rechtfertigung sich ergeben, und von denen ich glaube, daß sie bekenntnißgemäß sind.

II. Ist die heilige Schrift in ihren Aussagen über die Rechtfertigung einhellig?

Denn darauf gehe ich nicht aus, den Schriftbeweis für die evangelische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben zu führen. Der ist geführt; zur Reformationszeit in den Bekenntnißschriften, namentlich in der Apologie; später in den großen dogmatischen Werken des Chemnitz und Johann Gerhard; Thomasius in seinem „Christi Person und Werk" erneuert ihn. Er ist unwiderleglich geführt. Hätten wir auch nur den Römerbrief dafür aufzustellen, so wäre er geführt und wir könnten uns genügen lassen, zu sagen mit der Augustana: „Wie St. Paulus sagt zu den Römern am 3. u. 4." Sondern die Frage, die wir uns gestellt haben — und auch die nur in sehr begrenztem Umfang — ist, ob diese Lehre einhellig und widerspruchslos in der Schrift enthalten sei.

Ehe wir darauf eingehen, sei es gestattet, eine Vorbemerkung über die Art und Weise, in der die heil. Schrift ihre Wahrheit ausspricht, einzuschalten.

Die heilige Schrift ist kein Katechismus oder Lehrbuch; sie giebt keine Begriffsbestimmungen und Abhandlungen. In so knapper und runder Weise, wie wir vorhin die Sätze über die Rechtfertigung hingestellt haben, ist diese Lehre in der heiligen Schrift nicht ausgesprochen. Die heilige Schrift ist ein großartiger Bau der Heils-

Geſchichte der Menſchheit, allen Zeiten, allen Völkern, allen Verſtändniſſen und Mißverſtändniſſen, allen Eigenarten und Unarten des mannichfaltigen Menſchenlebens und Menſchengeiſtes gerecht und ſie zurechtweiſend. Sie iſt nicht das Werk des abſichtlichen Nachdenkens, ſie iſt aus dem Leben und für das Leben des Menſchen, der, ein Jeder, eine ſchwer faßliche, in Geheimniſſen und Unbegreiflichkeiten, in Irrgängen nach Rechts und Links ſich leicht verlierende Welt für ſich iſt. Sie iſt unendlich viel reicher, als irgend eine Betrachtung, unendlich viel tiefer, als irgend ein Menſchendenken. Sie iſt ſo, wie ſie iſt, weil in ihr Allem genügt ſein muß, was von Lebensform und Geiſtesart an ſie herantritt. Darum denn auch die Lehre von der Rechtfertigung in ihr ſo enthalten ſein muß, daß keine Faſſung ihre Tiefen und Weiten begreifen kann, daß nach allen Lehrfaſſungen die Anforderung an Jeden ergehen muß, auf ſie ſelbſt zurückzugehen und aus ihr für ſich ſelbſt zu ſchöpfen. Gerade dieſe, wenn ich ſo ſagen ſoll, unbequeme, weil durch alle Faſſung immer und immer wieder hindurchſtrebende Art der heiligen Schrift gehört zu ihrer Größe. Wie denn Alles, was man an ihr Gebrechen und Mängel zu nennen geneigt ſein möchte, ihren göttlichen Urſprung und ihre, menſchliche Erkenntniß überſteigende Vollendung bezeugt. Das ahnt wohl jeder Liebhaber des göttlichen Wortes; das aber klar im Lichte zu ſchauen, bleibt der Seligkeit jener Welt vorbehalten; denn wenn ein Menſchengeiſt es darzulegen verſtände, ſo wäre ſie unter dem Geiſte des Menſchen, ſie iſt aber jedem Menſchengeiſte vielmehr weit überlegen.

Darum mögen wir es ja nicht in frevelhafter Selbſtüberhebung als unvollkommen tadeln, wenn auch in dieſer Lehre dem menſchlichen Faſſen nicht nur Schranken geſtellt, ſondern auch Anſtöße in den Weg gelegt werden. Es muß der Menſch in jeder Schriftlehre ſtraucheln können, wenn auch die Schrift jedem aufrichtigen, aus dem Heilsverlangen heraus forſchenden Leſer die ganze, volle ungezweifelte Gotteswahrheit darbietet. Ja, es muß möglich ſein, daß der Unglaube ſeine ärmlichen Gedanken mit Fetzen aus der Schrift verbräme, es muß möglich ſein, daß der Irrglaube ſeinen Abfall von der Wahrheit mit ſcheinbaren Zeugniſſen des Gotteswortes deckt. Jedenfalls iſt es ſittliche Heilsnothwendigkeit, daß der Sünder an der Schrift irren und zweifeln könne. Denn „bei den Reinen biſt du rein und bei den Verkehrten

biſt du verkehrt," Pſ. 18. „Den Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, den Andern ein Geruch des Todes zum Tode," 2 Kor. 2; „eine Thorheit denen, die verloren werden, uns aber, die wir ſelig werden, eine Gotteskraft," 1 Kor. 2.

Kehren wir nach dieſer allgemeinen Bemerkung zu unſrer Frage zurück nach jenen Ausſprüchen, die gegen die evangel. Rechtfertigungslehre zu ſprechen ſcheinen, von denen wir aber von vornherein bekennen, daß ſie ebenſo gut göttliche Wahrheit enthalten, als die, welche uns in einfacher Klarheit die Lehre zu bezeugen ſcheinen.

Die Apologie geht im 3. Artikel: „Von der Liebe und Erfüllung des Geſetzes" ausführlich auf dieſe Stellen ein und unterwirft die Einwendungen der Römiſchen einer genauen Prüfung. Es würde uns viel zu weit führen, ihr darin folgen zu wollen; es genüge hier, die Hauptſtellen, die die Gegner für die Gerechtigkeit durch die Werke vorbringen, zu nennen und in Betreff ihrer Widerlegung auf die gründlichen Ausführungen der Apologie zu verweiſen, die heute noch ebenſo ſtichhaltig ſind, wie damals.

Es ſind folgende:

1 Kor. 13: „Wenn ich allen Glauben hätte und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich nichts; die Liebe iſt die größeſte unter ihnen."

Col. 3, 14: „Ueber Alles aber ziehet an die Liebe, welche iſt das Band der Vollkommenheit."

1 Petri 4, 8: „Die Liebe decket auch der Sünden Menge."

Jac. 2, 24: „So ſehet ihr nun, daß der Menſch durch die Werke gerecht wird und nicht durch den Glauben allein."

Dan. 4, 24: „Deine Sünde löſe mit Gerechtigkeit und deine Uebertretung mit Almoſen gegen den Armen."

Luc. 6, 37: „Vergebet, ſo wird euch vergeben."

Matth. 5, 7: „Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen."

Luc. 11, 41: „Gebet Almoſen von dem, das da iſt; ſiehe, ſo iſt es euch Alles rein."

Luc. 6, 23: „Euer Lohn iſt groß im Himmel."

Röm. 2, 6: „Er wird einem Jeden geben nach ſeinen Werken."

Joh. 5, 29: „Die Gutes gethan haben, werden auferſtehen zur Auferſtehung des Lebens."

Matth. 25, 35: „Ich bin hungrig geweſen und ihr habt mich geſpeiſet."

Es dürfte nur nöthig sein, auf zwei Fragen eingehendere Antwort geben, nämlich:

1. Wie kommt es, daß der Herr in der Bergpredigt, die doch die magna charta Seines Reichs ist, so gar nicht von der Gerechtigkeit des Glaubens redet, daß es scheinen könnte, es sei hier eher einer Gerechtigkeit durch die Werke der Gesetzeserfüllung das Wort geredet? und
2. Wie steht es mit dem Briefe des Jacobus, der doch ausdrücklich sagt, daß man nicht durch den Glauben allein gerecht werde, sondern auch durch die Werke?

Was die Bergpredigt anlangt, so muß man die Absicht, die der Herr bei ihr im Auge hat, festhalten, um das Fehlen der Lehre von der Gerechtigkeit durch den Glauben zu begreifen. Denn Er handelt darin nicht sowohl vom christlichen Glauben, als vielmehr vom christlichen Leben oder vom Leben Seiner Jünger, und führt in derselben das Thema aus: Ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt. Das ist die Aufgabe, die der Herr Seinen Jüngern stellt. Diese Aufgabe haben sie zu lösen 1. in Beziehung auf das Gesetz durch Erfassung und Erfüllung desselben in tieferer, von dem Herrn selbst an Beispielen aus dem Gesetz angegebener Weise; 2. in Beziehung auf die Formen der Frömmigkeit — Almosen, Beten, Fasten — in Verinnerlichung derselben; 3. in Beziehung auf die Güter der Welt in Freiheit von der Sorge des Reichthums sowohl, als auch der Armuth; 4. in Beziehung auf die Gegner in rechter Milde und Weitherzigkeit (nicht richten), und rechter Strenge und Engherzigkeit (die Perlen nicht vor die Säue werfen).

Die Kraft zur Erfüllung dieser Aufgabe haben sie in gläubigem Gebet sich zu erbitten (bittet, so wird euch gegeben), und bei der Erfüllung sich namentlich vor den drei Gefahren der Unbußfertigkeit (die weite Pforte), der falschen Lehre (die falschen Propheten), der Unentschiedenheit (Herr, Herr sagen), zu hüten. Wer so zu seiner Aufgabe sich stellt, der baut sein Haus auf den Felsen.

Diese Inhaltsangabe der Bergpredigt zeigt: der Herr redet von dem Jüngerleben und der Jüngeraufgabe. Man muß aber, ehe man eine Jüngeraufgabe übernehmen kann, ein Jünger des Herrn geworden sein; was dazu gehört, das schildert er in den unvergleichlichen 7 Seligpreisungen sammt den 2 die 7 ersten ergänzenden; und da hat

allerdings auch die Gerechtigkeit aus dem Glauben nicht nur in der ersten und zweiten — von der geistlichen Armuth und dem Leidtragen, sondern namentlich in der vierten — von dem Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit ihre rechte Stelle, so daß man sagen muß, es ist auch dem Herrn in der Bergpredigt die Gerechtigkeit durch den Glauben wohl eigentlich das Princip, aus dem das Jüngerleben mit der Erfüllung seiner Aufgabe oder die Heiligung hervortreibt.

So kann auch das auffallende Wort des Jacobusbriefs nicht als ein Mißklang in der Friedensharmonie der Rechtfertigungslehre der Schrift angesehen werden. Der Schlüssel zum Verständniß der eigenthümlichen, der Paulinischen entgegengesetzten Ausdrucksweise wird wohl häufig übersehen, liegt aber doch klar genug in den Worten des Jacobus selbst, und zwar in den Schlußworten des zweiten Capitels: „Denn gleich wie der Leib ohne Geist todt ist, also auch der Glaube ohne Werke ist todt," ausgesprochen.

Man bemerke, daß dem Jacobus diesem Gleichnisse nach das Aeußerliche der Glaube ist, den er mit dem Leib vergleicht, das Innere die Werke, die er den Geist nennt, in gerade entgegengesetzter Weise, als wir es, dem Paulus folgend, vergleichen würden; wir würden die Werke das Aeußerliche, den Leib nennen; den Glauben aber die zu Werken treibende Kraft, das Innerliche. Denkt Jacobus aber umgekehrt, so folgt daraus, daß der Glaube, gegen den er polemisirt, etwas nur Aeußerliches, das Glaubensgerüst, die Glaubensform, das Glaubensbekenntniß, der historische Glaube ist, den die Teufel auch haben können. Dieser Glaube muß seine innere Kraft haben, seine ἐνέργεια, wenn er gelten soll; und diese innere Kraft oder dies innere Leben nennt Jacobus die Werke τὰ ἔργα, nicht als einzelne, thatsächliche Werke, sondern als die Werke im Princip, so daß sein Gedanke ganz der ist, den Paulus ausspricht in dem Worte: „So gilt nun vor Ihm der Glaube, der durch die Liebe thätig ist." So begreift sich's auch, daß Jacobus denselben Abraham mit seinem thatkräftigen Glauben ebenso als Beweis für seine Lehre anführt, wie Paulus für die seine, denn in Abraham war eben nicht nur äußere Form des Glaubens, sondern im Glauben das Werk darin, das aus ihm hervorging; und so sagt er, daß durch die Werke der Glaube Abrahams sei vollkommen geworden. Hören wir nun jenes auffallende Wort des Jacobus: „daß der Mensch durch die Werke gerecht wird und nicht durch

den Glauben allein", so müssen wir in seinem Sinne, daß die Werke eben das Lebensvolle und Thatkräftige des Glaubens sind, ohne welches der Glaube todt wäre, ihm vollkommen Recht geben. Ja, wir müssen sagen, daß gegenüber einem möglichen und gefährlichen Mißverstand und Mißbrauch der Pauliniſchen Lehre von der Glaubensgerechtigkeit ein ſolches Jacobuswort, das die Sache auf den Kopf zu ſtellen ſcheint, recht nothwendig war und noch iſt, und wir theilen die abweiſende Anſicht Luther's über den Jacobusbrief ſo wenig, daß wir vielmehr in dem Vorhandenſein deſſelben ein Zeichen von der gottgewirkten Vollſtändigkeit des Canon erkennen müſſen. Es iſt aber keine geringe Bekräftigung der Lehre von der Glaubensgerechtigkeit, wenn wir Paulum nicht nur mit Petrus und Johannes, ſondern auch mit Jacobus in derſelben Hand in Hand gehen ſehen.

III. Die Rechtfertigung in ihrem Verhältniß zur Wiedergeburt und zur Heiligung.

1. Die Rechtfertigung in ihrem Verhältniß zur Wiedergeburt.

Die Apologie beſtimmt dieſes Verhältniß nicht genau; ſie läßt die Wiedergeburt der Rechtfertigung, ſie bedingend, vorausgehen; läßt umgekehrt die Wiedergeburt von der Rechtfertigung bedingt werden und ihr folgen; und läßt auch beide als gleichbedeutende Begriffe zuſammenfallen. Erſteres, daß nämlich die Wiedergeburt die Rechtfertigung bedingt und ihr vorausgeht, iſt in folgenden Stellen ausgeſprochen (S. 92 Symboliſche Bücher v. Müller): „So nun das dazu gehört (nämlich zur Gnade oder Vergebung der Sünden), daß wir durch den heiligen Geiſt müſſen neu geboren werden," d. h. wir können nicht gerecht werden vor Gott, ohne durch die Wiedergeburt aus dem heiligen Geiſte. Oder S. 93: „Nun ſind wir, ehe wir durch den heiligen Geiſt neu geboren werden, alle der Art aus Adam, daß unſer Herz in Sicherheit Gottes Zorn, Urtheil und Dräuen verachtet, ſeinem Urtheil und Strafen gehäſſig und feind iſt;" es geht demnach die Wiedergeburt nicht nur dem Glauben und der Rechtfertigung, ſondern auch der Bekehrung und Buße vorher.

Dagegen finden ſich auch Stellen in der Apologie, die das Gegentheil auszuſagen ſcheinen, nämlich, daß die Wiedergeburt aus der Rechtfertigung hervorgehe, z. B. S. 95: „Und dieweil derſelbe (Glaube, der uns vor Gott frommt und gerecht macht) in rechtſchaffener Buße

ist, unsere Herzen auch im Schrecken der Sünde und des Todes wieder aufrichtet, so werden wir durch denselben neu geboren, und kömmt durch den Glauben der heilige Geist in unser Herz, welcher unsere Herzen erneuert, daß wir Gottes Gesetz halten können, Gott recht lieben ꝛc.," und ferner S. 109: „Wenn wir nun durch den Glauben neu geboren sind und erkennet haben, daß uns Gott will gnädig sein, so heben wir an, Gott zu fürchten und zu lieben."

Zum Dritten aber setzt die Apologie Rechtfertigung und Wiedergeburt als gleichbedeutende Begriffe, oder wenigstens als zusammenfallende Thatsachen; z. B., wenn sie sagt S. 100 u. f.: „Derhalben muß folgen, daß wir allein durch den Glauben gerecht werden. Denn gerecht werden heißt ja aus einem Sünder fromm werden und durch den heiligen Geist neu geboren werden." Und S. 110: „Dieses Alles kann nicht geschehen, ehe wir durch den Glauben gerecht werden, ehe wir neu geboren werden durch den heiligen Geist," wo letzterer Satz als eine gleichbedeutende Erklärung zu ersterem hinzugefügt wird.

Es sei hier gleich bemerkt, daß Thomasius in seinem dogmatischen Werke diese Gleichstellung der Begriffe Rechtfertigung und Wiedergeburt mit Berufung auf die form. Conc. verwirft.

Wir irren wohl nicht, wenn wir behaupten, daß es der Apologie, wie noch heute so vielen Kirchenlehrern, an einer scharfen Begrenzung des Begriffes der Wiedergeburt fehlt, so daß sie Verschiedenes, begrifflich auseinander zu Haltendes, unter Wiedergeburt begreift.

Um das Verhältniß der Rechtfertigung zur Wiedergeburt klar zu stellen, mögen folgende kurze Sätze dienen:

1. Die Wiedergeburt ist zu fassen als Einpflanzung neuen göttlichen Lebens durch den Eintritt des heiligen Geistes in den Geist des Menschen.

Dies geschieht nach 1 Petri 1, 23: *ἀναγεγεννημένοι οὐκ ἐκ σπορᾶς φθαρτῆς ἀλλὰ ἀφθάρτου, διὰ λόγου ζῶντος θεοῦ καὶ μένοντος*"; und Jac. 1, 18: „*βουληθεὶς ἀπεκύησεν ἡμᾶς λόγῳ ἀληθείας*" durch das Wort Gottes, welchem der heilige Geist innewohnt und von welchem solche Wirkung des heiligen Geistes ausgeht; und somit auch durch die Taufe, bei welcher Wasser mit dem Worte verbunden der Träger des heiligen Geistes ist, das verbum visibile des Augustinus; darum denn auch die Taufe Tit. 3 das Bad der Wieder-

geburt (τὸ λουτρὸν παλιγγενεσίας) genannt wird, worauf der Herr Joh. 3 hindeutet mit dem Ausdruck: durch Waſſer und Geiſt wiedergeboren werden (ἐὰν μή τις γεννηθῇ ἐξ ὕδατος καὶ πνεύματος). Nun fällt ja auch in die Taufe die Rechtfertigung als göttliches Urtheil, wie es aus manchen Stellen der heiligen Schrift hervorgeht, namentlich 1 Kor. 6, 11: „Ihr ſeid abgewaſchen, ihr ſeid geheiliget, ihr ſeid gerecht geworden durch den Namen des Herrn Jeſu und durch den Geiſt unſeres Gottes" (vgl. Eph. 5, 26: „Er hat ſie gereiniget durch das Waſſerbad im Wort." Röm. 6, 3: „Alle, die wir in Chriſtum Jeſum getauft ſind, ſind in Seinen Tod getauft." Act. 2, 38: „Thut Buße und laſſe ſich ein Jeglicher taufen auf den Namen Jeſu Chriſti zur Vergebung der Sünden." Tit. 3: „Auf daß wir durch deſſelbigen Gnade gerecht und Erben ſeien des ewigen Lebens"). Die Rechtfertigung kann aber in die heilige Taufe nur deswegen fallen, weil in ihr die Wiedergeburt ſich vollzogen hat. Denn ohne eine thatſächliche Einpflanzung des neuen Lebens aus Chriſto im heiligen Geiſte wäre eine Gerechtſprechung Gottes nicht möglich, wie ja auch Luther in der 3. Tauffrage: Wie kann Waſſer ſolche große Dinge thun, ausführt. Somit iſt Wort und Sacrament, weil der heil. Geiſt in ihnen wirkſam iſt, die Urſache, aus der der Glaube (wenigſtens principiell) hervorgeht, ſomit auch die Rechtfertigung von der durch Wort und Sacrament vermittelten Wiedergeburt bedingt iſt.

2. Der Getaufte und Glaubende kann nun die Gerechtigkeit Chriſti, die ihm kraft der Taufe beigelegt iſt, ſich aneignen und derſelben ſich bewußt ſein; er kann aber auch und ſoll aus dem Worte Gottes durch den Glauben immer neue Kräfte des Geiſtes an ſich ziehen. Dieſes Letztere heißt aber nicht wiedergeboren werden; es wird auch dadurch die Wiedergeburt nicht vollendet; denn die Wiedergeburt iſt ebenſo gut als die erſte leibliche Geburt ein abgeſchloſſener, vollendeter Act; wohl aber wird dadurch das in der Wiedergeburt in den Menſchen eingepflanzte neue Leben geſtärkt, immer von Neuem erweckt und gemehrt; denn die Schrift redet nie von einem Wiedergeborenwerden als von einer fortlaufenden Thatſache, ſondern von einem Wiedergeborenſein des Chriſten z. B. 1 Petri 1, 3 und 23 (ὁ ἀναγεννήσας ἡμᾶς und ἀναγεγεννημένοι). Man muß demnach in rechter Unterſcheidung der Wirkungen des heiligen Geiſtes ſagen, daß

die Wiedergeburt sowohl in objectivem, wie in subjectivem Sinne der Rechtfertigung vorhergeht, nie ihr nachfolgt; denn nicht nur kann die objective Gerechterklärung Gottes nur dem Wiedergeborenen zukommen, wie oben gesagt, sondern auch nur der Wiedergeborene kann kraft des ihm innewohnenden Glaubensgeistes sich der Rechtfertigung trösten und versichert halten. Daß aber der Glaube auch auf die Neubelebung des Menschen den größten Einfluß übt, daß diese nur durch den Glauben gesucht und erfaßt werden kann, so daß es bei uns aus Glauben in Glauben geht, unterliegt keinem Zweifel. Diese Neubelebung aus dem heiligen Geiste kraft des Glaubens etwa Wiedergeburt zu nennen, ist biblisch unbegründet und begrifflich verwirrend. Man darf demnach die Wiedergeburt nicht als einen Proceß ansehen, der sich durch das ganze Leben hindurch erstreckt. Durch's ganze Leben hindurch zieht sich nur jene Neubelebung, in der der heilige Geist die Kräfte, die in der Wiedergeburt gegeben sind, erweckt, stärkt und mehrt.

3. Läßt man endlich die beiden Begriffe ineinander fallen, so erklärt sich dies wohl daraus, daß Wiedergeburt und Rechtfertigung in der heiligen Taufe zusammentreffen, aber, wie oben ausgeführt, die Rechtfertigung nur in Folge der Wiedergeburt. Begrifflich aber und thatsächlich haben beide nichts mit einander gemein, denn die Wiedergeburt ist eine göttliche That am und im Menschen, die Rechtfertigung aber eine göttliche Erklärung über den Menschen. Nur bei der falschen römischen Lehre einer justitia non imputata sed infusa würden beide sich berühren.

Neben diesen 3 Sätzen möge noch die Antwort auf 2 Fragen hier Platz finden, die vielleicht als noch nicht erledigt aufgeworfen werden könnten.

Wie ist es, wenn der Glaube an das Evangelium der Taufe vorangeht, wie bei Proselyten? Und wie, wenn die Taufe an Ungläubigen vollzogen wird, wie es bei Proselyten auch vorkommen kann?

Der Glaube, der der Taufe vorangeht, kann noch nicht rechtfertigender Glaube genannt werden, denn dazu bedarf es der Erfüllung des Gebotes der Taufe. Und wenn auch schon durch das Wort vor der Taufe die wiedergebärende Kraft des Geistes am Menschen sich bezeugt hat, so ist doch ein solcher noch nicht als ein Wiedergebo-

rener anzusehen, ehe er die heilige Taufe empfangen hat; so daß auch in solchem Falle das Verhältniß dasselbe bleibt: die Rechtfertigung ist die Folge der Wiedergeburt, welche durch die heilige Taufe am Getauften geschehen ist.

Wenn aber die Taufe an einem Ungläubigen vollzogen wird, so bleibt die Rechtfertigung so lange aus, bis der Herr den Glauben des Bekehrten sieht; die Wiedergeburt aber wird ebenso erst nach der Bekehrung in Kraft und Leben treten, bis dahin aber als schlafendes Geistesleben in ihm wohnen, so daß der vordem Ungläubige nicht etwa noch einmal getauft zu werden braucht, um wiedergeboren und gerechtfertigt zu sein, sondern dies nach seiner Bekehrung kraft seiner Taufe schon ist, wovon der Glaube an Gottes Wort und Sacrament ihm tröstreiche Ueberzeugung gewährt.

2. Das Verhältniß der Rechtfertigung zur Heiligung.

Es möchten hier 3 Fragen in's Auge zu fassen sein: 1) Ob Rechtfertigung und Heiligung dasselbe sei? 2) Wenn nicht, ob die Heiligung auf die Rechtfertigung folge? und 3) inwiefern die Heiligung aus der Rechtfertigung hervorgehe?

1. Ist die Rechtfertigung und Heiligung im Grunde doch nur dasselbe? Antwort:

Es ist wohl nur ein und derselbe Christus, den der Glaube erfaßt und mit Ihm die Gerechtigkeit, und den die Liebe umfaßt und in ihm die Menschen, Seine Brüder. Es ist wohl nur derselbe eine Geist, durch den es uns geschenkt wird, zu glauben an Jesum, und durch den wir getrieben werden, Jesu nachzufolgen. Es ist auch nur eine gemeinsame Wurzel, aus der beide erwachsen: die Buße; denn ohne Erkenntniß der Sünde brauche und suche ich den Heiland nicht, und ohne Leid über die Sünde trachte ich nicht darnach, Gott wohlgefällig zu werden in meinem Leben. Und ist nach Jacobus und Paulus gewiß, daß der Glaube, wenn er diesen sittlichen Grund und Kraft aus der Buße nicht in sich trägt, er gar nicht Rechtfertigungsglaube ist, sondern ein todter Glaube, Heuchelwerk, das wider das Zeugniß des Gewissens in Lüge sich ausstreckt nach unerreichbaren Gütern.

Das ist Alles zuzugestehen; dennoch sind Rechtfertigung und Heiligung zwei ganz verschiedene Dinge. Denn die Rechtfertigung ist

ein göttliches Thun in Betreff des Menschen, die Heiligung ein göttliches Thun in und durch den Menschen selber; die Rechtfertigung ist vor Allem möglich durch den Christus für uns, die Heiligung aber durch den Christus in uns; die Rechtfertigung hält sich zunächst an den gekreuzigten, die Heiligung an den lebendigen Christus. Von der Rechtfertigung kann man nie sagen, daß sie wird, sondern nur, daß sie ist oder nicht ist; von der Heiligung dagegen kann man nur sagen, daß sie wird, nie aber, daß sie ist, was sie sein soll; in der Rechtfertigung erfassen wir ein Vollkommenes, Christum, in der Heiligung haben wir nur ein Unvollkommenes, unser Werk in Christo, oder wie der schöne Ausspruch auch in diesem Sinne richtig ist: Der Glaube ruht immer, die Liebe ruht nimmer; in jenem ist volles Genügen, in diesem nie. Für den Trost des Sünders ist es jedenfalls die herrlichste Gabe des Evangelii, daß er Rechtfertigung und Heiligung unterscheiden darf und in Betreff seiner Seligkeit auf nichts als auf Christum zu sehen hat, nimmermehr aber auf seine Heiligung. Das bezeugt die heilige Schrift in Worten und Beispielen auf das Reichlichste und Gewisseste; wo sie anders zu lauten scheint, da soll ihr ernstes Mahnwort nur davor bewahren, daß der Mensch nicht in Unbußfertigkeit, Trägheit und Sündenknechtschaft zurückfalle.

2. Geht die Rechtfertigung der Heiligung voraus, oder kann auch die Heiligung der Rechtfertigung vorausgehen?

Auch hier muß wieder zugestanden werden, daß in der Buße, die dem Glauben und der Rechtfertigung vorhergeht, der Heiligung Verwandtes liegt; nämlich das Verlangen und Streben nach Besserung. Heiligung können wir aber das nicht nennen. Heiligung setzt ein neues Verhältniß voraus, in dem wir zu Gott stehen und das uns erst durch die Rechtfertigung vermittelt ist; denn erst dann, wenn der Herr sich für uns geheiligt und sich selbst zu unserem Eigenthum dargegeben hat, können wir uns Ihm heiligen und bieten uns Ihm wiederum zum geheiligten Eigenthum dar. Es liegt der Heiligung das Verhältniß des Eigenthums — „ein heiliges Volk, ein Volk des Eigenthums" — zu Grunde, oder wie es christlich mit der vollsten Bezeichnung ausgesprochen wird, das Verhältniß der Kindschaft. Heiligung ist die Hingabe in Liebe, die aber nicht möglich ist, ohne daß wir zuvor die Liebe Gottes erfahren haben nach dem Johanneischen: „Lasset uns Ihn lieben, denn Er hat uns zuerst geliebt."

3. Damit sind wir aber schon in die Beantwortung der dritten age eingetreten, ob nämlich eine innere Beziehung zwischen der chtfertigung und Heiligung bestehe, so daß diese aus jener folgt?

Diese Frage bejaht die Schrift unbedingt, indem sie den Recht-tigungsglauben selbst menschlicherseits als thätig in der Heiligung scheinen läßt. Denken wir nur an das Paulinische: „der Glaube, r in der Liebe thätig ist," worin sowohl die Unterscheidung beider s auch ihre Beziehung zu einander ausgesprochen ist. Das betont nn auch das Bekenntniß der evang. Kirche, nicht nur als Nothwehr gen die Verdächtigung der römischen, als ob der Glaube der Evan-lischen ein faul Ding sei, sondern aus schriftgewirkter Ueberzeugung, nn es sagt Aug. Art. 6: „Auch wird gelehrt, daß solcher Glaube te Früchte und Werke bringen soll." Das auf evangelischer Seite gebräuchlich gewordene Bild von den Früchten des Glaubens weist auch deutlich auf solchen Zusammenhang hin, denn wie die Früchte s des Baumes Kraft und Saft erwachsen, so die Liebe aus dem lauben oder die Heiligung aus der Rechtfertigung.

Es käme nur darauf an, diesen Zusammenhang näher zu erweisen.

Daß es derselbe Christus ist, der uns zur Gerechtigkeit und zur eiligung gemacht ist, und daß nur die Gottes Kinder sind, die der eist Gottes treibt, diese und ähnliche Aussprüche zeugen nur von der elbstverständlichkeit und Nothwendigkeit der Heiligung, erläutern er noch nicht die Abhängigkeit der Heiligung von der Rechtfertigung. ohl aber zieht es sich durch die ganze Predigt der Apostel, wie sie ns aus ihren Briefen kund ist, hindurch, daß nicht nur eine innere ttliche Verpflichtung der Gerechtfertigten zur Heiligung vorliegt, son-rn daß die Gerechtfertigten in der Gnadengabe der Gerechtigkeit aus m Glauben auch die Kraft und den Antrieb empfangen haben, sich un dem in ihrem ganzen Leben zu ergeben, der sich für sie dahingegeben at; es ist die Heiligung die freudige That der Dankbarkeit für die rlösung, um so freudiger und entschiedener, je tiefer die Gnadengabe er Gerechtigkeit erfaßt und je inniger das Verlangen nach ihr im ußfertigen Herzen erwacht war. Dem Worte des Herrn: „Siehe zu, u bist gesund geworden, sündige hinfort nicht mehr" entspricht das postolische Bekenntniß Ebr. 9, 14: „Wie viel mehr wird das Blut hristi, der sich selbst ohne allen Wandel durch den heiligen Geist

Gott geopfert hat, unſere Gewiſſen reinigen von den todten Werken, zu dienen dem lebendigen Gott."

Wir dürfen es demnach als ganz entſchiedene, in jedem Gläubigen bezeugte Schriftlehre hinſtellen, daß in der Rechtfertigung Kräfte der Heiligung liegen, ſo daß die Heiligung aus der Rechtfertigung hervorgeht, wie der Schein aus dem Licht.

Geht aber auch die Rechtfertigung aus der Heiligung hervor und giebt es etwa, wie neben Andern auch ein ſonſt tapferer Vertheidiger der reinen Lehre es unlängſt ausgeſprochen hat, Stufen der Rechtfertigung, die von den Stufen der Heiligung abhängen?

Stufen der Rechtfertigung kann es nicht geben, denn die Rechtfertigung iſt eine in ſich abgeſchloſſene und vollkommene Sache, es iſt Chriſtus mit all' Seinem Verdienſt, der dem Sünder zugerechnet wird; nicht halb, nicht ſtufenweiſe, ſondern ganz und mit einem Male. Die Wahrheit aber liegt in dem ſonſt unglücklich gewählten Ausdruck, daß das Gefühl und Bewußtſein der Gerechtigkeit in Chriſto um ſo größer und feſter wird, je mehr auch der Heiligungsernſt das menſchliche Herz beherrſcht, im Gegentheil um ſo mehr erliſcht, je mehr der Heiligungsernſt ſchwindet und der Unbußfertigkeit Raum giebt zu neuem Sündendienſte.

So wollen wir uns denn die herrliche Gnadengabe des Evangelii, die Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben, mit ihren Friedens- und Heiligungskräften durch Nichts verkümmern laſſen, ſondern es dem theuren Manne Gottes, Luther, nachempfinden, was er in ſeinem erſten Kirchenliede, deſſen Inhalt Jemand als die magnalia redemptionis bezeichnet hat, jubelnd ausruft:

Nun freut euch, lieben Chriſten gemein
Und laßt uns fröhlich ſpringen;
Daß wir getroſt und all in ein
Mit Luſt und Liebe ſingen,
Was Gott an uns gewendet hat
Und Seine ſüße Wunderthat;
Gar theuer hat Er's erworben!
Amen!

Was könnte zur Sammlung und Stärkung der in unseren Landgemeinden zerstreuten gläubigen Elemente geschehen?

(Synodal-Vortrag von F. Luther*)

„Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie Alle Eines seien, gleich wie Du, Vater, in mir und ich in Dir; daß auch sie in uns Eins seien, auf daß die Welt glaube, Du habest mich gesandt" (Joh. 17, 20 u. 21).

In diesen Worten aus dem hohepriesterlichen Gebete unseres Herrn ist uns zunächst die Gewähr dafür gegeben, daß der Vater unseres Herrn Jesu Christi die gläubigen Glieder am Leibe Seines Sohnes in der innigen Liebesgemeinschaft untereinander erhalten wird, in der sie nach dem Willen unseres Heilandes untereinander stehen sollen. Denn gewiß, worum dieser Hohepriester gebetet hat, das muß gewähret, das muß erhört sein, und die Erhörung Seiner Bitte geht durch alle Zeiten hindurch. Seine Gebetsworte sind Worte von ewiger Kraft; sie sind gesprochen nicht nur in's Herz des Vaters hinein, sondern auch aus dem Innersten dieses Herzens heraus.

Wir glauben demnach auf dieses fürbittende Wort unseres Hohenpriesters hin nach unserm dritten Artikel an die Gemeinschaft der Heiligen. Und ich denke, wir stehen Alle so, daß wir mit unsrem Reformator Luther hier auf das „ich glaube" den Nachdruck legen.

Wir glauben an Eine heilige christliche Kirche, d. h. „an die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein geprediget und die Sacramente laut des Evangeliums gereicht werden;" wir glauben nach der Apologie, „daß die Kirche bestehet in inwendiger Gemeinschaft der ewigen Güter im Herzen, als des heiligen Geistes, des Glaubens, der Furcht und Liebe Gottes."

*) Obiger Vortrag ist von dem Verfasser im Auftrage der Wiekschen Kreis-Synode als Referat auf der Ehstländischen Provinzial-Synode gehalten worden. Das Thema ist nicht von dem Referenten selbst gewählt, sondern lag als Frage in der Synodalmaterie vor. Es mußten daher die localen Verhältnisse specielle Berücksichtigung finden. L.

Wir glauben an die innige Verbundenheit der Glieder des Leibes Christi untereinander durch die Kraft Seines Blutes und Seiner Liebe, die durch den heiligen Geist in die Herzen derer ausgegossen wird, die an die Gnade Gottes in Christo gläubig geworden sind.

Wir glauben an dies Einssein der Heiligen trotz der Zerrissenheit, wie sie vor unseren Augen liegt, trotz der vielen confessionellen Spaltungen innerhalb der Kirche. Wir glauben an die bestehende Gemeinschaft der Gläubigen auch in unserem engeren Kirchenkreise, trotzdem daß auch hier oft gar wenig von solcher Liebesverbundenheit sichtbar wird.

Ich meine, es ist wichtig, diesen Gesichtspunkt als einen in vieler Beziehung maßgebenden hervorzuheben, wo es die Beantwortung der Frage gilt, was zur Sammlung und Stärkung der in unseren Gemeinden zerstreuten Gläubigen geschehen könne.

In Betreff z. B. des in unserer Zeit wieder lebhaft zu Tage tretenden Bestrebens, die Gläubigen der verschiedenen Confessionskirchen auch durch ein sichtbares Band der Gemeinschaft mit einander zu verknüpfen, läßt sich ja nicht leugnen, daß in diesem Bestreben etwas Berechtigtes liegt. Es muß zugestanden werden, daß die confessionelle Trennung eine Folge der menschlichen Sünde, und daß es sündhaft ist, den fremden Confessionsgenossen gegenüber auf Kosten der Liebe stets nur die uns von ihnen trennenden Elemente hervorzukehren.

Aber die scheidenden Schranken sind ja doch unter göttlicher Zulassung aufgerichtet worden, und ohne sie ist nun einmal in diesem Weltlaufe die Erhaltung reiner, schriftgemäßer Lehre nicht denkbar. Auch sie haben also in dieser Hinsicht etwas entschieden Berechtigtes. Und will man, das Vorhandensein dieser Schranken und ihre Berechtigung ignorirend, nun eine sichtbare Einheit der verschiedenen Glaubensgemeinschaften erzwingen, so wird das nicht anders geschehen können, als auf Kosten der Wahrheit. Wir haben also in der Trauer darüber, daß die nach Gottes Willen durch alle Kirchen hindurchgehende Einigkeit der Glieder Christi so wenig zu äußerlich lebensvoller Darstellung gelangen will, keinen andern Trost, als das: „Ich glaube."

In diesem Glauben lieben wir über alle Scheidewände hinweg,

ir beten für die Glaubensgenossen der römischen, griechischen und formirten Kirche, und wissen, daß auch sie uns fürbittend auf dem erzen tragen.

Mir scheint es, wie gesagt, daß dieses „ich glaube" auch im inblick auf die Verwirklichung der sichtbar zu pflegenden Glaubensgemeinschaft innerhalb unserer Kirche seine Geltung behalt muß.

Auch hier laufen wir Gefahr, wenn auch von einer andern Seite r, beim Sammeln nach unsrem Meinen und Wünschen die wahrsten Gottesgedanken hintenanzusetzen; beim Pflegen der Liebe die flege der lautern Gesinnung zu unterlassen, wenn wir nicht nen, in vieler Beziehung uns beim Glauben an die vorhandene nigkeit im Geiste zu bescheiden.

Freilich, es ist wahr, wenn wir im Glauben das hoheprieſterliche ebet und des Herrn Herzenswunsch nach dem Einssein Seiner inger als Gewähr dafür ansehen, daß Er diese Einigung in Seir Weise herzustellen und zu erhalten wissen wird, so muß dieser laube — ist er anders ein lebendiger — auch nach Bethätigung chten. Es ist auch wahr: Die Verbundenheit der Glieder unternander muß in irgend einer Art in die Erscheinung treten, damit ihr nach Jesu Worten „die Welt erkenne, daß der Vater n gesandt habe."

Aber zuvörderst findet doch dieser Ausspruch Christi durch jenes dere Zeugniß Pauli seine Begrenzung, daß „unser Leben verborgen mit Christo in Gott" und daß erst, „wenn Christus, unser Leben, h offenbaren wird, alsdann auch wir mit Ihm in der Herrhkeit offenbar werden werden." Bis dahin muß eben die innere errlichkeit des Leibes Christi — und das ist die Liebe — noch vielch durch Armuth und Schwachheit verdeckt sein. Ihr Licht kann zt nur in einzelnen Strahlen sichtbar herausbrechen.

Sodann dürfen wir doch auch nicht verkennen, daß das Ringen ch Verwirklichung der Glaubens- und Liebesgemeinschaft in Christo den kirchlichen Gottesdiensten zunächst seine gottgeordnete Form r Bethätigung finden soll.

Respectiren wir in dem öffentlichen Gemeindegottesdienste eine ottesordnung und zwar diejenige, die durch die ganze geschichtche Entwickelung unserer Kirche hindurch als solche von jeher die

allgemeinſte Gültigkeit hat, ſo werden wir auch immer in ihm vorherrſchend den Weg zur Pflege der Einigkeit im Geiſte anſehen.

Durch die gemeinſame kirchliche Erbauung an Wort und Sacrament, im Gebet und im Geſang hat der Herr und Hirte Seiner Heerde bisher Seine Gemeinde innerhalb unſerer Kirche gebaut, hat Er, wie wir nicht daran zweifeln, Seine Glieder zuſammengehalten. Die Gemeindegottesdienſte werden daher auch in der Gegenwart das hauptſächlichſte, zunächſt von Gott an die Hand gegebene Mittel bleiben müſſen, um die zerſtreuten Gläubigen zu ſammeln.

Es gilt eben nur glauben und im Glauben Gott den Vater und unſren Heiland Jeſum darum angehen, daß durch des heiligen Geiſtes Kraft unſere kirchliche Sonntagsfeier zu ſolcher Sammlung wirklich fruchtbar gemacht werde. Es gilt glauben. Denn allerdings ſehen wir ja im kirchlichen Gottesdienſte keineswegs eine Verſammlung von lauter Gläubigen vor uns.

Bei den Landgemeinden zumal möchte die Zahl der Namenchriſten eine noch größere ſein, als innerhalb der ſtädtiſchen. Hier übt — beſonders unter dem männlichen Geſchlechte — die chriſtliche Sitte nicht mehr die Macht aus, wie dort. Ein öffentliches Bekenntniß zum Worte bringt mehr Schmach mit ſich. Wir dürfen darum wohl annehmen, daß die Beſucher der Stadtkirchen durchſchnittlich mehr vom Hunger des Herzens in's Gotteshaus getrieben werden, als die der Landkirchen.

Dennoch giebt es auch in den Städten noch ganze Kreiſe, in denen es eben zum guten Tone gehört, wenigſtens äußerlich das Chriſtenthum und die kirchliche Ordnung zu reſpectiren.

Alſo auch hier werden wir keine ſichtbare Gemeinde von nur Gläubigen vor uns haben. Das muß anerkannt, das muß in der Predigt berückſichtigt werden.

Gleichwohl müſſen wir im Glauben daran feſthalten, daß mitten unter der ſcheinbar oft großen Zahl von Solchen, die das Anhören des Wortes Gottes eben nur mitmachen, doch diejenigen auch ſtehen, die ihres Glaubens an Jeſum leben möchten. Und ſeien ihrer zuweilen nur zwei oder drei, — ſind's ihrer nur ſo viel, — ſo wiſſen wir, daß unſer gläubiges Gebet mit dem ihren in Gottes Herz dringt; wir wiſſen, daß wir mit ihnen gemeinſam durch das Brod des Lebens zu Einem Leibe geſpeiſt werden, daß wir durch ihre

Fürbitte Stärkung empfangen. Wir wiſſen das freilich nur, wenn wir es glauben. Darum eben hängt aber auch hier Alles am Glauben.

Und wir wollen nach dem Bekenntniſſe unſerer Kirche auf Grund der Schrift bei dem Glauben bleiben, daß, wo das Wort Gottes lauter und rein verkündigt wird, wo die Sacramente der Einſetzung des Herrn gemäß verwaltet werden, daß da auch eine Gemeinde von Gläubigen ſein muß, um derentwillen das geſchieht. Denn nicht der Welt, ſondern den Jüngern zunächſt hat der Heiland nach den Worten Seines hohenprieſterlichen Gebets das Wort des Vaters gegeben, um ſie in der Welt vor dem Uebel zu bewahren. Und nur durch die Jünger und die durch ſie gläubig gewordene Gemeinde ſoll dies Wort durch die Welt getragen werden. Alſo wo, wie geſagt das Evangelium Chriſti gepredigt wird, da muß auch mitten unter den vielen Scheinchriſten eine gläubige Gemeinde vorhanden ſein, die dies Evangelium zugleich empfängt und zugleich Träger deſſelben iſt. Sonſt wäre das Evangelium nicht da.

Hieran wollen wir Prediger uns zum Troſte uns erinnern laſſen. Wir wollen daran im Glauben feſthalten, daß das von uns in der Kirche bezeugte Wort des Herrn auch dazu dienen ſoll und dazu dienen wird, die Gläubigen zu ſtärken, zu ſammeln und in Jeſu zuſammenzuhalten, und daß unter den Menſchen nicht wir allein, ſondern die mit uns gemeinſam am Worte ſich erbauende gläubige Gemeinde es iſt, durch deren Gebet und deren ganze Lebensbethätigung auch während des Gottesdienſtes von den todten Gliedern viele zu den lebendigen hinzugethan werden.

In dieſem Glauben haben wir zunächſt die Erfüllung des Wortes: „Daß ſie in uns Eins ſeien, auf daß die Welt erkenne, Du habeſt mich geſandt.“

Ich halte es für wichtig, hierauf auf's Neue hinzuweiſen, weil ſonſt bei den Verſuchen, eine Sammlung der Gläubigen auch durch außerkirchliche Verſammlungen zu Wege zu bringen, und beim Mißlingen derſelben es leicht beſchwerte Gewiſſen geben könnte, beſchwerte Gewiſſen unter Paſtoren ſowohl, als unter Gemeindegliedern. Denn was wir thun ſollten und doch nicht thun oder nicht thun können, das laſtet eben als ein Bann auf der Seele. Mit einem Banne auf dem Herzen aber kann es keinen freudigen Verkehr mit dem Herrn,

keinen fröhlichen Dienſt in Seinem Weinberge geben. Und was iſt unſere Verkündigung des Evangeliums, unſer Zeugniß von demſelben, wo es nicht von dieſer Freudigkeit und dem innern Frieden mit Gott durch Chriſtum getragen wird? Dem gegenüber alſo gilt es feſtzuſtellen: *Wir haben in den kirchlichen Gemeindegottesdienſten auch ein Organ für Sammlung der Gläubigen, und zwar das hauptſächlichſte, das grundlegende.*

Damit will ich keineswegs ſagen, daß dem Triebe zur Bethätigung der Glaubensgemeinſchaft auch *außerhalb der Kirche* keine Rechnung zu tragen ſei.

Es iſt darin viel gefehlt worden, daß man dieſen Zug an ſich als einen durchaus unberechtigten hat gemeint zurückweiſen und unterdrücken zu müſſen. Es wäre aber ebenſo entſchieden falſch, wenn wir es für unſere Aufgabe hielten, nach beſtimmten, uns vorſchwebenden Muſtern ſolche Gemeinſchaften zu bilden, und zu urtheilen, wo das gemeinſame Glaubensleben ſich nicht gerade nach *dieſen* Formen geſtalte, da ſei es überhaupt nicht vorhanden.

Mir ſcheint darum als erſter leitender Grundſatz hier gelten zu müſſen, daß unſere außerkirchliche Thätigkeit beim Sammeln der Gläubigen keineswegs darin beſtehen darf, das Bedürfniß nach *einer beſtimmten Art* von geſchloſſenen Zuſammenkünften künſtlich hervorzurufen. Wohl aber haben wir dafür Sorge zu tragen, daß das bei unſerem Chſtenvolke ſehr vielfach und in Folge des in der Kirche gehörten Wortes ſich regende Verlangen, auch außerhalb des Gottesdienſtes ſich gemeinſam zu erbauen, ſeine *geſunde Nahrung* finde.

Die Weiſe dieſer Andachtsſtunden hätte ſich — meinem Dafürhalten nach — mit Weglaſſung etwa der Liturgie, ganz nach dem Vorbilde der kirchlichen Sonntagsfeier zu geſtalten. Ja, ſie ſollten eigentlich nichts ſein, als der in ein Local mehr privaten Charakters übergeführte Gemeindegottesdienſt. Denn es ſcheint mir eben, um ihnen die innere Geſundheit zu erhalten, von Wichtigkeit, allen Gemeindegliedern das Bewußtſein zu wahren, daß dieſe Zuſammenkünfte ihre Wurzel in den beſtehenden kirchlichen Ordnungen haben, und daß ſie nichts ſein ſollen, als eine aus dieſen erwachſene lebensvolle Frucht.

Warum es dennoch wünſchenswerth iſt, als Ort dieſer gemeinſam

abzuhaltenden Erbauung nicht die Kirche, sondern eine andere Räumlichkeit, sei es das Lehrzimmer des Pastorats, oder eine bereitwillig hierzu eingeräumte Bauerstube, festzusetzen, das dürfte sich ungesucht begründen lassen.

Es wäre ein Standpunkt falscher Idealität, wenn man verkennen wollte, wie sehr alle menschlichen inneren Anschauungen durch die äußere Umgebung beeinflußt werden. — Bleibt die gemeinsame Erbauung grundsatzmäßig nur auf die Feier innerhalb der Kirche beschränkt, so gewinnt leicht der dem Fleische ohnehin bequeme Gedanke Raum, als ob die Erbauung am Worte überhaupt nur in die Kirche gehöre, als ob die durch sie hervorgerufene Stimmung zu Hause mit dem Sonntagskleide abzulegen sei. Mir scheint darum die Verlegung von gemeinsamen Andachtsstunden in's Haus auch wohl dazu dienen zu können, die Leute handgreiflich daran zu erinnern, daß das ganze Leben eines Christen, wie es sich innerhalb der Stätte des Alltagslebens entfaltet, Ein Gottesdienst sein soll. Vielleicht könnte auch die Abhaltung von täglichen Hausandachten dadurch wirksam befördert werden. Diese sollten ja ebenfalls ein wesentliches Mittel bleiben, um — was wir erstreben — die Gläubigen zu sammeln.

Noch etwas Anderes ist es, was, wie mir scheint, die Abhaltung solcher Stunden im Hause und nicht in der Kirche empfiehlt. Es werden sich im Hause leichter, als in der Kirche — wo das ja eigentlich gar nicht statthaft ist — vor und nach der Erbauungsstunde Gespräche zwischen den Versammelten und gegenseitige Mittheilungen aus dem Leben ungezwungen machen, die auch vielleicht geeignet sind, das Bewußtsein der gliedlichen Zusammengehörigkeit lebendig zu entwickeln. Es ist zu hoffen, daß diesen Unterhaltungen, auch wo sie sich um rein irdische Dinge drehen, durch den Hinblick auf das zu hörende oder das gehörte Wort etwas göttlichen Salzes mitgetheilt werde. Der Herr kann wenigstens gewiß Seinen Segen dazu geben, wenn wir Ihn darum bitten.

Ebenso bietet sich hier viel mehr, als in der Kirche, dem Pastor, falls er die Versammlungen selbst leitet, Gelegenheit, beim Auseinandergehen hie und da durch einen Händedruck, durch eine kurze Frage, durch einen ermunternden oder mahnenden Zuspruch auf die specielle Anwendung des vernommenen Schriftzeugnisses hinzuweisen. Auch dies

kann durch des Herrn Gnade das Gefühl der inneren Zuſammengehörigkeit nicht nur zwiſchen Prediger und Gemeindegliedern, ſondern auch zwiſchen dieſen untereinander ſtärken. Die letzteren können dadurch ebenfalls dazu angeregt werden, ſich Eines mehr um die beſondern Nöthe des Andern zu kümmern, mehr Einer des Andern Laſt zu tragen, mehr für einander zu beten. Der Herr wird auf unſere Bitte dieſen Segen ſchenken, je weniger wir ſolch ein gegenſeitiges Theilnehmen künſtlich hervorzurufen trachten.

Es wird durch das Hineinzwingen in das Mittheilen und Untereden der Gläubigen untereinander viel Schaden angerichtet.

Beim Wunſche, die Liebesgemeinſchaft der Gläubigen zu feſtigen, haben wir uns vor nichts ſo ſehr zu hüten, als davor, daß wir dem heiligen Geiſte durch zu viel Selbſtwirkſamkeit den Raum nicht nehmen, um zu wehen wie und wo Er will; wir haben beſtändig darum zu beten, daß wir nicht durch Einmengen eigenen Thuns auf unlautere Bahnen gelenkt werden. Und wie leicht verleiten Ungeduld und das Beſtreben, auch hier mehr ſuchen, als glauben zu wollen, uns unbewußt dazu, ſolche Wege einzuſchlagen, die unter allem Scheine hoher Geiſtlichkeit doch nur dem Geiſte der Lüge Eingang verſchaffen in das Werk des Herrn, die Fleiſch ſind.

Aus dieſem Grunde kann ich nicht umhin, in der etwaigen allgemeinen Einführung ſolcher Verſammlungen, bei denen nicht der jeweilige Leiter allein das Wort führt, ſondern jedem der Anweſenden geſtattet iſt, zu reden, mindeſtens eine große Gefahr zu erblicken. Die Gefahr vornehmlich, daß bei ſolch einem Beſprechen eines bibliſchen Wortes oder von geiſtlichen Erfahrungen meiſt nur die Begabteren, Redegewandteren zur Geltung kommen werden. Wie bald ſchleicht ſich da bei dieſen der Irrthum ein, als ob von geiſtlichen Dingen reden können und geiſtliches Leben haben Eins ſei — und vielleicht dient die Erzählung von Erlebniſſen von der Gnade dazu, nicht des Herrn, ſondern die eigene Ehre zu erheben. Andererſeits können gerade die demüthigen, lautern Gläubigen, denen die Gabe, ſich mitzutheilen, verſagt iſt, ſich leicht dadurch in ihrem Gewiſſen bedrückt fühlen, daß ſie nicht mitzuſprechen verſtehen, ſie können meinen, daß ihnen deshalb auch ein weſentliches Stück des Glaubens mangele.

Als die allgemein gültige Form außerkirchlicher Andachts-

ſtunden möchte ich darum immer diejenige angeſehen wiſſen, die auf dem Boden unſerer hergebrachten kirchlichen Ordnung bleibt, nach der Einer vorträgt, die Uebrigen zuhören. Wo Verſammlungen, in denen die Theilnehmer durch wechſelſeitiges Reden in's Schriftverſtändniß einzudringen bemüht ſind, im Segen beſtehen, da läßt ſich dagegen nichts ſagen. Nur wird auch hier gewiß Wachen und Beten noth thun. Wo man aber ſolche Stunden neu einführen will, da bedarf es gewiß der größten Vorſicht.

Jedenfalls ſollte die gemeinſame Erbauung in dieſer Form nie anders abgehalten werden, als unter ſpecieller Leitung des Paſtors. Und auch da werden wir, wenn wir ſolche Verſammlungen bilden ſollen, immer in Verlegenheit ſein, aus welchen Elementen wir ſie zuſammenſetzen ſollen. Darum könnte ich hier das Wort „einführen" nur ſo verſtehen, daß wir etwa vorhandene Anfänge gemeinſamer Schriftlectüre nicht unterdrücken, aber auch nicht gewaltſam zum Wachsthum treiben, ſondern ſie nur in geordneten Bahnen zu erhalten ſuchen, dem Herrn es überlaſſend, ob und wie Er durch freiwilligen Hinzutritt neuer Mitglieder derlei Gemeinſchaft im Worte fördern will.

Wollten wir aber von uns aus ſolche Andachtsſtunden, in denen wechſelſeitig geredet wird, begründen, da ſähen wir uns doch, wie ſchon angedeutet, Schwierigkeiten gegenüber, die wir zu überwältigen nicht im Stande ſind, Schwierigkeiten gegenüber, vor die uns der Herr gewiß nicht geſtellt hat.

Denn geſtatten wir den Zutritt Allen, ſo würde gemäß unſeren landiſchen Verhältniſſen, wo noch die Mehrzahl ſich äußerlich zum Worte hält, der Kreis ein zu großer werden, als daß auch nur annähernd Allen Gelegenheit gegeben würde, ſich auszuſprechen. Es würden immer nur Wenige das Wort ergreifen, und ob dieſe Wenigen die Rechten wären, das ſcheint mir mehr als fraglich. Geſtatten wir aber den Zutritt nicht Allen, — nun da bilden wir eben eine Gemeinſchaft nach eigener menſchlicher Wahl.

Ich denke aber, wir ſind Alle darin einverſtanden, daß, wo es ſich um die Frage handelt, was innerhalb unſerer beſtehenden kirchlichen Verhältniſſe zur Sammlung der Gläubigen geſchehen könne, es als Grundſatz gelten muß, daß keinerlei Art menſchlich geübter Excluſivität ſtatthaft ſei. Uns iſt keinerlei Maßſtab an

die Hand gegeben, nach welchem wir eine Scheidung zwischen Gläubigen und Ungläubigen vollziehen und in diesem Sinne eine sichtbare Gemeinschaft der Kinder Gottes herstellen könnten.

Wir haben diese Scheidung dem Herrn und der Kraft Seines Wortes zu überlassen, das ja nach der Schrift den „Einen ein Geruch des Lebens zum Leben, den Andern ein Geruch des Todes zum Tode" sein soll. Wir sehen es ja, wie auch in unserer Zeit diese kritische Kraft des Schriftzeugnisses sich innerhalb unserer kirchlichen Verhältnisse vollzieht. Und entspricht das Maß dieser Scheidung unseren Wünschen nicht, so haben wir in Demuth diese eben den Wünschen des Herrn unterzuordnen, um in der Wahrhaftigkeit und Lauterkeit zu bleiben. Wir haben uns dessen zu freuen, daß Er noch Geduld hat, wo wir sie nicht mehr haben, und in der Kraft Seiner Liebe zu lieben und zu hoffen, auch wo menschlich nichts mehr zu hoffen ist.

Darum scheint es mir, müssen wir dabei verharren. Die einzige, allgemeine empfehlenswerthe Form, in der die Glaubensgemeinschaft auch außerhalb des kirchlichen Gottesdienstes zu pflegen wäre, ist die der Bibelstunde, in der von Einem vorgetragen wird, und zu der der Zutritt Jedem offen steht. Macht sich hie und da auch eine andere Weise, finden sich etwa, wie darauf hingedeutet worden, Frauen und Jungfrauen unter unsern deutschen Gemeindegliedern, die die nationale weibliche Jugend zu Handarbeitsstunden versammeln und sie dabei durch Lectüre erbaulicher Schriften zugleich um den Herrn zu schaaren suchen, so wollen wir uns dessen von Herzen freuen. Nur soll daraus nicht eine für's ganze Land verbindliche Regel gemacht werden.

Ja, ich möchte überhaupt auch die Abhaltung von Bibelstunden nicht als solch eine Nothwendigkeit angesehen wissen, daß wir auf ihre Einführung unter allen Umständen dringen müßten. Wo bei großen Kirchspielen dem Pastor die Zeit dazu fehlt, wo es in der Gemeinde an den geeigneten Persönlichkeiten mangelt, da geht's ja einmal nicht, da haben wir auch hierin einen Fingerzeig des Herrn zu erkennen. Und da muß es dabei bleiben, daß der Gemeindegottesdienst als ausreichendes Mittel auch für Sammlung der Gläubigen anzusehen ist.

Es gilt für uns in Betreff der außerkirchlichen Andachtsstunden

nur, daß wir uns nicht principiell ihrem Zustandekommen widersetzen, wo die Verhältnisse es gestatten.

Als wichtig möchte ich in Bezug auf sie zum Schluß noch folgende zwei Punkte hervorheben.

Den ersten, daß diese Versammlungen entweder durch den Pastor selbst oder doch nur durch solche Laien zu leiten wären, die ihm als bewährt bekannt sind, und sich willig seiner Controle unterstellen.

Den zweiten, daß wir als Zeit für die zu haltenden Bibelstunden wo möglich den Sonntag oder Sonnabend Nachmittag festsetzen. Bei unseren landischen Verhältnissen läge die Gefahr nahe, daß bei Zusammenkünften in der Woche manches Gemeindeglied dadurch von der nothwendigen Arbeit abwendig gemacht würde, oder sie doch als Vorwand gebrauchte, um die Arbeit zu versäumen. Wir müssen aber danach streben, der Welt und den Gläubigen es zum Bewußtsein zu bringen, daß das Evangelium uns in keiner Weise dem irdischen Berufe entfremden, sondern uns vielmehr die rechte Treue zu demselben geben will.

Wir müssen mit unseren Bemühungen zur Sammlung der Gläubigen keinerlei Gottesordnung weder in der Kirche, noch im Hause zu beeinträchtigen auch nur scheinen wollen, sondern sie vielmehr in jeder Weise aufzurichten trachten. Dieser Gedanke muß uns durch Gottes Gnade als der leitende bei der uns beschäftigenden Frage vorschweben.

Ich fasse zum Schluß der besseren Uebersicht wegen den Inhalt meiner Gedanken über die Sammlung der Gläubigen in unseren Landgemeinden in folgende Sätze zusammen.

Thesen.

1. Als hauptsächlichstes Organ für Sammlung der Gläubigen muß der kirchliche Gemeindegottesdienst angesehen und diesem Zwecke auch dienstbar gemacht werden.
2. Was die Abhaltung von Versammlungen zu gemeinsamer Erbauung auch außerhalb der Kirche betrifft, so gilt zunächst nur, daß wir uns nicht principiell gegen sie erklären.
3. Wo die Verhältnisse es gestatten, ist diesem Bedürfnisse in gesunder Weise Rechnung zu tragen.

4. Die Form solcher Andachtsstunden müßte sich möglichst an die des kirchlichen Gottesdienstes anschließen, damit sie nicht als etwas außerhalb dieses Stehendes erscheinen, sondern nur als lebensvolle Frucht desselben.
5. Sie sind nicht in der Kirche, sondern in dem Lehrzimmer des Pastorats oder in einer Bauergesindestube abzuhalten.
6. Stunden, in denen wechselseitig geredet wird, sind nur da einzuführen resp. beizubehalten, wo schon vorhandene Anfänge auf ein wirkliches Bedürfniß nach ihnen hinweisen; auch da ist die äußerste Vorsicht zu beobachten und die in solcher Art von Andachtsversammlungen liegende Gefahr nicht zu verkennen.
7. Jegliche Exclusivität ist bei allen diesen Erbauungsstunden zu meiden.
8. Außerkirchliche Andachtsstunden sind nicht als ein derartig nothwendiges Mittel zur Sammlung der Gläubigen anzusehen, daß ihre Einführung unter allen Umständen zu erzwingen wäre.
9. Alle Arten von Andachtsstunden sind entweder unter Leitung des Pastors oder ihm als bewährt bekannter Persönlichkeiten abzuhalten; dieselben müßten sich willig seiner Controle unterstellen.
10. Als die Zeit der Bibelstunden wäre wo möglich nur der Sonntag der Sonnabend Abend festzusetzen.

II.

Kirchliche Nachrichten und Correspondenzen.

Basel. [Die siebente allgemeine Versammlung der evangelischen Allianz*).] Die evangelische Allianz hat bedeutende und segensvolle Erfahrungen in die Blätter ihrer Geschichte

*) Da uns zu unserem Bedauern die Berichte über die ehstländische und über die livländische Synode noch nicht zugegangen sind, anderweitige Correspondenzen aber augenblicklich nicht zur Verfügung stehen, erlauben wir uns, in Obigem einen ausführlichen Bericht der „neuen evangelischen Kirchenzeitung“ zu reproduciren, der in mehrfacher Beziehung für unsere Leser von nicht geringem Interesse sein dürfte.

einzuzeichnen, seitdem sie in Basel während der Tage vom 31. August bis zum 7. September d. J. getagt, und dankbar blicken alle Theilnehmer auf die großartige und wohlthuende Versammlung zurück. So schüchtern und bescheiden die immerhin kleine Stadt Basel eingeladen hatte, immer betonend, daß man keine Wiederholung der New-Yorker Glanztage beabsichtige, so wenig braucht der schweizerische Zweig, der die Vorarbeiten geleitet und die großen Anstrengungen der Basler Tage getragen, eine Vergleichung zwischen der New-Yorker und Basler Versammlung zu scheuen. Schon die voraufgehenden Bureau-Arbeiten waren unter der Leitung der Herren Dr. Bernoulli, Burkhardt und Ensinger so trefflich angelegt, daß das unerwartete Anschwellen der Gäste von 500 auf mehr denn 1700 die Maschine nicht außer Betrieb setzte. Es ist staunenswerth, wie es möglich gewesen ist, diese Zahlen zu bewältigen. Aber Basel ist eine gastliche und an Festversammlungen reiche Stadt. Ihre zumeist wohlhabenden Bürger beherbergten über 600 Gäste in Privatquartieren, während die übrigen theils auf eigene, theils auf Allianzkosten in Gasthäusern untergebracht waren. Mögen hie und da anspruchsvolle Naturen — es gab solche überseeische Freunde — noch mehr verlangt haben, als Liebe und Freundlichkeit zu geben im Stande und gewillt sind: das werden alle die, welche in Privatquartieren gewohnt haben, ihren lieben Wirthen bekunden, wie sie Alles, was in ihren Kräften stand, für ihre Gäste gethan.

Basel ist nicht nur reich an Mitteln, an Kunstschätzen, an Bildung und Verkehr, sondern es hat auch geradezu Uebung im Empfang zahlreicher Festgäste, Dank den Missions- und anderen Festen, die Jahr für Jahr dort ihren heimischen Boden finden. Und Basel hat den Segen solcher Feste an sich selbst erfahren. Es hat gelernt. Kaum möchte es eine Stadt geben, die so wohlgeordnete Kirchengemeinden, so reich besuchte Gottesdienste, so warm begeisterte Schaaren treuer Jünger des Herrn zählt. Man lebt in einer andern Welt, wo es noch betende Rathsherren, fromme Väter der Stadt, Stätten ernster Sonntagsheiligung, fleißige Uebung des häuslichen Gottesdienstes mit Gesang und freiem Gebet der Hausväter giebt. Und dabei weht kein Hauch von Pietismus und engherziger Orthodoxie durch die Straßen und engen Gäßchen der Stadt; ein thatkräftiges, frisches, fröhliches Christenthum belebt den Pulsschlag der einst

freien deutſchen Reichsſtadt Baſel, die einen guten deutſchen Grundton der Denkungs- und Empfindungsart nicht verleugnen kann. Mögen zuweilen in den politiſchen und Kriegsſtürmen der letzten Jahre ängſtliche Gemüther vor deutſchen Annexionsgelüſten gebangt haben, eine unverkennbare Sympathie mit deutſcher Bildung und deutſchem Volk iſt der Stadt eigen geblieben, wie ſie auch unberechtigte Forderungen fremder Zungen mit Würde und Ernſt von der Allianz und ihren ſchönen Feſttagen ferngehalten hat.

Auf dieſem freien und frommen Boden, in dieſer ſtammverwandten Umgebung mußte das deutſche Element naturgemäß am ſtärkſten hervortreten. Ueber 600 deutſche Gäſte, alſo mehr denn der dritte Theil der Geſammtzahl, bildeten außer den 800 deutſchen Schweizern den Hauptſtamm der Verſammlung, während höchſtens 200 Gäſte engliſcher und 100 franzöſiſcher Zunge mehr oder weniger auf die Verhandlungen in den Sectionen angewieſen waren. Zwar wurde zuweilen ein Verſuch gemacht, die engliſchen Freunde bei der Hauptverſammlung zu betheiligen, allein ſchon bei franzöſiſchen Vorträgen, wie viel mehr bei engliſchen, lichtete ſich die Zuhörerſchaft ſo bedeutend, daß zuletzt faſt nur deutſch und etwas franzöſiſch geſprochen wurde.

Dieſe bunte reiche Menge wogte acht Tage durch die Straßen der Stadt von Kirche zu Kirche, von Haus zu Haus. Im ſtattlichen geräumigen und heimiſchen Evangeliſchen Vereinshauſe war das Hauptquartier. Dort ſtrömten die Ankommenden in dichten Schaaren zuſammen, um in Kürze ihre Anweiſungen auf Wohnung u. a. m. zu empfangen. Neger, Aſiaten, Romanen, Amerikaner, Engländer, Norweger, Deutſche, Franzoſen, Schweizer, Alle wurden untergebracht und befriedigt.

Die Bevölkerung nahm lebhaften Antheil und bewies der Allianz ihre Ehrerbietung in verſchiedenen Formen, wiewohl auch Baſel ſeine modernen Kirchenſtürmer und ſeine radicalen Liberalen zählt. Allein auch in der Preſſe machte ſich im Ganzen und Großen eine Anerkennung geltend, die mindeſtens mit Achtung von den Männern der Allianz und ihren Tendenzen ſprach. Die „Allg. Schweizer-Zeitung“ gab in einer Extra-Beilage ſogar eine ausführliche und ſehr tüchtige Darſtellung der Allianzverhandlungen. Nur dem „Schweizeriſchen Volksfreund“, dem „Organ der Liberalen“, blieb es vorbehalten, ſich

ſelbſt mit den hämiſchſten Beſchimpfungen der Allianz zu beflecken. Es hat aber Niemandem weiter geſchadet als der Zeitung ſelbſt.

Der Verkehr der Allianzmitglieder untereinander war ein warmer und ungemein erfriſchender; auch die Begegnung der deutſchen und franzöſiſchen Brüder geſtaltete ſich durchaus erfreulich. Mancher Händedruck ward gewechſelt, manche Fürbitte von Section zu Section ausgetauſcht, manch ergreifendes Gebet von deutſchen Lippen für Frankreich und von franzöſiſchen Lippen für Deutſchland geſprochen. Freilich fiel es auf, daß Herr von Preſſenſé den Sitz unter den Ehrenpräſidenten ablehnte und auf den ehrwürdigen Fiſch übertrug; allein was die Augsburger „Allg. Zeitung" ſich über die Motive dieſes Schrittes ſchreiben läßt, möchte doch zu ſcharf und ungerecht ſein. Nicht Haß gegen den deutſchen Nachbar im Präſidium, ſondern perſönliche Rückſicht auf ſeine eigene Stellung zu den maßgebenden Factoren der öffentlichen Meinung in Frankreich mögen ihn zu dem freilich nicht liebreichen Schritt veranlaßt haben. Doch hat der Zwiſchenfall weder laute Senſation hervorgerufen, noch den Ton des Friedens und der brüderlichen Gemeinſchaft irgendwie geſtört.

Als am Nachmittag des 31. Auguſt die bereits erſchienenen Präſidenten, Secretaire und Referenten auf Einladung des Alt-Rathsherrn Carl Saraſin von Baſel ſich in deſſen ſchönen Empfangsräumen und Gärten verſammelten, hatten ſie Gelegenheit, viele der alten erprobten Allianzfreunde aus Amerika, den liebenswürdigen Baronet Harry Verney, den feinen Dr. Arthur, den vielgewandten Dr. Schaff, den gelehrten John Hall, den chriſtlichen Grafen deutſcher Nation von Bismarck-Bohlen, Profeſſor Chriſtlieb u. A. m., zu begrüßen oder wieder zu ſehen. Es war eine ſchöne Stunde, dort inmitten der Schweizer, die ſo wenig Werth auf ſteife Formen legen und jedem Gaſt ſeine Art zu denken und zu leben laſſen, dort umgeben nicht von Glanz, aber von wohlthuendem Reichthum, dort unter den edlen Geſtalten chriſtlicher Demuth und liebenswürdiger Beſcheidenheit, die ſo warm und innig die gaſtliche Hand darbot. Selten hat eine Allianz-Verſammlung eine ſo würdige Leitung gehabt, wie in der Perſon des greiſen Herrn E. Saraſin. Beſonnen in den zuweilen ſchwierigen Situationen, frei und natürlich in Rede und Vorſitz, weitblickend und verſtändnißvoll in Behandlung der auftauchenden Berathungen und Fragen, ſelbſt wohl erfahren

in der Welt des ſocialen, politiſchen und religiöſen Lebens, ſo war er, ein ganzer Mann und Chriſt, des vollen Vertrauens werth, das ihm von allen Seiten entgegengetragen wurde. Prof. Riggenbach, Oberſt von Büren, Herr Recker von Genf, Vignet von Lauſanne und viele andere Schweizer Herren unterſtützten ihn nicht minder geſchickt und wirkſam in ſeiner großen Aufgabe.

Am Sonntag Abend begann die Allianz-Verſammlung ihre Sitzungen mit einer Begrüßung im großen Saal des Vereinshauſes. Pfarrer Ecklin von Baſel ſchilderte in herzerwärmender Weiſe die Aufgaben der Allianz, ihre Schwierigkeiten und deren Löſung in der gegenſeitigen Anerkennung und Belebung, in der gemeinſamen Liebe zum Haupt, Chriſtus. Nicht ganz überwunden war noch eine leiſe anklingende Bangigkeit, ob die Basler Tage der Allianz zum Heil gereichen, ob die verſchiedenen Elemente förderlich miteinander arbeiten und die gemeinſame Sache um einen Schritt weiterführen würden. Wir haben mit dem Redner gebangt — aber auch mit ihm gebetet, und wir können in Wahrheit bezeugen, daß in den Mauern der lieben Basler die Allianzſache belebt, vertieft, ja über Erwarten mächtig entwickelt worden iſt. Daß ſie ein großer Gedanke ſei, der dem 19. Jahrhundert ſeine Signatur in religiöſer und vielleicht in kirchenpolitiſcher Hinſicht geben werde, daß ſie, ſo lange ſie in den Grenzen ihrer idealen Macht bleibt, tiefgreifenden Einfluß auf Religionsfreiheit, äußere und innere Miſſion, Theologie und chriſtliches Leben hat und immer mehr haben wird, daß ſie auch ohne, vielleicht gerade ohne organiſche Verkettung ihrer Zweige dennoch eine einheitliche, concret geſtaltende und wirkende Gemeinſchaft iſt, das hat die Basler Verſammlung in reichem Maße erwieſen.

Erſt am Montag, den 1. September, conſtituirte ſich die Verſammlung geſchäftsordnungsmäßig in den Räumen der St. Martinskirche unter außerordentlichem Zudrang der Bevölkerung. Der Präſident C. Saraſin eröffnete die Verhandlungen mit einer ebenſo bedeutenden als Vertrauen erweckenden Anſprache.

„Nicht den Glanz der New-Yorker Verſammlung," ſo ſprach der Redner, „wollen wir zu wiederholen verſuchen, ſondern das Antlitz des Friedens möchten wir tragen. Bei den ſchmerzhaften Stimmungen benachbarter Völker iſt die Wahl Baſels eine gottgewollte. Als dieſe

Stadt am 9. Juli 1501 in den Bund der Eidgenossenschaft trat, schrieb man ihr in den Bundesbrief die Verpflichtung, „Zweiung durch freundlich Mittlung hinzulegen." Das hat sie gehalten, oft bis zur Aufopferung eigener Selbstständigkeit; das hat Oecolampadius als Vermittler zwischen Luther und Zwingli redlich versucht. Das, so fuhr der Redner fort, wolle er, als Franzose von Herkunft und als Deutscher von Erziehung, auch in Gottes Namen den Vertretern der Nachbarvölker an's Herz legen, alte Wunden zu vergessen und sich als Christen die Bruderhand zu reichen. Indessen halte Basel jetzt kein neues Concil, um Lehre oder Cultus zu berathen, noch einen Congreß, um Völker und Fürsten vor sein Tribunal zu ziehen, sondern einen Bund von in Gott versöhnten evangelischen Christen wolle es stärken und festigen helfen auf dem Grunde des Glaubens an die Allmacht göttlichen Wirkens und an die That des Mensch gewordenen Kindes von Bethlehem, des Mannes am Kreuz auf Golgatha. Sei das Band nur in Christo geknüpft, so könne es weiter oder enger gefaßt sein, wir alle seien eins in der Gewißheit, daß alle Schrift ist von Gott eingegeben und daß die Männer Gottes geredet haben, getrieben von dem heiligen Geist. „Bekennen wollen wir dem dreieinigen Gott und Zeugniß ablegen von diesem Glauben vor Gott und aller Welt, so wird diese Versammlung ein temple du témoignage werden, gebaut aus lebendigen Steinen und gegründet auf den ewigen Eckstein Christus; in diesem Zeugniß finden wir Ruhe für unsere Seelen. Wir folgen nicht der Fata Morgana des Fortschritts, der nur an Wenigen seine Träume verwirklicht, während sich der Uebrigen ein verzweifelnder Geist des Materialismus bemächtigt, der unserm Bürgerthum die ganze religiöse Basis bis zur gründlichsten Zerstörung raubt; wir folgen nicht der neueren Wissenschaft, die unter dem Jubelgeschrei Tausender Verwüstung bereitet und das Alte untergehen heißt; wir folgen nicht dem Katholicismus, der die Autorität der Kirche auf den Thron Gottes setzt und die Vergebung der Sünden durch Bezahlung des für die Buße normirten Preises erleichtert; wir lassen uns nicht täuschen durch den Unglauben, der die Sünde verneint und die Gläubigen vom öffentlichen Wirken ausschließen will, nein, wir geloben uns trotz Schmach und Verfolgung, die uns bevorsteht, festzustehen und auszuharren auf dem Felsen des Heils, nicht mit einmaligem Zeugniß, sondern mit muthiger That. Laßt

hoch uns denken, Freunde, wir dienen dem König aller Könige, dem Herren aller Herren:

Die Sach' ist Dein, Herr Jesu Christ,
Die Sach', an der wir stehen!

In diesem Sinn haben wir das Programm aufgestellt. Wir hören zunächst die Berichte über das evangelisch-religiöse Leben; wir stimmen sodann ein in den Grundton der Allianz, nämlich die Unwandelbarkeit des apostolischen Evangeliums; wir zeichnen die Aufgaben der Christen, die ihnen hieraus für die Lehre der Erwachsenen und Kinder in Kirche und Schule erwachsen; wir lesen im Spiegel der göttlichen Wahrheit die Reflexe unsrer allgemeinen Zustände; wir suchen die Früchte des Glaubens in der inneren und äußeren Mission und fassen zuletzt neue Vorsätze, zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Das geschehe Alles zur Ehre dessen, dem wir dienen, unter dessen Segen wir uns betend stellen."

Somit ward die 7. allgemeine Versammlung der Evangelischen Allianz feierlich eröffnet. Einmüthig erhob sich die Festgemeinde und sang das Lutherlied: „Ein feste Burg" in tiefster Bewegung. Grüße von Nah und Fern, vom Allianzzweige in Mexico, von der Niederländischen Missionsgesellschaft, vom Bürgerrath von Basel, von dem ehemaligen Secretair des englischen Zweiges James Davis, der sich um das Zustandekommen der Versammlung hervorragende Verdienste erworben, und noch viele andere mehr wurden an diesem und den nächsten Tagen verlesen. Dann folgten die Berichte, aus denen wir in gedrängter Kürze nur das Wichtigste hervorheben.

Votum versuchte Pfarrer Dr. Gelzer von Bern in deutsch-schweizerischem Kanzeldialect ein Bild des bunten Laboratoriums zu entwerfen, zu dem die Schweiz sich in den letzten 25 Jahren gemacht. Die angestellten Experimente in Kirche und Staat haben zu entsetzlichen Resultaten geführt, der Abendmahlsbesuch in Bern ist von 3000 auf 2000 zurückgegangen. Die Ehescheidungen sind in der ganzen Schweiz bis auf 5 Proc., in Appenzell sogar auf 15 Proc. der Eheschließungen gestiegen. Kirchliche Trauungen und Taufen haben nicht nur abgenommen, sondern sind auch nicht mehr als Erfordernis der kirchlichen Zugehörigkeit anerkannt, dafür haben die Morde so gewaltig zugenommen, daß die Wiedereinführung der Todesstrafe hat durchgesetzt werden müssen. „Bei solchen Zuständen wäre es vergeblich,

die Schweiz in den Himmel erheben zu wollen, auch da würde sie sich im Sternbild des Krebses befinden. Aber bleiben wir nicht auf der dunklen Warte des Finsteraarhorns sitzen; versetzen wir uns, um auch die Lichtseiten der Schweiz zu betrachten, im Geist auf die Plattalisalp. Leider versagte die Präsidentenglocke dem Redner die Mittheilung des ganzen Manuscripts. Wir wären gespannt gewesen, aus der nahezu völligen Zersetzung die neuen Ansätze besserer Gestaltungen hervortreten zu sehen. Aber in 45 Minuten war's dem Redner allerdings unmöglich.

Aehnliche Bilder entrollte Prof. Cremer von Greifswald. Es ist sonst wohl deutsche Art, dem Ausland gegenüber das Vaterland bloszustellen, und die Deutschen fürchteten das etwas — allein Prof. Cremer vermied diese naheliegende Klippe in geschickter Weise. Sein Bericht hatte einen weiten, warmen und wahren Gesichtskreis; er zeichnete Schatten und Licht, Sturz und Sieg, ohne viel Detailmalerei. Es waren groteske Pinselstriche, die in einer Stunde vor den Augen der gespannt Zuhörenden den unverkennbaren Effect der Aehnlichkeit hervorbrachten. Mit Recht wies der Referent darauf hin, daß der zwischen Glauben und Unglauben entbrannte Weltkampf am heißesten in Deutschland durchgefochten werde. Dort werde jetzt jede Frage mit der religiösen in Verbindung gebracht — selbst in Brehm's „Thierleben" werde eine Lanze wider das Christenthum gebrochen — dort in Deutschland werde der Kampf gegen Roms Uebergriffe am Schärfsten geführt, leider theilweis im fatalen Bündniß des Staates mit den Gegnern des Christenthums; dort habe ein Jude den Christen die schadenfrohe Botschaft in den Mund gelegt, nun endlich, nach Erlaß der Civilstandsgesetze, könne man außerhalb des Schattens der Kirche ruhig leben und sterben. Dennoch gehe ein heiliger Eifer durch alle gläubigen Herzen, in solchen Stürmen auszuhalten bis zum letzten Mann, damit unserm Volk nicht nur das Christenthum erhalten bleibe, sondern daß es, getreu seiner Mission als das Volk der Reformation, die Hut und Wacht des Evangeliums fürder halte. Persönliches, bewußtes Christenthum, persönliche Heilserfahrung und Heilsbewahrung werde allenthalben gefordert und erstrebt; das Drängen des Confessionalismus auf Festhaltung des dogmatischen Dissensus sei der Ueberzeugung gewichen, daß die Einheit des inneren Lebens uns mit allen Confessionsverwandten verbinden

müsse zum gemeinsamen Kampf gegen den hereinbrechenden Tod. Noch leben wir und bringen wieder unaufhaltsam vor. Ja, die Welt rufe schon den Beistand des Staates an gegen den unwiderstehlichen beängstigenden Einfluß der inneren Mission. Vielleicht sei gerade jetzt schon ebenso viel entschiedenes Christenthum vorhanden, als in gesegneten Zeiten zuvor.

Die Versammlung bewies durch ihre gespannte Haltung, wie Aller Augen allerdings auf Deutschland, als das Hauptbollwerk der Reformation, gerichtet sind, und konnte sich des tiefen Eindrucks auch äußerlich nicht erwehren, den die ernste und doch frohe Botschaft auf alle Gemüther gemacht.

Ueber Frankreich berichtete Pfarrer Babut von Nismes. Nach einer ausführlichen Mittheilung über die numerische Stärke und etwaigen Zuwachs des Protestantismus, über seine leichtere Stellung zur Regierung seit 1872, sowie über den schweren Zwiespalt zwischen der Staats- und Freikirche, constatirte er, daß während der Staat der letzteren Vorschub leiste, die Gemeinden doch nur ungern oder gar nicht den freikirchlich gesinnten Pfarrern folgen, daß aber beiden Richtungen, falls sie sich nur einigten, jetzt nicht nur die größten Aufgaben, sondern auch die besten Aussichten auf eine tiefgreifende und allseitige Reformirung des katholischen Frankreichs gestellt seien.

Leider konnte auch dieser Redner seine ferneren Mittheilungen über Lehre und Leben der französischen Protestanten nicht vollständig verlesen; auch sprach er so schnell, daß nur wenige Nicht-Franzosen ihm zu folgen vermochten.

Den Bericht des Pfarrers Bligh über England verlas Herr A. Vischer-Sarasin in deutscher Uebersetzung. Die Nachrichten lauteten im Allgemeinen sehr günstig. Der Ritualismus sei nur eine vorübergehende Hautkrankheit, denn Großbritannien sei protestantisch bis aufs Mark; die Freiheit des Volkslebens sei mit dem Glauben der Reformation zu eng verwachsen. Alle Zweige der Evangelisation und inneren Mission ständen in Blüthe; Hoch und Niedrig betheilige sich wirksam am öffentlichen Leben der Kirche. Die Bibel gelte bei allen Denominationen, die übrigens mehr äußerlich als innerlich unterschieden seien, als unbedingte Autorität; religiöse Erziehung in Schule und Familie werde nicht aufhören; der Sonn-

tag werde als gesetzliche oder freiheitliche Ordnung sowohl aus Pflicht als aus Liebe aller Orten heilig gehalten. Zwar sei die Hochkirche durch Römelei gefährdet, der Sacerdotalismus bestehe vornämlich die jüngere Geistlichkeit und die Exclusivität in ihr gegen andere Denominationen werde streng festgehalten, allein noch sei vom jetzigen Primas Abhülfe zu hoffen, und wenn sie nicht komme, werde die Staatskirche verfallen.

Sehr originell, warm und gefällig schilderte Professor van Oosterzee in einzelnen Apergüs die Zustände Hollands, indem er die Länder an der Quelle und an der Mündung des Rheins mit einander in Vergleich zog. „Alles tout comme chez nous", rief er in Anknüpfung an Pfarrer Gilder's Bericht aus. In einigen Stücken haben wir's freilich so herrlich weit gebracht, wie kein anderes Land der Erde, so in der Bewilligung reicher Mittel für die Architecturen der katholischen Kirchen, obwohl Holland zu $^2/_3$ protestantisch ist, sodann in der krassen Unbeschränktheit des Atheismus auf den Kanzeln, nicht minder auf der Gegenseite in der starrsten Orthodoxie, die an der strengen Dortrechter Auffassung der Prädestination festhält. Gegen alle diese Extreme hat die Mittelpartei einen schweren Stand und doch bildet sie die Grundlage der Zukunft. Ihre Mitglieder sind auch zugleich die begeisterten Vertreter der Allianz, die von ihren Gegnern spottweise ein geistliches Picknick genannt wird, wie sie auch die untrügliche Hoffnung auf bessere Zustände festhalten. Redner erinnert zuletzt an den sterbenden Oecolampad, der, auf sein Herz deutend, den Umstehenden ermuthigend zurief: „Es ist hier Licht genug!" Auch in Holland, dem Lande der alten Freiheit, bricht die Morgenröthe durch zur neuen Freiheit in Christo.

Wie Tag und Nacht einander gegenüberstehen, so blendend traten nun in Professor Schaff's Bericht die Zustände Amerikas denen der alten Welt entgegen. In beflügeltem Schritt durcheilte er die weiten Gebiete der Geschichte und geographischen Entwickelung seines großen Vaterlandes, wies die zahllosen Vorwürfe, die es treffen, energisch zurück und bewies an der Eheordnung, Sonntagsheiligung und Schulgesetzgebung, wie wenig gesetzliche Trennung von Kirche und Staat in Amerika mit Loslösung vom Christenthum identisch sei. Auch der starken kirchlichen Zersplitterung gewann er die denkbar lichteste Seite ab, indem er in die erste centrale Strö-

mung alle reformatorischen Denominationen der Episkopalisten, Baptisten, Congregationalisten, Presbyterianer, Methodisten u. s. w., in die heterodoxen Secten die Unitarier, Universalisten und Swedenborgianer zählte, und endlich von der römischen Kirche behauptete, sie habe im Ganzen gegen vier Millionen katholischer Einwanderer an die evangelischen Denominationen verloren.

So sei Amerika wohl befähigt, auf Europa neubelebend zurückzuwirken, wie Europa diesen Einfluß auf Asien ausübe.

Ueber Oesterreich referirte der geistliche Rath von Tardy aus Wien, und zwar unterschied er scharf den östlichen Theil der Monarchie vom westlichen. In beiden ist, bei aller Bevorzugung der römischen Kirche doch volle Religionsfreiheit gesetzlich eingeführt. Im Osten zählen die Protestanten 25 Proc., im Westen nur 2 Proc. der Bevölkerung. Dort richten der Unglaube, die Unzucht und die Trunksucht arge Verwüstungen an, so daß weite Striche nur von Namenchristen, die dem vulgärsten Rationalismus huldigen, bewohnt sind. Aber die Reihen der entschiedenen Streiter Christi füllen sich, dem segensreichen Wirken der schottischen Judenmission und der allgemeinen Bibel-Gesellschaft steht kein Hinderniß entgegen. Ungleich schwieriger liegen die Verhältnisse im Westen. Mit Mühe, aber mit hingebender Treue fristen die Evangelischen das Leben ihrer Kirche, die innerlich vom Mattglauben, äußerlich von der Jesuiten-Propaganda in den Schulen stark bedroht ist. Seit Einführung der Simultanschulen sind 136 evangelische Schulen eingegangen. Doch arbeiten mit großem Erfolg gegen diese fast erdrückenden Uebelstände sowohl einzelne hochverdiente Senioren und Pastoren, als Gesellschaften, wie der Comenius-Verein, der Verein für innere Mission in Gallneukirchen und die auswärtigen Kirchengemeinschaften, welche Hülfsmittel und Sendboten dem stark gefährdeten Posten zuführen. Redner dankte den Basler, Elberfelder und schottischen Freunden für die reichen Liebesbeweise besonders an den böhmischen Studenten.

Den Schluß machte Professor von Scheele aus Upsala in einem wohllautenden Vortrag in deutscher Sprache, der sehr angenehm berührte. Skandinavien ist noch nicht von den Einflüssen der Neuzeit ersetzt, da die Regierungen zumeist Vorsicht mit Fortschritt zu verbinden gewußt. Nur selten wird das Stillleben durch erschütternde Erscheinungen unterbrochen, am wenigsten in Norwegen, wo man

patriarchalisch, gläubig und friedlich sich selbst lebt, während Dänemark als Brücke zwischen Skandinavien und Deutschland schon manchen Schutz für christliches Leben eingebüßt hat. Im Ganzen erfreut sich Skandinavien noch eines guten christlichen Lebens.

So war das Gesammtbild evangelischen Lebens in den hervorragendsten Ländern seines Bereichs in anschaulichster, theilweise ergreifender Weise gezeichnet. Ueberraschend sind die auftauchenden inneren Aehnlichkeiten unter den verschiedensten äußeren Umständen. Der Kampf tobt von Pol zu Pol. Viel Gebiet hat die evangelische Kirche an den bewußten und gewollten Unglauben verloren, aber der weite Leib beginnt aus dem Schlaf zu erwachen und die nervigen Glieder zu recken. Wo der Sieg sein wird, ist keinem Hörer verborgen geblieben: da wo man mit ungebrochenem Muth die geistliche Wiedergeburt der Völker mit geistlichen Waffen und mit der Gluth heiliger Begeisterung treibt! Die Kraft Christi ist unüberwindlich, sie ist der Pulsschlag aller sittlich-religiösen Machtentfaltung. In diesem Zeichen will die Allianz an ihrem bescheidenen Theil den verbündeten Brüdern und Ländern zum Siege verhelfen.

Die zweite Haupt-Versammlung am Dienstag, den 2. September, wurde von Prof. Riggenbach mit der Bitte eröffnet, sich keiner anderen Beifallszeichen bedienen zu wollen, als des zustimmenden Amen. Händeklatschen und Bravorufe erregten Aergerniß. Vielleicht sind die überseeischen und auch einige der französischen Brüder mit dem regungslosen, athemlos lauschenden Verhalten der Versammlung nicht einverstanden gewesen — „Semaine religieuse“ polemisirt wenigstens zuweilen gegen diese Monotonie —, die Versammlung war offenbar erfreut über die ihr willkommene Anordnung.

Professor Oralli aus Basel behandelte zuerst das Thema des Tages: „Die Unwandelbarkeit des apostolischen Evangeliums.“ Die Rede dieses noch jüngeren akademischen Lehrers war ebenso ernst als ergreifend, ebenso tief als wahr, ebenso maßvoll als durchschlagend. Man lese sie in dem in Aussicht gestellten officiellen Bericht. Freilich wird diese Lectüre nicht den gewaltigen Eindruck, den die ganz frei gehaltene Rede machte, annähernd ersetzen, aber man wird die Freude der Hörer theilen über die wuchtigen, fast zermalmenden Schläge, die den Verächtern oder Zerstörern des apostolischen Evangeliums von Christo dem Gekreuzigten und Auferstandenen zu

Theil wurden, wie der Redner den Kern von der Schale trennte, dann aber auch den ganzen Kern in seiner heilspendenden, segenbringenden Macht schilderte. „Soll eine christliche Welt sich dahin drängen lassen, wo das wüste Heidenthum geendet? Sollen wir uns noch schmeicheln lassen mit einer Gottesebenbildlichkeit, die unsere Zeit selbst der Schande überantwortet hat? Nimmermehr! Wir folgen dem Lamm, das erwürget ist, daß Lob will wiederhallen hören durch aller Himmel Himmel. Er allein ist würdig, zu nehmen Preis, Ehre und Anbetung."

Es war ein schweres Stück für den zweiten Referenten, Professor Godet, noch dazu in französischer Sprache, die ergriffenen Gemüther auf's Neue zu fesseln, doch stand der geistvolle Vortrag dem ersten in Gehalt und Bedeutung nicht nach.

Die Verhandlungen am Mittwoch, den 3. September, an den Graf Bismarck-Bohlen präsidirte, gingen so sehr in das Specialgebiet der Schule hinein, förderten auch so divergente Ansichten zu Tage, daß wir uns auf einige Grundzüge beschränken dürfen. Der Referent, Pastor Zillessen aus Orsoy in Rheinpreußen, bezeichnete als die Lebensbedingungen der christlichen Schule im heutigen Staat: 1) die Abwehr des staatlichen Schul-Monopols; 2) das glaubensbewußte opferwillige Geben; 3) die Vorbildung eines christlichen Lehrerstandes. Er erfuhr den Widerspruch der Delegirten aus den älteren preußischen Provinzen, die den historisch gewordenen und darum berechtigten Ansprüchen der Kirche an die Staats-Schule mehr Rechnung gezollt wissen wollten. Besonders die Ausführungen des Geh. Rath Dr. Wiese über die Melanchthonische Verbindung von classischem Wissen mit positivem Christenthum interessirten in hohem Grade, konnten aber leider der knappen Zeit wegen nicht zu Ende geführt werden.

Uebereinstimmend mit dem Referenten sprach sich der Schweizer Correferent von Verber, Director eines confessionellen Privat-Gymnasiums in Bern, aus, indem er gleichzeitig die Nöthigung zur Gründung christlicher Confessionsschulen aus den Schweizer gegenwärtigen Zuständen darthat, wo man in den Jesuitenschulen schon mehr von der Bibel wisse, als die Gymnasiasten und Doctoren der Philosophie. Er verlangte vor Allem Studium der Bibel.

Herr von Pressensé constatirte seine Uebereinstimmung mit

den Schlüssen der Vorredner, dagegen seine Abweichung von ihren Theorieen. Die Kirche sei nicht mehr Herrin über die Schule, der Staat — und zwar der Laienstaat von 1789 — sei auf dem allein richtigen Wege, wenn er aufgehört hat, theokratisch zu sein und angefangen hat, die Laienschule, wie in Belgien geschehen, zu pflegen. Darum dürften die Kirchen nicht mehr Privilegien in der Schule fordern; sondern müßten sich den Bedingungen des modernen Staates unterwerfen. In der Schwachheit erst seien sie stark.

Am Donnerstag, den 4. September, ertheilte Oberst von Büren dem Prof. Wach aus Leipzig das Wort über das Thema des Tages: „Das Christenthum und die moderne Gesellschaft.“ Der Redner begrenzte seine Aufgabe zunächst auf das ethische Gebiet und wollte als Lehrer der Rechte nicht mehr als eine orientirende Betrachtung vornämlich deutscher Zustände geben. Er theilte seinen Vortrag in zwei Abschnitte, die Stellung der Gesellschaft zum Christenthum und die Stellung des Christenthums zur Gesellschaft. Ausgehend von den neuesten Schreckenserscheinungen des Socialdemokratismus wies Wach nach, daß die tiefste Ursache derselben in einer allgemeinen gesellschaftlichen Erkrankung liege. Das moderne Staatsleben mit seiner freien Meinungsäußerung und seinem Versammlungsrecht, sowie der Umschwung im Handel und in der Groß-Industrie haben gewaltige Umwälzungen hervorgebracht, die noch nicht verarbeitet seien. Der Staat ringe mit den besonderen Gesellschaftsprincipien und die Groß-Industrie habe die Arbeit des kleinen Mannes des sittlichen Gehalts entkleidet. Das materielle Erwerbsinteresse sei kein neubildendes Princip, sondern bilde vielmehr die Quelle des Klassenhasses. Auch in die höheren Kreise sei das Miasma gedrungen; zwar verhindere daselbst die Bildung noch auf eine kurze Zeit den sittlichen Zusammensturz, aber eine frivole Religiosität, ein maßloser Freiheitsbegriff, eine prahlerische Ueberschätzung des Wissens und Könnens, eine Philosophie ohne sittliche Selbstzucht und Selbstkritik, ein Naturalismus, der statt der schaffenden Intelligenz nur die mechanisch bewegte Materie kennt — das Alles seien keine Heilmittel für die ostensible Krankheit der Gesellschaft. Heine und Hartmann haben den Atheismus in Deutschland heimisch gemacht und damit die Moral negirt. Auch das moderne Wirthschaftsleben und die Moralstatistik fußten auf der Annahme von Naturgesetzen und blinden Nothwendig-

keiten, die den Armen nicht zufrieden machten mit seiner Lage und den Besitzenden nicht von dem Umsturz retteten.

Dem gegenüber seien aber auch die Lichtseiten unserer Zeit nicht zu verkennen. In der politischen Umgestaltung und im wissenschaftlichen Fortschritt liegen auch sittliche Ideen; die Humanität hat für Gefangene, Geisteskranke und Arme Großes geleistet und die ganze Menschheit als Einheit fassen gelernt, während die Theologie bis in die zwanziger Jahre ein Spielplatz glaubensloser Speculation gewesen sei. Reimarus sei ein schlimmerer Freigeist gewesen, als unsere Modernen. Jetzt ringe man wieder ernst um Erfassung der ewigen Wahrheit, aber ob die moderne Gesellschaft noch wiedergeboren werden könne, sei schwer zu sagen. Jedenfalls sei es nur möglich — nicht in äußerlicher Wiederannahme des Glaubens, sondern in der innern Hinkehr zur Offenbarung in Christo, zur Gotteskindschaft. Schon zeigten sich Anfänge zur Umkehr. Das deutsche Volk hat Strauß mit Verachtung abgewiesen, die Naturwissenschaft wird nüchtern und hört auf, mit dem, was sie nicht weiß, die Religion zu schädigen. Nicht die Wissenschaft, nicht der Staat, so hoch wir von ihnen denken, lösen die sociale Frage, sondern die Gesellschaft selbst, wenn sie aufhört, gottlos zu sein. Die Kirche, als die höchste Kraft des Gesellschaftslebens, stellt die sittliche Gesellschaft her. Nicht der alte christliche Staat, sondern Geist und Leben lebendiger geistlicher Christen können uns retten. Wohlan, seien die Theologen die Streiter Gottes, die in Predigt und Seelsorge den unerschöpflichen heilskräftigen Born dem Volke wieder aufthun. Ein neuer Luther, der es verstünde, in der Sprache des Volks die an sich selbst erfahrene Wiedergeburt anzubahnen, würde die blasirte Gesellschaft zu sich emporreißen und den Glauben wecken, der in der Liebe thätig ist. Mit diesem Schlüssel würde man die glaubenslose Gesellschaft, die fast ganz unter die Sünde beschlossen ist, dem neuen Leben aus der Gnade Gottes erschließen.

Auch nach dieser mächtig wirkenden Ansprache, über die wir auch bei den Brüdern anderer Nationen nur eine Stimme der Anerkennung vernommen, vermochten die beiden folgenden Redner, Fabrikant Steinheil aus dem Elsasser Steinthal, in dem der herrliche Oberlin so unvergleichlich gewirkt, und Rathsherr Carl Sarasin, durch ihre gediegenen Vorträge die Versammlung sichtlich zu fesseln. Gab jener hauptsächlich praktische Winke über Lohnverhältnisse, Arbeitsstockungen,

Sparkassen, Gewinnantheil der Arbeiter, Wohnungsverhältnisse, Consum-, Credit- und Cooperativ-Vereine, Sonntagsruhe und liebreiche Fürsorge der Herren für die Arbeiter, so bezeichnete der letztere die sociale Frage als für Christen gelöst in der Liebe Gottes, die sich uns und unseren Mitmenschen mittheilt. „Suchen wir nicht nach neuen unerhörten Mitteln und Rottern, benutzen wir die gegebenen Kräfte des Evangeliums, übertreiben wir nicht die Noth der Arbeiter, die nie ganz gehoben werden kann und doch seit Jahrzehnten bedeutend gehoben ist! Sichern wir des Arbeiters Existenz, ermöglichen wir ihm Besitzerwerb, überbrücken wir die Kluft zwischen Arbeitern und Arbeitgebern!" So sprach der schlichte, einsichtige Mann, nicht als hätte er Neues sagen wollen, aber das Unentbehrliche sollte zum Ausdruck kommen. „Geredet ist nun genug über die sociale Frage, gehen wir zu Thaten über!"

Der Freitag brachte die Referate des Predigers de le Roi aus Breslau und Prof. Dr. Christlieb aus Bonn über Juden- und Heidenmission, die des Einzelnen und Interessanten, des Bekannten und Unbekannten so Vieles brachten, daß eine Wiedergabe hier nicht möglich ist. Beide Referate erfreuten sich regen und wohlverdienten Beifalls, ebenso die zustimmenden Worte der Herren W. Arthur, E. Barde und Murray Mitchell. Auf den Schluß dieser Sitzung kommen wir noch zurück.

Am Nachmittag desselben Tages fanden interessante Verhandlungen über einige Specialangelegenheiten der Mission statt, an denen sich die bedeutendsten Vertreter der Missionsgesellschaften, Schott, Du Fabri, Wangemann u. A., betheiligten. Man sprach über das brüderliche Verhalten zwischen den einzelnen Missionsgebieten und beschloß, allen Missionsgesellschaften gemeinsame brüderliche Arbeit dringend ans Herz zu legen. Ebenso soll das Alphabet Lepsius, das sich schon einer nahezu ökumenischen Anerkennung erfreut, allen Missionaren empfohlen werden, die statt symbolischer Schrift Silbenschrift einzuführen veranlaßt sind, besonders den chinesischen, die bisher nicht im Stande gewesen, sich die Sprache ihres Missionsbereichs ohne dieses Alphabet anzueignen. Auch die Kinderverlöbnisse in Indien wurden zur Sprache gebracht und führten zu dem Beschluß, die englische Regierung dringend um Beseitigung der bezüglichen Gesetze zu bitten.

Am Sonnabend, den 6. September, fand die letzte Hauptversammlung statt. Dr. Plitt, Seminardirector zu Gnadenfeld, behandelte die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens, das Thema des Tages und das Ziel der ganzen Allianz. Ihm folgten Pastor Fallot aus Paris und Rev. Hurst aus Madison, die in französischer und englischer Zunge dem Grundgedanken und heißersehnten Ziel aller Gotteskinder Ausdruck gaben, eins sein zu können und immer mehr eins zu werden in Christo dem einigen Haupte.

Die Reihen hatten sich etwas gelichtet, zählten aber immer noch weit über 1000 Hörer, die sich an dem Schlußwort des Präsidenten C. Sarasin, an seinem Dank gegen Gott und Menschen und seiner eindringenden Mahnung, die Einigkeit im Geist nun auch zu bethätigen, herzlich erquickten. Der greise Fisch hielt ein Schlußgebet, in dem Dank- und Freudenthränen in Aller Augen glänzten.

Posaunenklänge und erhebender Lobgesang verkündeten den Schluß der großen Woche, die ohne jede Trübung der Friedensgedanken zu allgemeiner Freude verlief. Die Berichte aus allen Ländern, aus Freundes- und Feindesmund, bestätigen den tiefen Eindruck, den der Verlauf der Allianztage auf alle Theilnehmer und ganz Basel gemacht.

Die Nebenverhandlungen betrafen keineswegs Nebensachen, aber sie gestalteten sich nicht so großartig wie die Hauptversammlungen in der Martinskirche, während erstere lebhafter, ungebundener und in der Discussion bedeutend ergiebiger waren. Hier kamen die englische und französische Nationalität zu ihrem guten Recht. Sie waren es, die in ihren Sectionen die Fortschritte evangelischer Union, den Stand der Religionsfreiheit und die fortschreitende Evangelisation in katholischen Ländern kennzeichneten. Da sprachen Rev. Anderson aus New-York, Dr. Rigg aus London, Pastor Lelièvre aus Nismes, Fisch aus Paris, Comba aus Italien, Fliedner aus Madrid. Sie bestätigten den guten, tiefgreifenden Einfluß, den der Berliner Congreß auf die Religionsfreiheit im Allgemeinen, besonders in der Türkei geübt, sie verhehlten nicht, daß Religionsfreiheit auch Freiheit von der Religion mit sich bringe, daß aber die Aufrechterhaltung der Religion Pflicht des Volkes selbst sei, und bald als solche von diesem anerkannt werde. Sie erzählten von den bedeutenden Fortschritten der Evangelisirung Frankreichs, Belgiens, Italiens und Spaniens,

die in der That ebenso überraschend groß sind, wie die Missionserfolge unseres Jahrhunderts. Sie tauschten ihre und unsere Erfahrungen aus über die Bibelverbreitung und Jünglingsvereinssache, über Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereine. Vornämlich fand die Sonntagsschulsache die Würdigung, die ihr gebührt, wobei Graf Bernstorff, Herr v. Wurstemberger und besonders englische und amerikanische Freunde guten Rath, lebendige Schilderungen und den Ausdruck ungetrübter Hoffnung für die Zukunft gaben. Auch die Stadtmission und die Kleinkinderschulsache fanden ihre volle Berücksichtigung. Genug, es war ein Reichthum, eine Mähriglei und Freudigkeit, wie wir sie kaum bei der New-Yorker Versammlung erlebt. Ein Gesammtbild mächtigen Ringens, freudigen Schaffens und freudigen Gelingens that sich vor uns auf, das die sicherste Gewähr für allgemeinen siegreichen Fortschritt des Evangeliums in sich barg.

Ganz besonders zogen uns die Verhandlungen über die Presse an. Der Redacteur der verdienstvollen Allgemeinen Schweizer Zeitung, der frühere altbekannte Pastor Fontius gab eine scharfe Kritik der bestehenden politischen Presse und des zeitungslesenden Publikums, während Pressensé die Aufgaben der protestantischen Presse entwickelte, freilich in einem Sinne, den vielleicht nur die Freunde der Revolution von 1789 gutheißen konnten. Wir können uns nicht verhehlen, daß ein Vergleich zwischen der Art, wie sich z. B. die deutsche Presse der New-Yorker Versammlung gegenüber verhielt, und der Stellung, die sie jetzt den Basler Allianztagen gegenüber eingenommen hat, einen unverkennbaren Fortschritt bezeichnet. Sehen wir von der mehrzu unwürdigen Art ab, wie die Berliner protestantische Kirchenzeitung die gewaltigen Eindrücke der Basler Versammlung entstellt, verkleinert und beimängelt, wie sie nach alter deutscher Unart die Leistungen der Ausländer hoch über die der deutschen Redner erhebt, so macht es einen wohlthuenden Eindruck, in fast allen größeren politischen Zeitungen ausführlichere oder kürzere Berichte zu finden. Voran die Kreuzzeitung, der Reichsbote und die Post mit warmer Anerkennung der großen Erscheinung, dann die Nationalzeitung mit einem herzlichen Segenswunsch für die weitblickenden, friedenstiftenden Bestrebungen der Allianz, die Augsburger Allgemeine, die die Allianz zu den bedeutendsten Erscheinungen der Gegenwart zählt, dabei aber

freilich den Versuch macht, ihren Charakter in etwas umzustempeln, selbst das Berliner Tageblatt, das sich unsere allgemeine Skizze fast wörtlich aneignet, dazu die begeisterten Zurufe der englischen, amerikanischen und französischen Zeitungen — wahrlich die Allianz hat volle Ursache, der Presse für ihre allmählich gesteigerte Theilnahme Dank zu sagen.

Auch das Morgenland wurde durch einen Vortrag von Dr. Fabri mit einigen hellen Streiflichtern beleuchtet. Nicht Evangelisirung, sondern Wiederbelebung der dortigen christlichen Kirchen und durch sie Ueberwindung des Islams sei die Aufgabe. Director Tschopurian von Constantinopel und Dr. Marulis, ein griechisch-katholischer Freund der Allianz aus Macedonien, gaben interessante Aufschlüsse über die Zustände im Orient.

Von tiefgreifender Bedeutung waren endlich die Vorträge und Besprechungen über die Vorbildung der Geistlichen und die Bildung christlicher Lehrer, an denen Professor Gess aus Breslau, Porret von Lausanne, Hofprediger Dr. Baur, Seminardirector Bachofner von Zürich hervorragenden Antheil nahmen.

Die Morgen- und Abendstunden waren ausnahmslos den Zwecken gemeinsamer Erbauung und vertraulicher Sectionsberathung gewidmet. Es gab Betstunden, Predigten, Ansprachen in englischer, französischer, italienischer, schwedischer und holländischer Sprache. Die Deutschen wurden gleich am ersten Tage vom Präsidenten und Secretair des Berliner Comités, Graf von Bismarck-Bohlen und Prediger Baumann, zu gemeinsamer Andacht und Berathung versammelt. Der letztere gab einen Ueberblick über den Stand der Allianz in Deutschland und bat um näheren Anschluß des westdeutschen Zweiges, und thatkräftigere Betheiligung der in Deutschland reichlich vorhandenen Allianzfreunde und um Bildung eines süddeutschen Zweiges. Da that sich freilich ein unliebsames Hinderniß friedlichen Zusammengehens in der aggressiven Art der süddeutschen Methodisten kund, die, wie schon in New-York geklagt wurde, sich hauptsächlich an die Erweckten anderer Kirchen zu machen pflegen, anstatt da zu wirken, wo das Feld geistlich brach liegt. Es gab etwas erregte Auseinandersetzungen, indessen ist die Aussprache unter den rivalen Brüdern heilsam gewesen und hat zum friedlichen Ende geführt. Wir hoffen zuversichtlich auf die Gründung eines süddeutschen Zweiges in nicht ferner Zeit.

Die Morgenandachten hielten in erfrischender Weise Dr. Baur, Oberkirchenrath Mühlhäußer, Consistorialrath Krummacher, Superintendent Hoffmann von Frauendorf und Divisionspfarrer Hähnelt. Es war eine rechte Freude, sich dann über die Aufgaben des Tages zu verständigen und mit den süd- und westdeutschen Brüdern, Prof. Christlieb, Divisionspfarrer Rocholl, Major Kamerer von Freiburg, Professor Pfleiderer-Kornthal, dem Secretair des westdeutschen Zweiges, Inspector Pastor Erdmann von Elberfeld u. v. A., in persönliche Berührung zu treten. Von nord- und ostdeutschen Mitgliedern nennen wir außer dem deutschen Gesandten, General v. Röder, der im Auftrage des deutschen Kaisers der Versammlung beiwohnte, den Grafen Bernstorff, Militairoberpfarrer Huyssen von Altona, Dr. König von Leipzig, Pfarrer Dr. Rindfleisch aus Westpreußen, Divisionspfarrer Carstedt von Stralsund, Director Palmer Davies von Berlin u. A. m.

Für die Präsidenten und Secretaire gab es fast täglich Ausschuß-Sitzungen, in denen die Beschlüsse der Allianz vorzubereiten waren. Einer der wichtigsten betont die Glaubensverfolgungen böhmischer Protestanten, die, wie Prof. Schaff durch eigenen Augenschein bezeugen und wie durch eingehende Untersuchung festgestellt werden konnte, allerdings unter den Angriffen der Jesuiten schwer zu leiden haben. Der Antrag des Berliner Secretairs, der österreichischen Regierung die vertrauensvolle Zuversicht auszusprechen, daß dieselbe die schmerzlichen Beschwerden der böhmischen Verfolgten im Sinne der Toleranz und Religionsfreiheit erledigen werde, fand schließlich in der Hauptversammlung vom Sonnabend, nachdem Prof. Riggenbach eine ausführliche Darstellung gegeben und auch die glaubensmatte Stellung vieler reformirter Pfarrer in Böhmen blosgelegt, einstimmige Annahme. Eine Deputation aus den Präsidenten der Hauptzweige evangelischer Allianz wurde mit der Ausführung dieses Beschlusses, eventuell mit der Aufgabe betraut, bei dem Kaiser Franz Joseph Schutz für die Verfolgten persönlich zu erbitten.

Ein anderer, nicht minder wichtiger Beschluß betraf den Opiumhandel Englands mit China. Professor Christlieb im Verein mit Rev. Arthur und Mr. Necker hat sich das Verdienst erworben, in Vorträgen, Aufsätzen und besonderen Schriften den schweren sittli-

chen Schaden aufzudecken, den der christliche Name durch jene schändliche Gewinnsucht fort und fort erleidet. Da sich aber die Allianz weder in religiösen, noch in weltlichen Dingen das Ansehen eines Tribunals geben will, so war es gewiß richtig, wenn der Ausschuß den Antrag der genannten Herren, der nur eine Bitte um Abhülfe an den englischen Unterstaatssecretair für Indien ausspricht, nach genügender Mittheilung über den Stand der Dinge einfach als Frage vorlegte. Die Hauptversammlung vom Freitag bejahte denn auch ohne Discussion einmüthig den an sie gerichteten Appell und eignete sich die Bitte an die englische Regierung an.

Noch viele andere Anträge, Beschwerden und Zumuthungen gelangten an den für Basel gebildeten Ausschuß, konnten aber theils nicht angenommen, theils nicht erledigt werden, da es bisher noch kein „permanentes internationales Allianz-Comité" giebt. Vielmehr ist jeder Zweig unabhängig vom andern, wenn auch dem englischen wegen seiner festen Organisation, seiner thatkräftigen Initiative und Beihülfe ein Ehrenprimat gebührt, der ihm gern von allen Seiten eingeräumt wird. Freilich dachte man vorübergehend an einen systematischen Verband mit statutarischer Regelung des gegenseitigen Verhältnisses, indessen ist doch zweifelhaft, ob eine solche Systematisirung des bisher frei und ungebunden wirkenden Allianzverbandes heilsamer wäre, als die bisherige Weise freien Zusammenschlusses, in dem sich vielleicht weit stärker und wirksamer ein evangelisches Gesammtgewissen documentirt.

An die im Bisherigen geschilderten reichen und zum Theil erschöpfenden Arbeiten schlossen sich Erholungsstunden in erquickender Weise an oder wechselten mit jenen angenehm ab. An jedem Tage fand hier oder dort in den schönen Gärten der Herren C. Sarasin, A. Vischer-Sarasin, Miville-Iselin, Burckhardt öffentlicher Empfang mit einfacher, aber reichlicher Bewirthung statt. Wahrhaft großartig gestaltete sich der Auszug von 2500 Gästen auf das Landgut des Herrn Theodor Sarasin-Bischof auf Riehen (nahe bei Chrischona), wohin ein Extrazug die Besucher führte. Die lieben Wirthe, der schlichte, bescheidene Hausherr und die ganz einfache und doch so gewandte Frau (eine Missionarswaise von der Goldküste, die von dem reichen Basler Herrn Bischof an Kindesstatt angenommen),

empfingen die großen Schaaren vor ihrem hübſchen Landhauſe im wundervollen Park auf die liebenswürdigſte Weiſe. Bald hatten ſich große Gruppen unter den Bäumen, in den Wegen, auf den Grasplätzen gebildet. Dort begrüßte der Hausherr die Allianz mit Gebet und ſchwungvollem, trefflichem Gedicht, hier intonirte ein Geſangverein geiſtliche Volkslieder, auf einer Wieſe hielten Redner Anſprachen in allen Sprachen Europas, in jenem Laubengang luſtwandelten alte Freunde, die ſich wiedergefunden. Reichbeſetzte Tafeln ſorgten für leibliche Stärkung, bunte Lampions blitzten aus der Dämmerung des Abends auf und erleuchteten ſämmtliche Partieen des großen Beſitzthums; bengaliſche Flammen leuchteten durch die Nacht. Es war nur eine Stimme innigen Dankes für dieſe köſtliche Art, zu erfreuen und mitzutheilen.

Bei ſolcher Opferfreudigkeit iſt es begreiflich, daß das Basler Allianz-Comité in der Lage iſt, die bedeutenden Ausgaben mühelos zu beſtreiten. Es gebietet über ein anſehnliches Capital von faſt 20,000 Fr. und konnte demgemäß in ſo nobler Weiſe die Zurichtungen treffen, wie es geſchehen. Es fehlte an nichts. Wer hätte ſich nicht unter Anderem an den „Allianzliedern“ gefreut, die in deutſcher, franzöſiſcher, engliſcher und italieniſcher Sprache für den Gebrauch in den Verſammlungen erſchienen waren. Wer bewahrte nicht eine dankbare Erinnerung an das meiſterhafte Concert im alten ehrwürdigen Münſter, wo unter Leitung des Muſikdirectors Walther Chorgeſang und Orgelſpiel die Tauſende erquickte, die in feierlicher Stille der Pracht des erleuchteten Heiligthums und der ſchwellenden Töne ſich erfreuten. Waren's doch die alten Meiſter Paleſtrina, Eccard, Sagittarius, Mendelsſohn, Bach, die uns erbauten. Noch rauſchen die Wohllaute durch unſere Seele, die mit allverſtändlicher Sprache allen Herzen von dieſſeit und jenſeit des Oceans erklangen.

Es klang wieder, was wir an Liebe, Glaubensſtärkung, brüderlicher Gemeinſchaft empfangen, in den feierlichen Abſchiedsworten, die am Sonnabend Abend von Graf Bismarck, Godet, Arthur Forta und Riggenbach dargebracht wurden. Es klang wieder in der großen Communion, die am Sonntag die Brüder aller Länder und Kirchen mit einander vereinte. Es wird weiter klingen bis an den Lebensabend der große, heilige Zuſammenhang der Herzen und Zungen, den wir in Baſel mit brünſtigem Geiſt und heißem Dank

erfahren. Wie aus den grauen Wetterwolken sich die helle Sonne von Tag zu Tag freundlicher über Basel und seine großen Festtage erhob, so hat auch manches beklommene Herz wieder glauben gelernt an die Eine, heilige allgemeine christliche Kirche, die Gemeinde der Heiligen, die mitten in aller Zerrissenheit, Verirrung und Verdüsterung der Geister uns mit neuer Liebe und Zuversicht bekennen heißt: Ein Leib sind wir in Christo.

St. Petersburg. [Bewilligungen des Central-Comité's.]

1) Der Gemeinde Simbirsk zur Tilgung einer beim Bau des Pastorats contrahirten Schuld ein Darlehn von 1000 Rbln. auf 10 Jahre.
2) Der Gemeinde Tschorna im Kirchspiel Torma zum Bau der Kirche ein Darlehn von 1000 Rbln. auf 10 Jahre.
3) Der Gemeinde Neu-Tarlick im Kirchspiel Weizenfeld zum Bau eines Schulhauses ein Darlehn von 1000 Rbln. auf 2 Jahre.
4) Der Gemeinde Pskow zum Umbau ihres Schulhauses eine Unterstützung von 500 Rbln.
5) Der Gemeinde zu Konstantinograd zum Unterhalt ihrer Schule 100 Rbl. jährlich auf weitere 3 Jahre.
6) Der Gemeinde Jalta zum Ausbau ihrer Kirche ein Geschenk von 1000 Rbln.
7) Dem Pastor Schilling zu Jekaterinburg zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Subvention von 300 Rbln.
8) Der verwittweten Pastorin Hoffmann, geb. Luebers, eine einmalige Unterstützung von 100 Rbln.
9) Dem Seminar zu Kolpana wurde der Etat von 2420 Rbln. jährlich auf 3000 Rbl. jährlich erhöht.
10) Der Gemeinde Ciechanowice im Kirchspiel Bialystock zum Bau ihrer Kirche eine Unterstützung von 1000 Rbln.
11) Der Schule zu Ponedel 200 Rbl. jährlich auf fernere 3 Jahre.
12) Dem Pastor zu Ryschkowa-Omsk 300 Rbl. Zulage auf weitere 5 Jahre.
13) Der Gemeinde Wladiwostock in Ostsibirien zum Bau des Pastorats eine Unterstützung von 1000 Rbln.

Riga. [Der Bericht über die Wirksamkeit der Unterstützungskasse für evangelisch-lutherische Gemeinden in Rußland] im Jahre 1878 ist wiederum rechtzeitig zum Reformationsfeste ausgegeben worden und gewährt uns abermals einen erfreulichen Einblick in das, wenn auch langsam, aber doch immerhin stetig fortschreitende Wachsthum dieses für unsere vaterländische Kirche nach vielen Seiten hin so außerordentlich wichtigen und segensreichen Werkes. Freilich haben die Beiträge der letzten 3 Jahre die Höhe der ihnen unmittelbar vorhergegangenen noch nicht erreicht, aber dieses erklärt sich aus dem Umstande, daß damals besonders reiche Gaben in St. Petersburg für den Bau der Kirche und des Schulhauses auf der St. Petersburger Seite beigesteuert wurden, und so darf es gewiß als ein Zeichen der von Jahr zu Jahr zunehmenden Theilnahme der Gemeinden begrüßt werden, daß die Einnahmen des letzten Jahres diejenigen von 1877 um fast 1500 Rbl. übertreffen. Dieses günstige Ergebniß wird von dem Bericht hauptsächlich darauf zurückgeführt, daß auf Anregung eines vom General-Consistorium erlassenen Rescriptes in manchen Landgemeinden der Modus eingeführt worden ist, beim Anschreiben der Communicanten von jedem derselben zum Besten der Unterstützungskasse 3 Kop. zu erheben, während in anderen eine Haus-Collecte veranstaltet wurde. Auch in einzelnen Stadtgemeinden wurden bei Gelegenheit von Amtshandlungen Beiträge gesammelt, die oft so reichlich flossen, daß allein in der St. Petri-Gemeinde in Moskau auf diese Weise 165 Rbl. zusammenkamen. Ein vom Pastor Lemm in Ludwigsthal dem Central-Comité gemachter Vorschlag, zweckmäßig eingerichtete Sammelbücher in den Gemeinden in Anwendung zu bringen, fand nebst dem beigelegten Schema so ungetheilten Beifall, daß das Central-Comité den Beschluß faßte, Schreiben und Schema in mehreren hundert Exemplaren drucken und sämmtlichen Consistorien zugehen zu lassen, damit von den einzelnen Predigern ein Gutachten darüber abgegeben werde, ob und inwieweit das vorliegende Project in dem betreffenden Pfarrbezirk ausführbar erscheine. Wie die Beantwortung dieser Frage ausgefallen, wird wohl erst dem nächsten Jahresberichte entnommen werden können.

Eine besonders wichtige Aufgabe trat an die Unterstützungskasse dadurch heran, daß die bisher von der Regierung für theologische Kronsstipendiaten bestimmte Summe von 3600 Rbln. zum Besten der

Mediciner um 3000 Rbl. verkürzt worden ist und in Folge dessen der ohnedies schon merklich fühlbare Predigermangel im Innern des Reiches nur noch größer zu werden drohte. Es darf daher als ein besonders dankbar zu begrüßender Beschluß angesehen werden, daß das Central-Comité im Verein mit dem Moskauschen Bezirks-Comité vorläufig auf 4 Jahre die Summe von 1200 Rbln. jährlich zum Unterhalt von 4 theologischen Stipendiaten bewilligt hat, die sich verpflichten mußten, 4 Jahre lang auf einer ihnen von dem erwähnten Consistorium anzuweisenden Pfarre im Innern des Reiches zu dienen. Um dem Mangel an Pastoren, namentlich in den deutschen Colonieen in Süd-Rußland und an der Wolga, noch nachdrücklicher zu begegnen, stellte das Bezirks-Comité zu Tarutino 600 Rbl. jährlich für den Unterhalt zweier Colonistensöhne, die sich der Theologie widmen wollten, auf dem Privatgymnasium des Pastor Schomburg zu Katharinenstadt an der Wolga in Aussicht; zu dem gleichen Zwecke versprach auch ein Oberschulze 300 Rbl. jährlich zu opfern, während dem Central-Comité die vorhandenen Mittel vorläufig auch nur 300 Rbl. auf 3 Jahre zu bewilligen erlaubten.

Die Ausgaben sämmtlicher Comité's beliefen sich im Jahre 1878 auf 36,825 Rbl. 74 Kop., also 2461 Rbl. 10 Kop. mehr als im vorhergehenden Jahre. 23,908 Rbl. 80 Kop. wurden von dem Central-Comité, 12,916 Rbl. 94 Kop. von den Bezirks-Comité's verausgabt. Aus diesen Summen sind im Ganzen nicht weniger als 83 Gemeinden unterstützt worden.

Die Specialberichte der einzelnen Bezirks-Comité's sind leider auch diesmal zum Theil ziemlich dürftig: beim Ehstländischen, Jakobstädtischen, Livländischen, Mitauschen, Odessaschen, Smolenskischen Bezirk wird einfach auf die Zahlen des Rechenschaftsberichtes verwiesen; vom Kasanschen Bezirks-Comité ist weder Jahres- noch Rechenschaftsbericht, sondern einfach nur der statutenmäßige Beitrag an das Central-Comité eingesandt worden. Sehen wir uns die Zahlen des Rechenschaftsberichts etwas genauer an, so folgen die Bezirks-Comité's einander hinsichtlich ihrer Ausgaben in nachstehender Ordnung:

1. Moskau . .	1879 R. 14 K.	5. Reval . . .	906 R. 80 K.
2. Riga . . .	1791 „ — „	6. Ehstland . .	732 „ 38 „
3. Dorpat . . .	1385 „ 11 „	7. Livland . .	727 „ 96 „
4. Kiew . . .	1376 „ 45 „	8. St. Petersburg	651 „ 40 „

9. Mitau . .	557 R. 72 K.	15. Wilna . .	231 R. 50 K.
10. Tarutino .	489 „ 52 „	16. Charkow .	225 „ 26 „
11. Libau . .	436 „ 83 „	17. Odeſſa . .	225 „ — „
12. Jakobſtadt .	303 „ 42 „	18. Narva . .	216 „ 5 „
13. Nikolajew .	290 „ 51 „	19. Tiflis . .	197 „ 47 „
14. Oeſel . .	239 „ 52 „	20. Smolensk .	55 „ 50 „

21 u. 22. Von Irkutsk ſind keine Ausgaben gemacht worden und von Kaſan liegen keine Berichte vor.

Hinſichtlich der Einnahme iſt dagegen die Gruppirung folgende:

	mit	i. vorig. Jahre	
1. Moskau . .	6671 R. 83 K.	geg. 5685 R. 17 K.,	alſo 986 R. 66 K. mehr,
2. Livland . .	3270 „ 33 „ „	3090 „ 75 „ „	179 „ 58 „ „
3. Riga . . .	3239 „ 46 „ „	3323 „ 21 „ „	83 „ 75 „ wgr.,
4. Dorpat . .	2600 „ 20 „ „	2751 „ 60 „ „	151 „ 46 „ „
5. Ehſtland . .	2048 „ 54 „ „	1823 „ 24 „ „	225 „ 30 „ mehr,
6. Mitau . .	1774 „ 2 „ „	1966 „ 33 „ „	192 „ 31 „ wgr.,
7. Reval . .	1770 „ 84 „ „	1673 „ 63 „ „	97 „ 21 „ mehr,
8. St. Petersbg.	1473 „ 81 „ „	1080 „ 80 „ „	393 „ 1 „ „
9. Kiew . . .	966 „ 19 „ „	1825 „ 25 „ „	859 „ 6 „ wgr.,
10. Nikolajew .	926 „ 1 „ „	619 „ 17 „ „	306 „ 84 „ mehr,
11. Libau . . .	879 „ 18 „ „	781 „ 97 „ „	97 „ 21 „ „
12. Wilna . .	867 „ 65 „ „	1039 „ 32 „ „	171 „ 67 „ wgr.,
13. Tarutino .	827 „ 92 „ „	357 „ 35 „ „	470 „ 57 „ mehr,
14. Narva . .	794 „ 20 „ „	399 „ 74 „ „	394 „ 56 „ „
15. Tiflis . .	683 „ 43 „ „	546 „ 25 „ „	137 „ 18 „ „
16. Odeſſa . .	594 „ 86 „ „	359 „ 43 „ „	335 „ 43 „ „
17. Oeſel . . .	583 „ 32 „ „	541 „ 28 „ „	42 „ 4 „ „
18. Charkow . .	576 „ 20 „ „	465 „ 53 „ „	110 „ 67 „ „
19. Jakobſtadt .	414 „ 34 „ „	491 „ 89 „ „	77 „ 55 „ wgr.,
20. Irkutsk . .	345 „ 24 „ „	154 „ 42 „ „	90 „ 82 „ mehr,
21. Smolensk .	111 „ — „ „	110 „ 12 „ „	— „ 88 „ „

Es haben ſomit im Jahre 1878 fünfzehn Bezirks-Comité's Mehr- und ſechs Mindereinnahmen gehabt, doch darf nicht aus allen dieſen Zahlenangaben unbedingt auf ein gewachſenes oder ſchwächer gewordenes Intereſſe für die Sache der Unterſtützungskaſſe geſchloſſen werden. Ein genauerer Einblick in den Rechenſchaftsbericht läßt leicht erkennen, daß wenigſtens theilweiſe andere Umſtände

zu einem derartigen Ausfall mitgewirkt haben. Der Bericht des vorigen Jahres zeigt uns z. B., daß die damalige größere Einnahme des Kiewschen Bezirks-Comité's nur scheinbar eine solche gewesen ist, da nicht weniger als 1067 Rbl. in Rückzahlungen von Seiten unterstützter Gemeinden bestanden, während 1878 nur ein Posten von 50 Rbln. als Rückzahlung bezeichnet ist, so daß Kiew eigentlich eine Mehreinnahme von 157 Rbln. 94 Kop. gehabt hat. Umgekehrt läßt sich die Mehr-Einnahme von Narva auf das Geschenk eines einzelnen Wohlthäters im Betrage von 400 Rbln. zurückführen, ohne welches hier wieder eine Minder-Einnahme von 5 Rbln. 44 Kop. vorliegen würde. Daß in den verschiedenen Jahren kleine Schwankungen eintreten, ist im Grunde wohl erklärlich, bedenklicher wird die Sache aber, wenn bei einem und demselben Comité mehrere Jahre hintereinander ein constanter Rückschritt wahrgenommen werden muß, wie dieses trotz der verhältnißmäßig großen Einnahme doch bei dem Rigaschen, Dorpatschen und Jakobstädtischen Bezirks-Comité constatirt werden muß. Wir können daher der „Rig. Ztg." (Nr. 236) nur beistimmen, wenn sie bei Gelegenheit des durch den um die Sache der Unterstützungskasse sehr verdienten Frauen-Hilfs-Verein veranstalteten Bazars mit Nachdruck darauf hinweist, wie immer und immer wieder daran erinnert werden muß, daß das schöne Werk, welches alle Evangelischen im Reich zur Arbeit für Kirche und Schule vereinigt, nicht bestehen kann, wenn es nicht auch fernerhin freudige Opferwilligkeit findet. Mit lebhaftem Danke ist es zu begrüßen, wenn auch die politische Tagespresse ihren weitreichenden Einfluß geltend macht, um der Unterstützungskasse neue Freunde und Mitarbeiter gewinnen zu helfen.

Möge denn die Zahl derselben eine stetig wachsende sein, auf daß auch das Werk selbst wachse und gedeihe, dem Herrn zur Ehre und den Glaubensgenossen zum Segen!

Einsendungen von Beiträgen an das Central-Comité, sowie auch von Büchern, die jederzeit sehr willkommen geheißen werden, sind zu adressiren an den Geschäftsführer: Эдуарду Павловичу Бушъ, Кирочная № 8, С.-Петербургъ.

III.

Literärisches.

Zur Frage über christliche Weltanschauung hat Herr Consistorialrath Dr. C. A. Berkholz im letzten Heft dieser Zeitschrift meine kleine Schrift „Menschliches Denken und die Grundprincipien christlicher Weltanschauung" einer Besprechung gewürdigt, für welche ich mich ihm im Allgemeinen zu Dank verpflichtet fühle. Empfange ich doch damit die immerhin einen gewissen Trost gewährende Gewißheit, daß meine Arbeit nicht „unter aller Kritik" erfunden. Dennoch sehe ich mich genöthigt, den „gelegentlichen Bemerkungen über christliche Weltanschauung", mit welcher Ueberschrift jene Besprechung versehen ist, einige Gegenbemerkungen folgen zu lassen, welche ich einer unparteiischen Beurtheilung empfehlen möchte.

Vor Allem drängt es mich auszusprechen, daß nach meinem unmaßgeblichen Urtheil die erkenntnißtheoretischen Grundanschauungen meines Herrn Recensenten sehr wesentlich von den meinigen abzuweichen scheinen. Ist solches wirklich der Fall, so würde dieser Umstand ohne Schwierigkeit die Gegensätze erklären, in welche wir hineingerathen sind. Herr Dr. B. redet von christlicher Weltanschauung als von einem „Begriff", dessen logische Entwickelung ich in meiner Schrift mir vorgesetzt. Es heißt z. B. S. 430: „hier (sc. in meiner Schrift) handelt es sich um den feststehenden und anerkannten Begriff der christlichen Weltanschauung, die aber in unseren Tagen mehr als je Anfechtung erleidet" ꝛc. Ferner S. 434: „der Verfasser hat es vermieden, gelehrte Citate, wie auch epochemachende Namen aus der Religionsphilosophie anzuführen. Die Sache soll selbst für sich sprechen und die logische Entwickelung des Begriffs ohne äußere Zuthat zu Stande kommen."

Ich bin nun der Ansicht, daß mein Herr Recensent zu solchen Aussprüchen nicht berechtigt gewesen. Es tritt deutlich zu Tage, daß er der Hegelschen Anschauung huldigt, welche dem, was Begriff genannt wird, eine viel zu hohe Bedeutung gegeben hat.

Begriff ist doch weiter nichts, als die subjective Vorstellung von etwas Concretem, Wirklichem, welches Wirkungen mannichfaltiger Art

auf das Centrum unſeres Bewußtſeins ausgeübt hat. Dieſes Mannichfaltige faſſen wir zuſammen zu einem Einheitlichen, be—greifen es, und haben damit einen Begriff von dem Object, welcher natürlich mehr oder weniger letzterem entſprechend ausfallen kann. Hegel giebt nun auch dem im Object Wirkſamen den Namen Begriff und hat damit eine heilloſe Begriffsverwirrung veranlaßt.

Unſere Begriffe müſſen immer und immer wieder an den Objecten ſich reinigen und zurechtſtellen laſſen, ſie entſprechen nur nimmer vollkommen der Wirklichkeit. Unterbleibt ſolche Zurechtſtellung, ſo kommt es leicht dazu, daß die Begriffe als ſolche in der Ideenwelt der Menſchen eine zu große Bedeutung gewinnen, d. h. daß die ſubjective Auffaſſung Einzelner maßgebend wird und natürlich auch ihre Irrthümer bei der großen Menge Geltung gewinnen. So leitet ſich in der Vorſtellungswelt der Menſchen leicht eine arge Begriffsverwirrung ein, die Wahrheit wird mehr und mehr vom Wahn überwuchert. Das iſt in unſern Tagen in Bezug auf die Grundprincipien unſeres Erkennens und Wiſſens unleugbar der Fall.

Darum thut es jetzt ganz beſonders Noth, die Geiſter auf das Thatſächliche hinzuweiſen. Dies nun habe ich in meiner Arbeit verſucht. Unſere menſchlichen Begriffe ſind eben nicht ein im Lauf der Geſchichte nothwendig normal ſich Entwickelndes, ſo daß man alſo nur zu conſtatiren hätte, welches bei wiſſenſchaftlichen Autoritäten die letzte Auffaſſung in Bezug auf ein beſtimmtes Object wäre, um die Wahrheit zu haben. Im Gegentheil! Das ſittliche Verhalten iſt für die Wahrheitserkenntniß von hoher Bedeutung. Wo es damit ſchlimm beſtellt iſt, ſehen wir auch die Begriffe ſich mehr und mehr verwirren und zuletzt tritt uns ein Chaos entgegen, in welchem die Wenigſten ſich zurechtzufinden vermögen.

Wenn ich eine geſchichtsphiloſophiſche Abhandlung über chriſtliche Weltanſchauung hätte ſchreiben wollen, wie letztere im Lauf der Zeiten ſich geändert und wie ſie aufgeſtellt worden iſt, dann hätte ich allerdings den Verſuch machen müſſen, in jenem Chaos unſerer heutigen Literatur mich zurechtzufinden; für die Ziele aber, welche ich in vorliegender Arbeit mir geſteckt, brauchte ich das nicht. Es konnte mir auch nicht einfallen, den Begriff „chriſtliche Weltanſchauung“ „logiſch“ ſich entwickeln zu laſſen. Ich habe vielmehr die Objecte, welche bei jeder Weltanſchauung des modernen gebildeten Bewußtſeins zu

Sprache kommen müssen, eingehender Betrachtung unterworfen und glaube allerdings zu einem solchen Resultat gekommen zu sein, daß ich mit Recht sagen darf: das sind die richtig gefaßten Grundprincipien christlicher Weltanschauung, nämlich die Begriffe Materie, Geist, Gott in der Fassung, wie ich sie gegeben.

Dabei bitte ich aber, mich nicht mißverstehen zu wollen. Jene Begriffe von Materie, Geist, Gott sind eben meine subjectiven Vorstellungen. Hat ein Anderer abweichende, so ist das seine Sache, solche als berechtigt zu vertreten und die meinigen als falsch abzuweisen. Hic Rhodus, hic salta!

Aus der Begünstigung Hegelscher Art und Weise zu philosophiren Seitens meines Recensenten erkläre ich mir nun auch dessen weiteres Verhalten meiner kleinen Schrift gegenüber. Er hält sich eben an den Begriff „christliche Weltanschauung" und geht sofort — zu meinem Bedauern in melancholischer Stimmung — an die Betrachtung der Entwickelung dieses Begriffs im Laufe der Jahrtausende, bei welchem Gange ich leider ihn zu begleiten nicht im Stande bin, da meine Mittel dazu lange nicht ausreichen. Ich muß hiebei übrigens bekennen — denn eine Aufrichtigkeit ist der andern werth — daß ich in Folge davon durchaus keine Anwandlung von melancholischer Stimmung verspüre, im Gegentheil mit großem Wohlbehagen der einfachen reinigenden und klärenden, stärkenden und erhebenden Beziehungen zum ewig grünen Baum, der lebendigen Wirklichkeit gedenke.

Herr Dr. B. hält sich an den Begriff „christliche Weltanschauung" im Allgemeinen und scheint übersehen zu haben, daß ich nur von den Grundprincipien christlicher Weltanschauung rede. Das ist doch ein wesentlicher Unterschied. Auf diesen Grundprincipien können offenbar sehr mannichfach gefaßte und gefärbte Weltanschauungen aufgebaut werden: „Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stoppeln". Die Betrachtung dieser im Laufe der Zeiten immer sich ändernden Weltanschauungen gehört bei der Besprechung meiner Schrift also eigentlich gar nicht zur Sache. — Es thut mir sehr leid, daß er auf diese Sache, die Materie, von der meine Schrift handelt, gar nicht eingegangen ist. Es käme doch darauf an, nachzuweisen, ob ich die betrachteten Objecte und wirklichen Verhältnisse richtig oder falsch auf-

gefaßt und bezeichnet habe. Auf ein ſolches Beurtheilen hatte ich gerechnet. Und ich denke mit voller Berechtigung.

Recenſent bezeichnet (S. 430) „meine Anſchauungen als mehr oder weniger nur vom Standpunkt eines „Laien" in Bekenntnißform ausgeſprochen." Warum Bekenntnißform? Wenn Jemand Erfahrungsthatſachen gegenüber ſich kritiſch verhält, dieſelben prüft, die Reſultate ſolcher Prüfung ſyſtematiſch zu ordnen ſucht und ſie dann in einer Abhandlung ſeiner Mitwelt gegenüber ausſpricht, warum muß man das gleich Bekenntniß nennen? Dann könnte man jeder wiſſenſchaftlichen Abhandlung dieſen Namen geben. Herr Dr. B. will damit aber offenbar ſagen, in meiner Schrift ſpreche ich einfach Bekenntniſſe aus, ohne irgendwie dieſelben wiſſenſchaftlich begründet zu haben, und da ſei es „mißlich (wie er weiter ſagt), eine Discuſſion (offenbar aber wegen der mangelnden Wiſſenſchaftlichkeit) zu verſuchen."

Liegen dem, was wir Menſchen „Denken", „Materie", „Geiſt", „Gott" nennen, wirklich vorhandene Kräfte und Mächte zu Grunde, d. h. zwingen gewiſſe Wirkungen, die wir wahrnehmen, dazu, jene wirkſamen Mächte anzunehmen, ſo ſehe ich nicht ein, warum darüber nicht wiſſenſchaftlich geredet werden kann. Wenn ich ſo verſucht habe, die weſentlichen Beſtimmtheiten derjenigen Erfahrungsthatſachen feſt, zuſtellen, die wir mit der Vorſtellung, dem Begriff „Denken", „Materie", „Geiſt", „Gott" zuſammenfaſſen und bezeichnen, ſo begreife ich nicht, warum das nicht wiſſenſchaftliche Methode ſein kann. Es kommt dabei natürlich darauf an, feſtzuſtellen, ob das Charakteriſtiſche derſelben richtig oder falſch angegeben und ausgeſprochen iſt, die betreffenden Objecte wahr oder falſch beſtimmt ſind. Auf die Unterſuchung deſſen iſt aber meiner Schrift gegenüber gar nicht eingegangen.

Auch die Bezeichnung „Laie" möchte ich hier nicht angewendet wiſſen. Jenen Objecten gegenüber muß, meiner Ueberzeugung nach, Jeder Stellung nehmen; jeder Gebildete wenigſtens muß ſich ein eigenes Urtheil über ſie ſchaffen; dann iſt er berechtigt, ſein Urtheil als Sachverſtändiger abzugeben. Da iſt Niemand Laie. Die Schäden unſerer Zeit wurzeln großentheils darin, daß die überwiegende Mehrzahl der Menſchen eben Laien auf dieſem Gebiete dennoch ſind. Das iſt ein großer Uebelſtand.

Wenn Herr Dr. B. ferner meint, ich hätte mir „etwas zu viel zugemuthet, auf einem ſo eng bemeſſenen Raum ſo weitſchichtige

Themata auch nur einigermaßen erschöpfend und zum Zugeständniß genügend zu bewältigen" (S. 435), so dürfte der Gedankengang hier nach dem Vorherigen leicht zu verfolgen sein.

Was über die muthmaßliche Wirkung meiner Schrift auf die große Menge gesagt ist, so muß ich dem ganz beipflichten. Ich möchte aber hier zu bedenken geben, daß man nie ein Werk in erster Linie zu beurtheilen pflegt nach den entfernteren muthmaßlichen Wirkungen, sondern darnach, wie es an sich beschaffen ist.

Ob die zu erwartenden Wirkungen einer Schrift aber mit der Seitenzahl derselben in grabem Verhältniß stehen, möchte doch im Allgemeinen sehr zu bezweifeln sein, zumal derjenigen Sorte von Menschen gegenüber, als welche die Gegner meiner Anschauungen bezeichnet werden. Auch die citirten umfangreichen Werke werden „harmlose Monologe" jenen Gegnern gegenüber bleiben, welchen damit beizukommen gleichfalls mit dem Vorhaben verglichen werden könnte: „Gehirnkrankheit mit Himbeersaft, Tuberculose mit Camillenthee curiren zu wollen." Damit wäre also nichts Besonderes meiner Schrift gegenüber bewiesen, so prickelnd solche Redewendungen manchem Leser auch in die Ohren fallen mögen.

Dem Vorwurf gegenüber, daß die „Studie" keinen Anstand nimmt, z. B. bei „unserem Denken" auf den Pfaden des Altmeisters Kant zu wandeln, ohne ihn gerade namhaft zu machen (S. 440), muß ich bemerken, daß diejenigen Begriffe, mit welchen ich operirt zu haben mir bewußt bin, doch wohl als Errungenschaften des modernen gebildeten Bewußtseins angesehen werden dürften. Dahin würde z. B. die Vorstellung vom Ansichsein der Dinge gegenüber ihrem Wirken auf Anderes zu rechnen sein. Wenn man dem Verlangen in der hier ausgesprochenen Weise nachkommen wollte, dann könnte man vor lauter Citaten keinen freien Schritt thun, dann müßte man z. B. auch bei Erwähnung des Umlaufs der Erde um die Sonne immer Kopernikus citiren.

Es thut mir herzlich leid, daß ich meinem Recensenten in so vielen Stücken habe widersprechen müssen, um so mehr leid, als ich der Zuversicht lebe, in Bezug auf den Urquell aller Dinge doch mit demselben wesentlich einer Meinung zu sein. Dr. S. Kröger.

Zusatz. Es war allerdings vorauszusehen, daß meine „Gelegentliche Bemerkungen“ ꝛc. im vorigen Heft dieser „Mittheilungen“ den Erwartungen des Herrn Verfassers der kleinen Schrift über christliche Weltanschauung nicht ganz entsprechen würden. Dabei ist aber nichts zu machen und das Unvermeidliche zu tragen. Ich habe nichts dagegen, wenn Andere gehaltvollere Resultate in seinen Forschungen finden, als ich zu entdecken im Stande war. Damit ist für mich die Sache erledigt und jedes weitere Wort überflüssig.

C. A. Berkholz.

Minutiae historico-ecclesiasticae.

In der überaus seltenen, nur 3½ Bogen 12° umfassenden Schrift von Heinr. Milde, Gemma e libris nostris symbolicis deprompta h. e. enchiridion seu catechismus minor B. Dn. D. Martini Lutheri etc. (s. v. Recke-Nap., Lexikon III, 229) Hallae, MDCCXXIX. findet sich pag. 75—78 folgende, mit der Ueberschrift „Additamentum“ versehene archäologisch-paränetische Stelle, die um ihrer beiläufigen geschichtlichen Angaben willen der Vergessenheit entrissen zu werden auch Andern nicht unwerth erscheinen dürfte.

„Christo ecclesiae capiti sincera fide adhaerescamus, ne sali infatuato evadamus similes. Haec dicens recordor, quae de corruptione salis Persici, suavem odorem moris rubi idaei similem (Es riechet so anmuthig als Himbeeren sonant relatoris verba) spirantis mihi ex Orphanotropheo Alpensi in Esthonia sito transcripsit Dnus Balthasar Franckius.

Hic meus amicus, Balth. Franckius fuit S. S. Theologiae candidatus et comes Justi Sam. Schaarschmidii Quedlinburgensis, qui nutu divino ab Evangelicis praecipue Moscoviae praeterquam aliis in Regionibus Czareae Majestati subjectis habitantibus vocatus erat pastor. Ideo ut vocationi suae satisfaceret, saepius ex loco in locum transmigravit et Evangelicam ecclesiam per totam Russiam dispersam more fidelis pastoris visitavit ovesque sibi creditas verbo Dei et sacramentis per intervalla pavit. Hunc in finem Moscovia med. julii 1707 exiens, secunda vice ad Ecclesiam in Casan et Astracan pervenit hisque in locis annum et dimidium commoratus 23. Jul. 1709 iter trans mare hyrcanum suscepit ac venit in urbem Terick, haud procul a Mon-

tis Caucasi finibus sitam, in quibus montibus posteri fratrum Bohemorum, qui persecutionis tempore anno 1488 per Hungariam, Transsylvaniam, Moldaviam et Turcarum Imperium illuc venerunt, tres occupant pagos amplissimos. Molestissimam hanc suam peregrinationem in qua Russis, Armenis, Persis et Tataris felici successu Christi evangelium annunciavit, tandem heic Halae Pastor Xenodochii S. Cyriaci Antoniique et Adjunctus S. Mauritii feliciter in Domino beata morte finivit. Ejus autem comes Balthasar Franckius, qui die 18. Febr. 1721 ad me de se suisque scripsit haec pauca: Wegen meiner Familie berichte, daß mein Bruder ein Schuhmacher in Brandenburg zwischen beiden Städten (addo: Vor dessen Hause ich H. M. manchmal, als ich daselbst frequentirte, im Chor gesungen habe) wohnet, welchen Herr Pastor Schaarschmidt in seiner Durchreise von Moskau selbst gesprochen, von welchem ich auch deswegen vor 4 Jahren Antwort erhalten, — in orphanotropheo Alpensi anno aetatis LXXIII placide in Christo obdormivit. Id quod annunciant et testantur literae Dni Augusti Christiani Albrecht Pomerani (qui hodie Lycei Rigensis Collega quartus existit) Alp: d. 27. Febr. 1723 mihi scriptae et d. 29. Apr. ej. d. traditae. Hanc annotationem sub asterisco studio junxi, ut cavillatori occasionem praescinderem, si forte, quae de Sale recensui, ficta esse calumniari quis vellet.

Hic enim e Media et Persia revertens transque mare caspicum navigans secum sal persicum in parva sarcina fert: et ecce, quid factum? Spumante salo sal redefactum suavem gratumque suum amisit odorem. Caveamus igitur, ne etc.

Das hier genannte Alp ist das zum Kirchspiel St. Matthäi gehörige adlige Gut, dessen Besitzer das Patronatsrecht inne hat (Busch Ergänzungen, II, 1129). Wahrscheinlich hatten die durch die Stürme des nordischen Krieges hervorgerufenen Nothstände an die Gründung einer Zufluchtsstätte für verwaiste Kinder — wohl nur der höheren Stände — gemahnt. Gestiftet ward das Waisenhaus laut v. Recke-Nap. IV, 575 vom Vice-Präsidenten v. Nieroth*) zu Alp im Jahre 1718. Der erste Director desselben war eigenthümlicher Weise nicht

*) „Von dem Vicepräsd. Magnus Wilhelm Baron Nieroth († 1740, Nikol. Kb.) und seiner Frau Sophia Hedwig Berg gegründet, St. Johann in Harrien Kb." Briefl. Mitth. des Herrn C. Rußwurm in Reval.

der Paſtor von St. Matthäi W. A. Pancovius — vielleicht aus dem Grunde, weil er als Propſt und Aſſeſſor Conſiſtorii (Paucker, Ehſtlands Geiſtlichkeit S. 221) ſich zu ſehr in Anſpruch genommen ſah —, ſondern der Paſtor von St. Johannis in Harrien H. Ch. Wrede, auf den die Herausgabe der 1719 „in usum der Informatoren*) des Alpſchen Waiſenhauſes" erſchienenen „Sammlung deutſcher und ehſtniſcher Lieder" zurückgeführt wird (v. Recke-Nap. a. a. O.). Da der ebengenannte, 1693 ordinirte Pancovius, ehe er auf die Univerſität nach Halle ging, die Schule in Alp beſucht hatte (Paucker, S. 221), wird vermuthlich das Waiſenhaus mit dieſer verbunden worden ſein oder eine Erziehungsanſtalt gebildet haben. Als Nachfolger B. Franck's, der, wie aus dem anunciant literae ſeines wie es ſcheint ehemaligen Mitarbeiters A. Ch. Albrecht zu ſchließen iſt, im Febr. 1723 geſtorben war, wäre der 1724 angeſtellte Cand. J. Törne (Paucker S. 222) anzuſehen. Ueber die pädagogiſche Thätigkeit in Alp weiſt auch die 2. Ausg. der Bibl. Liv. hist. von Winkelmann keine Quellen nach. Wie lange hat ſie gewährt, oder dauert ſie noch heute fort? A. W. Fechner.

*) Bei Paucker S. 341 durch einen Schreib- oder Druckfehler „Reformatoren."

Perſonal-Nachrichten.

Geſtorben: 12. September Propſt J. L. R. Groundſtröm zu Skworitz bei Gatſchina.

Ordinirt: 23. September Cand. R. Schröder zum P. in Siſſegal; 30. September Cand. H. Heſſe zum P. vic. des Werroſchen Propſt-Sprengels.

Angeſtellt: P. Lementy als Prediger in Kielkond (Oeſel); Cand. J. Johannſen als P. adj. zu Pleskau.

Introducirt: 14. October P. C. Stoll als P. adj. an der Martinskirche zu Riga.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Cand. J. Th. Helmſing.

Gegen den Druck dieſer Schrift iſt von Seiten des Livl. Evang.-Luth. Conſiſtorii nichts einzuwenden. — Riga, den 27. October 1879. Dr. Chriſtiani, Vicepräſes.

Von der Cenſur erlaubt. Riga, den 29. October 1879.

Druck von W. F. Häcker in Riga.

I.

Leitende Artikel und Aufsätze.

Weihnachten in Sage, Spiel und Sitte.

Von Dr. K. Sallmann in Reval.

Weihnachten in Sage, Spiel und Sitte — wenn eine Betrachtung sich unter diesem Titel einführt, so muß dem schönsten aller Feste, dessen Wiederkehr jedesmal über die ganze Welt einen Strahl der Freude wirft, ja dem, noch ehe es erscheint, schon Wochen und Monde vorher sinnend und sorgend und ungeduldig harrend die Herzen von Alt und Jung entgegenschlagen, an dem die ganze Welt wird Kind in einem Kinde, noch eine andere, als die vornehmste, uns allen am nächsten liegende, unmittelbar erbauliche Bedeutung abzugewinnen sein.

„Es wird dem Menschen von heimatswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wenn er in's Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet. Wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlands überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichten .... Die Kinder glauben an die Wirklichkeit der Märchen, aber auch das Volk hat nicht ganz aufgehört, an seine Sagen zu glauben .... Von dem, was wirkliche Geschichte heißt, kann dem Volk nichts zugebracht werden, als was sich ihm auf dem Wege der Sage vermittelt; einer in Zeit und Raum zu entrückten Begebenheit, der dieses Erforderniß abgeht, bleibt es fremd oder läßt sie bald wieder fallen. Wie unverbrüchlich sehen wir es dagegen an seinen eingeerbten und hergebrachten Sagen haften, die ihm in rechter Ferne nachrücken und sich an alle seine vertrautesten Begriffe schließen. Niemals können sie ihm langweilig werden, weil sie ihm kein eitles

Spiel, das man einmal wieder fahren läßt, ſondern eine Nothwendigkeit ſcheinen, die mit in's Haus gehört, ſich von ſelbſt verſteht und nicht anders als mit einer gewiſſen, zu allen rechtſchaffenen Dingen nöthigen Andacht bei dem rechten Anlaß zur Sprache kommt. Sie ſtellen ſich, dieſe Volksſagen, wenn wir's deutlich erwägen, als eine der troſtreichſten und erquickendſten Gaben Gottes dar. Um alles menſchlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landſtrichs beſitzt, oder weſſen ihn die Geſchichte gemahnt, ſammelt ſich ein Duft von Sage und Lied, wie ſich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obſt und Blüthen ſetzt .... Wie mächtig das dadurch entſtehende Band ſei, zeigt am natürlichen Menſchen jenes herzzerreißende Heimweh. Ohne dieſe ſie begleitende Poeſie müßten edle Völker vertrauern und vergehn; Sprache, Sitte und Gewohnheit würde ihnen eitel und unbedeckt dünken, ja hinter Allem, was ſie beſäßen, eine gewiſſe Einfriedigung fehlen." Was da die Brüder Grimm von dem Weſen und der Tugend der Sage reden, denn es ſind ihre, der Sagenkundigen, Worte, mit denen ſie die Vorrede zu ihren erſt noch jüngſt in neuem Gewand uns geſchenkten deutſchen Sagen beginnen, das dürfen wir, wenn ſie gleich dabei zunächſt nur an die deutſche Volksſage denken, in einem gewiſſen Sinn auf alle ausdehnen, mit dem meiſten Recht aber auf die, welche, auf heiligem Grunde erwachſen, über alle Völkerſcheiden hinweg an dem Reiche Gottes und ſeines Geſalbten ihr gemeinſames Vaterland hat, auf die religiöſe Sage.

Auch von ihr gilt, was von den übrigen: eine Sage iſt ganz unwahr, nur ein frommes Märchen, und iſt doch für den, der ſie zu finden weiß, mehr Wahrheit darin, als in einem Dutzend regelrechter gelehrter Compendien, denen das zarte Feingefühl abgeht für das geheimnißvolle Leben und Weben eines aus den Tiefen der Volksſeele hervorquellenden, von den ſchöpferiſchen Kräften der Phantaſie wie auf Schwingen getragenen Dichtervermögens. Was immer ein Volk Hohes und Heiliges kennt, alle Sterne, die in die Tiefen ſeines Gemüthes niederſtrahlen, aller Blätterſchmuck, der ihm in's Auge lacht, aller Waldesduft, der ihm die Seele füllt, es findet in der Sage Abbild und Ausdruck. Was ihm irgend merkwürdig, was irgend wunderbar erſcheint, in der Sage, dem Holdeſten, was ein Volk zur Darſtellung ſeiner liebſten, heimlichſten Gedanken hervorbringt,

klingt es wider. Da belauscheſt du am ſicherſten das Geheimniß ſeiner Art zu ſein; der Quell ſeines innerſten Denkens hebt und ſenkt ſich da und ſprudelt am durchſichtigſten vor deinen Blicken. Das mochte Novalis vorſchweben, wenn er begeiſtert eine Zeit verkündet, „wo man in Märchen und Gedichten erkennt die ew'gen Weltgeſchichten."

Und auch Weihnachten hat ſeine Sagenwelt. In allerhand Märe, Spiel und Sitte hat ſie ſich, aus der frommen dankerfüllten Liebe eines erlöſungsfrohen Volkes reiches Wachsthum ziehend, um das Feſt gerankt, ja aus dichtverſchlungenen Zweigen mitten im kalten Winter ſich eine Laube gebaut, ſo lauſchig und blüthenfriſch, daß wir gern unter ihr Dach uns laden laſſen, wenn die beſeligende Kunde: Chriſt iſt geboren! nachdem ſie die Saiten des Volksgemüths berührt hat, dieſem nun die innigſten Töne entlockt und in vieltauſendſtimmigem Sang und Klang uns daraus entgegenſchlägt.

An Geleitsmännern kann es uns nicht fehlen. Seit geraumer Zeit haben tüchtige Forſcher, geführt von den Brüdern Grimm, mit hellem Blick und ſorgſamer Hand den Schätzen deutſcher Volksdichtung nachgegraben und köſtliches Gold zu Tage gefördert. In Spruch und Lied, in Sage und Märchen, in Spiel und Schwank haben auch anderwärts ſich ungeahnte Schatzkammern aufgethan. Alles, was das Volk bewegt, klingt da an, und nicht zuletzt die Freude des Weihnachtsfeſtes. Was insbeſondere auf dieſes ſich bezieht, hat an Weinhold und Süß, an Schröer, Mannhardt, Paulus Caſſel und andern Forſchern beredte Dolmetſcher gefunden. Das auf den nachfolgenden Blättern Gebotene giebt ſich zum guten Theil nur als eine anſpruchsloſe Leſe auf dem von ihnen durchfurchten Arbeitsfelde.

I.

Die Kunde von der Geburt Jeſu Chriſti in der heiligen Schrift iſt in wenige ſchlichte Worte zuſammengedrängt. Gleich als zöge es die Evangeliſten vorwärts zu der Zeit des öffentlichen Wirkens hin, verweilen ſie nur flüchtig vor der Wiege in Bethlehem. Unter Vieren erwähnen gar zwei der Geburt mit keinem Wörtlein. Als die Zeit erfüllt iſt, wird das göttliche Kind von einer Jungfrau im Stalle geboren und, in Windeln gewickelt, in eine Krippe gelegt. Die Welt ringsum weiß nichts von ihm; nur Hirten kommen, anzubeten;

denen hat's auf dem Felde in der Nacht der Engel verkündet, und droben jubeln die Heerschaaren: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! So ohne Flitter und Prunk, in die Einfalt des Gotteswortes, ist die Botschaft gefaßt, die dem Siechthum der Menschheit Heilung verheißt. So in unscheinbaren Hüllen haucht sie der müden, trauernden Welt wieder Kraft und Freude ein. In Wort und Bild nicht erfinderisch, ist sie doch über alle Erfindung reich. Wie ein Kind im zarten Alter, dem noch unbewußt, was für einen Schatz Vater und Mutter in ihm herzen, in seligem Lächeln beredt, leiht sie dem Dichter tausend Zungen. Mit der Poesie nur im stillen Bunde, redet sie schmucklos und keusch die Sprache der Kinder und ist gerade so die unversiegliche Quelle auch der Kunst und Poesie, der Dichtung und Sage geworden. Die Bilder der Maler, die uns das Kindlein zeigen, wie Maria in seliger Mutterfreude sich über dasselbe neigt, und Joseph steht betend daneben, wer will sie zählen! Jeder sieht es anders und alle doch gleich, strahlend in der Glorie des Himmels. Nach Ort und Zeit der Entstehung gelingt es vielleicht, gewisse feststehende Typen zu unterscheiden; aber das hindert nicht, daß die schaffende Kraft des Künstlers jedem der Gebilde den Reiz der Ursprünglichkeit verleiht. So auch die Bilder, wie sie die Sage der Völker von der Geburt des Erlösers sich entwirft. Wie Gestalten, aus Nebel gewebt, wogen vor uns auf und nieder; oft fremden Blicks schauen sie uns an; anders ziehen sie durch das enge, entlegene Thal, anders über die weite Fläche; aber zuletzt ist es doch die Kraft der Einen lichten Sonne, die in den bildsamen Stoff Bewegung bringt, die zur Erzeugung der wechselnden Formen der Phantasie ihre Kraft und Wärme leiht.

Schon unfern der apostolischen Zeit zieht die Darstellung des apokryphischen Evangeliums von der Kindheit Jesu unsere Aufmerksamkeit auf sich*).

In Israel lebte ein kinderloses Ehepaar, Joachim und Anna. Anna sah, unter einem Lebensbaum sitzend, über sich das Nest eines Sperlings mit junger Brut. Bekümmert klagte sie Gott im Ange-

*) Vgl. hiezu und zu den zunächst folgenden Abschnitten die fesselnde Darstellung bei Mannhardt: Weihnachtsblüthen.

ſicht der Vöglein und deren Glücks ihr Leid. Da erſchien ihr der Engel des Herrn und ſprach: „Anna, Gott hat deine Rede gehört; du wirſt ein Kind gebären, des Name wird in der ganzen Welt verherrlicht werden.“ Anna erwiderte: „Der Herr, mein Gott lebt;“ und ſie gelobte ihr Kind ſein Leben lang dem Dienſte Jehovahs. Maria war dies Kind der Verheißung. Im Tempel wuchs ſie auf, mitten unter den andern dienenden Jungfrauen, wie eine Taube ihre Speiſe von Gott aus der Hand eines Engels empfangend. Als ihr zwölftes Jahr ſich nahte und mit ihm die Zeit, da die Mägde aus dem Tempel zu ſcheiden pflegten, verſammelte der Hoheprieſter Zacharias alle Wittwer der zwölf Stämme und gebot jedem, einen Loosſtab mitzubringen. Auch Joſeph kam, der Zimmermann, und hatte ſein Beil dahinten gelaſſen. Als nun der Hoheprieſter die Stäbe auf den Altar vor das Angeſicht des Herrn brachte, zu erfragen, wem Maria als unentweihte Gattin zur Bewahrung übergeben werden ſollte, flog eine Taube aus Joſephs Stabe auf und ſetzte ſich auf ſein Haupt. In anderer Faſſung wird erzählt, Joſephs Stab ſei in Mandelblüthen ausgeſchlagen, und ſo ſtellt es Raphael in ſeinem bekannten Bilde der Spoſalizio dar.

Ueber eine ziemliche Weile, es war damals, als Zacharias ſtumm war, in den Tagen des Verſöhnungsfeſtes, wurden ſieben reine Jungfrauen erwählt, um einen Vorhang für das Allerheiligſte zu wirken. Maria traf das Loos, die Purpurfäden zu ſpinnen. Sechs Monate hatte ſie bei der Arbeit zugebracht und faſt ſie beendigt. Wie ſie nun einmal ſo daſaß und ſpann, trat der Engel Gottes vor ſie hin und verkündigte ihr, daß ſie den Heiland gebären ſolle. Maria ſprach: „Sieh, ich bin des Herrn Magd; mir geſchehe, wie er geſagt hat!“ Und zur Zeit des Kaiſers Auguſtus, da ein Gebot ausging, daß alle Welt ſich ſchätzen ließe, ſetzte Joſeph Maria auf eine Eſelin und zog mit ihr von Nazareth nach Bethlehem. Unterwegs gewahrte er, wie ſie bald in heller Freude auflachte, bald in tiefe Betrübniß verſunken war. Auf ſeine Frage erhielt er zur Antwort: „Ich ſehe zwei Völker vor meinen Augen, das eine weint, das andere lacht.“ Gleich darauf fühlte Maria ihre Stunde gekommen. Sie ſtieg vom Laſtthier und flüchtete in eine Höhle am Wege, die ſich bei ihrem Eintritt mit dem Glanz der Sonne erhellte. Joſeph war nach Bethlehem geeilt, dort Herberge zu ſuchen. Da ſah er wandernd, wie in heiligem

Staunen die Himmelsachse stand, die Luft rührte sich nicht, die Vögel hielten an im Fluge. Arbeiter, die beim Mahle lagerten, ließen ihre Hand in der Schüssel, am Munde ruhen und blickten aufwärts. Die Schafe hemmten ihren Tritt, der Hirte hatte den Stab gegen sie erhoben und ließ ihn im Schwunge haften, und Thiere, die aus dem Flusse eben trinken wollen, blieben mit dem Kopf über dem Wasser schweben, ohne hinabzutauchen. — Das war die Stunde, in der das Jesuskind geboren wurde.

Nach drei Tagen zogen die Eltern nach Bethlehem. Sie legten das Kind in eine Krippe, und Ochs und Esel dienten ihm*). Dorthin lenkten die drei Weisen aus dem Morgenlande ihre Schritte, dorthin entsandte Herodes den Befehl, die Kinder zu morden. Aber Joseph floh mit Kind und Mutter nach Egypten. Auf der Reise bereits offenbarte sich die Göttlichkeit des Kindes in vielen Zeichen. Da Joseph durstet und Maria nach Schatten und Erquickung lechzt, spricht das Kind zur Palme: „Neige, o Baum, deine Zweige und erquicke mit deinen Früchten meine Mutter, und zwischen deinen Wurzeln laß Wasser quellen, daß wir uns daran erlaben.“ Und so geschah es. Wie sie dann weiter zogen, schlüpften die Drachen aus ihren Höhlen und beteten an. Die Löwen und Pardel gesellten sich zu den Saumthieren und geleiteten zahm das Gefährte**).

So die apokryphischen Berichte. Was sie erzählen, sind nicht bewußte Erdichtungen. Erfüllt von dem Gedanken an des Heilands Allmacht, das ganze alte Testament als typische Vorgeschichte des Messias fassend und überzeugt, daß jedes Wort desselben buchstäbliche Erfüllung finde, setzen sie nur die Phantasie an den Webstuhl der Gedanken und lassen sie träumerisch ihre Fäden wirken.

Im Islam ist die Darstellung noch weiter poetisch ausgeschmückt. Neunundzwanzig Priester loosen um die Vormundschaft der Marjam im Tempel. Sie werfen ihre Pfeile in den Jordan und bestimmen, derjenige, dessen Pfeil wieder auftauchen und auf dem Wasser schwimmen werde, solle des Kindes Erzieher sein. Das Zeichen entscheidet für Zacharja. Er ist der Vater Johannis des Täufers. Marjam aber wird, zur Jungfrau herangereift, die Mutter Isas des

*) Jes. 1, 3.
**) Jes. 11, 6—9; 65, 25.

Gesegneten, den Gabriel der Engel ihr verkündet. Unter dem dürren Stamm einer Dattelpalme brachte sie das Kind zur Welt. Da erschien ihr Gabriel zum andern Mal und sprach: „Sieh, dieser Baum, an den du dich lehnst, wird grünen und mit frischen Datteln sich bedecken; zwischen seinen Wurzeln quillt Wasser hervor; das hab' zum Zeichen, daß Gott mit dir ist."

Noch ungleich fremder der ursprünglichen Quelle, die selbst im Koran, was von seiner Leidensgeschichte Jesu sich keineswegs sagen läßt, noch erkennbar ist, tritt die Sage da auf, wo sie, von heidnischen Völkern aufgenommen, in die einheimische Mythologie verwoben wird. Zu solcher Gestalt treffen wir sie in Indien. Denn mag nun dorthin direct von Alexandrien oder von Ceylon aus die christliche Verkündigung gebracht sein, in einigen eigenthümlichen Mythen von der Menschwerdung des Gottes Vischnu ist ihr Einfluß nicht zu verkennen.

Er, Vischnu, das höchste Wesen, kann allein Unsterblichkeit verleihen, die im Einswerden mit Gott besteht. Schon oftmals stieg er als Heiland und als Retter in die Leiblichkeit hernieder, als Fisch, Schildkröte, Eber, Mannlöwe, wie als Held in menschlicher Gestalt. Auch Sakhyamuni, der große Reformator von Hindostan und Stifter des Buddhismus, wird als eine Menschwerdung Vischnus gedacht. Und im letzten Zeitalter, wenn das Menschengeschlecht ganz verderbt ist, die Frevler herrschen und die Gerechten Unterdrückung leiden, wird er noch einmal auf milchweißem Roß erscheinen, die Sünde vernichten und seinen Getreuen das Heil geben. Doch das Alles ließe sich noch anders deuten. Aber auch das Uebrige? Einige Jahrhunderte nach Beginn unserer Zeitrechnung wird erzählt, Vischnu habe sich als Alleingott einem Weisen offenbart, der das Land hinter dem großen Meere besucht und dort wahrgenommen habe, wie die lichten, mondscheinglänzenden Menschen in dem Glauben an Krischna in seligem Glücke lebten. Und nun wird von der Geburt Krischnas berichtet, in dem die ältere Literatur der Inder nur einen tapferen Helden und wißbegierigen Schüler der Brahmanen gesehen hat: als das Urbild alles Schönen und Guten wird er von der göttlichen Jungfrau Dêvakî geboren. Der Bruder der Mutter, Kansa, ein grausamer Tyrann, steht auch ihm nach dem Leben, wie er schon vor ihm alle Schwesterkinder hat umbringen lassen, in Furcht, durch ihrer

eins den Thron zu verlieren. Aber das Kind wird wunderbar gerettet. Bestürzt ruft Kansa seine Räthe zusammen und beschließt, alle neugeborenen Knaben im ganzen Reiche zu tödten. Da wird der Pflegevater des Kindes durch göttliche Eingebung gewarnt und rettet es vor den Nachstellungen des Königs in ferne Gegend. Zum Manne geworden, durchzieht er das Land, schirmt das Recht und ahndet das Unrecht. Am Ende seines irdischen Lebens steigt er, der Endlichkeit entledigt, als Gott Vischnu wieder zum Himmel auf, von wo er gekommen. Seine Thaten sind in das indische Epos Mahâbhârata verflochten; seine Neigung zu dem schönen Hirtenkinde Râdhâ wird in dem schönen Liebesgedicht Gîdagôrinda beschrieben. — So ist Krischna eine ganz indische Gestalt und doch zur Christuslegende geworden.

Umfassender und eingreifender mußte sich der Einfluß der evangelischen Erzählung da gestalten, wo, wie unter vielen europäischen Völkern, das Evangelium in der Landessprache verkündigt wurde, die Predigt eine fortgehende und der Priesterstand ein höher gebildeter war. Aber auch hier, je mehr das Volk sich mit schlichtem Glauben den Inhalt der Predigt aneignete, that es je in dem Maße von seinem Eigenen hinzu, als es nach der Weise aller Naturmenschen — Ernst von Baer in seiner Selbstbiographie bringt dafür merkwürdige Belege bei — zwischen fremden und eigenen Gedanken noch nicht zu scheiden verstand, während es von seiner Vergangenheit her noch unter den Einflüssen mythischer Denkweise stand.

Merkwürdig ist in dieser Hinsicht die Christuslegende, wie sie die Walachen in den Kolinden, ihren Weihnachtsliedern, bieten, die in der Literatur erst seit den fünfziger Jahren bekannt geworden. Wir geben sie im Auszug nach Mannhardt.

Der böse Herodes ist nach der romänischen Sage zu einem reichen Gutsherrn, einem Bojaren, geworden. Er heißt der Christmann. Seine Jäger ziehen in den hohen Eichwald hinaus und jagen den lieben langen Sommertag auf der Fährte wilder Hirsche. Als der Abend hereinbricht, gewahren sie ein schönes, schlankes Gewild mit glänzend braunen Haaren unter einer Eiche auf weichem Boden zwischen grünendem Gesträuch. Sie spannen den Bogen und legen an. Da kehrt der Hirsch sich um und spricht: „Ich bin kein Wild, ich bin Johannes der Täufer, der dem Herrn den Weg bereitet. Durch der Mutter Fluch bin ich verwünscht, neun Jahre lang im

Walde als wildes Thier zu leben. Ist aber diese Zeit erfüllt, so steige ich nieder in's Land hinab mit dem Kirchenschlüssel in der Hand und trete ein in die Klöster und Heiligthümer, um mich dem Dienst des Herrn zu weihen." Inzwischen hat Maria den Heiland auf dem Hofe des Christmanns geboren. Auf dem Wege dahin ist sie müde unter einem Pappelbaum zusammengesunken. Er schwankte im Winde, um keinen Schatten zu geben, und heiß brannte doch die Sonne. Da hat Joseph die hartherzige Pappel verflucht, daß sie ewig nur aufwärts, nie in die Breite wachse, und daß sie niemals Frucht trage. Der Apfelbaum dagegen, der bald nachher die gesuchte Kühlung freundlich gewährte, ist darum reichlich gesegnet worden. In dem Stalle dann bei der Geburt, wohin der unbarmherzige Bojar sie gewiesen, wollten die Rosse ihrer nicht achten und stampften und wieherten weiter; aber die Rinder schwiegen andächtig und erlaubten ihr, ungestört in der Krippe zu herbergen. Des zur Strafe bestimmte die Mutter Gottes den Pferden, daß sie bis zum Himmelfahrtstag niemals Gras zur Genüge und auch dann nur wenig finden sollten; die Rinder dagegen sollten von aller Welt liebend in Ehren gehalten werden.

Da das Kind geboren ist, nähern sich zwei Judenknaben, aber eine unsichtbare Gewalt läßt sie nicht herankommen. Zwei getaufte (!) Kinder kommen, die knieen nieder und beten an. Da erkennt die Frau des Christmanns, wen sie im Stalle herbergt, und fleht reumüthig um Verzeihung. — Oben am Himmelsthor, wo der Sonnenborn hervorquillt, sitzen die Heiligen beisammen. Eine Ahnung sagt ihnen, daß Gottes Sohn vom Himmelsthron zur Erde herniedergestiegen sei; doch kein Heiliger hat ihn gesehen; Niemand weiß, wo sein Stern, sein Land ist. Sie schauen spähend nach Sonnenaufgang. Da tritt aus dunklem Gewölk, das den Osten umhüllt, eine schöne, eine blonde Siniora, lieblich wie die Morgenröthe, und spricht: „Was gebt ihr mir, wenn ich euch den Aufenthalt des Herrn berichte?" Die Heiligen versprechen ihr einen Sonnenstrahl und ein Blümchen aus dem Himmelsgarten, das leuchtet, wie ein Stern, und erhält ewig jung und schön. So erzählt sie denn, wo der Heiland geboren. Sie selbst hat das Kindlein geschaut. Wunderhold, wie Engel sind, liege es, von seidenen, golddurchwirkten Windeln umwickelt, in goldener Wiege. Von sanftem Luftzug umkost, schwanke und schaukele die Wiege; das Kind aber spiele mit dem Mond, den es in der Hand halte; mit der

anderen webe es ein Band aus kleinen Sternen und flechte Morgensterne als Perlen dazwischen.

Und Maria saß an der Wiege dort, wo ein grüner Steg zum Himmelsthor aufsteigt, zog goldene Fäden aus ihrer Kunkel und drehte sie fein, ein schönes Gewand für ihr liebes Kind daraus zu bereiten. Wie sie nun so dasaß, kamen Jägerfalken geflogen, die erfaßten den Faden und erhoben sich damit hoch und fern an das Ufer der rauschenden See. Maria rief dem heiligen Johannes. Er soll sich im Fluge aufwärts schwingen und vom Meeresrand das Nest der Falken holen: „Denn sie stahlen mir den goldenen Faden und trugen ihn den Jungen heim.“ „Alles thue ich, was dir gefällt,“ sprach der Evangelist, „aber was du jetzt geboten, o Mutter, geht über meine Kraft. Denn sieh, die Falken sind mit dem Faden zum Himmel geflogen und haben daraus das goldene Netz gewoben, das du als Mond siehst. Die Jungen aber sind auch flügge geworden und sind nun die reinen, lichten Himmelssterne, durch welche Gottes Erde bei Nacht schöner wird, als am Tage ein Garten durch die Pracht der süßduftenden, farbigen Blümlein.“

Ein anderes Mal schlief das Christkind in seiner Wiege. Da flogen schöne schwarze Schwalben herbei und sangen Weihnachtslieder. Aber das Christkind erwachte nicht. Die Schwalben flogen fort an des Meeres Rand, sammelten Tropfen Wassers an ihren Federn, und unter ihren Schwingen trugen sie Steinchen herbei. Und wieder kamen sie zu dem Kindlein, bespritzten mit dem Wasser seine Augenlider, und mit den Steinchen warfen sie nach ihm, daß es aufwache und ihre Weihnachtslieder höre. Und das Kind wachte auf. Weil aber die Schwalben die göttliche Ruhe gestört hatten, wurden sie verwünscht, dort zu nisten, wo es am traurigsten ist, an des armen Mannes Hütte, unterm Gebälk des Wetterdachs. Dort soll der Rauch sie quälen und peitschen, wie der Gram des Mädchens Seele quält, dem in Blüthentagen der erwünschte Freier ausbleibt*).

Nicht lange, so naht die Zeit der Darstellung im Tempel.

---

*) Da haben es die Schwalben in Schweden besser. Ihnen wurde der Segen des Herrn zu Theil. Denn als der Erlöser am Kreuze hing, kam eine Schwalbe geflogen, setzte sich auf das Kreuz und zwitscherte, wie sie die Qualen

Johannes der Täufer steht, von seinem Banne gelöst, am Altar des Klosters und singt heilige Gebete. Eine Frau lauscht voll Andacht der Stimme des Beters. Es ist die Gottesmutter, die ihr Kind in warmen Armen hält. Doch das Kind wird unruhig und fängt an zu weinen. Um es zu stillen, schenkt Maria ihm zwei Aepfel. Davon wirft das Kind den einen in den Mond und macht ihn dadurch so voll, wie er beim Abendschmaus leuchtet; den andern schleudert es in die Sonne und giebt ihr den Glanz, mit dem sie frühmorgens aufsteht und mittags das Mahl des Landmanns bescheint. Aber noch ist das Kind nicht völlig beruhigt: es hört erst auf zu weinen, als die Mutter ihm die Schlüssel des Himmelreichs, das heilige Taufbecken und den Richterstuhl verspricht.

In seiner späteren Kindheit ist der Jesusknabe einmal verschwunden. Nicht allein seine Eltern vermissen ihn, auch die Heiligen vom Sonnenborn. Sie suchen ihn im hohen Himmelreich, sie suchen ihn unterm Paradiesessteg, sie suchen ihn, wo der Tag anbricht. Da im rothen Morgenschein reitet ihnen Johannes der Täufer entgegen. Staubbedeckt rennt sein braunes Roß, daß die Nüstern sprühen und der Sturmwind durch des Reiters Schild saust. Hastig fragen die Heiligen, wo der Herr sei, den sie seit seiner Geburt nicht gesehen haben. „In Jerusalem," erwidert er. „Dort sitzt er auf silbernem Stuhl vor reich gedecktem Tisch unter einem Rosmarinbaum. Alle Welt strömt ihm zu und hört seine Predigt, nur die Juden nicht." Inzwischen hat sich auch Maria aufgemacht, den Sohn zu suchen. Von hebräischen Hirtenmädchen empfängt sie die erste Kunde, wo er sei. Ob er nicht hoch zu Roß wie ein großer Kaiser gesessen, fragen sie, und Maria beschreibt ihn nun, wie Sonnenlicht aus seinem Antlitz strahle, Mondesglanz ihm die Schulter decke, wie in seiner Hand die Kraft des Donners und der Blitzstrahl der Nacht liege. „Ja, dann haben wir ihn gesehen, jubeln die Mädchen hocherfreut. Er ist in Jerusalem. Alle Aeltesten knieen vor ihm, und die heilige Duminica breitet auf seinen Weg die schönsten Zweige und Blumen."

Nicht minder zart und schön, wie die walachischen Lieder, von dem zauberischen Duft einer Poesie umkleidet, die, wie diese, aus

---

des Heilands sah: hugswala, swala, swala honom (tröste, kühle, kühle ihn); davon heißt sie swala, d. i. Schwalbe.

einem tiefen, treuen Volksgemüth geboren ist, tritt die Geschichte der heiligen Geburt uns in dem großen Nationalepos der Finnen, der Kalevala, entgegen, die in ihrem letzten Gesang eine der interessantesten Umwandelungen enthält, welche die Kindheitsgeschichte Jesu erfahren hat.

Erst seit wenigen Jahrzehnten aus dem Munde armer Fischer und Renthierzüchter in Karelien, dem zum Theil noch heidnischen Theil Finnlands, gesammelt — übersetzt ist es von Schiefner — behandelt das Epos die vorchristliche Heldenzeit der Finnen, in seinen Haupttheilen offenbar noch lange vor den ersten Missionaren gedichtet. Drei Heroen aus der alten Zeit werden vorzugsweise besungen, die, mit der zauberischen Königin von Lappland im Kampfe, das Land aus chaotischer Wüstenei zu Ackerbau und Gesittung geführt haben. Unter ihnen leuchtet der sangeskundige Wainämoinen hervor, der ehstnische Wannemunne, der schon die Tage der Schöpfung erlebt. Er hatte zuerst das laubloſe Land mit Wäldern geschmückt, er zuerst das Feld besät und die Kantele erfunden. In langem Leben hatte er Sonne und Mond und die unendlichen Reichthum bringende Wundermühle Sampo schmieden helfen, hatte die Schätze seines Volkes in schwerem, anhaldem Streit gegen die Lapplandskämpen gehütet. Uralt war er geworden; da schlug auch seine Stunde.

In dem Hofe eines reichen Mannes wuchs Marjatta auf, von lieblicher Schönheit. Sie lauschte gern dem Gesang des goldenen Kuckuks und fragte ihn scherzend, wie viele Sommer sie noch so als Lämmerhirtin unvermählt in dem Haine weiden werde. Hatte er dann wohl zehnmal neckend gerufen, so klagte sie laut. Denn Schlangen liegen im Gras, und die Eidechse schleicht auf dem Boden. Einst rief eine Strikbeere von der Höhe eines kleinen Hügels ihr zu: „Pflücke mich, Jungfrau, ehe Wurm und Schnecke mich liebkosen.“ Marjatta nahm ein Stäbchen und wollte sie zu sich herniederbiegen, da hüpfte die Beere empor und zur Jungfrau hinab, und fortan ward diese stiller und liebte es, heimlich in der finstern Badstube zu weilen. Sie kleidete sich ohne Gürtel und lebte träumerisch hin, da wurden die Schmerzen gar zu wild, und sie bat ihre Mutter um ein Dampfbad. Aber die Mutter läßt die Tochter hart an: „Hiisibuhle! Teufelsbuhle!“ schreit sie die Arme an und will nichts von ihrer Unschuld hören. Auch der Vater weist sie rauh zurück. Draußen in den

Steingemächern des Bären, da möge sie sich Behausung suchen. Stolz entgegnet die schwer Gekränkte: „Eine Buhle bin ich nicht. Ich werde eines edlen Helden Mutter, der einst allen Mächten gebieten wird.“ Darauf ruft sie ihre kleine Magd Piltti und schickt sie rasch in's Dorf, sich eine Badstube zu erbitten. Dort an den Ufern des Sarabaches wohnt im Dorfe Ruotus (Herodes). Er sitzt in schönem Hemd vom besten Flachs an des Tisches Rand, trinkt und ißt nach Art der Großen, als Piltti hereintritt, die, stets gehorsam auch ohne Mahnung, schnell wie der Rauch herbeigelaufen ist, daß unter ihren Füßen die Tannenzapfen aufgesprungen, die Steine im Morast in die Höhe gehüpft sind. Noch ehe sie bei Ruotus ihre Bitte angebracht, tritt dessen garstiges Weib in's Zimmer, stemmt die Arme in die Seite und keift, ihre Badstube am Schilfbach sei schon besetzt. Aber im Tannenwalde weit dahinten, wo der Waldgott Tapio seine Wohnung hat, dort sei ein Stall, da könne ja Marjatta im Athem der Pferde sich baden. Der Jungfrau bleibt wirklich nichts anderes übrig. Auf weichen Blätterbesen gestützt, schleppt sie mühsam sich hinaus in den dunklen Tannenforst, zu dem höchsten Gott um Erlösung flehend. Am Ziele angekommen, spricht sie das Rößlein im Stall um Mitleid an. Und das Thier ist barmherziger, als die Menschen. Schnaufend und athmend verbreitet es Badehitze. Marjatta bringt ein Kindlein zur Welt und bettet es auf Heu in die Krippe zur Seite des schönbemähnten Pferdes.

Sie herzte es nun auf ihren Armen und wandte es in ihren Händen hin und her. Einst hatte sie es auf ihre Kniee gelegt, um seine Härchen zu kämmen. Da war das Kind von ihrem Schooß verschwunden. Marjatta machte sich auf, um ihren lieben goldenen Apfel, ihr geliebtes Silberstäbchen zu suchen. Sie durchstreifte nach ihm den Wald und durchsuchte die weichen Gräser, aber nirgends fand sie das Kind. Obwohl sie auf jedes Haideblümchen schaute, jeden Wacholderzweig auseinanderbog, mußte sie lange vergeblich wandern. Ein Sternlein kam ihr entgegen, das fragte sie, aber es weiß nichts zu sagen. Sie zog weiter und begegnete dem Mond, aber auch der will nichts verrathen. Zuletzt tritt sie die liebe Sonne an. Die sagt ihr: „Ich kenne wohl dein liebes Söhnlein; denn er schuf mich, damit ich an den schönen Tagen schön und strahlend in Gold rausche. Ich kenne schon, o Arme, deinen Kleinen; dort im

Sumpfe ſteckt dein liebes Söhnlein bis zum Gurte eingeſunken.“ Marjatta fand nun den Knaben und trug ihn nach Hauſe. Das Kind gedieh in wunderbarer Schönheit; die Mutter rief ihm immer nur „Blümlein.“ Da gedachte ſie, daß es mit Waſſer beſprengt und getauft (!) werden müſſe. Ein Alter, Wirokannas — einſt war er den Finnen ein Gott des Haferfeldes — vollzog die Taufe, die Wainämoinen hindern will, und weihte das Knäblein zum König von Karelien und zum Hüter aller Mächte. Da wurde Wainämoinen betrübt und mißmuthig. Zum Ufer der See ging er und ſchuf durch Zaubergeſang ein kupfernes Boot, in dem ſchied er auf ewig von ſeinem lieben Finnland. Schon auf des Meeres Rücken, erhob er zum letzten Mal ſeinen Geſang: „Laß die liebe Zeit nur hingehn; Jahre kommen und vergehn. Einſt wird man meiner ſchon bedürfen und nach mir ausblicken, daß ich einen neuen Sampo und eine neue Kantele ſchaffe.“ So ſegelte er davon zum Rande des Horizonts, wo Himmel und Erde ſich küſſen. Nur ſeine Harfe ließ er und ſeine Lieder zurück, zur Freude des Volks, das ihn lieb gehabt. — Es weicht die Zeit der alten Götter dem Jeſuskinde, dem Friedenskönig. Aber die Früchte ſeiner Culturarbeit läßt Wainämoinen dem geliebten Lande. Nicht ausrotten, nur verklären ſoll die geoffenbarte Religion das nationale Weſen.

Iſt in dieſen Geſängen des finniſchen Epos die Kindheitsgeſchichte Jeſu noch mit Reſten aus dem Glauben der heidniſchen Vorfahren eine Verbindung eingegangen, ſo iſt die Darſtellung in dem deutſchen Epos Heliand frei von jeder fremden, nur legendenartigen Zuthat. Wie es die Weiſe dieſes Gedichts iſt, an dem wir bei weitem, wie Vilmar ſich ausdrückt, das Trefflichſte, Vollendetſte und Erhabenſte beſitzen, was die chriſtliche Poeſie aller Zeiten und Völker hervorgebracht, ja, abgeſehen von dem chriſtlichen Inhalt, eins der herrlichſten Erzeugniſſe überhaupt von allen, welche der dichtende Menſchengeiſt geſchaffen, wie es die Weiſe dieſes Gedichts iſt, ganz bibliſch zu ſein und ganz deutſch zugleich, wie es den Schauplatz der heiligen Geſchichte in die deutſchen Wälder und Burgen mit hochgehörnten Zinnen verlegt, die Apoſtel zu tapferen Recken, Vater Joſeph zum zieren Degen macht, unter denen dann Er, der wahrhaftig ein König aller Könige iſt, auch er in der höchſten Glorie, die der Deutſche kannte, wandelt als ein gewaltiger Völkerfürſt, der, umgeben von ſeinen Ge-

treuen, im Gefolge unzählbarer Schaaren daherzieht, um die reichen Gaben des ewigen Lebens auszutheilen: so ist auch die Art, wie es die Weihnachtsbotschaft verkündet. Es wird sich nicht leicht wieder eine so glückliche Durchdringung christlichen Glaubens — und deutschen Gemüthslebens finden, wie sie in den beiden Abschnitten des Heliand uns begegnet, die von Christi Geburt und der Anbetung der Hirten handeln.

Zu Nazarethburg lebt Maria, die minnigliche Magd, des guten Joseph Braut. Als nun der allmächtige Gott leisten wollte, was er so manches Mal dem Geschlecht der Menschen versprochen, daß er sein himmlisches Kind, den eigenen Sohn, in die Welt zu senden gedächte, die Welt zu erlösen vom Wahn, war sein Weisbote Gabriel nach Galiläa gekommen und hatte der edlen Jungfrau verkündet, sie, die Gnadenreiche, dem Waltenden werth, die Geweihte unter den Weibern, solle die Mutter sein des Herrn bei den Menschen, der Heiland heißt, des hohen Himmelskönigs Sohn. Kein Ende kommt des weiten Reichs, des er walten soll, der Mächtige. Da ward des Weibes Sinn gänzlich geworben in Gottes Willen. Gern und willig, mit lichtem Sinn und mit lauterer Treue empfing sie die Botschaft. Und der heilige Geist kam über sie, und sie erkannte des Allerschaffers Macht, die Heilige, vom Himmel. Da kam von Romburg des mächtigen Manns über all dies Erdenvolk, Octavians, Bann und Botschaft. Ueber sein breites Reich kam sie von dem Kaiser an die Könige all', die daheim saßen, soweit seine Herzoge über all den Landen der Leute gewalteten.

Was der alte Sachsensänger aus dem 9. Jahrhundert dichtet, ist die Frucht blutiger Kriege, die Karl d. Gr. Jahrzehnte durch geführt. Aber die Kirche war gefolgt, in die mit dem Schwert gezogenen Furchen das Friedenswort von Gott zu säen. Und nicht sobald war sie sich des Schatzes, der in einem Geburtstag Christi liegt, bewußt geworden, so wollte sie ihn auch feiern, ihn festlich begehn.

Es war nicht immer so gewesen. Das Fest, das uns am unauflöslichsten mit der ganzen christlichen Anschauung verbunden scheint, das wir nach unserer Weise aus dem Reigen der großen Feste uns gar nicht wegdenken können, ist der alten Kirche unbekannt gewesen bis tief in das vierte Jahrhundert hinein. Mit der ganzen Gluth und Innigkeit der Empfindung an dem Bilde des Propheten, Hohen-

prieſters und Königs, hängend, des Mannes der Schmerzen, der, ein Held im Streit, Sieger ward über Tod und Hölle, mit der vollen Kraft der Seele hingegeben an das, was der Heiland ausrichtete, was er lehrte und was er litt, mehr als an das, was er irdiſch war und wurde, und von ſehnſüchtiger Erwartung nach der baldigen Wiederkunft des Erlöſers mächtig erfüllt, iſt es, als ob ihr die Gluth ſolches Glaubens jeden anderen Gedanken, jede nur rückwärts gewandte Erinnerung verzehrte. Vor ihrem Glaubensauge ſteht der Sohn Gottes, wie ihn das vierte Evangelium zeichnet, auch ohne der Kindheitsgeſchichte beſonders zu gedenken. Aber bei dem Chriſtkinde und ſeiner Wiege zu verweilen, danach ſtreckt ſich das Verlangen der Kirche erſt dann aus, als ſie, an der Bruſt des Erlöſers heimiſch geworden, nun auch begehrt, nach dem irdiſchen Anfang dieſes Lebens voller Gnade und Wahrheit zurückzuſehen.

Die Feier eines beſonderen Weihnachtsfeſtes und der glücklich durchgekämpfte Sieg des Glaubens, der in Jeſu den ewigen, aus dem Schooß des Vaters geborenen Sohn Gottes ſieht, beide fallen der Zeit wie dem Grunde nach nahezu zuſammen. Sie ſind beide die Frucht der heftigen Kämpfe, von denen die Kirche des vierten Jahrhunderts bewegt wird. Die frühere Zeit hatte in dem Epiphanienfeſt die Geburt und Taufe des Herrn zugleich gefeiert. Nur in engem, ſectireriſchem Kreis kannte man auch ſchon ein beſonderes Geburtsfeſt. Erſt als einer Verbindung, wie die erwähnte, in dem Streit mit den Arianern das Merkmal der Häreſie angeheftet war, fing man allgemein an, ein eigenes Weihnachtsfeſt des Heilands zu feiern. Und der abendländiſchen Kirche, die im Gegenſatz zur morgenländiſchen überhaupt die menſchliche Seite in dem Erlöſungswerk, den ſoteriologiſchen Heilsgehalt, hervorhob, war es vorbehalten, dieſen Schritt zu thun. Wie ſie es iſt, die nach ihrer ganzen Richtung die Lehre von einem allen Menſchen ſchon mit der Geburt überkommenen Verderben tiefer erfaßt, ſo iſt ſie es auch wieder, bei der zuerſt die bibliſche Lehre von einer völligen Umbildung und Heiligung derſelben zur Befreiung von jenem Verderben in die allgemeine kirchliche Anſchauung übergegangen iſt. Die Kirche, welche gegen den theilweiſen Widerſpruch von Nordafrika und ſeinem Anhang die Kindertaufe zur kirchlichen Sitte erhob und die jenem morgenländiſchen Lehrer im Abendland Heimatrechte gab, der das Wort geſprochen: „Der Heiland iſt

auch den Kindern ein Kind geworden, damit auch die Kindesnatur von ihm geheiligt würde" — diese Kirche hat uns auch das Weihnachtsfest geschenkt.

Allerdings, der deutsche Name „Weihnachten" ist heidnischen Ursprungs, ebenso wie die Bezeichnung unserer meisten Wochentage, unseres Sonntags und unserer Ostern, und nicht blos die deutsche Bezeichnung. Nur wo die nationale Selbständigkeit vor der Uebermacht der päpstlichen Oberhoheit sich auch nicht einmal zeitweilig behaupten konnte, giebt Rom den Namen: Italien nennt natal, Alt-Spanien nadal, Frankreich noël seine Weihnachten. Für den gesammten Norden Europas bis zu den englischen Provinzen dänischer Nationalität hin, unser Ehstland mit seinem jõulo pühhad nicht ausgenommen, knüpft sich die Benennung des Christfestes als Jultages an eine volksthümliche heidnische Erinnerung. Die christliche Kirche hat auch hier, an das Vorhandene anknüpfend, der alten Form, die sie beibehielt, nur neuen Inhalt gegeben.

Ihr schwebten hohe Gedanken vor, wenn sie dem 24. December vor dem 6. Januar bei der Feier des Geburtstags Jesu den Vorzug gab. Die geschichtliche Betrachtung des Erlösers in Hervorhebung seiner menschlichen Geburt und die dogmatische, die am Epiphaniastage der Salbung des Messias mit dem h. Geiste gedachte, beide Betrachtungen wollte sie verknüpfen, wenn sie schon in der Geburt das heilige Kind und schon in diesem eine Heilung der Schäden, eine Erfüllung und Weihe der Menschheit mit göttlichen Kräften fand. Hatte es aber schon das alttestamentische Festjahr nicht verschmäht, an seinem Passah, seinen Pfingsten, seinen Laubhütten auch der Freude und dem Dank über das, was die Natur schenkte, Ausdruck zu geben, und hatte das jüdische Fest der Tempelweihe an eine nationale Erinnerung aus der jüngsten Vergangenheit angeknüpft: warum hätte die Christnacht vor dem, was sie dort an ihren geschichtlichen Vorbildern sah, zurückscheuen, warum die Sprache des Naturlebens überhören sollen dort, wo sie, in der Zeit des kürzesten Tages, da die Sonne, der Erde am fernsten, ihr wieder näher rückt, fast greifbar zur Weißagung wird!

Das jüdische Fest der Tempelweihe konnte noch in einer andern Hinsicht Vorbild werden. War es und hieß es doch recht eigentlich Lichtfest, ein Fest des Jubels und der Freude, zum Andenken, wie

über alle Hoffnung durch den Arm der Maccabäer dem Volke in Israel Heil erschienen, der entweihte Altar wieder hergestellt war. Jedesmal, wenn es wiederkehrte, zog Freude ein in die Mauern Jerusalems. Am Vorabend des Festes wurden die Lampen des großen Tempelleuchters angezündet, daß die heilige Stadt von dem Feuerschein widerstrahlte. Acht Tage lang dauerte der Jubel. An jedem dieser Tage, früh nach dem Morgenopfer, schöpfte ein Priester in goldener Kanne Wasser aus dem Teich Siloah am Fuß des Zionsberges und trug es in den inneren Vorhof des Tempels hinauf. Da empfingen ihn die übrigen Priester mit Posaunenschall, und sie und das ganze Volk sangen, was Jesaias singt: „Ihr werdet mit Freuden Wasser schöpfen aus den Heilsbrunnen“*). Wer die Freude des Wasserschöpfens an diesem Feste nicht gesehen, der, pflegten die Rabbiner zu sagen, hat in seinem Leben noch nicht gesehen, was Freude ist. — Hatte dann der Priester das Wasser auf den Altar gebracht, so mischte er es mit Opferwein und goß es aus, daß es durch Röhren in das Thal des Kidronbaches hinabfließe. Der letzte Tag, der letzte gute Tag, wie sie ihn nannten, war auch der letzte Feiertag des Jahres überhaupt, er wurde besonders festlich begangen. In allen Häusern spiegelte die Tempelfeier sich wider. Am ersten Abend ward daheim am Herde ein Licht angezündet, das wurde am zweiten Tag um eins vermehrt, den dritten wieder um eins und so fort, bis am letzten Tage ein ganzer Kranz von Lichten die Häuser schmückte.

Jesus selbst hatte, was an dem Fest geschah, an jenem Laubhüttenfest, das er besuchte, auf sich gedeutet, als er mitten in die freudetaumelnde Menge hineinrief: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke! Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen“**). Und das war ein Fest, das am Abend des 24. Kasleu seinen Anfang nahm. Auf denselben Tag in demselben (nach jüdischer Rechnung dem 9.) Monat deutete mehr als Eine Weißagung bei Haggai. Denn wenn dieser Prophet in einem Abschnitt von 20 Versen***) dreimal wiederholt, daß am 24. Tage dieses Monats der Tempel des Herrn gegründet worden, und hinzufügt: „Da soll dann kommen aller Heiden Trost.“ „Richtet euren Sinn von diesem Tag und weiter!“ „Von diesem Tage an will ich segnen!“

*) Jes. 12, 3. **) Joh. 7, 38. ***) Hagg. 2.

„Ich erschüttere Himmel und Erde!“ so sah wenigstens die alte Kirche, für die der Inhalt aller Prophetie der Messias ist und das alte Testament in großem Styl ein Organismus, in welchem nicht blos ein oder das andere Citat, sondern das Ganze Ein Ziel anstrebt, in solchen Worten eine klare Deutung. Da war sie ja offenkundig, die Angabe, wann Christus geboren sei. Denn Er ist es ja doch, der den Tempel gründet, Er, der den Segen bringt, der Himmel und Erde bewegt. Nun war es dem Bewußtsein der alten Christenheit nicht mehr Gleichniß, sondern Geschichte, was hier verkündigt war.

Im 9. Monat der jüdischen Zeitrechnung ist Winter. An dem 24. desselben Monats wurde das Wintersolstitium angenommen — ein Zeugniß mehr für die Wahrheit der gefundenen Berechnung. Denn es ist nur natürlich, daß die Nächte dichter und länger werden bis zur Ankunft dessen, der sich selbst das Licht der Welt genannt, vor dem die Finsterniß und das Dunkel weichen, deren Schatten bis auf Ihn das Erdreich mit seinen Völkern bedeckten. Wenn nun die Sonne, noch ehe das neue Jahr anbricht, ihr Antlitz der Erde wieder zukehrt, so geschieht's aus Freude über den Erlöser. Seitdem und wo man den 25. des 9. Monats als Fest beging, war es nicht mehr bloße Meinung, sondern gewiß, daß an diesem Tage Christus geboren ward. Der Tag besaß allein schon dadurch, daß er bestand, seit dem vierten Jahrhundert den Werth eines Zeugnisses.

Dennoch wird zu bezweifeln sein, ob diese Begründung durch alttestamentische Rede und Feier an sich selbst schon überzeugend genug erschienen wäre, um auch unter den erst neu zu bekehrenden Völkern Weihnachten eine so rasche und allgemeine Verbreitung zu sichern, wenn nicht, wie schon erwähnt, aus der heidnischen Vergangenheit dieser Völker der Kirche ein mächtiger Bundesgenosse erstanden wäre.

Eine Zeit, die, wie der Mittwinter, das Ende eines alten und den Beginn eines neuen Jahres in ihrem Schooße trägt, erinnerte von selbst an die webenden Kräfte der Natur und wurde zu ihrem großen Opferfeste. Fast in allen Ländern des Orients wie des Occidents war die Zeit vom 21. bis 25. December durch Feste ausgezeichnet. Die Grüße der Sonne wurden immer spärlicher, ihre Strahlen immer schwächer. Auf den warmen, lichtspendenden Sommer waren die unheimlich trüben Tage des Winters gefolgt; sie wurden immer kürzer und kürzer. Das allsegnende, helle Tagesgestirn schien auf

immer Abſchied zu nehmen und mit ihm all' die milden Götter, die den Segen in der Natur als ihre Gabe verleihen. Dann, wenn der trinkbare Quell, der ſchiffbare Strom, der befruchtende Regen in die Banden des Eiſes geſchlagen ſind, der Himmel ohne Licht, der Baum ohne Frucht, die Erde ohne Triebkraft ſteht, das Gefilde farblos und ſtarr wie in einem Todesſchlaf liegt und mit ihm der Schmuck der Blätter und Blüthen, dann haben die guten Götter den böſen weichen müſſen, die den Menſchen haſſen; und wenn dieſem nun der Zweifel kommt: Blüht denn auch jedem Jahr ſein Frühling mild und licht? Iſt es denn auch über allen Zweifel gewiß, daß die falſchen, neidherzigen Götter nicht obſiegen werden, gewiß, daß mit milder Lüfte Wehen ein neues Jahr erwacht? wenn die Trauer ihn wie ein Gewappneter überkommt, daß er alle Freude des Lebens unwiederbringlich verloren wähnt — es iſt eine Angſt, die von Tag zu Tage wächſt, ſchon legt ſich Bekümmerniß der Hoffnungsloſigkeit um ſeine Seele: da thut der Schooß des Himmels ſich auf, ſie kam zurück, die holde Sonne, ein Herold unausſprechlicher Freude — Sonnwende heißt darum der 21. December — ja, es ſoll wieder Frühling werden, die alten guten Götter, ſie regen ſich wieder, ihre Huld, das ſtrahlende Licht, und damit Alles, was das Leben hienieden ſchön macht, iſt wiedergekehrt: wie ſollte es anders ſein, als daß alle Frommen unter den Heiden ihre Hände aufheben und ihrem Danke in lauter Feſtfreude Luft machen, indem ſie, was da vor ihren Augen in der Natur vorgeht, in Spiel und Bild tauſendfältig nachahmen und feiern!

So feiert Indien ſein Viſchnufeſt. In der Mitte des Sommers, wenn das Licht abnimmt, ſagen die Hindus, der Gott ſei in Schlaf geſunken, und fünf volle Monate währt dieſer Schlummer. Dann aber, wenn er wieder erwacht, im December, wirbeln die Trommeln, die Pauken tönen, die Brahmanen kommen in beglücktem Zuge und ſingen Hymnen, alle Häuſer ſind geſchmückt, die Gaſſen gekehrt, die Hallen und Märkte mit tauſend Lampen erhellt. Vor einem Ammonshorn, dem Abbild der Sonne, bringen die Hausväter ein Zuckerrohr als Erſtlingsgarbe dar.

So feierte Griechenland ſein Dionyſosfeſt. Im Winter, wenn der Tag am kürzeſten, galt der Gott der ſchwellenden Kraft und Luſt, der Jugend und des Wachsthums, als leidend. Im Tempel zu Delphi im Allerheiligſten wurde ſein Grab gezeigt, dort brachten die

Prieſter am 20. December geheime Opfer. Auf dem Berge Kithäron und dem ſchneeigen Parnaß ſammelten ſich Frauen und Mädchen. Schlangen in den aufgelöſten Haaren, mit Epheu bekränzt, in den Händen Thyrſosſtäbe ſchwingend, ſchwärmten ſie bei Fackelſchein durch Thäler und Klüfte, bis ihr ausgelaſſener Jubel verſtummte vor der jammervollen Klage, daß Dionyſos verſchwunden, von Titanen zerriſſen ſei. Die Verzweiflung darüber erſtickte jede Freudenregung. An deren Stelle trat der tiefſte Schmerz um das Hinſterben der Natur und ihrer Luſt. Aber Ein Troſt bleibt: der Gott kehrt in's Leben zurück. Und die Trauer löſt ſich in grenzenloſe Freude. Auf den Gipfeln des Parnaß riefen die Jungfrauen ihn wach, zeigten den Gott im Bilde eines neugeborenen Kindes in einer Futterſchwinge, und brauſende Rufe: „Er lebt! Er iſt wiedergeboren!“ erſchütterten die Lüfte.

Von einem ernſteren, tieferen Sinn zeugt die römiſche Feier der Saturnalien*). Das Feſt war dem ſicheltragenden Saturn geweiht, dem älteſten geliebten Gott, mit deſſen Regiment in Sage und Gottesdienſt ſich das Bild jener ſeligen, goldenen Zeit verſchmolz, wie es keinem Volke fehlt und wie es von jeher die Mühſeligen und Beladenen, die dienenden und arbeitenden Klaſſen am eifrigſten feſtgehalten haben, ein Leben der Fülle und des reichſten Genuſſes, noch durch keine Theilung des Beſitzes geſtört, ein Leben des Friedens, der Freiheit und Gleichheit, da es noch keine Knechtſchaft, keine Sclaverei gab, da der Wolf noch keinen verderblichen Zahn, die Schlange kein Gift hatte; da der Menſch, noch nicht entartet, kein Schwert hämmerte auf hartem Amboß, keine Rinder würgte ſich zur Speiſe; eine Zeit der Unſchuld und des allgemeinen Glücks, die von Erdenelend noch nichts wußte. Zuletzt iſt er verſchwunden, der gute Gott; aber alljährlich, mitten im Winter, um die Zeit der größten Kühle, wenn die Sonnwende naht, feiert dankbare Liebe ihm das frohe Feſt, das noch einmal allen Druck der Menſchenbruſt vergeſſen machen ſoll.

Opfer wurden gebracht, Fackeln angezündet, ein öffentliches Gaſtmahl gehalten, und Jo Saturnalia! Juchhe die Saturnalien! Juchhe gute Saturnalien! klang es durch die Straßen Roms. Auf dieſes Zeichen war die Freude entfeſſelt. Triefende Luſt erfüllte der Tage ſieben. Sa-

*) Vgl. A. Forbiger, Rom im Zeitalter der Antonine. II. Lpz. 1872.

turn war ja wieder im Anzug, der Segenſpender aus der Tiefe, und die Gattin, die gute Mutter Ops, die Erde heimzuſuchen. Noch ſind ſie verborgen, aber ſchon werden im Tempel die wollenen Binden gelöſt, welche die Füße des Götterbildes umwunden halten, unzählige Flammen verkünden den Anbruch des neu geſchenkten Sonnenlichts, und nun erſcheinen ſie und bringen mit ſich alle guten Gaben, den vollen Segen verklungener Tage. Die glücklichen Zeiten, wo Saturn wirklich und dauernd unter den Menſchen geweilt, noch einmal ſcheinen ſie wiedergekehrt. Auch der Menſch will eine ſittliche Umkehr feiern zu dem Stand paradieſiſcher Unſchuld im goldenen Zeitalter. Der Gegenſatz zwiſchen ſchwelgeriſchen Reichen und bettleriſchen Armen ſoll nicht mehr ſein. Allgemein ſei der Frohſinn; Jubeln und Jauchzen, die Freude des Schenkens und Schmauſens erfülle die Stadt!

Schon am frühen Morgen wird das übliche Bad genommen, zu dem die Aufregung des Tages keine Zeit mehr läßt. Die nachſichtige Etikette geſtattet, den ganzen Tag über Pantoffeln und den bequemen Hausrock zu tragen, mit dem ſonſt nur bei Tiſche die Toga vertauſcht wird. Vorab die Sclaven haben es gut. An dieſem Tage ſind ſie einmal die Herren in der Toga und mit dem Hut, dem Zeichen der Freiheit, auf dem Kopfe. Bei Tiſche ſind ſie es, die bedient werden. Heute wird ihnen kein Herr einen neckiſchen Scherz, ſelbſt nicht eine tüchtige Strafpredigt verargen. Ja, nicht nur die Ungleichheit der Stände iſt in dieſen Tagen vom 17. bis 24. December aufgehoben, überhaupt aller Hader, alle Strafe, alle Ahndung bürgerlicher Vergehen feiert, den Gefangenen ſogar werden ihre Feſſeln abgenommen. Die Schulen haben Ferien, die Gerichte ruhen, die Kramläden ſind geſchloſſen, alle Geſchäfte ſtehen ſtill. Selbſt einen Krieg in dieſer Zeit zu unternehmen, gilt für bedenklich. Nur das friedliche Wohlleben hat ein Recht, nur ihm wird gehuldigt. Die Köche und Zuckerbäcker ſind die Einzigen, die alle Hände voll zu thun haben. Nur Eins wird von Jedem verlangt: daß er heiter und guter Dinge ſei, daß er mitlärme und ſcherze und würfele und helfe die Könige der Feſtluſt wählen. Wie der Kaiſer ſeine Beamten mit reichen Geſchenken bedenkt, die Wohlhabenden ihren Clienten die Schulden, anderen Armen den Miethzins bezahlen, ſo erfreuen allgemein die Frauen ihre Männer, die Eltern ihre Kinder durch Liebesgaben aller Art. Dort der Spaßvogel von einem Sclaven

läßt ſich mit geſchwärztem Geſicht von höhnenden Schulbuben in kaltes Waſſer ſtoßen. Wer in's Coloſſeum geht, kann Zeuge ſein, wie der Kaiſer über alle Sitzreihen des verſammelten Volkes hin Leckerbiſſen ausſtreuen und alle Anweſenden an ihren Plätzen reichlich bewirthen läßt. Oder ſeid ihr Freunde der Kinder — ſeht, wie ſie ſpringen über die Thonpüppchen, die ein eigener Jahrmarkt um die Zeit feilbietet. Habt ihr aber einen reichen Mann zum Gönner, gewiß, ein Tuch oder Löffel, ein ſcherzhafter Vers, ein Becher, eine Wachskerze, Schaumünze oder deſſen ſonſt etwas wird auch diesmal als Angebinde nicht fehlen; und ſicher mag Jeder gern zuſehen, wenn ſie dort zum Gelage ſich niederlegen und anfangen, um Nüſſe zu ſpielen oder auch in den ſonſt verbotenen Spielen um Geld ihr Glück zu verſuchen.

Mit der Zeit arteten auch die Saturnalien aus. Es kam die verderbliche Mode auf, über Vermögen viel, ja den zehnten Theil des geſammten Jahreseinkommens auf Geſchenke zu verwenden. Die ſittliche Weihe ging verloren. Einzelne Gemüther empfanden das, und während die römiſchen Kaiſer den Saturnalien in dem 25. December noch einen Feſttag der von den Schatten des Winters bekämpften, aber „unbeſiegten Sonne" hinzufügten, ergaben ſie ſich dem Geheimdienſt des aus Perſien eingeführten unbeſiegten Sonnengottes Mithra.

Auch was die Phönizier in ihrer Adonisſage beſaßen, bezog ſich auf Scheiden und Wiederkehr der Sonne im Herbſt und Frühling. Hat Adonis, der ſchöne, jugendliche Gott des Frühlings, die Augenweide der Liebesgöttin, mit ihr den langen Sommer hindurch des ſüßen Sonnenlichts und aller heitern Wonnen des Erdenlebens ſich gefreut, wird er vom böſen Geiſt des Winters in Geſtalt eines Ebers getödtet und muß zu den Verſtorbenen hinab, wenn die Ernte naht. Dann wehklagt die einſam zurückgelaſſene Gattin den trüben Winter lang, bis die weißen Anemonen aus ihren Thränen und die rothen Adonisröschen aus dem Blute des Geliebten aufſprießen, der mit dem Frühling ihr wiedergeſchenkt wird.

Und ſo könnte noch manches Feſt, noch manche Sage des heidniſchen Alterthums Erwähnung finden, durch die dem chriſtlichen Weihnachtsfeſt zu den Herzen der Menſchen der Weg gebahnt worden: jene ſchöne griechiſche Sage vom goldgelockten Apollo, der vor der

böſen Jahreszeit zu einem ſeligen Volk, den Hyperboräern, flüchtet und den im Frühling ſanftgleitende Schwäne nach der Heimat zurücktragen; jene liebliche ehſtniſche Erzählung von Koit und Aemmarik, und wie viel andere! Doch nur noch eines, des nordiſch-germaniſchen Feſtes, mag näher gedacht werden, das bis in die Gegenwart herein unter uns dem Weihnachtsfeſt ſogar ſeinen Namen und eine Menge von noch nicht erloſchenen Gebräuchen geſchenkt hat. In Deutſchland, England, Dänemark, in Schweden, Norwegen und Island war es heimiſch. Und wenn die römiſche Kirche mit von den Saturnalien Italiens einen Anlaß nahm, das Feſt der Geburt Chriſti an das Ende des December zu verlegen, indem ſie überdies durch die Ueberlieferung ſich leiten ließ, daß die Geburt in die Winterſonnwende gefallen ſei, ſo war damit eine Zeit gewählt, die auch den germaniſchen Völkern eine heilige war.

Es herrſchte hier eine Religion, die an Tiefe und ſittlichem Ernſt die meiſten übrigen heidniſchen übertraf. Gute, väterliche, milde Gottheiten waren es, an die unſere Vorfahren glaubten. Aller Segen in Haus und Hof, alles Gedeihen in Wald und Feld war ihre Gabe. So haben ſie gewaltet ihre Zeit, bis auch in der Welt der Götter das Idyll zur Tragödie wurde. Der lichte Baldur, der Liebling von Göttern und Menſchen, das Urbild aller Schöne und Tugend, liegt erſchlagen von des argliſtigen Loki Hand. Der Götterring iſt entzwei, die finſteren Mächte brechen wieder hervor. Die böſe Schlange, die unaufhörlich ſeit den Tagen der Vorzeit in Utgard am Baum des Lebens nagte, iſt in's Mark gedrungen; alle guten Götter kommen um. Nur Erinnerungen an die alten friedlichen Geſtalten ſind doch nicht ganz zu verwiſchen geweſen. In der letzten Hälfte des Winters, wo die Sonne ſich wieder zu ſommerlichem Glanze wendet, wenn das alte Jahr zur Rüſte geht und die Kräfte eines neuen ſich wieder zu regen beginnen, dann regen ſich, beſonders da, wo der Sinn für feſte Wohnſitze und den Feldbau durch das Kriegsgetümmel noch nicht erſtickt iſt, in den Herzen der Völker auch die alten Götter. Kaum iſt die Zeit da, wo das Feld beſtellt, die Ernte eingebracht, die Winterſaat dem Schooße der Erde vertraut iſt, da beginnt auch ſchon die Vorfeier des Feſtes, das den Germanen das heiligſte. Die Gottheiten der guten alten Zeit ziehen, ſymboliſch dargeſtellt, durch's Land, zu Wagen

und zu Roß, und empfangen Opfergaben, daß sie den Segen desto reichlicher spenden. Mit einem dunklen alten Worte Jul genannt, weil man sich die Sonne als eine große goldene Scheibe, als ein sich drehendes Rad dachte, das jetzt seinen Kreislauf um die Erde von Neuem beginne, hieß das Fest wohl auch die „Mutternacht", denn aus ihr dachte man sich das Leben der Natur von Neuem geboren, und bildete so den Abschluß der Winternacht, die in der Mitte des October ihren Anfang nahm. Ursprünglich hatte man mit dem Julfest auch das neue Jahr begonnen — die Ehsten nennen daher noch das jetzige Neujahr ued jöulud. Als nach Einführung der christlichen Religion das Fest des 25. December und Neujahr nicht mehr überall zusammenfielen — nur für die römische Kirche war es bis 1691 Styl, das Jahr von Weihnachten zu datiren, und ihr folgten bis in's 17. Jahrhundert die deutschen Kaiser; in England wurde bis 1732 der 25. December als Anfang des bürgerlichen Jahres gefeiert — da vertheilten sich die im Gedächtniß des Volks gebliebenen alten Festsitten auf unsern Weihnachtstag, den Sylvesterabend und den heiligen Dreikönigstag, und wohl nirgends haben die Fluthen der christlichen Religion so viel fossile Reste aus der alten heidnischen Periode zusammengespült, als in den Tagen der zwölf Nächte, von denen Weihnachten, entstanden aus ze wîhen nahten, d. i. zu geweihten Nächten (dat. temp.), seinen Namen hat.

Unter den deutschen Göttern ragt durch Ansehen und Kraft vor allen Wuodan hervor. Er verleiht den Segen des Feldes, ihm gehören die Erstlingsopfer des Frühlings. Seine Gemahlin, die mütterliche Erdgöttin Fricke oder Holda, Berchta, auch Hera, in jüngerer Gestalt Gode genannt, hat Theil an seinen Ehren und begleitet ihn in den Zwölften. Denn dann erwachen die Seligen aus ihrem Schlaf und halten wieder ihren Einzug in das Land. Im Sturmgebraus zieht die Schaar der gefallenen Helden daher, die wilde Jagd, von Wodan selbst geführt, nur in seltenen Fällen dem begegnenden Wanderer zum Heil. Gewöhnlich bringt sie Verderben, zumal den Vorwitzigen, die sie sehen und hören wollen. Wer sich aber mit dem Gesicht zur Erde wirft oder ausweichend auf ein Ackerfeld zur Seite tritt und schweigt, der entgeht der Gefahr, indem der Zug unaufhaltsam über ihn hinrast. Dem Spuk voran schreitet ein Greis mit weißem Stab, der getreue Eckart, eine Personification der Frigga,

der warnt Jeden, daß er zur Seite trete und den wilden Zug nicht durchkreuze*). Denn schon kommt er, ein unabsehbarer Troß, auf Pferden mit funkensprühenden Augen, begleitet von der Meute der Rüden, voran der Wode, der wilde Jäger, ein riesenhafter Recke auf rothgeflecktem dämonischen Schimmel, im silbergrauen flatternden Mantel, den breitkrämpigen Hut auf dem Haupt, hinter ihm drein seine Schlachtjungfrauen, die Walküren, und die Einherier, die in ehrlichem Streit gefallenen Helden, dazu zahllos ein Rudel Wölfe, und auch die zwei Raben fehlen nicht, die Wodan auf die Walstatt folgen, wo sie auf die Leichen der Gefallenen sich niederlassen. Das ist dann ein Gebell und Geheul, ein Tosen und Pfeifen in den Lüften, dazwischen Jagdruf und Peitschenknall, durch Felder und Wälder, in finsterer Nacht. Die alten Eichen des Forstes erkrachen unter dem Graus und schütteln ihr Haupt ob der stürmenden Windsbraut. Wo mehrere Thüren eines Hauses hintereinander offen stehen, zieht die wilde Gesellschaft, zur Erde steigend, hindurch. Oft läßt sie dann in dem Hause einen ihrer Hunde zurück, der legt sich auf den Feuerherd, winselt und bellt, lebt von nichts, als der aufwirbelnden Flugasche, und weicht nicht vom Platze ein ganzes langes Jahr. Erst wenn die Weihnachtszeit wiederkehrt, zieht der Wode abermals durch's Haus; er winkt seinem Hunde, und freudig springt das Thier auf, seinem Herrn zu folgen.

Nur die gute Hulda, wenn sie mit im Zuge ist, kann, mild wie sie ist, auch da sich nicht verleugnen. Eine große Anzahl lieblicher Sagen läuft um, wie sie bald dem Zimmermann, der die Räder ihres zerbrochenen Wagens wieder herrichtete, die abgefallenen Späne geschenkt, die, wie er sie zu Hause besieht, sich in glitzerndes Gold verwandelt haben; bald einem Bauer, dem ihre Hunde den Mehlsack geleert, den Vorrath zauberisch ergänzt; bald armen Kindern im Walde die Bierkrüge gefüllt hat mit der Wundergabe, daß sie nie wieder leer werden sollen, so lange keins der Kleinen die Geberin ausplaudere.

War die Adventszeit des Julfestes vorüber, in der man, um ihrer segnenden Nähe recht gewiß zu werden, den Un- und Einzug der Götter in mannichfacher Gestalt sichtbar darstellte, so leitete das dreitägige Fest selbst ein Opfer um Frieden und Fruchtbarkeit ein. Herolde zogen aus und verkündeten den dreiwöchentlichen Julfrieden.

*) Vgl. Goethe's Gedicht: „Der getreue Eckart."

Die reichen Höfe füllten ſich mit Gäſten. Die feſtlich geſchmückte Halle bot jedem Beſucher Willkomm; konnte es doch ſein, daß einer der Himmliſchen ſelbſt, die um dieſe Zeit auf Erden umgingen, unter der Geſtalt des Fremdlings einkehrte.

Ehe man ſich zum Schmauſe niederſetzte, wurde draußen die Kraft in mancherlei Spielen geübt. Auf Feldern und Bergen lohten mächtige Feuer auf. Vor dem Hauſe ſtand der immergrüne Tannenbaum, mit Lichten und Bändern reich geſchmückt. Drinnen in der Halle brannte indes der mächtige Julblock, auf dem Tiſche dreiäſtige Kienſpäne als Jullichte, die Jöulo künlad der Ehſten. Die Wand ſchmückte Immergrün, Fußboden und Bänke waren mit geweihtem Stroh belegt. Hatte man noch aus dem Julſtroh dem Faſel die Neſter bereitet, den Stieren im Stalle beſſeres Futter gebracht und vor der Krippe Lichtchen aufgeſtellt, den Vögeln eine Korngarbe vor die Thür geworfen, daß auch ſie ſich freuen möchten, und dem Hausgeiſt eine Schüſſel mit Buttergrütze auf die Tenne gebracht mit einem neuen Röckchen daneben: dann rührte ſich's in Hof und Küche. Der Schwerttanz begann. Verkleidete Geſtalten traten als Sommer und Winter auf, um ſich erſt in Verſen, dann mit den Fäuſten zu bekriegen, wobei der Winter unterliegen mußte. Andere Spiele ſtellten Brautwerbungen dar. Endlich wurde die Tafel hereingebracht, über ihr die Julkeule, die, an einem Bande hin und her geſchwungen, einem der Gäſte zugeſpielt wurde, um über den Trunk zu entſcheiden. Auf der Tafel prangte der prächtige Eberkopf, wie er noch heute in Queens College zu Oxford am Chriſtabend auf den Tiſch gebracht wird, und dazu die Pflaumenmänner, die Reiter, die Mannesgeſtalten, die Kringel und Bretzel, alles Backwerk, das durch ſeine Geſtalt an Wodan und an das Julrad mit ſeinen Speichen erinnern ſollte und wie es ſich dann von Geſchlecht zu Geſchlecht bis auf unſere Weihnachtsbeſcherungen fortgeerbt hat. Auch Aepfel und Nüſſe, in denen man Sinnbilder der keimenden Fruchtbarkeit ſah, durften nicht fehlen. Endlich kreiſte das gewaltige Horn mit Bier oder Meth, frohe Lieder wurden angeſtimmt. Erſt um Mitternacht leerte ſich die Halle.

Aber auf's Neue wurde der Tiſch gedeckt, das Feuer geſchürt, alle Thüren blieben die Nacht über offen. Denn die Himmliſchen ſelbſt werden erwartet. Die Seelen der guten Vorfahren ſollen ſich am Feuer wärmen, an den bereitſtehenden Gerichten ſich erlaben. Und

welches Glück, wenn am Morgen von der Speiſe etwas fehlt! Dann ſind ſie dageweſen, die lichten Elfen, dann iſt nächtlicherweile zur Erde zurückgekehrt die Göttin Berchta mit den Heimchen, das ſind die Seelen der jung geſtorbenen Kinder — fürwahr, das Haus, dem ſolches widerfahren, muß für immer geſegnet bleiben.

War das eigentliche Feſt vorüber, ſo folgte eine Zeit von zwölf Tagen, in der die Feſtfreude fortdauerte. Auch während dieſer Zeit mußte alle Arbeit ruhen, das Haus ſo lange feſtlich geſchmückt bleiben. Frauen, die ihren Rocken nicht vor dem Julfeſt abgeſponnen, erfuhren die ſtrafende Hand der Götter. War aber das Geſpinnſt mit fleißiger Hand gewoben, kam Frau Holda, das Urbild der Häuslichkeit, die ihr Bette macht, daß die Federn, die Schneeflocken, umherfliegen, und unter klarem Waſſerſpiegel der neugeborenen Kinder hütet, bis der Storch aus dem himmliſchen Wolkenbrunnen ſie den Müttern auf die Erde herniederbringt: die liebe Göttermutter kam und ſprach ſegnend über den Rocken ihr „So manches Haar, ſo manches gute Jahr!“ Und ſo läßt das Volk auch Wodan ſelbſt umherziehen, oder ein Bauer vertritt, als Schimmelreiter verkleidet, ſeine Stelle, indem er von Hof zu Hof wandert.

In einigen Gegenden heißt dieſer Reiter „Ruprecht“, d. i. der Ruhmglänzende. In ſpäterer Zeit iſt aus dem Herrn ein Knecht geworden, und ſo als Knecht erſcheint dieſelbe Geſtalt vermummt, in Pelz gehüllt, eine mächtige Ruthe in der Hand. Aber auch unter dieſer Knechtsgeſtalt verbirgt ſich der herrliche Gott, der den Menſchen ſegnend ſeine Gaben ſpendet.

So und viel zahlreicher, als wir hier verfolgen können, rauſchten die Geſtalten der alten Götterwelt durch die Dämmerung der nordiſchen Adventabende und Zwölfnächte, als die erſten Chriſtenboten erſchienen, die mit dem ſchweren Werke anhuben, in die germaniſchen Wälder das Samenkorn der Chriſtenlehre zu ſtreuen. Die von Rom her kamen, brachten eine Verordnung des Papſtes mit: „die Feſte der Heidenzeit ſoll man allmählich in chriſtliche verwandeln und die äußere Form derſelben in Allem getreulich nachahmen.“ Aber auch, die anderwärts herkamen, etwa von Irland, der Inſel der Heiligen, wußten recht wohl, daß, wo in Sitten und Gebräuchen eines ganzen Volks oder Zeitalters ein ſchroffer Uebergang ſchwierig, ja unmöglich iſt, er unmerklich ſich verhältnißmäßig raſch und leicht vollzieht. Mag dann *nach* Jahr und Tag auch manche Größe der geſtürzten Dynaſtie noch

an die alte Herrlichkeit gemahnen — und wer darauf merkt, wird auch unter uns noch deſſen genug finden, was auf Markt und Straße, in Haus und Hof ſich erhalten hat, ohne daß wir für gewöhnlich den ſinnigen Gedanken erkennen, der zu Grunde liegt — im Weſentlichen hat die Herrſchaft eines anderen begonnen: der Stärkere iſt über den Schwächeren gekommen; dem Zimmermannsſohn von Nazareth und ſeinem Reich, das nicht von dieſer Welt iſt, neigen ſich die Völker.

Schon zum zweiten Mal trat das Chriſtenthum damals ſeinen Siegeszug an, und auch jetzt, wo immer ſeine Sendboten ihren Wanderſtab hinſetzten, war's wieder ein Wunderſtab, unter deſſen Berührung ein neues, ſchöneres, ein aus Gott geborenes Leben hervorblühte. Die Zeit, in der man die zeitliche Geburt des Erlöſers unverhältnißmäßig hinter den leiblichen Tod als die Geburt eines neuen Lebens hatte zurücktreten laſſen, war damals längſt vorüber. Aus der beſcheidenen Feier in engem Kreiſe iſt ein grandioſes Kirchenfeſt geworden. Schon trägt dasſelbe von dem Aufſchwung, den der katholiſche Cultus ſeit Gregor d. Gr. genommen, deutliche Spuren.

Bereits die letzten vier (in der griechiſchen Kirche fünf) Sonntage vor dem hohen Feſt waren ſeit dem Ausgang des ſechsten Jahrhunderts in den Feſtkreis hineingezogen, der, eine neue, geiſtliche Julzeit, erſt zwölf Tage nach Weihnachten, wie ehedem, am 6. Januar mit dem Epiphaniastage abſchloß. Predigt und Cultus während des Advents ſollten auf das Kommen des Erlöſers vorbereiten. In den Evangelien und Epiſteln der Sonntage wollte die Kirche in geſchichtlicher Rückerinnerung die Friedeloſigkeit der heidniſchen Zeit noch einmal durchleben. Sie hatte den Muth dazu, denn durch dieſe Oede klang ahnungsreich, wie Morgenglockenklang, die glaubensfrohe Sehnſucht der Propheten und ihre Zuverſicht, daß der Erlöſer nahe. Die Gemeinde ſollte in ehrbarem Wandel, in vermehrten Almoſen und faſtend ſich bereiten. Beim Gottesdienſt blieb das Gloria in excelsis und Te Deum in der Meſſe fort, die Bilder wurden verſchleiert, die Orgel ſchwieg, Altäre und Tempelwände trugen Trauer, Frauen und Mädchen erſchienen in ſchwarzem Gewand; in Allem, was das Auge ſah, ſprach ſich ein ſtrenger Bußernſt aus — bis am letzten Adventsſonntag die lebhaften Farben der Freude in roſigen Gewändern und Decken ſich wieder zeigten. Mit dieſem Tage begannen die herrlichen Roratemeſſen.

Kaum dämmerte der Morgen, so sah das Schauspiel, mit dem von jetzt ab die Festgeschichte in dramatischer Lebendigkeit sich darstellte, zahlreiches Volk schon in der Kirche versammelt. Unter Psalmengesang zogen die Priester durch die dichtgedrängten Reihen, das Rauchfaß schwingend, mit weißen Gewändern, Kerzen in den Händen. Das Evangelium von dem Engel, den Gott zu Maria gesandt, wurde verlesen, die Kerzen des Altars flammten auf, unmittelbar darauf strahlt der ganze Chor von einem Lichtmeer, und Priester und Volk, die bis dahin in feierlicher Stille verharrt haben, brechen in Jubel aus — die Verkündigung des Engels, die Bangigkeit der Jungfrau, die Freude und Wonne über die empfangene Botschaft sollten damit abgebildet sein.

Zur Vigilie der heiligen Nacht prangte die Kirche in noch herrlicherem Schmuck. Ueber die Wände waren kostbare Teppiche gebreitet, die Altäre erglänzten von Juwelen, die Priester hatten ihre leuchtendsten Gewänder angelegt. In dem Augenblick, da der Lector die Geburt des Heilands verkündete, warf sich das Volk zur Erde, und Jeder betete leise: „Ruhm dir, Herr, der du von der Jungfrau geboren bist!“

Nach dem Tedeum am heiligen Weihnachtstag wurde in der Kirche zu Rouen die Anbetung der Hirten gefeiert. Hinter dem Altar stand eine Krippe mit der heil. Jungfrau, vor dem Chor auf einer Erhöhung ein Knabe, der den Engel darstellte und die Geburt des Heilands zu verkünden hatte. Durch die große Thür des Chores traten die Hirten ein und gingen, das „Friede auf Erden!“ singend, auf die Krippe zu, begrüßten die Jungfrau und beteten an. Vor dem Altar wurde die Messe gelesen. Nach deren Beendigung fragte der Priester die Hirten: „Wen habt ihr gesehen?“ Die Hirten antworteten: „Das Kind haben wir gesehen!“ und stimmten Danklieder an. — Solche und ähnliche Darstellungen wurden bald so volksthümlich, daß diesseits des Rheins deutsche Worte bei ihnen in Aufnahme kamen, ja das Volk, damit noch nicht zufrieden, auf eigene Faust seine Hirten- und Kindelwiegelieder, seine Hirten- und Christkindelspiele zu singen und darzustellen anfing.

Bald lernte es von der Kirche noch Anderes. Die Anbetung der drei Weisen aus dem Morgenlande war nach Auffassung der abendländischen Kirche der Gegenstand des Epiphanienfestes. Auch sie wurde Anlaß zu reicher Feier. Wenn die Terz beim Gottesdienst gesungen

war, schritten die drei Könige in Kronen auf den Altar zu, begleitet von Dienern, die reiche Geschenke trugen. Vor dem Altar zusammentreffend, küßten sie sich und sangen: „Kommt, laßt uns gehn, ihn suchen, ihm Weihrauch und Geschenke bringen!“ Eine Stimme vom Chor fiel ein: „Die Magier kommen!“ und nun begann eine Procession durch das Gotteshaus, an der theilzunehmen Fürsten und Könige nicht für ihrer unwerth hielten. Sobald sie in das Schiff der Kirche eintraten, ward ein Kronleuchter angezündet; die Magier begrüßten ihren Stern, zwei Priester, in die Dalmatica gehüllt, sangen mit sanfter Stimme: „Wer sind die Männer dort, die, vom Stern geleitet, Unerhörtes mir zu bringen kommen?“ Die Antwort lautete: „Ihr schaut die Könige von Saba, von Tarsis und Arabien. Wir bringen Gaben unsrem Herrn und König!“ Da schlugen die beiden in der Dalmatica den Vorhang vor der aufgestellten Krippe zurück: „Sieh da das Kindlein, das ihr suchet!“ Die Könige fielen auf die Kniee und brachten Geschenke. So lagen sie im Gebet, bis sie gleichsam aus dem Traum erwachten und einen Knaben in der Alba, den Kopf verhüllt, als Engel am Pulte stehend, sagen hörten: „Erfüllt ist Alles, was geweißagt ward. Kehrt heim auf anderem Wege, daß ihr nicht schuldig werdet!“ Nun erhoben sie sich, gingen durch ein Seitenschiff aus der Kirche und kehrten durch die linke Thür in den Chor zurück, um die schönsten Hymnen mitanstimmen zu helfen, von denen der katholische Cultus weiß.

Das Volk führte alsbald auch diese Schaustellungen an den traulichen Herd. Auf Markt und Straße mußte es selbst sie darstellen, wenn es ihren Inhalt sich völlig aneignen sollte. Doch auch der Kirche selber genügten sie bald nicht mehr und wurden nun zu Bestandtheilen jener großen Weihnachtsspiele, in denen Alles, was Geschichte und Legende von der Geburt und Kindheit Jesu zu erzählen wußte, zu reicher Entfaltung gebracht war. Da thront Augustinus auf einer Erhöhung, zu seiner Rechten die Propheten, die Juden zur Linken. Aus jenen tritt Jesaias hervor und eröffnet das Spiel mit seinen Weißagungen. Nach ihm erhebt sich Daniel, darauf die Sibylle. Nach ihr wird Aaron als vierter der Propheten eingeführt, gefolgt von Balaam auf dem Esel. Ihnen gegenüber erhebt sich mit Lärm und Getümmel der Hoheprieſter der Juden und verhöhnt die Weißagungen. Seinem Lästern wirft sich zuerst mit jugendlichem Ungestüm der Knabenbischof entgegen, um den

dialectiſchen Kampf zu eröffnen, der von den Propheten und Auguſtin mit würdigem Ernſt, von den Juden mit Hohnlachen geführt wird. Noch einmal werden die Iſraeliten aufgefordert, an den Meſſias zu glauben, der nun bald erſcheinen werde. Ihre Antwort ſind Schmähreden. Die Verkündigung Mariä, der Beſuch bei Eliſabeth, die Geburt des Heilands reihen ſich jetzt in raſcher Folge an. Die drei Könige treten auf. Ihre Unterredung mit Herodes, deſſen Geſpräch mit dem Hohenprieſter, die Verkündigung an die Hirten wird dargeſtellt. In der nächſten Scene macht Herodes ſeinem angſterfüllten Herzen Luft. Dann befiehlt er, die Kinder zu morden. Man hört das Klagen der Mütter; da wechſelt die Scene. Eine ganz neue Reihe von Perſonen tritt auf: der König von Egypten mit ſeinem Gefolge. Lenz- und Liebeslieder werden angeſtimmt. Wir ſollen Zeugen davon ſein, wie es in einem üppigen Weltreiche hergeht. Doch, heißt es, als Maria und Joſeph in Egypten einziehen, ſtürzen die Götterbilder zuſammen. Der König läßt ſeine Weiſen holen. Aber die Bilder, wieder aufgerichtet, ſtürzen wieder zuſammen — damit iſt das Ende des egyptiſchen Weltreichs gekommen. Der König von Babylon tritt an die Stelle des geſtürzten. Er erſcheint mit zahlreichem Gefolge, darunter der Hoherath, das Heidenthum und die chriſtliche Kirche. Von dem Heidenthum wird ein höhniſcher Kampf gegen den Glauben an Einen Gott eingeleitet. Der König ſammt ſeinen Getreuen huldigt dem Antichriſt. Dazwiſchen werden Drohungen wider Herodes laut. Sein naher Tod wird verkündigt. „Hierauf," ſo heißt es wörtlich, „wird Herodes von den Würmern gefreſſen und durch die Teufel unter Frohlocken todt von ſeinem Thron genommen. Herodis Krone wird ſeinem Sohn Archelaus aufgeſetzt. Als dieſer regiert, erſcheint Joſeph Nachts der Engel, und die heilige Familie kehrt zurück."

Es hieße aus dem Rahmen dieſer Darſtellung heraustreten, wollten wir auf dieſe Spiele, die uns zahlreich beſonders aus Spanien, England, Frankreich und faſt aus allen Gegenden Deutſchlands erhalten ſind, noch näher eingehn. Sie mögen nicht immer ſo prächtig ausgeſtattet geweſen ſein, wie jenes Spiel, das engliſche Biſchöfe am 24. Jänner 1417 vor dem Rath der Stadt und am 31. Jänner vor der Kirchenverſammlung zu Koſtnitz aufführten, noch ſo eindringlich, wie jenes lebende Bild von den klugen und thörichten Jungfrauen, das einen Landgrafen von Thüringen ſo erſchütterte, daß er ſeinen

Geist darüber aufgab*). Aber verbreitet waren sie überall, und Veranstalter wie Darsteller setzten eine Ehre darein, ihr Bestes zu geben. Die Reformation war ihnen nicht hinderlich. Wir kennen die Aeußerungen Luther's über diese „guten, ernsten, tapferen Tragödien", diese „feinen, lieblichen, gottseligen Comödien" und wissen, wie protestantische Pfarrer und Schullehrer in Deutschland und der Schweiz sich des geistlichen Dramas bemächtigten. Die römische Kirche wollte nicht hinter ihnen zurückbleiben. Als aber das Volksthümliche ihrer Spiele sich auch darin zeigte, daß ein freierer Geist in ihnen wehte, setzten die Jesuiten den liberalen Schaustücken conservative entgegen, während in Bayern und Oesterreich die Censur ihre Opfer forderte. Dagegen fanden die alten Darstellungen eine Zuflucht bei der aufblühenden Oper der Bühne.

Die erste Hamburger Oper, im Jahre 1678 aufgeführt, trug den Titel: „Der erschaffene, gefallene und wiederaufgerichtete Mensch." Ein Theaterzettel aus der gleichen Zeit giebt der „unvergleichlichen Hauptaction", deren Personal er aufführt, den Titel: „Das verlorene Schäflein oder die büßende Sünderin Magdalena." Eine englische Oper zur Zeit der Königin Anna brachte am Schluß Pantomimen und Pulcinellosscherze, aber in ihrem Haupttheil u. A. die Anbetung der heil. drei Könige, die Flucht nach Egypten und den bethlehemitischen Kindermord.

In England gab es solche Spiele, die auf 24, ja 32 Tage berechnet waren. Wo es keine ständigen Theater gab, wurden die Wandertruppen in Beschlag genommen, und wo auch die fehlen, da sehen wir — denn das Volk wollte nun einmal die Gegenstände seiner heiligen Geschichte sichtbar nahe haben — Bauern und Handwerker mit ihren Frauen und Kindern in Wald und Scheune die Schaulust befriedigen. So hatte Kärnten, so Tyrol sein Repertoir an heiligen und weltlichen Stücken, die von schlichten Landleuten kunstlos aufgeführt wurden; von religiösen Darstellungen den egyptischen Joseph, die Passion, die Auferstehung, den verlorenen Sohn, Genovefa; von weltlichen Julius Cäsar, die Huldigung der kärntischen Herzöge, Kunz von Kaufungen, den Ritter von Weisbriach.

*) Das letztere Spiel neuerdings wieder herausgegeben von Alb. Freybe. Leipzig, 1870.

Am 23. December 1739 verbot, weil dieſe Art Spiele an einzelnen Orten in Unfug ausgeartet waren, der König von Preußen, „daß am Chriſtabend vor Weihnacht Kirche gehalten würde, daß Leute mit Kronen oder auch Masken vom Engel Gabriel, Knecht Ruprecht oder andere aufträten, noch dergleichen Alfanzereien mehr getrieben würden.“ Dieſe Ordre brachte auch die geiſtlichen Geſpiele in's Elend. Das Volk, das an ihnen hing, iſt von der Polizei in die modernen Ritterſpektakel und ſentimentalen Liebhaberſtücke und Schlimmeres hineingemaßregelt worden. Wo es ſie noch ſpielt, iſt's um Speck und Korn, und auch ſo geht's damit in raſchen Schritten dem Ende zu. Bald wird das Volk ganz nüchtern und leer geworden ſein. Die Paſſionsſpiele in Oberammergau ſtünden wie ein Wunder in unſeren Tagen da, wenn uns nicht aus dem Erzgebirge und von den Heidbauern um Presburg ein Aehnliches berichtet würde, wie dort nämlich, unbeachtet von Vornehmen und Gelehrten, uralte Weihnachtsſpiele, deren Urſprung noch vor die Reformation zurückreicht, in lebendiger Uebung bis auf die Gegenwart erhalten ſind. Möge denn das, was von ihnen bei Schröer in deſſen „deutſchen Weihnachtsſpielen aus Ungarn“ berichtet wird, uns zum Bilde dienen für die ſchlichte Tracht, in welche dieſe Kinder eines naiven proteſtantiſchen Volksglaubens fern von der großen Heerſtraße noch heute ſich kleiden.

Eine halbe Stunde Weges von Presburg liegt das Dorf Oberufer, von einer ſchon im 16. Jahrhundert eingewanderten Colonie deutſcher proteſtantiſcher Bauern bewohnt. Hier befindet ſich die Handſchrift eines Weihnachtsſpiels ſammt ausgeſchriebenen Rollen, die Kleidung der Mitſpieler und der ſonſtige Apparat im erblichen Beſitz des Bauern Maletitſch, deſſen Vater ſchon „Lehrmeiſter“ des Spieles war. Nach dieſer Handſchrift werden von Zeit zu Zeit Aufführungen veranſtaltet. Wenn die Arbeit im Herbſte zu Ende geht, kommen die Alten und ſagen: „Schaut doch zu, ob ihr das Spiel wieder zuſammenbrächtet! Es wäre den jungen Burſchen gut, wenn ſie ſich wieder einmal der heil. Schrift befleißigen und vorab die heil. Geſänge einüben möchten.“ Hält der Lehrmeiſter es für paſſend, ſo wirbt er nun eine Singſchule an, deren Mitglieder ſich zu einem ehrſamen Leben verbinden und dem Meiſter Gehorſam geloben müſſen. Jetzt geht es an ein Abſchreiben und Ergänzen unvollſtändiger Rollen, an Lernübungen und Geſangſtunden. Im ganzen Dorfe wird von

dann ab keine weltliche Musik, kein Pfeifen, keine Drehorgel mehr geduldet. Das Einstudiren, nicht ganz leicht, wird mit größter Sorgfalt betrieben. Denn das Sprechen erfolgt in einer bestimmten Tonfolge, so daß auf jeden Schritt der meist auf- und abwandelnden Darsteller je eine Hebung fällt. Auch hat die „Kumpanei" eine nicht eben unbedeutende Zahl von geistlichen Liedern außer dem Spiele selbst einzuüben.

So geht es fort, bis Advent naht. Von da ab ist die Kumpanei der Singer bereit, alle Zurüstungen sind im besten Stande. Am ersten Adventssonntag wird unter den Klängen eines geistlichen Liedes zunächst ein feierlicher Umzug durch's Dorf gehalten. Voran trägt einer den Paradiesesbaum, einen sechs Fuß hohen Wacholderstrauch, geschmückt mit Aepfeln und Bändern. Es folgt der reich vergoldete Stern und hinter ihm die Reihe der übrigen Spieler, Engel Gabriel, Joseph und Maria, Herodes, der Teufel, Hohepriester und Schriftgelehrte, Hirten, Hauptleute, Soldaten und Juden. Auch die weiblichen Rollen werden von jungen Burschen gegeben.

In dem zum Spielsaal hergerichteten Gasthofsraum stehen die Bänke für die Zuschauer, deren Erwachsene je zwei Kreuzer zur Bestreitung der Ausgaben beisteuern. Der einfachen Bühne fehlt jede andere Ausstattung außer einem Strohsessel und einem Schemel. Steht der Strohsessel in der Mitte, so ist Jerusalem der Ort der Handlung; setzen die Spieler sich auf den Schemel, so ist Bethlehem als der Schauplatz gedacht. Jeder Scenenwechsel wird durch einen Umzug aller Glieder der Kumpanei, die ein der Situation entsprechendes Lied singen, angedeutet, worauf die handelnden Personen in der Mitte des Saales stehn bleiben.

Schon haben sich viele Schaulustige auf der Straße vor dem Spielhaus gesammelt. Die Kumpanei grüßt sie mit dem Sternengesang. Ein jeder der Begrüßten nimmt feierlich den Hut ab. Zuletzt steht die ganze Gemeinde barhaupt da. So begeben sich die Singer in's Ankleidezimmer, indes der schwarz costümirte, mit langem Schwanz und Hörnern ausgestattete Teufel auf einem Kuhhorn in jedes Haus hineintutet und alle Säumigen zum Spiele ladet.

Nun füllen sich die Bänke des Saals. Es ist drei Uhr Nachmittags. Die Kumpanei zieht auf mit dem Liede: „Unsern Eingang segne Gott" und singt dann im Chor einen Prolog, worauf sie für die

folgende Scene nur Maria, ganz in Weiß nonnenartig gekleidet, mit der Krone auf dem Haupt, zurückläßt, der jetzt Gabriel erscheint. Nach dem üblichen Zwischengesang des Chors folgt die Reise nach Bethlehem. Joseph, schon zu alt, um sein Handwerk noch üben zu können, hat keinen Groschen in der Tasche, die Schatzung zu bezahlen. Der Wirth Rufinus, bei dem sie einkehren wollen, hat deshalb auch sein „Losament" längst anderweitig besetzt. Auch Wirth Servilus weist den „Bettelleuten" die Thür. Da bietet mitleidig, denn Maria will vor Angst und Kälte sterben, ein dritter Wirth, Titus, seinen Stall zur Herberge an. Joseph sucht für das Kind, das geboren wurde und vor Frost fast zu erfrieren droht, noch einmal bessere Unterkunft zu erlangen. Aber „o Joseph mein," klagt Maria, „wie mag die Welt so untreu sein!" Beide wiegen das Kind, das die Einbildungskraft sich hinzuzudenken hat, und Joseph singt ein Wiegenlied.

Eine neue Scene hebt an. Die Hirten Gallus, Stichel und Widock klagen über die bittere Kälte und unterhalten sich von der neuen Zeitung, wonach des Kaisers Pfleger, Cyrinus, eine Schatzung angeordnet hat. Die Noth ihrer Armut ist doch ohnedies schon groß genug. Dabei fällt ihnen der Messias ein, der aller Noth ein Ende machen soll. Wie köstlich, wenn er käme! Dann wäre ihrer und der ganzen Welt Last und Bürde zumal ein Ziel gesetzt. „Dann möchten wir frohlockend ein Gratias singen!" Alle Drei springen bei dem bloßen Gedanken daran jauchzend in die Höhe. Aber in demselben Moment fallen sie auch ebenso unisono mit dröhnendem Schlag der Länge nach zu Boden, um, das Gesicht auf dem Arm, von dem süßen Wunder zu träumen. Der Engel Gabriel schreitet gemessenen Schrittes daher, singt das „Ehre sei Gott in der Höhe!" darauf, in die Melodie eines alten Wiegenliedes fallend, eine Aufforderung, nach Bethlehem zur Krippe zu eilen.

Die Hirten werden darüber in ihrem Schlafe immer unruhiger. Man sieht sie ordentlich träumen. Denn sie geben mit ihren Füßen zum Liede den Takt, als wenn sie laufen wollten. Dazwischen murmeln sie im Schlaf so etwas von einem himmlischen Licht, von einer hellen Engelstimme, die sie hörten, und da stimmt der Engel auch schon an: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her." Bei dem Rufe springen die Hirten auf und beschließen, stehenden Fußes zur Stadt

zu wandern. Eine Flasche voll Milch, ein Lamm und etwas Wolle — es ist Alles, was sie haben — wollen sie dem Kinde schenken. Sie ziehen in mächtigen Wanderschritten einmal im Kreis hintereinander her um die Scene: das ist die Reise nach Bethlehem.

Knieend bringen sie vor der Krippe ihre Gaben dar und sind kaum zu ihren Hürden zurückgekehrt, so treten auch schon die drei Könige Melchort, Walthasar und Kaspar mit ihren Pagen, Lakaien und dem Mathematikus Viligrazia auf. Sie haben das Gestirn des Messias gesehen, da „wo Venus mit der Sonne sich conjaminieret.“ Herodes ermahnt sie, fleißig nachzuforschen und ihm wieder Meldung zu thun; bald danach hält er Rath, wie der Gefahr zu begegnen sei. Die drei Könige, nachdem sie geopfert, sind auf einem anderen Wege wieder in ihr Land gezogen, und Joseph hat sich aufgemacht zur Flucht nach Egypten.

Wieder Gesang und Umzug der Kumpanei. Herodes tritt auf, über einem schlimmen Plane brütend. Rahel naht trauernd und bittet um Erbarmen*). Aber Herodes weist sie mit harten Worten ab. Einen Soldaten, welcher Mitleid äußert, heißt er unverzüglich zum Tode abführen. Mit viertausend Knechten soll der Hauptmann marschiren, den Blutbefehl auszurichten. Kaum hat er sich entfernt, so ist er auch schon wieder da und meldet, wie er mit eigener Hand zum wenigsten hunderttausend Kinder erschlagen. Dazu prahlen eine Anzahl Kriegsknechte mit ihren Heldenthaten, indem sie auf der Spitze ihres Schwertes eine Puppe herbeibringen und vor Herodes' Füßen niederwerfen. Ein wimmernder Jude hebt die Würmchen jedesmal auf, küßt sie und bringt sie schluchzend fort. Schon will Herodes aus Dank für den geleisteten Dienst sein halbes Reich verschenken, da trifft ihn das Wort des Hauptmanns mitten in's Herz: „Doch den neugeborenen König han wir nit funden.“ Herodes bekennt: „Jetzt bin ich halber todt, dieweil geboren ist ein neuer Gott“ und will aufspringen, um das gefürchtete Königskind selber aufzuspüren, bleibt aber auf dem Stuhl, der, wie wir uns erinnern, Jerusalem anzeigt, wie angewurzelt sitzen und beugt sein sorgenschweres Haupt.

Eine Pause tritt ein. Verstohlen flüstern sich die Zuschauer in's Ohr: „Jetzt wird er närrisch!“ Der König, an dem aller Blicke

*) Jerem. 31, 15; Matth. 2, 18.

hängen, bewegt langsam sein Haupt, daß der Helm rasselt, und stößt gebrochenen Tons die Worte aus: „Ach, ach, ach, wie bin ich heut so schwach!“ Und schon übergiebt auch der Engel, vor dem der Teufel flüchtet, den Wütherich den höllischen Mächten, daß sie ihn in ihr Nest führen und Höllenkönig werden lassen. Feierlich und bewegt, wie vor einer Hinrichtung, legt Herodes die Zeichen der Gewalt, Helm und Schwert, Scepter und Krone, von sich. Die Kriegsknechte scheinen einen Augenblick mit gezückten Schwertern ihren Herrn verteidigen zu wollen, da schallt mit fürchterlichem Ton das Kuhhorn des Teufels herein, der mit Ungestüm in die Scene bricht. Angstvoll fleht Herodes um Schonung. Umsonst, der Böse wirft ihm eine eiserne Kette um und schleppt ihn unter dem Rufe: „Reiß, Teufel, reiß!“ klirrend und rasselnd fort. Alle Personen eilen mit den Zeichen des Schreckens hinaus. Nur der Hauptmann bleibt zurück und will sich erstechen.

Nachdem die Kumpanei mit dem Gesang: „Seid fröhlich und jubilirt Jesu dem Messias“ ihren letzten Umzug gehalten, macht der Engel mit einem Epilog den Schluß. Unmittelbar hieran aber schließt sich tiefsinnigerweise ein Paradiesesspiel an. Zwei Stunden sind inzwischen vergangen, und das zwiefache Schauspiel geht zu Ende, um sofort wiederholt zu werden, so lange noch Schaulustige vorhanden sind, oft dreimal an einem Nachmittag, bis in die späte Nacht hinein. Bei allen späteren Aufführungen gesellt sich als drittes Stück ein lustiges Fastnachtspiel hinzu, bei dem jedoch keine der heiligen Personen mitwirken darf. Nur Herodes muß, um der poetischen Gerechtigkeit zu genügen, den Schuster geben, der auf verbotenen Wegen überrascht wird und übel davonkommt.

Die Aufführungen wiederholen sich während der ganzen Weihnachtszeit jeden Sonntag und Freitag. Auch in benachbarte Dörfer wandern wohl die Darsteller und werden feierlich empfangen da, wo man ihr Bleiben wünscht. Hat aber eine Ortschaft schon ihr eigenes Spiel ausgerüstet, so rückt die einheimische Kumpanei der fremden entgegen; die beiden Hauptleute, die den Stern vortragen, beginnen einen Wettkampf in biblischen Räthselfragen, und der Sieg in diesem entscheidet, welche Gesellschaft ihr Christkindelspiel zur Aufführung bringen soll.

II.

Von vielen Sitten und Legenden, die sich an das Christfest angeschlossen haben, gilt, was im Hinblick auf die deutsche Weihnachtsfeier H. A. Daniel*) sagt: „Wie im Reiche der Naturbildungen öfters das Vorkommen einer geringeren, tiefer stehenden Gattung zugleich das Vorhandensein einer höheren, weit köstlicheren verbürgt, so auch auf religiösem Gebiete. Viel Schatten setzt viel Licht voraus, und darum hat deutscher Aberglaube mit so üppigen Wucherranken das Weihnachtsbild umsponnen, weil es dem deutschen Glauben von Alters her ein besonders liebes und werthes gewesen ist.“ Von anderem Brauch und Herkommen dürfen wir sagen, daß es keine üppigen Unkrautsranken des Aberglaubens sind, sondern frische, duftige Blüthenkränze, mit denen, vorzüglich unter dem deutschen Volk, ein treuer sinniger Glaube das heilige Weihnachtsbild umschlungen hat.

Was aber auch in der Feier des Christfestes Beseligendes und Erhebendes liegt, so wie das Bild des Kindes in seiner Krippe ergreift doch nichts, so tief wirkt keine andere Vorstellung auf das schlichte Gemüth, wie die, daß der König der Könige, der ewige Gottessohn, seiner Hoheit sich entäußernd, als hilfloses Kind auf Stroh gebettet lag zwischen Thieren in der Krippe; daß armen Hirten sich der Himmel öffnete und ihnen zuerst die Mär verkündet ward: „Christ ist geboren;“ daß aus dem fernen Morgenland auch die Heiden kamen, den neugebornen König der Juden mit frommen Geschenken zu ehren.

Mit der innigsten Theilnahme ergriff das Volk die frohe Kunde. Wie glühend dabei seine Andacht, wie herzlich sein Versenken war in das, was es in Bethlehem hörte und schaute, die Legende stellt es anmuthig in dem Bilde der Maria von Castello dar. Mit brünstiger Hingebung hatte die fromme Frau in jeder Christnacht, so oft sie wiederkehrte, im Geist an der Krippe des Herrn gestanden. Da starb sie, und sieh, in ihrem Herzen fand sich eine Perle, die zeigte das Bild des Jesuskindleins, wie es im Stall in der Krippe liegt, und vor ihm, in Andacht verloren, die Mutter im Glanze jungfräulicher Unschuld.

*) Zerstreute Blätter. Halle, 1866.

Die heilige Katharina von Bologna hat sogar einmal, als sie in einer Christnacht ganz in das Geheimniß der Gottesgeburt versunken war, das Kind mit ihren leiblichen Augen geschaut: es lag in der Krippe, in Windeln gehüllt, und seine Mutter hob es auf, um es ihr zu reichen.

Bernardin von Reate war in die kalte Winternacht hinausgegangen, um die Nacht von Bethlehem im Froste nachzuempfinden. Verzückt sah er da die göttliche Mutter mit dem Kinde erscheinen, während die ungeweihte Menge nichts sah, nur daß die Vorübergehenden hörten, wie er die Worte ausrief: „O nur ein wenig noch, ein wenig, Herr, verweile!“

Mitunter ergreift die Gluth der Begeisterung eine ganze Versammlung. Der heil. Franciscus von Assisi ließ drei Jahre vor seinem Tode eine herrliche Krippe hinter dem Altar seiner Kirche aufstellen. Das herbeiströmende Volk sieht das Dunkel der Nacht von tausendfachen Lichtstrahlen verscheucht, Gesang ertönt, es wird Messe gehalten, das Evangelium verlesen, und mit Thränen der Freude im Auge predigt Franziscus von der Gabe aller Gaben. Da wird es Allen so wunderbar um's Herz, und jetzt sieht einer, dann wieder einer und nun sie Alle die Krippe von Leben erfüllt. Franziscus scheint ihnen ein wunderliebliches Kind mit beiden Armen zu umschlingen und aus dem Schlaf zu wecken.

Die Legende ist der Spiegel von Leben und Meinungen einer noch im naiven Glauben stehenden Zeit. Sie bildet als Wirklichkeit das geistliche Wünschen ab, wie Sage und Märchen das naive Wünschen des natürlichen Herzens. Schon lange vor Franz von Assisi hatte, wie wir sahen, die römische Kirche die wunderbare Geschichte, von welcher Weihnachten erzählt, für das des Sinnlich-Greifbaren bedürftige Volk aus der Ferne der Vergangenheit in die geschaute Wirklichkeit der Gegenwart niedersteigen lassen. Auch die Krippen in den Kirchen sollten das Geglaubte sichtbar vor das leibliche Auge stellen, gleich als könnte sich das Gemüth des himmlischen Segens dadurch unmittelbar vergewissern, wenn es das Ewige sich in menschliche Nähe herabgerückt sieht.

Hieronymus hatte, als sein Lebensabend sich neigte, sein letztes Zelt in Bethlehem aufgeschlagen, um fortan an der Krippe Jesu zu beten. Für die Pilger aller Jahrhunderte ist die Marienkirche das

Ziel der Sehnſucht geblieben, dort wo man die Geburtsſtätte des Heilands zeigt, zu welcher der blendende, in Silber ſtrahlende Stern der Magier den Eingang bildet, und mitten in der Höhle die uralte Krippe aus weißem Marmor.

Mit der Zeit ſtand überall in der Chriſtnacht hinter dem Altar eine koſtbare Krippe, oft von Gold oder Silber, und in ihr das Bild des göttlichen Kindes. Dem ſchlichten Sinn konnte es der Pracht zu viel werden. „O wäre es mir doch vergönnt," ruft ein Biſchof aus, „jene Krippe zu ſehen, in welcher der Herr lag! Jetzt haben wir aus Ehre für ihn die ſchmutzige weggeſetzt und eine ſilberne aufgeſtellt; aber mir iſt die weggenommene werthvoller."

Zuweilen erweiterten die Krippen und Wiegen ſich zu vollſtändigen Darſtellungen der Bethlehemsgrotte. Es werden uns Ställe geſchildert, palaſtähnlich, mit alabaſternen Wänden, mit prachtvoller porta triumphalis als Eingang. Zwei Perſonen, Maria und Joſeph, ſaßen zuweilen vor der Wiege. Maria fordert dieſen auf, ihm das Kind zu wiegen, mit „Joſeph, lieber Neffe mein", und „Gerne, liebe Muhme mein" antwortet der Alte, indes er ſchaukelnd das Kindlein wiegt. Was er nur von Liedern und Kinderweiſen kennt, das ſingt er und wiegt, lateiniſch, hochdeutſch und niederdeutſch. Zuletzt nickt er wohl darüber ein, aber auch noch halbträumend lallt er: „Hojah, Hojah, almelolah jaledah eth-hascher lanu nathan elolah" — er iſt in's Hebräiſche gefallen („Hojah, Hojah, die Gottesmutter hat geboren, den uns Gott gegeben hat").

So lernte das Volk auch von der großen Lehrerin, der ſceniſchen Kunſt, die chriſtliche Wahrheit. Sah es aber ſo das geſchichtliche Drama der hehren Gottesgedanken vor ſeinen Blicken ſichtbar wiederholt, dann ging ihm auch ſelber das Herz auf, und wenn die Scene dargeſtellt wurde, wo Vater und Mutter das Kindlein wiegen und ihm ſingen, dann wurde auch ihm in Demuth und Freude die Liebe Gottes und der Sieg ſeiner Kirche bewußt, in der nun Chriſtus nicht mehr im Elend, einſam, ärmlich, dunkel und kalt, an dürftiger Stätte, ſondern im ſtrahlenden Feſtesglanz, umſtanden von der jauchzenden Chriſtenheit, wiedergeboren ward.

Waren es anfangs lateiniſche Hymnen geweſen, die zu dieſem Kindeswiegen geſungen wurden, ſo brach zwiſchen Alpen und Nordſee

bald auch der deutsche Herzenslaut hervor. Das Volk selbst, zur liebeerfüllten Pflegerin des Kindes geworden, sang:

Susa ninne, Gottes Minne, nun schweig und ruh'!
Wenn du willst, wollen wir deinen Willen thun,
Hochgelobter, edler Fürst, nur schweig und wein auch nicht;
Thust du das, so wissen wir, daß uns wohl geschicht.

Vater Luther hatte das Susaninne*) seiner Jugend, den herzgewinnenden Kinderlaut deutscher Mütter, noch nicht vergessen. In der 14. Strophe seines Kinderliedes auf Weihnachten „Vom Himmel hoch, da komm ich her" klingt es wieder. Auch Joh. Matheſius verfaßte, allerdings nicht mehr in der Kirche, sondern im Haus zu singen, Kinderlieder für Weihnachten, darunter jenes herzigste unter allen seinen Liedern, in dem es heißt:

Eia, eia, schlaf, mein Herzenskindelein,
Dein Christ bringt dir gut Aepfelein,
Baut dir ein schönes Häuselein
Im Himmelreich.

Eia, eia, schweig, du trauts Kindelein,
Es beißt dich sonst das Eselein
Und stößt dich Josephs Ochselein
Zu Bethlehem.

Eia, eia, Joseph kocht ein Müselein,
Maria streichts ihrem Söhnlein ein,
Das Kißlein wärmt ein Engelein
Und singet fein.

O liebes Jesulein,
Die Unschuld dein laß unser sein
Und mach uns arme Leutelein
Heilig und rein!

Noch vor fünfzig Jahren wurde um zwölf Uhr auf dem Thurm der Hauptkirche zu Tübingen in einer kleinen, mit Lichten umstellten Wiege eine Puppe, das Bild des Jesuskindes, gewiegt, während die Stadtmusik den Choral „Ehre sei Gott in der Höhe!" blies und das untenstehende Volk ein weltliches Wiegenlied sang.

Aus den Kapellen und Altarnischen wanderten Krippe und Wiege bald unter das häusliche Dach. Weinhold erzählt, wie er als Kind einmal in der Dämmerung das Nachbarhaus besucht, wo ein Krippel aufgestellt war, sein geringes Eintrittsgeld bezahlt und bewundernd vor dem erleuchteten Gerüst, das die Geburtsgeschichte des Heilands darstellte, an der Wand gestanden habe. Es war, erzählt er, gar bunt und seltsam. Jerusalem und Bethlehem prangten mit Moscheen und Minarets, im Gefolge der heiligen drei Könige schritten neben den Kamelen preußische Soldaten, und neben dem Stalle plätscherte als des Krippels höchster Schmuck ein kleiner Springbrunnen.

*) Susa (Imper. von clev. suysen, hochd. säusen) = schlaf bei Gesang gewiegt ein; ital. ninna = Wiegenkind, Kindchen.

Ansprechend beschreibt auch Reinsberg-Düringsfeld, wie in Bozen zu Beginn der Adventszeit die einzelnen Gegenstände der Krippe in den Familien zusammengesucht, die Figuren aus den Dachkammern herabgeholt, die schadhaften Stücke ausgebessert, die verblaßten neu bemalt und die fehlenden mit Hilfe des Schnitzmessers ergänzt werden. Man geht in den Wald, um Moos zu sammeln, Tannenzweige und Stechpalmen oder dunkeln Epheu. Hiermit wird die Krippe geschmückt, wenn sie am Christabend nach dem Nachtessen aufgestellt wird. Da ruht denn in nächtlicher Grotte das Kind, die Gottesmutter kniet an seiner Seite, während Joseph am Eingang steht und Hirten, meist in Tyrolertracht, vor der Höhle oder auf der Mooswiese knien, auf der Lämmchen grasen und goldgeflügelte Engel die Hirten ansprechen. Ein Hirte reibt sich eben den Schlaf aus den Augen. Im Vordergrund befindet sich ein Brunnen, aus dem eine Kuh trinkt. Auf den Bergen über der Höhle liegen Häuser und Burgen, weiden Herden, von Hirten gehütet; zu ihrer Seite schweifen Jäger mit dem Stutzen, um Hasen und Gemsen zu schießen. Karrenzieher fahren bergab, ein Fleischer führt sein Kalb vorüber, eine Bäuerin bringt Eier und Butter. Dort wieder steigt der Förster mit einem Hasen nieder, den er schon von Weitem schmunzelnd seinen Kindern zeigt. Vor einem Bauernhaus wird Holz gehackt. In der Nähe steht eine Kapelle, vor der ein Waldbruder kniet; ein anderer Eremit klettert eben den Berg herab. Knappen arbeiten und ziehen schwere Karren aus dem Schacht. Aus einer Höhle links tritt ein Bär hervor, ein zerlumpter Bettler hält dem Beschauer den Hut hin.

So bleibt die Krippe bis Sylvester stehn, wo Anderes hinzukommt: die drei Könige füllen jetzt mit ihrem Gefolge von Edelknaben, Reitern, Pferden, Kamelen und Elephanten allen Raum vor der Hütte. Zuweilen wird auch noch die Hochzeit zu Cana dargestellt.

Vor Allem sollte an dem Feste dessen, der den Kindern ein Kind geworden, die Kinderwelt sich freuen. Auch sie feierte in ihrer Weise Advent. Schon am Nicolausabend wählte die Jugend aus ihrer Mitte einen Bischof, der bis zum 25. December in Function blieb und das Recht hatte, alle kirchlichen Gebräuche nachzuahmen. Im vollen Ornate zog er, von der jugendlichen Hierarchie der übrigen Geistlichkeit gefolgt, in Procession in die Kirche, wo er alle Würden

und Vorzüge eines wirklichen Bischofs genoß. In Hamburg wurde im Jahre 1305 zwischen Rath und Capitel eine förmliche Vereinbarung getroffen, die das Wahlverfahren dahin regelte, daß das Recht der Wahl einer Anzahl von Domschülern zustehn sollte; nur bei Wahlstreitigkeiten sollte das Capitel einen Candidaten bestimmen dürfen.

Aus den Scherzen und Freuden dieser Kindergottesdienste, die sich bis zum 25. December an jedem Sonntag wiederholten und bei denen Bileams Esel als Verkünder des Sterns der Weisen nicht die letzte Rolle spielte, entwickelten sich, vornehmlich in Frankreich, jene Narren- und Eselsfeste, bei denen unter derben Possen in der Kirche durch einen sogenannten Narrenbischof die gottesdienstlichen Ceremonien persiflirt, mit einem als Abt herausgeputzten Esel allerhand Späße getrieben und schließlich vermummte Tänze und Maskeradenscherze aufgeführt wurden.

In England wählte man in gleicher Absicht einen „Lord der Ungebühr". In Belgien dürfen am 25. December die Kinder den Herrn spielen. Mit des Vaters Rock, seiner Schlafmütze und Pfeife, durch die weite Weste oft im Gehn gehindert und zu dem Silberknopf des Stockes kaum hinaufreichend, stolziren die Knaben, in der Mutter Morgenkleid und Haube, in ihrer Schürze und den Schlüsselkorb am Arm die Mädchen einher, geschäftig wie nie. Denn hier ist ein Diener auszuschelten, dort eine Magd zu bescheiden, ja den Eltern selbst dies und das aufzutragen. Das jüngste Töchterlein darf heute den Küchenzettel machen, der unfehlbar in Pfannkuchen, Reisbrei und Waffeln besteht. Die Kinder der Armen, die ihr „junge Frau", „gnädiger Herr" an den eiteln Kleinen nicht sparen, halten an diesem Tage reiche Ernte. In den Pensionaten darf die jüngste Schwester die Priorin spielen. In den Schulanstalten wechseln Schüler und Lehrer die Rollen.

In manchen Gegenden des südlichen Deutschlands, auch in Thüringen, ist es Sitte, am „Kindeltage", dem 28. December, mit Gerten umherzuziehen und unter Ruthenschlägen die Erwachsenen um eine Gabe zu bitten.

Aber die Kinder sollen auch wissen, womit allein sie, wenn er kommt, vor dem heil. Christ bestehn können. Diesem Zweck wollen jene lieblichen Christkindelspiele dienen, bei denen verschiedene Perso-

nen und auch das Christkind selbst auftreten, um nach den fleißigen und frommen Kindern in den Häusern Umfrage zu halten.

Im Böhmerwald sagt man den Kindern, in der ersten Dämmerung der heiligen Nacht fahre das Christkindlein in verklärter Gestalt auf goldenem Wagen durch die Luft. Zwei weiße Pferde sind dann sein Gespann, mit Zähnen von Elfenbein, die Gebisse aus feinstem Gold, aus Kronengold auch die Hufeisen; Sonnenstrahlen bilden die Zügel. Ihre Stimme, ja selbst das Knarren der Räder klingt so lieblich, daß, wer sie gehört, die schönste Musik dagegen für rauhen Mißklang hält. Der Wagen aber ist voll von Aepfeln und Birnen, Nüssen, Feigen und Mandeln, Rosinen und Backwerk, die den lieben und frommen Kindern in der Christmitternacht zum Geschenk bestimmt sind. Doch auch Ruthen, Erbsen und Schwarzbrod enthält das Gefährt, die sind für die Faulen und Unartigen — Und am Weihnachtsabend, wenn die Dämmerung kommt, sind die Kleinen im Festgewand schon versammelt. Auf den Knien oder noch auf dem Schooß der Eltern sitzend, falten sie die Händchen und sagen alle Gebete her, die sie wissen. Da naht das Christkind. Es ließ sich draußen ein Geräusch vernehmen, es raschelt etwas: ja gewiß, es ist da. Die Kinder beten so laut als möglich und sehen in ängstlicher Spannung nach der Thür, die sich soeben leise, leise öffnet, gerade weit genug, um eine mit Goldpapier überklebte Hand durchzulassen, welche Geschenke in's Zimmer wirft.

Anderwärts wird das Christkind in voller Person sichtbar. Es ist uns u. A. noch ein solches Gespiel aus Kolbritz bei Jauer erhalten. Der Engel tritt in's Zimmer, weißgekleidet, mit einer Krone auf dem Haupt, in der Hand ein Schwert:

Guten Abend! Ich komm hereingetreten
Und hab nicht um Vergunst gebeten;
Will fragen, ob die Kinderlein
Den Eltern auch gehorsam sein.
Mag das Christkind 'neinkommen?

Nachdem es diese Fragen gestellt, antworten die Eltern:

Christkindlein, komm immer herein,
Der Stuhl soll dir bereitet sein,
Die Thür will ich dir machen auf,
Die Kinder warten mit Freude drauf.

Auf diese Einladung tritt das Christkind ein, bunt gekleidet,

das Geſicht mit Mehl gepudert, in langem, weißem Schleier, eine Krone von Goldpapier auf dem Haupt, an den Händen weiße Handſchuhe.

„Guten Abend" — ſo ſingt es mit feiner Stimme, und es iſt zu verwundern, mit welcher Würde auch arme Dienſtboten ſich in ihre Rolle zu ſchicken wiſſen —

Guten Abend geb' euch Gott,
Ich komm herein ohn' allen Spott,
Ich komm herein ohn' allen Schein,
Will ſehn, ob die Kinder fleißig geweſen ſein.
Wenn die Kinder werden fleißig beten und ſingen,
So werd ich ihnen eine große Bürde bringen.
Wenn ſie aber nicht werden fleißig beten und ſingen,
So wird ihnen die Ruthe auf dem Rücken 'rumſpringen.
Ei, Engel Gabriel, ſag mir an,
Was haben die Kinder Böſes gethan?

Der Engel weiß gerade nicht viel Tröſtliches zu berichten. Die Kinder,

Wenn ſie zu und aus der Schule gehn,
Bleiben ſie auf den Gaſſen ſtehn;
Die Bücher thun ſie zerreißen,
Die Federn gar zerbeißen,
Die Blätter in alle Winkel ſchmeißen —
Narrenspoſſen treiben ſie.

Das Chriſtkind äußert ſich tief betrübt über ſolche Nachricht. Auf Bitte des Engels öffnet es aber doch ſein Bündel und theilt Gaben aus, indes der Engel ſagt:

Ach, liebes Chriſtkind, wenn ich wär', wie du,
So hieb' ich mit der Ruthe zu.

Darauf nehmen ſie beide ſingend Abſchied:

Gute Nacht, wir müſſen ſcheiden,
Die Zeit will uns nicht leiden,
Gute Nacht, wir müſſen fort
An einen andern Ort.

In meiner Heimat im elterlichen Hauſe, einem lutheriſchen Predigerhaus, war es Sitte, daß in der Adventszeit, nachdem der Vater ſchon manches Mal uns Kleinen früher zu Bett geſchickt, weil er mit dem Chriſtkind zu ſprechen habe, wir in der Dämmerung eines Adventabends in die weiten Saalräume gerufen wurden. Uns klopfte das Herz, daß wir nur zitternd die Hände falten und mit unſicherer Stimme unſere Sprüche und Gebetlein ſprechen konnten. Da

rauſchte es hinter den Flügelthüren des weiten großen Wandſchranks vor uns. Es mußte das Chriſtkind ſein, denn da lag ja auf der Diele noch der Goldflitter, den es beim Kommen von ſeinen Flügeln geſtreift. Und wirklich, hinter den Thüren regte ſich's vernehmlicher. Es war ſo ein feines, leiſes Kniſtern; aber uns wär's nicht entgangen, und wär's noch viel leiſer geweſen. Ein feines Stimmchen ließ ſich hören, die anweſende Mutter nach unſerem Verhalten zu fragen. Fiel die Auskunft zur Zufriedenheit aus, ſo gab's artige Geſchenke, für die Schweſtern Puppen und Nähſachen, für uns Knaben Bilderbücher und Schachteln mit Bleiſoldaten. Und wir betheuerten unſere guten Vorſätze, während die geheimnißvolle Stimme aus dem Schrank ſich vernehmen ließ:

Das Jeſulein bin ich genannt,
Bei den frommen Kindern wohlbekannt,
Die ihren Eltern gehorſam ſein
Und ihren Katechismus lernen fein;
Die früh aufſtehn und beten gern,
Denen will ich alles Gute beſcher'n.
Was aber ſolche Holzblöcke ſein,
Die ſchlagen Schweſter und Brüderlein,
Die ſchleppt der Tod in die Hölle hinein.
Darum ſeid fromm, ihr Kinderlein,
Daß ihr nicht kommt in ſolche Pein!

War Weihnachten vorüber, bei den Dreikönigsſpielen, ging's wieder anders her. In langen weißen Hemden, mit Gürteln von Goldpapier, mit ebenſolchen Kronen und Wehrgehängen, in der Hand das Scepter, an der Seite einen hölzernen Säbel, ziehen dann die Burſche, der eine als Mohrenkönig das Geſicht geſchwärzt und unter der zackigen Krone einen Turban auf dem Kopf, als „Sternſinger" umher. Zwei führen vergoldete Spieße, der dritte den Stern, der durch eine Haspel gedreht werden kann. Zuweilen iſt, wie in Thüringen, hinter dem Stern noch ein Brett befeſtigt, das ein mit Gold und Buchsbaum reich verziertes Schloß zeigt, aus deſſen großen Fenſter Herodes mit braunrothem Geſicht und ſchwarzer Perücke herausſchaut, während im Vordergrund der Stall mit Maria, dem Kind in der Krippe und zur Seite drei kleine Könige als bewegliche Figuren angebracht ſind, die hervortreten, ſobald das Lied es verlangt.

Herodes war überhaupt der Vertreter ungerechter Könige. In

Krakau wurde noch 1850 in kleinen Kasten, die von Haus zu Haus getragen wurden, um Weihnachten ein Puppenspiel aufgeführt, das sein schreckliches Ende drastisch darstellte. Die Krippe von Bethlehem ist aufgestellt. Aus einem Thürmchen zur Seite tritt ein untersetzter, breitschulteriger Pole mit verrostetem Türkensäbel; ihm gegenüber tritt eine Matrone in ehrbarer Haube und im Reifrock. Nachdem sie sich begrüßt und eine Polonaise getanzt, tritt ein schmächtiges Männlein auf, das behend und munter herumspringt. Ihm nach wackeln ein schwerfälliger Deutscher in weiter Pluderhose und seine Frau Gevatterin, als plötzlich ein flinker Landsknecht mit erschrecklichem Lärm in die Scene springt und mit derben Fuchtelhieben die Zuschauer zurückdrängt. Ein stämmiger Krakuse tritt auf in reichem Schnürenrock und hohen Stiefeln, die rothe Mütze mit der Pfauenfeder auf dem Ohr, und treibt den prahlerischen Landsknecht zur Seite. Nachdem auch noch ein schlanker Gorale mit abgerissenem Bärenpelz erschienen ist, zeigt die Bühne den hochmüthigen Herodes, von seinen hinterlistigen Ohrenbläsern, den Juden, umgeben. Er höhnt und droht mit seinem Scepter der ganzen Welt Verderben. Dem mageren Tod giebt er einen Schlag auf den Kopf, wie dieser ihn eben mit der Sense fällen will. Endlich fällt er aber doch dem Tod zum Opfer. Der Teufel packt ihn sammt seinem Weibe und schleudert sie in die Hölle. Eine alte Hexe macht Butter und trinkt dabei den Schmand von der Milch ab; auch sie verfällt dem Tode. Nur ein Bettler wird verschont, der nun in seinen Beutel die Gaben für das Spiel einfordert.

Die heilige Scheu und Begeisterung der Alten ist da erkaltet. Was den Vätern so bedeutungsvoll war und so ernst, ist zur Farce geworden.

Ein besseres Schicksal, vielleicht weil die Dorfbewohner auch in solchen Dingen conservativer sind und gemüthreicher, haben die schon früher erwähnten Hirtenspiele gehabt, wohl das Treuherzigste, was überhaupt von weihnächtlichen Volkssitten sich erhalten hat. Auf die Kunde von der Geburt des Heilandes alsogleich bereit, das Kindlein aufzusuchen, haben sie nur erst noch zu berathen, womit sie dasselbe beschenken sollen. Da hat der eine a Schmalz, der andre a Salz, der dritte eine Bütte rothe Rüben oder ein Böckchen oder etwas Mehl, das wollen sie dem Kindlein mitnehmen. Und nun

ziehen sie zur traulichen Krippe, zu singen und zu sagen, was Demuth ihnen eingiebt. Der Maria binden sie auf's Herz, ja gut für das Kindlein zu sorgen. Der Melchior möchte's am liebsten gleich selbst mitnehmen. Der Jörgl möchte's küssen; aber Ripl sagt ihm, daß er für das zarte Knäblein viel zu rauh und schmutzig sei. Lix und Lox sind sorglich um das Stroh in der Krippe bemüht, es gehörig aufzuschütteln, während Jodl der Armut des Kindes dadurch abhelfen will, daß er ihm Dienste bei sich anbietet, wenn es erst groß geworden.

Durch die Erscheinung des Engels ist der Stand der Hirten für alle Zeiten geehrt. In der Cajetankirche zu Prag stimmen Hirten zur Mitternachtsmesse der Weihnacht auf ihren langen Pfeifen aus Birkenrinde ein Lied an. Der Gesang der italienischen Hirten vor den Madonnenbildern in derselben Nacht soll, wie Augenzeugen, u. A. auch Goethe, berichten, ergreifend sein. Besonders in Rom, wo sie in malerischer Tracht, um den Künstlern zum Modell zu dienen, zu Hunderten sich aufhalten, verstärken sie sich um diese Zeit durch massenhafte Zuzüge aus dem Neapolitanischen und ziehen, wenn der Tag kaum graut, zu Zweien und Dreien mit ihrer Schalmei von Kapelle zu Kapelle, bis die Nacht ihrem Gesang ein Ende setzt. In Böhmen laden am Christfest die Hirten vielfach statt der Glocken zum Gottesdienst. In Wippra gehen die Ortshirten als Corporation gemeinschaftlich zum heil. Abendmahl.

Damals, als das Kind geboren wurde, lag es einsam an kalter Stätte. Die Poesie der Liebe weiß auch diese Lücke auszufüllen. War auch kein Mensch da, der des hilflosen Kindes sich angenommen hätte, außer den Eltern, die selbst blutarm sind; brachte Niemand Licht und Holz, um Dunkel und Kälte zu verscheuchen; öffnete sich keines Menschen Herz und Haus, um den aufzunehmen, der doch nur in sein Eigenthum kam: der fromme Sinn weiß Rath. Zwar es ist nur eine falsche Lesart, von der er sich leiten läßt. Aber der Gedanke, auf den sie führt, ergreift die ganze Christenheit. Freude und kindlicher Sinn machen auch den Fehler werth und erheben ihn zum volksgeschichtlichen Bilde. Eine Stelle des Propheten*), die Luther übersetzt: „Du machst dein Werk lebendig mitten in den Jahren," giebt die griechische Uebersetzung der LXX irrthümlich wieder: „in-

*) Habak. 4, 2.

mitten zweier Thiere wirst du erkannt werden.“ Diese Stelle, messianisch gedeutet, ist es, die dem Volk bei Ausschmückung des Weihnachtsbildes ihre Farben lieh, um derentwillen auf so vielen bildlichen Darstellungen der Geburt wir auch Thiere anbetend an der Krippe stehn sehen. Und heißt es bei Jesaias*): „Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennt es nicht, und mein Volk vernimmt es nicht,“ so wissen wir auch, welche Thiere es waren, die im Stalle auf Jesum niedersahen.

Das Evangelium de infantia erzählt sogar: „Maria legte das Kind in eine Krippe, und Ochse und Esel beteten es an.“ Dadurch ist die Vorstellung von einer Anbetung des Herrn durch die Thiere Eigenthum des Volks geworden. In unzähligen Hymnen und Liturgien, selbst an verschiedenen Stellen des römischen Breviers, kehrt sie wieder. In einem Weihnachtsspiel aus Obersteyermark wird ein Hirt sogar ganz unwirsch, daß er seinen Ochsen und Esel vor der Krippe findet, ohne zuvor darum gefragt zu sein. In Flandern gab es eine Feier, sinnvoll in Gedanken, wenn auch etwas plump in der Ausführung, bei der verschiedene Thiergestalten redend eingeführt wurden. Hatte der Engel das Ave Maria gesungen, so rief ein Knabe, der einen großen Hahn vorstellte: Puer natus est nobis, wobei er den Hahnenschrei nachahmte. Der Ochs brüllte: Ubi, ubi? Ein Lamm blökte: Bethlehem! Ein Esel endlich ermunterte: Hihanus! Hihanus! (eamus), und die Procession, von den Thieren begleitet, setzte sich nach der Krippe hinter dem Altar in Bewegung**).

Auch vom Zaunkönig erzählt man sich in Graubünden, daß er das Kind in der Krippe vor Spinnen gehütet habe. Denn als die Madonna einst zu ihrem Schreck dichte Spinnweben über dem Gesicht des Knäbleins bemerkte und vergebens sie zu entfernen suchte, weil immer neue und neue das liebe Antlitz umspannen, da schwebte ein kleines Vöglein vom Zaune herab und pickte alle Spinnen weg. Dafür erhielt es den Königstitel.

Die Volksmeinung hielt solchen Glauben auch unter der Herrschaft der Reformation noch lange fest. In jeder Christnacht wiederholt sich das Wunder der ersten heiligen Nacht: die Thiere wachen

*) Jes. 1, 3.

**) Vgl. M. Busch: Deutscher Volkshumor. Leipzig, 1877.

im Stall und beten an. Aber unklug wäre es, in die Ställe zu gehn, um sich davon zu überzeugen. Ein Bauer in Schleswig, der das nicht glauben wollte, legte sich Abends in die Raufe und horchte. Da hört er, wie um Mitternacht das eine Pferd zum andern sagt: „Dies Jahr ziehen wir noch mit unsrem Bauer los," und er erschrickt so, daß er krank wird und stirbt. Die Pferde zogen ihn auf den Kirchhof.

Nur wer keine Todsünde auf dem Gewissen hat, hört sie schadlos reden. So jener Knecht, der am Christabend zur Beichte ging, um sich zur Communion am ersten Feiertag vorzubereiten. Er hatte ziemlich weit zur Kirche. Deshalb kam er erst spät in der Nacht wieder zu Hause, wo er sich bald auf den Schuppen begab, zu schlafen. Unter ihm befand sich der Stall mit den Rindern. Der Knecht war bald in tiefen Schlaf gesunken; aber zwischen 11 und 12 Uhr wird er durch lautes Reden geweckt. Er horcht aufmerksam auf, da vernimmt er zu seinem Erstaunen, wie ein Ochs zum andern spricht: „Komm, wir wollen auf den Schuppen hinaufsteigen und dem Knecht das Lebenslicht ausblasen!" worauf der andere: „Nein, das dürfen wir nicht thun. Der Knecht ist heute zur Beichte gewesen, und morgen naht er zum Tisch des Herrn." — „Aber der Knecht weiß jetzt Alles und wird gewiß ausplaudern, was wir gesprochen haben." — „Sei nur ruhig und bete; die Stunde wird bald verflossen sein, in der es uns vergönnt ist, zu reden." Wie der Knecht das hörte, wuchs ihm der Muth. Er schlich sich bis an die Leiter und sah in das Innere des Stalls hinab. Da lagen die Thiere auf den Knien und schlugen andächtig und fleißig das Zeichen des Kreuzes. Mit dem Glockenschlag Zwölf aber hörte ihre Redefähigkeit auf.

Doch nicht bloß durch die Welt der Thiere, durch die ganze Natur, die ein Organismus, geht ein Schauer der Freude. Alle Creatur, wie sie sich mit dem Menschen sehnt und ängstigt, theilt auch seine Freude und empfindet mit ihm das Nahen des Sohnes Gottes.

Was der Heilsglauben der Person des Erlösers selber zuschreibt, überträgt der Aberglauben auf Alles, was als äußeres Erinnerungszeichen mit diesem zusammenhängt. Auf Stern, Licht, Krippe, Baum, Kuchen, auf alle Elemente wird etwas von dem Wunderglanz übertragen, der die Gestalt des Heilands selbst umstrahlt. Das Krippenheu wird verehrt, als wäre es das Sacrament des Altars.

Mit dem Weihnachtsbrot werden dämoniſche Kräfte gebannt; ſo alt es auch wird, es verdirbt nicht. In Perigord ſehen wir die Aſche des souche de noël ſammeln, als die gegen geſchwollene Drüſen Heilung gewähre.

Der Stern, den einſt die Weiſen im Morgenland ſahen, überſtrahlte mit ſeinem Licht alle übrigen. Mond und Sonne und alle Geſtirne bildeten ſein Gefolge. Die Sonne erhob ſich an dieſem Tage früher und gab blendender ihr Licht. In jeder Weihnacht macht ſie noch jetzt zwei Freudenſprünge.

So ſtrömen auch in der geweihten Nacht die Brunnen von Oel, die Waſſer wandeln ſich in Wein, die Bäume grünen, die Steine ſelbſt regen ſich. Wenn die Feſtglocken tönen, quillt aus Felſen Honig; zartes Grün überzieht die Kieſel. Jedermann kann in dem Augenblick der göttlichen Geburt am Brunnen ſo viel Wein holen, wie er will; aber nur, wer reines Herzens iſt und voll heiliger Scheu, erfährt den Segen der Stunde. Wer neugierig und voll ſinnlichen Gelüſtens dem Wunder naht, verfällt dem Böſen. Ein Geiſt des Abgrunds ſteht hinter ihm und ruft: „Alle Waſſer ſind Wein, deine Augen ſind mein!“ und er erblindet.

Um die dem Volke liebgewordenen Weiſen ſeiner Volkslieder ihm zu erhalten und den neuen Inhalt durch die alten Melodien ihm deſto werther zu machen, wurden dieſe vielfach auch den Weihnachtsgeſängen unterlegt. Das vielgeſungene Weihnachtslied aus dem 14. Jahrhundert, das Joh. Tauler als Verfaſſer zugeſchrieben wird: „Uns kommt ein Schiff gefahren, es bringt eine ſchöne Laſt,“ hat zur Weiſe die Melodie des Liedes: „Es wollt' ein Jäger jagen, wollt' jagen in eim Holz“; das Lied: „Der liebſte Herre, den ich han, der iſt mit Lieb gebunden“ iſt umgedichtet nach dem Zechlied: „Der liebſte Buhle, den ich han, der liegt beim Wirth im Keller.“ Auch das unvergleichlich ſchöne: „Es iſt ein Reis entſprungen“ ſcheint Umdichtung eines weltlichen Liedes zu ſein. In Frankreich ſind ſo im Laufe der Zeit oft die lockerſten Lieder aus Vaudevilles und Opern in Noëls umgewandelt worden. Das werden wir nicht billigen wollen; aber das Motiv war immerhin löblich.

Andere Ausſchreitungen, beſonders zur Zeit des Verfalls katholiſchen Lebens im 15. Jahrhundert, forderten ſchon die obrigkeitliche Rüge heraus. Der Bürgermeiſter Franz Weſſel, Luther's Zeitgenoſſe,

entwirft uns ein Bild von der Christmesse, wie er sie vor Einführung der Reformation in Stralsund fand. In Mädchenkleidern saßen Jungen in dem Frauengestühl der Kirche. Andere hatten sich als Hirten gekleidet und führten an Stricken allerlei Thiere schreiend in den Gängen auf und ab. Noch andere hatten mit Erbsen gefüllte Schweinsblasen mit sich, die zersprengten sie auf den Leichensteinen, daß es knallte, und dazu ward ausgelassen gelärmt und getanzt.

In vielen protestantischen Städten des 18. Jahrhunderts, in denen die Frühmette beibehalten war, sah es nicht eben besser aus. Der Geist, dem die kirchliche Feier ihren Ursprung verdankte, war verflüchtigt und nur der rohe Niederschlag eines derben Volkswitzes zurückgeblieben. Branntwein und Honigkuchen sollten auch im Gotteshause die Freudenbringer sein. Wer unter den Ernstgesinnten Anstoß nahm, mußte noch froh sein, wenn, wo die Geistlichkeit solchen Unfug duldete, wenigstens die Polizei mit Strafen einschritt.

Ein nur um so größeres Interesse aber gewinnen solchen Caricaturen der Festfreude gegenüber uns jene im Volksleben bewußt und unbewußt gepflegten sinnigen Sitten und Gebräuche ab, selbst da, wo sie nur von dem unheimlichen Doppelgänger des Glaubens, dem Aberglauben, getragen werden, oder wo sie in uralten heidnischen Vorstellungen ihren Grund haben.

Soweit die Völker römisch sind, haben ihre Heiligen den Krieg gegen Wodan und Frigge führen müssen, und so, in christliche Namen und Gestalten umgedeutet, nicht selten unkenntlich gemacht, haben sich die heidnischen Göttergestalten, die einst durch die Dämmerung der Adventabende und Zwölfnächte huschten, in das christliche Lager herübergeschlichen, ihr bestrittenes Dasein weiter zu fristen. Im protestantischen Norden Deutschlands werden, mögen wir nun den Grund in der späteren und härteren Bekehrung sehen oder in dem völligeren Durchdringen der Reformation, die alten Götter noch bei ihrem wahren Namen genannt. Im Allgemeinen ist es der Kirche gelungen, die alte Götterwelt zurückzudrängen, aber auch nur zurückzudrängen. Und soweit die alten Gebräuche, die in ihr wurzeln, dem Glauben unschädlich sind, mögen sie fortbestehn, können sie selbst nützlich sein für Sitte und Recht.

Nur in England ist die wilde Jagd zu Gabriel hounds geworden. Sonst hat sie sich auf germanischem Boden in einen grauen

haften Teufelsspuk verwandelt, wie Frau Holle seit der Herrschaft des Christenglaubens als Venus Tannhäuser verlockt, die weiße Berchta zur Kinderscheuche geworden ist und Wodan dem Satan seine Raben, Donar ihm den Bock oder wenigstens die Bocksfüße hat abtreten müssen.

Zu den Gestalten des heidnischen Alterthums, die sich eines längeren Lebens erfreuen durften, indem sie, den veränderten Zeiten Rechnung tragend, sich geradezu zu mittelalterlichen Heiligen, ja zu Aposteln verjüngten, rechnen wir den Drachentödter St. Michael, Georg und Martin, die Wodans Schimmel reiten, von Donars Bock begleitet, St. Olaf, der Thors rothen Bart trägt und, wie dieser, mit dem Riesen kämpft. Aber auch in unzähligen Erscheinungen des Marienmultus ist der heidnische Hintergrund unschwer zu erkennen.

Zu der dritten Reihe alter Götterbilder und Bräuche, die unter Zulassung der Kirche nicht einmal die Gewandung gewechselt haben, weil sie um ihrer Harmlosigkeit willen auch vor strengeren Richtern Duldung fanden, rechnen wir alles das, was den einen als gutmüthiger Feld- oder Hausgeist, den anderen als Mummenschanz und neckischer Possen sich bis heute im Gemüth und Andenken des Volks aus der Vergangenheit erhalten hat. Dahin gehört der Eber des Frô, der im Korn umgeht, wenn der Sturm in den Halmen wühlt; Frau Holle, die in Thüringen die Spinnstuben besucht; dahin gehören eine Menge Bräuche der Fastenzeit, die Oster- und Johannisfeuer, die Martinsgans und Thüringer Märtenshörnchen, Reminiscenzen uralter Opferspeisen, die Maibüsche, Ueberbleibsel von einstigen Frühlingsfesten.

Zuweilen verirrt sich auch unter die heidnischen Götter ein moderner Kirchenheiliger, daß wir, wie häufig in Norddeutschland, in Gesellschaft von Wodan und Ruprecht dem h. Nicolaus, jenem kinderliebenden Bischof von Myra, begegnen. In Böhmen finden sich zum Adventsumzug gar der heilige Christ, ein Engel, St. Petrus, St. Niclas und Ruprecht zusammen.

Daß aber auch die neuen Heiligen gerade in der Weihnachtszeit sich regen, hat seinen Grund darin, daß manche derselben nur Personificationen von gewissen Attributen Christi sind, die sich zu diesem etwa verhalten, wie einzelne Attribute und Namen von Zeus oder Apollo zu diesen selbst. Unter dem eifrigen Bestreben, das Alte zu ver-

drängen, kommt ein neues Heidenthum auf, vornehmlich in der byzantinischen Kirche, wo das niedere Volk die Gedanken seiner Geistlichen oft noch bis zur Unkenntlichkeit vergröberte. Konnte doch ein nordischer Reisender, ohne zu übertreiben, noch im vorigen Jahrhundert berichten: „Diejenigen, welche gegen Archangel und Kola wohnen, erkennen keinen anderen Gott, als den St. Nicolas, den sie vor den Regierer der Welt halten. Sie behaupten, daß von Italien bis an einen Haven, der seinen Namen führt und nahe bei Archangel, auf einem Mühlstein geschwommen kommen . . . . Sie celebriren mit mehrem Respect und größerer Andacht die Feste ihrer eigenen Heiligen, als der Apostel ihre. St. Nicolas, sagen sie, ist naśch brat, d. i. unser Bruder, welcher vor uns, die wir eben aus diesem Lande sein, wie er, mehr Gütigkeit hat, was weder S. Petrus noch Paulus haben, die uns niemalen gekannt."

In einzelnen Strichen hat St. Stephanus, der erste Blutzeuge, den sich das Volk als Bannerträger des Herrn, auf weißem Rosse seine Fahne schwingend, vorstellt, allen andern den Vorsprung abgewonnen. In Friesland fand früher ihm zu Ehren die Bescherung am 2. Weihnachtstage statt. An seinem Tag, dem 26. December, ritten die Ehsten ihre Pferde, oder ließen zur Ader, damit sie gedieben.

St. Andreas, dessen Fest am 30. November die Adventszeit einleitet, ist als der sanfteste unter allen Aposteln der Ehepostulator. Die Nacht vorher ist die Zeit der Prophezeiung, in der allen ledigen Mädchen eine Frage an das Schicksal freisteht. Da dürfen sie langend und bangend die Frage thun: Mit wem werde ich die Zukunft theilen? Ist er auch treu? Und wie lange währt's noch? — In der Harzgegend werden zwei Becher, der eine mit Wein, der andere mit Wasser gefüllt; dann tritt die liebe Ungeduld mit einem Fuß gegen die Bettlade und spricht dabei:

Bettspond, ich trete dich,
St. Andres, ich bitte dich,
Laß mir erscheinen
Den Herzallerliebsten meinen.

Sollte er sein reich,
Schenkt er mir eine Kanne Wein;
Sollte er sein arm,
Schenkt er mir eine Kanne Wasser.

Nicht lange, so kommt darauf die Gestalt des Zukünftigen zur Thür herein, trinkt aus einem der beiden Becher und reicht dem Mädchen mich hin.

In Würtemberg schließen am Andreastag junge Mädchen einen Kreis, darin wird ein Gänserich gestellt; wohin der läuft, die wird

zuerſt Braut. — In anderen Gegenden werfen ſie, den Rücken der Thür zugewandt, einen Schuh oder Pantoffel über die Achſel; je mehr die Spitze desſelben gegen die Thür oder eine Wand gerichtet iſt, um ſo früher hat das Mädchen im nächſten Jahre Hoffnung, Braut oder Frau zu werden.

Schwerlich ahnt auch nur eine von denen, die dieſe Künſte üben, daß alles das Gebräuche aus der alten Julnacht ſind. Schon damals waren für eine Stunde alle Geheimniſſe aufgeſchloſſen, die Berge ließen ihr Inneres ſchauen; wer auf das Eis ging, konnte da unten die Zwerge mit Sicheln Garben ſchneiden ſehen und daraus einen Schluß auf die Fruchtbarkeit des Jahres machen. Oder man ſtieg, mit dem bloßen Schwert umgürtet, auf die Firſt des Hauſes oder ſetzte ſich am Kreuzweg auf eine Kuhhaut nieder; dann ſchaute man die Geſchicke des kommenden Jahres. So viel Leichenzüge vorüberzogen, ſo viel Todesfälle brachte die nächſte Zukunft.

Junge Mädchen wußten, um eine Antwort auf die ihnen wichtigſte Frage zu erlangen, hundert Künſte. In der Kammer wurde ein Tiſch mit neunerlei Speiſen gedeckt; dann kam der Zukünftige und ſetzte ſich der Herzensliebſten gegenüber. Sie ſahen in's Ofenloch und erblickten darin die Geſtalt des Bräutigams. Sie fegten rücklings die Stube, um mit dem Auge den dann in der Ecke Kauernden zu ſtreifen. Hörten ſie auf dem Kreuzweg mit der Peitſche knallen, ſo war's ein Jäger; hörten ſie tuten, ein Hirte. Nußſchalen mit Lichtchen, welche die Namen beſtimmter Perſonen trugen, wurden auf eine Waſſerſchale geſetzt; erloſch ein Licht, ſo mußte der Eigenthümer im ſelben Jahre ſterben; ſchwammen dagegen zwei aufeinander zu, ſo war das für intime Verwandtſchaft eine günſtige Vorbedeutung. Man griff wohl auch blindlings unter neun aus Teig gebackene Gegenſtände (Geld, Wiege, Brot, Ring, Todtenkopf, alter Mann, Soldat, Himmelsleiter, Schlüſſel) und ließ den erfaßten Gegenſtand über die Zukunft entſcheiden.

Im Harz ſpielen ſie den „Nappelfang". Kleine Näpfchen, die gewiſſe Perſonen bedeuten, werden auf's Waſſer geſetzt, und je nachdem ſie ſich nähern oder trennen, wird auf Zu- oder Abneigung geſchloſſen. Ein ſich zufällig anhängendes dickeres Näpfchen bedeutet den Paſtor, der die Trauung vollziehen wird. — Anderwärts werden in Lehmkügelchen Zettel mit Namen geknetet, und dann wird als

bedeutungsvoll beobachtet, welcher Zettel sich im Wasser zuerst ablöst. — In Süddeutschland klopfen die Mädchen an ein Fenster zu ebner Erde, hinter dem sie Licht sehen, dabei flüsternd: „Ich klopfe an, ob ich dies Jahr bekomm einen Mann", und je nachdem drinnen im Gespräch zuerst ein Ja oder Nein hörbar wird, entscheidet sich die Zukunft.

Der christliche Glaube weiß nur von Einem, an dem die Zukunft hängt, durch den die Zeichen der Zeit ihr Maß und ihre Erfüllung finden, und der läßt Niemanden im Zweifel, was die kommenden Tage bringen werden. Aber auch nur fester, reiner Glauben sieht getrost in die Zukunft, weil er von dem weiß, der Alles weiß. Sein Widerpart, der Unglauben, und seine Halbschwester, der Aberglauben, halten noch heute mehr von der Auskunft, die in der Christnacht am Kreuzweg erlangt wird, oder sie gehen in dieser Nacht in die Wintersaat des Ackers hinaus, um aus dem Fluge der Wolken, dem Bellen der Hunde die begehrlichen oder furchtsamen Gedanken des eigenen Herzens zu erfahren. Noch jetzt hört man am Neckar, was ein gutes Weinjahr bedeuten soll, Punkt zwölf Uhr in der Christnacht ein hohles Klopfen an den Fässern. Noch jetzt wird, was man in Calw bei Stuttgart in den Zwölften träumt, in den nächsten zwölf Monden zur Wahrheit. Und so knüpfen sich alle jene Künste, der ganze Fetischismus blühenden Kalenderaberglaubens, mit welchem Sorge und Neugier sich beschweren, vorzüglich an diesen Tag.

Im Oberbergheimschen herrscht die Sitte, daß am Christabend der Familienvater ein Ferkel in das Wohnzimmer holt und ihm, es kneifend, die Frage vorlegt: „Wizchen, sag mir, Wizchen, — Viel oder ein Fizchen?" und je nach der Stärke des Ferkelquiekens giebt es reiche oder spärliche Ernte. Dann kneift er und fragt weiter: „Wizchen, sag mir alsbald, — In Feld oder Wald?" und nach dem helleren oder tieferen Grunzen wird auf das Gerathen der Kartoffeln oder den Ertrag des Waldes geschlossen.

Eine reiche Obsternte sucht man zu erreichen, indem man die Bäume im Garten streichelt,*) schüttelt oder Strohbüschel dranhängt, die angezündet werden. — Wer zwischen elf und zwölf in der Christnacht still in einen Brunnen sieht, erblickt darin seinen zukünftigen Geliebten. — Klopft eine Magd an ein Hühnerhaus und der Hahn kräht, so

*) Vgl. J. V. Grohmann, Abergl. u. Gebräuche aus Böhmen und Mähren, I. Lpz. 1864.

bekommt sie bald einen Mann. — Auf Kreuzwegen kann man aus dem Rossegewieher schließen, ob Krieg sein werde. — Wer sich in eine Pferdekrippe legt, kann die zukünftigen Dinge vernehmen.

Während so die Dienstboten draußen in ihrer Weise das Fest begehen, ist die Herrschaft in der Stube nicht müßig. Hier sitzt die Familie um ein Becken zusammen, dem flüssigen Blei seine Orakel abzulauschen, wenn es in dem Wasser sich zu wunderlichen Figuren kräuselt. Das geschieht zwischen elf und zwölf, unter tiefem Grabesschweigen. Einer ist da zum Jäger bestimmt, weil er die Gestalt von Hund und Flinte zu schauen bekommt; ein anderer, dem das Blei kleine niedliche Bäumchen zeigt, wird Förster werden. Eine Nagelschmiedsfrau behauptete, als Mädchen immer lauter kleine Nägel gesehen zu haben.

Im Nachbarhaus wird unterdes, denn das ist noch sichrer, statt Blei geschmolzenes Wachs oder das Weiße von einem rohen Ei in ein Wasserglas gegossen und damit die gleiche Untersuchung angestellt. Andere höhlen Zwiebeln aus, es müssen deren zwölf sein, der Zahl der Monate entsprechend, und thun Salz hinein: in welcher zuerst sich Wasser zeigt, in deren Monat wird es trübe hergehn. Oder es werden Salzhäufchen auf den Tisch gestreut, je eins für die Glieder des Hauses; welches von ihnen zuerst Feuchtigkeit anzieht, dessen Besitzer wird das kommende Jahr nicht überleben. Auch werden wohl vier Zwiebeln ohne Salz, aber mit dem Namen von bestimmten Personen bezeichnet, in die vier Ecken des Zimmers gelegt: wessen Zwiebel dann bis zum 6. Januar ausschlägt, darf den, dessen Namen sie trägt, als Freier erhoffen. — Oder aus dem Schatten wird geweißagt; wessen Schatten keinen Kopf zeigt, wird bald sterben.

Auch was von der Großmutter Goethe's erzählt wird, ist doch nur ein frommer Aberglaube. Sie legte am Weihnachtsabend, da ihr Gemüth durch ein Erlebniß stärker bewegt war, in ihre Bibel blindlings ein Blatt und fand am Morgen den rechten Vers, den sie für ihre bangen Zweifel brauchte.

In Allentaken wird von den Ehsten ein Weihnachtsknäulchen aus rothem Garn — jõulo kerake — gewickelt, in das kleine Kupfermünzen und allerlei Kräuter gethan werden; das Knäulchen, unter das Dach des Viehstalles versteckt, behütet die Thiere vor jedem bösen Zauber.

Von anderen ehstnischen Weihnachtsbräuchen berichtet F. J. Wiedemann*). Am Weihnachtsabend werden zwischen die Steine der Handmühle zwei Hölzchen gelegt, so daß man von allen Eßwaaren und Getränken etwas dazwischenthun kann, und dies bleibt als Bürgschaft des Gedeihens der Mühle zur Speise bis Epiphanias. — In der Stube wird Heu oder Stroh ausgebreitet, nachdem die das Stroh Herbeitragenden vorher durch die halbgeöffnete Thür gefragt haben, ob man jõulud, d. i. Weihnachten, aufnehmen wolle. Der das erste Strohbund hereinträgt, fragt den Wirth über allerlei Dinge aus, und dieser steht hinter der Thür mit dem rehe-papp, der von ihm selbst bei der letzten Ernte geschnittenen und gebundenen ersten Korngarbe, die seither ungedroschen an der Decke über dem Eßtisch aufbewahrt wurde und die in dieser Stunde ihrem Herrn die Gabe verleiht, richtig zu prophezeien.

Die Ankunft des Christkindes zu erwarten, bleiben die Leute die ganze Nacht über in den Kleidern wach, es wird Licht gebrannt, es steht Essen, nach altem Herkommen Kohl in Wurstbrühe gekocht, auf der Tafel, dazu auf jeder Ecke des Tisches ein wenig Salz, von dem man neunmal ißt und am Weihnachtsmorgen auch auf das Viehfutter streut.

Ein besonderes kegelförmiges Brot, ein ize-leib, wird gebacken, auf das macht man drei Eindrücke, mit einer Spange (Breze) oder Kohle, oder drückt mit einem Schlüssel oder Ferkelknochen ein Kreuz darauf, das den Namen Weihnachtseber, jõulu-orikas, führt. Auch dieses wird mit einem hineingesteckten Licht auf den Tisch gestellt und dort die Feiertage über unberührt gelassen. Am Neujahrs- und Dreikönigstage aber vor Sonnenaufgang wird etwas davon mit Salz dem Vieh vorgebrockt; das übrige wird in einem Kasten aufbewahrt bis zu dem Tage, wo das Vieh zum ersten Mal auf die Weide getrieben wird. Dann legt man es dem Hüter in den Sack und vertheilt es am Abend an das Vieh, um es zu feien. Anderwärts ißt zur Zeit der Ernte das Gesinde davon und das Vieh, damit das Feld reichlicher trage.

In der Nacht vor Weihnachten müssen die Fenster verdeckt sein, sonst, wenn er das Licht sieht, kommt der Teufel herein, oder es

*) Aus dem inneren und äußeren Leben der Ehsten. Petersb. 1876.

wächſt, wo der Lichtſchein die Felder geſtreift hat, kein Getraide. So macht man auch am Weihnachtsabend mit Kreide, Kohle, Theer ein Kreuz außen über die Thür, auch auf Schlitten und Wagen, den Teufel abzuhalten, und Neujahr werden die Spitzen des Kreuzes mit einem Kreis umzogen zum Zeichen, daß das Jahr ſeinen Kreislauf vollendet hat.

Die Mädchen bringen vom Holzhaufen, ohne ſie zu zählen, Scheite in die Stube; findet ſich dort beim Zählen eine paarige Zahl, ſo ſtellt ſich bald ein Freier ein. Oder man wirft, wie auch aus Deutſchland ſchon erwähnt wurde, mit dem Rücken zur Thür gewandt, einen Schuh zwiſchen den Beinen durch oder über die Schulter: iſt die Spitze des niedergefallenen Schuhs zur Thür gewandt, ſo wird die Werfende im kommenden Jahr als Frau das Haus verlaſſen; iſt's dagegen der Hacken, ſo bleibt ſie darin.

Der Hausvater wirft auch, wie am Sylveſterabend, die härteſten Strohhalme gegen die Lage. Bleibt zwiſchen den Balken und Ritzen der Decke viel davon hängen, ſo wird das nächſte Jahr eine gute Roggenernte bringen. Dasſelbe wiederholt er dann für Gerſte, Hafer, Erbſen, Kartoffeln; oder er wirft eine Handvoll von jeder Getraideart an die Decke und ruft: „Gott laſſe in dem neuen Jahr den Roggen, Hafer ꝛc. ſo hoch wachſen!“

Wer am Weihnachtsabend Heu ſtiehlt, deſſen Pferde werden gedeihen, und wem's gelungen iſt, ohne ertappt zu werden, der kann gefahrlos das ganze Jahr ſtehlen. — Vor die Thür des Viehſtalls wird ein Beil, vor die des Pferdeſtalls ein Bohrer gelegt; dann kommt der Tod nicht hinein. — In das Waſchgefäß legt man am Weihnachtsmorgen eine Spange oder ſonſt etwas Silbernes und wäſcht mit dieſem Waſſer das Geſicht; ebenſo in das Trinkgeſchirr des Viehs, und das heißt „Silberweiß legen am theuren Tage.“ Es bewirkt, daß der Betreffende im nächſten Jahr überall „Silberhelle“ findet und gegen Unglücksfälle geſchützt bleibt.

Am Weihnachtsmorgen wird auch das Vieh früh bei Licht beſchickt, und ſorgfältiger als ſonſt; wenn es heller geworden, noch einmal; auch das Trinkwaſſer ihm in den Stall getragen, während man den Vögeln Getraidekörner hinauswirft.

In der Nacht muß man Strümpfe und Schuhe anbehalten, ſonſt entſtehen Geſchwüre an den Füßen. Nieſen am Weihnachtstag be-

deutet Glück, besonders Gedeihen des Viehs; von übler Vorbedeutung aber ist's, wenn man unversehens von Jemand gestoßen oder auf den Fuß getreten wird. — Am Morgen, noch vor Sonnenaufgang, macht Groß und Klein Besuche bei den Nachbarn. — Damit die Schafe ein gutes Vlies gewinnen, beginnt man erst zwischen Weihnachten und Neujahr die Wolle zu kratzen.

In einigen Gegenden erscheint der jõulu-puck, der Weihnachtsbock, in einen Pelz gehüllt, mit langem Hals, von den Hausbewohnern reichlich gespeist und getränkt, wogegen er sie mit der Ruthe schlägt. — In anderen Gegenden ist's eine jõulu-hani, die Weihnachtsgans, die diesen Besuch abstattet.

Schert man am Weihnachtsabend fremden Schafen etwas Wolle ab, verspinnt sie und zieht davon Fäden in den Rock ein, so bewahrt dies gegen den Zorn der Herrschaft und verschafft dem Träger immer Recht vor Gericht. — Im Werroschen darf das Vieh am ersten Weihnachtstag nicht getränkt werden, sonst wird es im Sommer von Bremsen geplagt und läuft von der Weide weg. — Ist der Fußboden unter dem Speisetisch am Abend rein gefegt und es wird am folgenden Morgen ein Getraidekorn auf der Diele gefunden, so ist das ein Fingerzeig, daß der Bauer von dieser Getraidegattung im Sommer am reichlichsten aussäen muß, weil sie am besten ausschlagen wird. — In Wierland lassen manche, wenn sie schlafen gehen, in der Christnacht die Tafel besetzt, wie auch die Wirthin ihre Speisekammer nicht verschließt; auch das jõulu-kak oder kolli-kak — das zum Kollomatz degradirte Wesen ist ursprünglich eine heidnische Gottheit — bleibt auf dem Tisch stehn, weil, wenn die Unterirdischen kommen, es ihnen an nichts gebrechen darf.

Die beliebtesten Weihnachtsspiele der Ehsten sind das Fuchsspiel, rebase-mäng —, bei dem mit Nüssen, Bohnen oder Erbsen auf dem Tisch die Gestalt eines Fuchses nachgebildet wird, und das sogenannte Passi-loma, das Fr. Kreutzwald*) also beschreibt:

Jeder Spielende dreht sich aus dem Weihnachtsstroh einen Plumpsack, mit dem er seinen Nachbar zu treffen sucht, um von diesem dasselbe Vergnügen zurückzuempfangen. Dieses gegenseitige Bestreichen

*) Inland. Jahrg. 1837. — Abweichungen von dieser Art des Spiels siehe bei Wiedemann a. a. O., S. 303.

geſchieht zunächſt nur im Scherz; aber die Scherze führen in der Regel einen lauernden Ernſt im Hintergrund, daher denn das Passilöma am Chriſtabend gewöhnlich damit endet, daß die Spieler einander tüchtig das Haar zerzauſen, bis der Hausvater dem ſpielenden Ernſt dadurch ein Ende macht, daß er die erhitzten Gemüther um die Weihnachtsſpeiſe, Schweinefleiſch und Wurſt, bei Tiſche verſammelt.

In allen dieſen Sitten iſt der Feſtbrauch der alten Jultage unſchwer zu erkennen. Sonſt waren in den dunkelſten Winternächten die Ueberirdiſchen zur Erde geſtiegen und hatten ihr Weſen getrieben. Auch jetzt noch kommen, wenn Weihnacht naht, in Island, Schweden und Dänemark die Jolevätter, die Weihnachtswichte, von ihren Bergen herab und ſtehlen mit langen Haken aus den Vorrathskammern der Bauern Dörrfleiſch oder rauben gar Menſchen. Ein Knecht kriecht, ſie nachzubilden, mit geſchwärztem Geſicht, eine Pferdedecke, die in einen langen Schweif ausläuft, übergeworfen und einen mit brennenden Lichten beſetzten Stock im Munde, in die Häuſer, um Gaben einzufordern und gewaltige Drohungen auszuſtoßen, wenn er nichts bekomme.

Eine Maus oder einen Bären darf man deshalb in der Weihnachtszeit, denn Götter könnten deren Geſtalt angenommen haben, nicht bei ihrem Namen nennen. Die Maus heißt dann Bodenläufer, und ein Bauer, der bei ſeinem Paſtor, Namens Bär, für den erſten Weihnachtstag eine Taufe beſtellen wollte, redete ihn immer nur mit „Herr Brummer“ an.

Zur Zeit des Weihnachtsfeſtes vollführt die Berliner Straßenjugend einen wahren Höllenſpektakel. Dann ſchnarren ſo viel Waldteufel, wie Ziegel auf den Dächern ſind. Es ſind das offene Pappcylinder, die, an Pferdehaaren um einen hölzernen Griff geſchwungen, einen dumpf brummenden Lärm erzeugen und auf nichts anderes, als Wodans wilde Jagd zurückzuführen ſind.

Am Tage der chalendes wird in der Dauphinée der Julblock, chalendal, ehe er in den Kamin kommt, feierlich begrüßt: „Seien wir froh! Gott macht uns fröhlich. Das verborgene Feuer kommt. Gott giebt uns Gnade, das Jahr zu ſehen, das wieder kommt.“

Auf allem Weihnachtlichen ruht ein Segen. In der Chriſtnacht wird in allen Schäfereien ein junges Lamm gefunden. — Mit der Geburt Chriſti iſt der unverwelkliche Frühling erſchienen, von ihm

verkündet Jesaias*): „Es wird eine Ruthe aufgehen von dem Stamm Isai und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht bringen;“ von ihm Ezechiel, wenn er den Herrn sprechen läßt**): „Ich will von dem Wipfel des hohen Cedernbaums nehmen und oben von seinen Zweigen ein zartes Reis brechen . . . und soll zum herrlichen Cedernbaum werden, also daß allerlei Vögel unter ihm wohnen und allerlei Fliegendes unter dem Schatten seiner Zweige bleiben möge.“ Darum ist die immergrüne Tanne sein Symbol mit dem Glanze ihrer Lichte und dem süßen Segen der ihr geliehenen Früchte, aus dem wie aus einer unversiegbaren Quelle die Kinderwelt ihr erstes Christenthum schöpft.

Und wenn der Heiland kommt, muß der Arge fliehen. Die er mit gieriger Hand gefaßt hat, in der heiligen Nacht muß er sie fahren lassen. Besessene können in ihr gesund, Verwünschte erlöst werden. Die in Seen und Gründen durch die Macht des Bösen versunkenen Kirchen und Kapellen lassen ihr Glockengeläute wieder hören, mit ihren Schwestern droben den Herrn zu feiern. „Daß es zu Weihnachten,“ versichert E. M. Arndt, „in Rügen aus dem Gärtzer See heraufklingt, das ist wahr; viele Leute haben es gehört, und auch mein Vater.“

So heißt es auch im Hamlet:

Sie sagen, immer wenn die Jahrszeit naht,
Wo man des Heilands Ankunft feiert, singe
Die ganze Nacht hindurch der frühe Vogel;
Dann darf kein Geist umhergehn, sagen sie,
Die Nächte sind gesund, dann trifft kein Stern,
Keine Elfe sagt, noch mögen Hexen zaubern,
So gnadenvoll und heilig ist die Zeit.

In vielen Gegenden, besonders bei den Slowaken, wird der Sieg des Guten über das Böse symbolisch gefeiert. Die Kirchgänger haben ein Instrument aus Holzstäbchen in den Händen, das sich scherenartig zusammenziehen und ausstrecken läßt, und an dessen im Zickzack sich bewegenden Endgliedern Lichte angebracht sind, die bei den einzelnen Strophen des Liedes jetzt weit über die Emporen in die dunkeln unteren Räume der Kirche hineinzucken, jetzt in Krümmungen sich winden und den Rückzug antreten, bis sie beim Anzünden der Kronleuchter, die ja auf den Himmelskönig hinweisen, verlöschen.

*) Jes. 11, 1. **) Ez. 17, 22.

In England bildet das beliebte Weihnachtsſpiel vom Drachentödter denſelben Gedanken ab. Es erſcheinen Männer mit hölzernen Schwertern, St. Georg erſchlägt den Drachen, ein Arzt heilt wiederholt die empfangene Wunde; aber der Drache ſteht immer nur auf, um von Neuem erſchlagen zu werden.

Im Vertrauen auf die ſiegende Kraft der Gerechtigkeit hat auch mehr als ein gekröntes Haupt den Geburtstag des Heilands als den Tag ſeiner Thronbeſteigung gefeiert. Der größte Kaiſer, den das alte Deutſchland gehabt, hat am Weihnachten die Krone empfangen, die er zur Ehre Gottes tragen wollte. Otto II. iſt am Geburtstag des Herrn in Rom vom Papſte geweiht worden. Wilhelm von der Normandie ließ ſich am erſten Weihnachtstag zu London krönen. Am 26. December 1611 übernahm Herzog Guſtav Adolf II. die Regierung von Schweden. Am 24. December 1825 trat der ruſſiſche Zar Nikolaus ſeine kaiſerliche Laufbahn an. Und fällt nicht, last not least, auch auf die Thronbeſteigung des regierenden greiſen Heldenkaiſers der Deutſchen etwas von dem Abglanz der kaum erloſchenen Weihnachtskerzen, bei deren Schein ſich die deutſchen Soldaten vor dem belagerten Paris der Liebesgaben aus der trauten Heimat freuten!

Auch der Drang, zu geben und zu erfreuen, fröhlich zu ſein und fröhlich zu machen, iſt echt weihnachtlich. Selbſt wem es befremdlich klingt, was von jenem Abt Odilo erzählt wird, der bei der Verkündigung der Geburt Jeſu, von Jubel bewältigt, zu Boden ſtürzte und vor Schluchzen und Weinen nicht wußte, wie er ſeine Freude ausdrücken ſollte, kann doch vielleicht verſtehn, wie der, welcher an Jeſum glaubt, wirklich ſeine Freude nicht ausdenken, noch ausreden kann. Die Weihnachtsbotſchaft aber haben Alle empfangen; darum ſollen auch Alle ſich freuen. Die alte Kirche hielt es ſo, daß Weihnachten Jeder Fleiſch eſſen durfte, ſelbſt wenn der 25. December auf einen Freitag fiel. „Ich wünſchte, meint Franz von Aſſiſi, daß auch die Wände Fleiſch äßen, wenn es möglich wäre!“ Unter uns giebt es einen Scherz, daß dem, der an dieſem Feſte kein Fleiſch äße, gewiß die Zähne nicht weh thäten; denn wer noch einen habe, ſuche es ſicherlich zu beißen.

Daß auch die Armen ſich freuen ſollen, läßt das Weihnachtsfeſt nicht vergeſſen. Schon alte Weisthümer aus dem 12. Jahrhundert ſprechen dem Schöffen und Pfarrer einen Weihnachtsblock zu. Mit Holz- und

Jagdfrevel wird es dann nicht so streng genommen. Daß in jedem Haus nicht die Kälte der Christnacht, nur ihr Segen empfunden werde, ist die Austheilung von Holz an die Armen um diese Zeit allgemein. In Schwaben füttert man selbst die Thiere an diesem Tage besser. Im ganzen Norden giebt es einen frommen Brauch, nach dem der Bauer auf Weihnachten eine Stange mit einer Hafergarbe aufrichtet, damit auch das Vöglein am kalten Wintertag sich der Gnade des Erlösers freue. In Harrien herrscht der Glaube, in der Christnacht werde den Wölfen von oben Fleisch zugeworfen; denn in dieser Nacht dürfe keine Creatur Gottes Hunger leiden.

Ueberall beschenken sich die Familien, die Gatten, die Eltern und Kinder. Das gemeine Recht, das sonst Geschenke unter Ehegatten nicht anerkennt, auf diesen Tag soll es keine Anwendung finden. Am liebsten, sowie damals ein Geschenk überschwänglicher Art vom Himmel verliehen wurde, sinnt Jeder auf Freuden der Ueberraschung. Julklapp heißen die Gaben in Norddeutschland, in Dänemark und Schweden, wie sie E. M. Arndt und noch neuerdings Fr. Reuter als Augenzeugen beschreiben, die plötzlich, unerwartet, nur ein rasches Klopfen am Fenster, an der Thür kündet die Absicht an, in's Zimmer hereinfliegen oder vor der Thür sich finden, ohne daß der Geber sichtbar wird. Die Bettler an diesem Tage dürfen sie zudringlich sein; sie kommen im Namen dessen, der Alles gegeben. Namentlich aus Süddeutschland wird berichtet, wie in den sogenannten Klöpfleinsnächten Alt und Jung herumzieht, Gaben einzusammeln. Sie pochen an, pochen auf ihr Recht, wenn sie im Namen Jesu nicht das Ihre, nur das Seine fordern. Die Gefangenen werden, und es wird dieser schöne Brauch erst noch kürzlich aus Spanien bestätigt, am Christabend in ihren Kerkern besucht und mit Gaben getröstet. Beamte am heiligen Fest durch Zulagen, Geschenke und Beförderung zu erfreuen, ist die Weihnachtsfreude der Fürsten. Der Papst segnet in der Vigilie der heil. Nacht Hut und Schwert, um sie einem Regenten als Gottesgeschenk zu übersenden.

Alle Menschen freuen sich und werden besser, wenn sie Weihnachten feiern. In einem alten nordischen Gesetz des Königs Magnus heißt es: „Ich verordne hiemit Weihnachtsfrieden, Kirchfrieden, Frauenfrieden um Gottes willen, der Jungfrau Maria, St. Olafs und aller Heiligen Gottes willen, wie wegen der nordischen Krone und des

biete hiemit Allen und Jedem, dieſen Frieden zu brechen, unter Befehl und Androhung jeder Strafe und Zurechtweiſung, welche Rechtswegens Geſetze gegen Friedensbrecher, Räuber und Böſewichter androht. Freuen wir uns Alle zuſammen über die Ankunft unſeres Herrn Jeſu Chriſtii“ Auch die fränkiſche treuga Dei umfaßte die Zeit vom erſten Advent bis Epiphanias als eine Zeit des allgemeinen Landfriedens.

Bei dem Blick in die Vergangenheit kann die Gegenwart arm und leer erſcheinen. Man wird aber den Verluſt des Guten, das mit ſo manchem Alten verloren ging, beklagen dürfen, ohne gerade einer künſtlichen Wiederherſtellung das Wort zu reden. Sicher iſt, daß alle Zeiten in der Freude am Erlöſer einen unverſieglichen Quell haben, aus dem ſie die rechte Geſtaltung auch ihrer Feſtfreude ſchöpfen können. Wenn nur in den Formen, die einer jeden Zeit erhalten ſind, Wahrheit iſt, ſo mögen ſie auch in dem knappen Maß, in dem ein verſtandesnüchternes Geſchlecht ſich gefällt, zum Ausdruck eines ewigen, unvergänglichen Gehaltes werden und, ſoweit man den Namen Chriſti nennt, ein geſegnetes Chriſtfeſt mit ſich führen; ſo mögen auch unſere Herzen mit dem Dichter ſelig und fröhlich einſtimmen:

Heil'ge Nacht, auf Engelſchwingen
Nahſt du leiſe dieſer Welt,
Und die Glocken hör' ich klingen,
Und die Fenſter ſind erhellt.
Selbſt die Hütte trieft von Segen,
Und der Kindlein frommer Dank
Jauchzt dem Himmelskind entgegen,
Und ihr Stammeln wird Geſang.

II.

Kirchliche Nachrichten und Correſpondenzen.

Aus Livland. [Das fünfzigjährige Amtsjubiläum des Propſtes des Wendenſchen Sprengels, Conſiſtorialrathes Karl Ludwig Raehlbrandt, Paſtor em. zu Neu-Pebalg.] Vater Raehlbrandt hat nun ſeine Entlaſſung vom Propſtamte des

Wendenſchen Sprengels nachgeſucht und hat ſie erhalten; das livländiſche Conſiſtorium hat die Neuwahl ausgeſchrieben und Paſtor R. Vogel iſt als Propſt gewählt und beſtätigt worden. Nach Gottes Willen hat der Sprengel es geſchehen laſſen müſſen, daß der verehrte Greis, durch körperliches Leiden bewogen, ſich von der Verpflichtung, ferner leitendes Haupt deſſelben zu ſein, zurückgezogen hat. Auch ſchon an der letzten Provinzial-Synode hat Kaehlbrandt, das ſonſt immer eifrige und fleißige Glied derſelben, perſönlich nicht mehr theilnehmen können, wenn auch ſein tief ernſtes, treu mahnendes und offenes Wort derſelben nicht gefehlt hat und nicht vergeblich ausgeſprochen worden iſt. Als Prediger zu Neu-Pebalg hat er ſchon 1874 ſeinen Abſchied genommen, blieb aber auf Bitten ſeines Sprengels noch im Propſtamte. Jetzt, da er auch dieſes abgegeben hat und damit von ſeiner öffentlichen amtlichen Stellung in unſerer Kirche ganz zurückgetreten iſt, erſcheint es um ſo mehr geboten, auch in dieſer Zeitſchrift des Tages zu gedenken, an welchem zuletzt noch ſein Sprengel ſich um ihn als ſeinen Propſt hat verſammeln können, — eines Tages, an welchem auch die ganze Kirche Livlands in Zuſchriften und durch perſönliche Vertretung mit Gruß und Segenswunſch dieſes ihres Seniors im Amte gedacht hat.

Auf den 9. Juni d. J. fiel Kaehlbrandt's fünfzigjähriges Amtsjubiläum. Es hatte in den letzten Wintern ſchon faſt geſchienen, als wolle Gott ihn und ſeine Gattin dieſen Tag nicht erleben laſſen. Je banger ſeine Angehörigen, ſein Freundeskreis und ſein Sprengel um das Leben Beider gezagt hatten, mit um ſo größerer Freudigkeit rüſteten ſich Alle jetzt, da Gott dem verehrten Greiſenpaare Wohlbefinden und Friſche geſchenkt hatte, das ſeltene Feſt zu begehen. Die ohnehin großen Räumlichkeiten des Neu-Pebalgſchen Paſtorates hatten ſich für den Empfang möglichſt zahlreicher Gäſte mehr noch geweitet. Am Vorabend des Feſtes ſchon ſtellten ſich die Erwarteten ein; von allen Seiten kamen ſie: die verheiratheten Kinder mit ihren Angehörigen, Verwandte, die Paſtoren des Sprengels und mancher entfernte Freund, Alle von des Jubilars älteſtem Sohne und ſeiner Gattin als Hauswirthen gaſtlich willkommen geheißen. Auch der befreundete nachbarliche Edelhof zu Ramkau hatte an dieſem Abend ſchon ſich mit Jubiläumsgäſten gefüllt. Und doch fehlte manch werthes Haupt und wurde ſchmerzlich vermißt. So namentlich hatte der General-Superintendent ſein Kommen in Ausſicht geſtellt, war

aber durch Unwohlsein behindert worden, und mit ihm war der Propst des Walkschen Sprengels ausgeblieben.

Von Gott mit im vorigen Sommer seltenem Sonnenschein hell geschmückt, brach der 9. Juni an. Der lettische Gesangverein des Kirchspiels hatte dem Jubilar ein Morgenständchen gebracht. Es wogte belebt und bunt im Freien unter den Linden und in den Räumen des Pastorates hin und her. Immer noch kamen Festgäste an. Auch zahlreiche Festdelegirte aus der lettischen Gemeinde stellten sich ein. Gegen 10 Uhr versammelten sich die Anwesenden, Deutsche und Letten, in der geräumigen Wohnstube des Pastorates zur Morgenandacht, die von dem Jubilar selbst gehalten wurde. Das Lied: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" wurde von Deutschen deutsch, von den Letten lettisch gemeinschaftlich gesungen. Der Jubilar verlas deutsch den 103. Psalm und knüpfte daran ein inbrünstiges Dank- und Bittgebet.

Den eigentlichen Festactus eröffnete in unmittelbarem Anschlusse an den Morgensegen Pastor Bierhuff von Wenden-Stadt. Nach einigen einleitenden Worten verlas er 2 Kön. 2, 6—13. Er verglich Elia Weg über den Jordan mit dem Tage, den der Jubilar eben erlebte, der für ihn ein Geschenk besonderer Gottesgnade sei. Des Jubilars seitheriger Lebensweg gebe in mancher Hinsicht eine Parallele zu Elia Wegen. Er habe dagestanden ein Zeuge des Herrn, dessen Stimme laut und ernst erklungen sei; er habe viel geeifert um den Herrn; an ihm seien vorübergegangen Sturm, Erdbeben und Feuer, aber auch er habe es erfahren, daß der Herr im sanften Wehen sich offenbare, und sein Herz sei milde geworden. Redner berührte des Jubilars besondere Beziehungen zu seinem Sprengel, seine näheren Beziehungen zu seiner Gemeinde und seine Arbeit in unserer livländischen Kirche überhaupt. — Heute, da er über den Jordan gehe, sei der Elisa, der ihn begleite, sein Sprengel, und wie dort fünfzig Männer von der Propheten Kindern gegenübertraten, so habe sich auch hier ein zahlreicher Kreis Mitchristen versammelt. Sie freueten sich dessen, was der Herr dem Jubilar gethan und mit diesem Ehrentage an ihm thue. Wie aber Elisä Bitte gewesen sei, daß Elia Geist bei ihm bleibe, so sei dieses auch hier die Bitte zunächst des Sprengels: Vater Kaehlbrandt wolle mit seinem Geiste bei ihm bleiben, — wolle hier ihn noch führen und leiten mit seines Geistes Gaben, — und wie dort Elisa den Mantel des Elia aufhob, so wolle Vater Kaehlbrandt auch seinem Sprengel lassen seinen Mantel, — einen Mantel, dessen er selbst sich dazu nicht zu entkleiden habe, — die Kleider des Heils und den Mantel der Gerechtigkeit, in welchen des Herrn Gnade ihn gekleidet habe. Vater Kaehlbrandt wolle dafür beten und dahin ferner noch arbeiten und wirken, daß dieses Kleid seinem Sprengel, seinen Angehörigen, der Gemeinde und der ganzen Kirche bleibe. Aber der Anwesenden Gebet sei es, daß Gott noch mit viel Gnade und Geistesfrische seines greisen Knechtes Lebensabend schmücken wolle.

Dieser Rede folgten die Beglückwünschungen. — Zunächst trat der Herr Kirchenvorsteher des Kirchspiels, Kreisdeputirter Baron Meyendorff von Ramkau, vor und dankte dem Jubilar für seine lang-

jährige, väterliche Leitung der Gemeinde, unter der sie die Fortschritte in geistiger und geistlicher Entwickelung gemacht habe, die in ihr sichtbar seien, überreichte als Zeichen dieses Dankes ein Capital, dessen Zinsen dazu dienen sollten, die Erziehung eines taubstummen Kindes der Neu-Pebalgschen Gemeinde in einer der inländischen Taubstummenschulen zu ermöglichen, und fügte bezüglich dieser Stiftung die Bitte hinzu, daß der Jubilar gestatte, sie die Kaehlbrandt-Stiftung zu nennen. — Nach dem Kirchenvorsteher trat einer der Kirchenvormünder vor und brachte in lettischer Sprache den Glückwunsch und Dank der Gemeinde, wobei er gleichfalls die Fortschritte in der intellectuellen Entwickelung derselben ausführte und hinzufügte, daß Kaehlbrandt's geistlicher Einfluß deutlich erkennbar sich auch auf die benachbarten Gemeinden erstreckt habe. Er führte namentlich an, daß er von seiner Wohnung aus mit eigenen Augen gesehen habe, welche Schaaren von Nordlivland her im Beginn der Aufregung der vierziger Jahre auf der großen Heerstraße nach Riga vorübergezogen seien, bis endlich einige dieser Leute sich entschlossen hätten, Kaehlbrandt wegen des von ihnen beabsichtigten Schrittes um Rath zu fragen. Sie seien mit diesem Rathe in ihre Heimath umgekehrt, und von da an hätten die Züge auf der Heerstraße allmählich aufgehört. — Es folgte sodann Pastor Keußler von Serben, der als Amtsnachbar während einer Reihe von 40 Jahren zunächst in seinem und seiner Gemeinde Namen dem Jubilar Glückwunsch, Dank und Gruß brachte, hauptsächlich aber als Vertreter des Sprengels dessen Gabe zu überreichen hatte. Diese bestand in einem sauber geschriebenen stattlichen Foliobande in schwarzsammetnem Einbande mit vergoldetem Schnitt und Verzierungen in vergoldeter Bronce, und enthielt auf 1000 Seiten die Geschichte sämmtlicher Kirchspiele des Wendenschen Sprengels mit mehreren dazu gehörigen Abbildungen und den photographischen Bildern der gegenwärtigen Prediger. Jeder Pastor hatte die Geschichte seines Kirchspiels verfaßt. Pastor Keußler hatte außer der Geschichte seines Kirchspiels noch speciell die Geschichte der Wendenschen Präpositur ausgearbeitet und die Redaction des ganzen Werkes gehabt; Pastor Bierhuff hatte die Widmung verfaßt, die bei Uebergabe des Werkes an den Jubilar zuvor verlesen wurde.

Nachdem nach der vorher vereinbarten Ordnung bisher die unmittelbar unter der amtlichen Leitung des Jubilars Stehenden das Wort gehabt und ihren Gefühlen Ausdruck gegeben hatten, folgten jetzt die anerkennenden Begrüßungen und Beglückwünschungen Seitens der Kirchen- und Schulautoritäten des Landes. — Pastor Keußler verlas die Zuschrift des livl. ev.-luth. Consistoriums; Herr von Klot von Sessweegen, Assessor der Wenden-Walkschen Kreis-Landschulenbehörde, brachte mündlich die Beglückwünschung Seitens dieser Behörde; Oberpastor Holst verlas eine gedruckte Adresse der Amtsbrüder des Rigaschen Sprengels; Pastor Weyrich ein Beglückwünschungsschreiben des Fellinschen Sprengels; Oberpastor Lütkens las die Zuschrift des Rigaschen Stadt-Consistoriums und des Rigaschen Raths als städtischer Schulbehörde, die beide bei Hervorhebung der weite Kreise berührenden Wirksamkeit des Jubilars dessen gedachten, daß er der Geburt

nach der Stadt Riga angehöre; Professor Dr. Mühlau, Decan der theologischen Facultät zu Dorpat, überbrachte von dieser eine Glückwunschadresse. Es nahm sodann das Wort in lettischer Sprache im Namen der lett.-lit. Gesellschaft Pastor Vierhuff als ihr lit. Director und wies darauf hin, wie der Jubilar, obwohl nicht Mitglied der Gesellschaft, doch in segensreicher Weise literärisch für das lettische Volk thätig gewesen sei, namentlich auf dem Gebiete geistlicher Liederdichtung, auf welchem es ihm gegeben worden sei, deutschen festen, frischen Glaubensmuth in edlem lettischen Ausdrucke dem lettischen Volke in's Herz zu singen. — In gefälliger lateinischer Ansprache brachte dann Director Löffler von Birkenruhe dem Jubilar den Glückwunsch und eine Adresse der Lehrer und Zöglinge seiner Anstalt.

Es folgten weiter Pastor Keußler mit einer Adresse der Philister der Fraternitas Rigensis, Oberpastor Lütkens mit einer lateinischen, in schwunghaften Superlativen verfaßten Adresse der sieben noch lebenden Zeitgenossen des Jubilars unter den Philistern der Fraternitas, sodann die Delegirten des Conventes der Fraternitas Rigensis, zu deren Stiftern der Jubilar zählt, mit einer künstlerisch ausgestatteten Glückwunschadresse. — Hiernach brachte Pastor Räder dem Jubilar den Glückwunsch seiner früheren Schüler, die alle mit herzlichem Danke der Jahre im Neu-Pebalgschen Pastorate gedächten — 30 sind es an der Zahl gewesen, die einen Theil ihrer Schulbildung hier empfangen haben; 20 von diesen haben nachher studirt, 10 von ihnen haben das Predigtamt erwählt; — der christliche Geist aber, von dem ihre Erziehung im Neu-Pebalgschen Pastorate durchdrungen gewesen, habe seine Früchte gewiß im Leben Jedes hernach getragen und werde sie noch tragen. Pastor Räder überreichte ein Album mit Photographieen der früheren Zöglinge und brachte seinerseits Palla und Velum, Arbeiten des Goldingenschen Vereins für kirchliche Paramentik, als Gabe der Neu-Pebalgschen Kirche dar, in welcher er von Vater Kaehlbrandt confirmirt worden ist. — Zum Schluß sprach der älteste Sohn seinen und seiner Geschwister Dank dem Vater aus, dem er eine lange Reihe von Jahren als seinem Senior im Amte helfend habe zur Seite stehen dürfen, bis er endlich als Nachfolger seines Vaters in dessen Arbeitsfeld habe eintreten dürfen, in Amt und Haus begleitet von väterlichem Segen. Zugleich stellte er ihm als Festgabe „ein Großkind" vor, das ihm zwar schon bekannt sei, aber zum heutigen Tage in dem neuen Gewande eines gedruckten Büchleins auftrete: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit. Zwölf Festpredigten." Er segnete darauf den Vater mit dem Aaronischen Segen, und die ganze Versammlung stimmte den Liedervers an: „Laß mich dein sein und bleiben."

Nach dem Gesange erhob sich der Jubilar und sprach: Es falle ihm schwer, dem herzlichen Danke gegen Alle Ausdruck zu geben; er sei so reich mit Zeichen liebevoller Theilnahme überschüttet worden, daß er tief beschämt dastehe; von einem Verdienste seinerseits könne keine Rede sein; er müsse diesen Tag zunächst als einen Bußtag begehen und habe auch im stillen Kämmerlein in tiefer Buße sich vor dem Herrn gebeugt. Als er vor 50 Jahren in's Amt getreten,

ſei es eine dürre Zeit in Theologie und Kirche geweſen; wohl habe er ſein Amt mit den beſten Vorſätzen angetreten und mit begeiſtertem Herzen; das rechte Verſtändniß aber für die Bedeutung und Aufgabe deſſelben habe ihm gefehlt; er ſei nur ſehr mangelhaft vorbereitet und unreif in daſſelbe eingetreten; eine Anleitung zur Führung des Amtes ſei ihm von keiner Seite zu Theil geworden. Blicke er heute auf die verfloſſenen 50 Jahre zurück, ſo müſſe er es bekennen, daß er viele Mißgriffe gethan und durch eigene Schuld viel verſäumt habe; die guten Vorſätze ſeien zu großem Theil unerfüllt geblieben. Dennoch müſſe er dieſen Tag auch von ganzem Herzen als einen Dankestag begehen. Gott der Herr habe ihm perſönlich viel Gnade erwieſen. Er habe auch vielfach gut gemacht, was ſein Knecht ſchlecht gemacht habe; er dürfe auch hoffen, daß, ſeitdem es ihm gegeben, das lautere Evangelium zu verkündigen, ſeine Arbeit nicht ganz vergeblich geweſen ſei, wie er oft kleinmüthig geglaubt habe; Löhe habe es einmal ausgeſprochen: „Die Hermannsburger verſtänden chriſtlich zu leben, ſeine Neu-Dettelsauer verſtänden chriſtlich zu ſterben", — ſo habe auch er es häufig an den chriſtlichen Sterbebetten ſeiner Gemeindeglieder erfahren, daß das Evangelium doch zuletzt ſeine Frucht trage. Insbeſondere müſſe er Gott dafür danken, daß er ihn in einen Kreis von Amtsbrüdern geführt, in dem es auch in dürrer Zeit nicht an lebendigen Zeugen gefehlt; ſie ſeien es zum Theil geweſen, die den jungen unreifen Paſtor erzogen; ſie ſeien alle heimgegangen, er müſſe aber noch heute Gott für den Segen danken, den er von ihnen für Amt und Herz empfangen (— er nannte mehrere mit Namen —); ebenſo müſſe er auch ſeinen gegenwärtigen Amtsbrüdern danken für die reiche Anregung, die er ſtets im Verkehr mit ihnen erhalten, für die Liebe und Nachſicht, die ſie ihm bewieſen. Wenn Zinzendorff auf ſeinem Sterbebette das große Wort geſprochen: „Mein Herr iſt mit mir zufrieden," ſo klinge das ſtolzer, als es gemeint ſei; es ſei das die Gewißheit, die — richtig verſtanden — jeder Chriſt haben müſſe, der der Gnade Gottes nicht widerſtrebt hat; er könne ſeinen theuren Freunden, die ihn heute mit ſo vielen Liebesbeweiſen erfreut haben, ſeinerſeits als Dank dafür auch die Freude machen, es vor ihnen als ſeine gewiſſe Hoffnung auszuſprechen, daß der Herr ihm auch die letzte Gnade noch ſchenken und auch ihn in Frieden werde heimgehen laſſen. — Er forderte die Verſammlung auf, mit ihm einzuſtimmen in den Geſang: „Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen," und ſprach zum Schluß auf Bitte eines Feſttheilnehmers über die Verſammelten den Segen aus.

Es ſchloß ſich hieran eine zweite Jubiläumsfeier. Der Hausvater, des Jubilars Sohn, führte in die Mitte der Verſammelten eine lettiſche Dienſtmagd, Lotte Ehrgle, die dem Hauſe 50 Jahre lang in Anhänglichkeit und Treue gedient und des Hauſes Leid und Freude getheilt hatte, damit auch ſie ihr Recht an dieſer Jubiläumsfeier empfange. Er richtete herzliche Dankesworte an die treue Magd und überreichte ihr zur Erinnerung an dieſen Tag ein ſauber gebundenes lettiſches Geſangbuch, das eine werthvolle Einlage enthielt. Auch der Jubilar ſprach in warmen Worten ihr ſeinen Dank aus.

Mit Gesang eines lettischen Liederverses, der aus der Versammlung heraus angestimmt wurde, schloß auch dieser Theil der Festfeier.

Es waren erhebende, geweihte Stunden gewesen, die Alle eben durchlebt hatten. In geselligem Zusammensein, in Ernst und Scherz verging der übrige Theil des Tages. Posttag war es für das Land, — zahlreiche Beglückwünschungsschreiben und Telegramme in deutscher und lettischer Sprache gingen noch an den Jubilar ein. Wir erwähnen unter ihnen die Zuschriften des General-Superintendenten, der Pröpste von Werro, Dorpat, Wolmar und Pernau, sowie der Redaction dieser Zeitschrift, in welcher in fast jeder brennenden Tagesfrage unserer Kirche der Jubilar zur Klärung der Sache und zur Ehre Gottes auch sein Wort veröffentlicht hat. Der Mittag war reich an Toasten voll heiteren Humors und am späten Abend noch erklang durch den Garten fröhlicher Gesang der Jubelgäste in mehrstimmigen und einstimmigen Weisen, Erinnerungen an die frische Zeit jugendlicher Lust und jugendlichen Strebens.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Die ganze Festgesellschaft begab sich zum Gottesdienst in die Kirche. Eine zahlreiche lettische Gemeinde war versammelt, eine gleichfalls für das Land sehr zahlreiche deutsche Gemeinde fand zum nachfolgenden deutschen Gottesdienste sich ein. Die Gottesdienste nahmen nur vorübergehend Bezug auf die Jubiläumsfeier, waren aber dadurch ausgezeichnet, daß zwei Schüler des Jubilars, die Pastoren Müthel und Räder, die Predigten hielten. Noch einmal nahm das Pastorat die zahlreichen Gäste auf. Erst spät am Abend fuhr der größere Theil derselben heimwärts.

Der Jubilar sprach später in einem Rundschreiben an seinen Sprengel es aus, daß die Jubiläumsfeier der Tabor seines Lebens gewesen sei und ihm die dahinterliegende und noch folgende Zeit mit hellem Lichte verklärt habe. Er habe reichlich an diesem Tage erfahren dürfen, daß der Herr nicht nur gnädig, sondern auch freundlich sei.

Den Jüngern Petrus, Johannes und Jacobus war es verstattet, den Herrn auf dem Tabor zu schauen und von dem Verklärungslichte, das dort den Knecht Gottes, den menschgewordenen Sohn Gottes, umstrahlte, einen unauslöschlichen Eindruck mitzunehmen in ihr Berufsleben. Wer mit dem Jubilar auf seinem Tabor gestanden hat, der hat auch einen unauslöschlichen Eindruck mitgenommen von dem Verklärungslichte, welches treue und unermüdliche Arbeit um ein Menschenleben zu verbreiten vermag, das sich ganz in den Dienst des Herrn gestellt hat.

T. D.

III. Literärisches.

Haller, A. H., Prediger und Diakonus zu St. Olai in Reval. Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Zweiter Theil. (Die Sonn- und Festtage nach Trinitatis.) Reval 1878. Verlag von Ferd. Wassermann.

Der erste Theil dieser Predigtsammlung ist bereits früher in diesen Blättern angezeigt und empfohlen worden (s. Mitth. u. Nachr. 1878 December-Heft, S. 565). Die 29 Predigten des vorliegenden 2. Theils der ganzen Sammlung zeichnen sich gleich denen des 1. Theils durch ihre ansprechende Wärme und Innigkeit aus, sowie durch ihre schlichte, textgemäße Haltung und ihr freudiges Glaubenszeugniß von Christo, dem Sünderheiland. Die Predigt am Johannistage und die am Erntefest behandeln alttestamentliche Texte, erstere die prophetische Lection des Johannistages Jes. 40, 1—5 „Wie Gott sein Volk trösten will;" die letztere handelt auf Grund von 2 Mos. 16, 11—30 „von dreierlei Versündigung in Bezug auf das tägliche Brod." Zehn Predigten haben Evangelientexte, die übrigen 17 Predigten Epistelterte. Evangelien wie Episteln sind zum größeren Theil den neuen Perikopen-Reihen entlehnt. In wie natürlicher und ungezwungener Weise sich dem Verfasser auch der reichste, umfangreichste Text gliedert, mögen einige Beispiele zeigen. Auf Grund von 1 Petri 2, 1—10 werden die Hörer aufgefordert, „Zeugen der Bauarbeit unseres Gottes zu sein: 1) wie Er den Eckstein legt; 2) wie Er dann lebendige Steine schafft; 3) wie aus den Steinen das Haus erbauet wird; 4) wie in dem Hause schon heiliger Tempeldienst geübt wird." Auf Grund von Röm. 7, 15—25 ist die Rede von „Kampf und Frieden." An dem Beispiel des Apostels Paulus wird gezeigt, wie es 1) einen Frieden ohne Kampf, 2) einen Kampf ohne Frieden, 3) einen Frieden mitten im Kampf, und endlich 4) einen Frieden nach dem Kampfe giebt. Auf Grund von Röm. 8, 18—23 schildert der Verfasser „die Sehnsucht nach der zukünftigen Herrlichkeit", und zeigt 1) wie diese Sehnsucht von Natur überall vorhanden ist; 2) wie sie lebendig wird durch die Erstlinge des Geistes; 3) wie sie genährt wird durch die Leiden dieser Zeit; 4) wie sie endlich überschwänglich erfüllt wird bei des Leibes Erlösung. — Mögen diese Proben der Textbehandlung genügen. Wer den ersten Theil dieser Predigtsammlung gelesen hat, wird gern zu dem vorliegenden zweiten Theil greifen und denselben gewiß nicht aus der Hand legen, ohne Erquickung, Erbauung und Segen gefunden zu haben. Möge die ganze Predigtsammlung in vielen Häusern Eingang finden! E. K.

Rømheld, E. J., Das heilige Evangelium in Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres dem Volke erzählt und ausgelegt. Dritte Auflage. Gotha. Gustav Schlößmann, 1879.

Die vorliegende Predigt-Sammlung hat innerhalb zwölf Wochen seit ihrem ersten Erscheinen bereits die 3. Auflage erlebt, ein Beweis,

daß sie in weiten Kreisen Verbreitung und Anklang gefunden haben muß. Nimmt man dazu die anerkennenden Urtheile der „Leipziger theol. Literaturzeitung“ (1879 Nr. 3), der „Allgem. Ev.-Luth. Kirchenzeitung“ (1879 Nr. 4), der „Evang. Kirchenzeitung“ (1878 Nr. 50), der „Neuen Preuß. (†) Zeitung“ (Sonntagsbeilage, 1879 Nr. 11) u. s. w., so kann man nicht anders, als mit hoch gespannten Erwartungen das Buch zur Hand nehmen. In der That zeichnen sich diese Predigten vor den meisten ältern und neuern Predigt-Sammlungen durch eine seltene Originalität, Popularität, Anschaulichkeit und Frische der Darstellung aus, daß man unwillkührlich von Anfang bis zu Ende zur Aufmerksamkeit gezwungen wird. Das Fesselnde ist nicht eine Fülle blendender geistreicher Gedanken, sondern die dramatische Lebendigkeit, mit welcher die Thatsachen der evangelischen Geschichte dem Hörer oder Leser vor Augen geführt werden. „Das heilige Evangelium“ wird hier „dem Volke erzählt und ausgelegt“ von einem Manne, dem man die glühende Begeisterung für die göttliche, seligmachende Wahrheit des Evangeliums anmerkt, und der zugleich Herz, Sinn und Sprache des Volkes kennt. In der Vorrede spricht sich der Verfasser selbst darüber aus, was er eigentlich bringen will. Er sagt: „Es kommt darauf an, daß die heiligen Geschichten in unsere Sprache und die jetzigen Verhältnisse übersetzt werden, und daß die Gemeinde in das Evangelium als in eine gegenwärtige und fortlebende Geschichte eingeführt werde, so daß die Begebenheiten vor den Augen der Gemeinde entstehen. Dann muß und kann es den Begebenheiten selbst und dem heil. Geiste überlassen werden, auf die Zuhörer zu wirken. Er beruft sich dabei auf den Befehl des Heilandes, welcher geboten hat, nicht *über* das Evangelium zu predigen, sondern: Prediget *das Evangelium* aller Creatur, und sagt: „Jesum Christum predigen, und: das Christenthum predigen, ist mit Nichten das Nämliche. Das Christenthum kann uns und unserem Volke nicht helfen, Christus kann und will es.“ Seiner ganzen Predigt-Sammlung hat der Verfasser die Frage vorangestellt: „Glaubst du auch, daß Christus, dein Herr, bei seiner lieben Kirche auf Erden und auch bei dir sei?“ und ihr zugleich die Antwort hinzugefügt: „Ja, mein lieber Herr Christus, wahrer Gott und Mensch, ein Herr über Alles, ist nach seiner Verheißung bei mir und allen seinen Gläubigen; der ist mein Herr und König, welcher, wie er mich erlöset hat, also schützet und schirmet er mich auch, und will mich endlich in sein herrliches Reich nach diesem Leben aufnehmen. Hallelujah! Amen.“ In diesen schlichten kindlich-gläubigen Bekenntnißworten ist das, in den verschiedensten Wendungen stets wiederkehrende Thema sämmtlicher 78 Predigten dieser Sammlung zusammengefaßt. Wir empfehlen diese Predigt-Sammlung sowohl zum häuslichen Gebrauch in Familien, wo Kinder der Predigtlection beiwohnen, als auch namentlich Landpastoren, denen sie als Muster wahrhaft populärer Verkündigung des Evangeliums dienen können.

E. K.

Kröger, S., Dr. med. Menſchliches Denken und die Grundprincipien chriſtlicher Weltanſchauung. Eine philoſophiſche Studie. J. Deubner 1879.

Die „gelegentlichen Bemerkungen über chriſtliche Weltanſchauung von C. A. Berkholz“ (Mitth. u. Nachr. Septbr.-Heft 1879) nehmen zwar Bezug auf das obengenannte Schriftchen, laſſen aber dem Verfaſſer und ſeiner Arbeit wenig Gerechtigkeit widerfahren. Die Leſer erfahren kaum, welches eigentlich der Inhalt und Charakter derſelben iſt. Das Urtheil lautet ſo wenig anerkennend und empfehlend, daß wir um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen dagegen Widerſpruch erheben müſſen. In ſchlichter und anſpruchsloſer Weiſe, aber mit großer Klarheit und logiſcher Schärfe entwickelt der Verfaſſer eine Reihe ſpeculativer Gedanken, deren Reſultat ein unumwundenes, mit hohem Ernſt geltend gemachtes Bekenntniß ſeiner chriſtlichen Glaubensüberzeugung iſt. Nichts berechtigt zu dem vornehmen Urtheil, „der Verfaſſer habe ſich zu viel zugemuthet.“ Die Aufgabe, die er ſich geſtellt hat, iſt in durchaus befriedigender Weiſe gelöſt. Er hat kein neues philoſophiſches Syſtem aufſtellen wollen, ſondern bezeichnet ſelbſt ſein Schriftchen als „eine philoſophiſche Studie“, als einen „wiſſenſchaftlichen Verſuch.“ Trotz ſeines geringen Umfanges (67 Seiten) iſt daſſelbe eine gehaltvolle Arbeit. In logiſcher Klarheit reiht ſich Gedanke an Gedanke. Was nicht zur Sache gehört, iſt ſorgfältig vermieden. Da iſt nichts von geiſtreicher Effecthaſcherei, nichts von hochklingenden Phraſen, von überſchwänglichem Wortreichthum. Auch der prunkende und doch wohlfeile Luxus reichlich citirter Büchertitel und eingeſtreuter Citate iſt bei Seite gelaſſen. Ueberall iſt es die Sache und nur dieſe, die der Verfaſſer feſt im Auge behält. Dadurch gewinnt die Sprache eine klare, ruhige Objectivität. Es iſt dem Verfaſſer gelungen, mit wenig Worten viel zu ſagen, während Mancher mit viel Worten wenig ſagt. — Der Inhalt iſt in dem Titel kurz angedeutet: „Menſchliches Denken und die Grundprincipien chriſtlicher Weltanſchauung.“ Es iſt dem Verfaſſer Bedürfniß geweſen, „über die eigenen Ueberzeugungen in Bezug auf den tieferen Zuſammenhang der Dinge ſich rechte Klarheit zu verſchaffen, die Summe der eigenen Erfahrungen in der betreffenden Sphäre zu ordnen und damit eine einheitliche Weltanſchauung zu Stande zu bringen und darzuſtellen.“ Zugleich iſt es ſein Wunſch geweſen, „den in unſerer Zeit ſo dreiſt und ſo ſiegesgewiß auftretenden atheiſtiſchen Irrlehren entgegenzutreten und namentlich den Verſuch zu machen, die Unhaltbarkeit der materialiſtiſchen Grundanſchauungen nachzuweiſen.“ Dem gemäß gipfelt ſeine ganze Arbeit in dem letzten Abſchnitt, der von Gott handelt. Hier kommt ſein poſitiv chriſtliches Bekenntniß zum vollem Ausdruck. Die vorhergehenden Abſchnitte: „Unſer Denken,“ „Materie,“ „Geiſt“ — dienen nur dazu, das Weſen der menſchlichen Erkenntnißthätigkeit überhaupt klar zu legen, wie dieſelbe einerſeits durch die Natur des menſchlichen Denkens und andererſeits durch das Weſen der gegebenen Erkenntnißobjecte (Materie, Geiſt) beſtimmt iſt. In klarer und überzeugender Weiſe wird auseinandergeſetzt, wie die Dinge an ſich unſerem menſchlichen Denken und Erkennen abſolut unzugänglich ſind.

Sofern sie aber auf uns wirken, sofern wir in unserem Selbstbewußtsein von unzähligen und mannichfaltigen Wirkungen derselben berührt werden, vermag unser Denken als unterscheidende und producirende Thätigkeit von jenen Wirkungen zurückzuschließen auf die Ursachen, auf die wirkenden Kräfte. Unsere Erkenntniß ist daher nichts anderes, als eine Summe von Erfahrungen, die uns zwar durch unsere Denkthätigkeit vermittelt sind, denen aber gewisse, von unserem Denken unbhängige Realitäten zu Grunde liegen. Auf diesem Wege gelangt der Verfasser zu dem Satze: „Gott ist eine Realität." In diesem Satze liegen bereits beschlossen die „Grundprincipien christlicher Weltanschauung", die im letzten Abschnitt als „denknothwendige" Resultate der ganzen vorangehenden Auseinandersetzung geltend gemacht werden, die Persönlichkeit Gottes, die Nothwendigkeit einer göttlichen Erlösung des Menschengeschlechts, die gottmenschliche Natur des Erlösers u. s. w. u. s. w.

Ob das Schriftchen von Gegnern der christlichen Weltanschauung, von Atheisten und Materialisten viel oder wenig oder gar nicht gelesen wird, ist für die Beurtheilung desselben gleichgültig. Wenn ein Andersdenkender äußerte, man müsse ein ganzes Buch schreiben, um die einheitlich geschlossenen Ausführungen des Verfassers zu widerlegen, so ist das Beweis genug für die Bedeutung des Büchleins. Daß auch zehn solcher Broschüren nichts beitragen zur „Bekehrung und Besserung" derer, die sich nicht wollen bekehren und bessern lassen, hat seine Richtigkeit, gilt aber nicht blos von dieser Broschüre, sondern auch von den dickleibigsten philosophischen Werken, ja sogar vom Worte Gottes. Der Herr Christus hat seinen Jüngern nie und nirgend zugemuthet, daß sie die Welt *bekehren* sollen, sondern ihnen einfach befohlen, das Evangelium zu predigen. Dieses Schriftchen ist in seiner Art auch *eine Predigt, ein Bekenntniß des Evangeliums, ein Zeugniß christlichen Glaubens*, dessen wir uns um so mehr freuen, da es nicht aus weiter Ferne zu uns herüberschallt, sondern in unserer eigenen Mitte laut geworden ist. Es ist eine allmein bekannte und psychologisch leicht erklärliche Thatsache, daß gerade die medicinische Wissenschaft, ähnlich wie alle Naturwissenschaften, ihren Jüngern die Versuchung nahe legt, sich in eine mehr oder weniger materialistische Richtung hineinzuleben. Dieser Thatsache gegenüber gewinnt das vorliegende Schriftchen einen besonderen Werth und eine besondere Bedeutung, auch wenn das aufgestellte Thema nicht „erschöpfend und zum Zugeständniß genügend bewältigt sein sollte." Was nothwendig zur christlichen Weltanschauung gehört, die Hauptmomente, die „Grundprincipien" derselben, sind hinlänglich klar und bestimmt bezeichnet und stehen da als das Resultat einer ernsten logischen Gedankenarbeit. Mehr kann billiger Weise nicht erwartet werden von einer Arbeit, die sich in dem engen Rahmen einer „philosophischen Studie" hält. Daß dieselbe ungelesen und unbeachtet bleiben sollte wie „ein harmloser Monolog, den ein aufrichtiger warmer Christ irgendwo in verborgener Studirstube hält, dahin Augen und Ohren der Gegner nicht reichen", ist nicht zu befürchten. Unter unsern engen und beschränkten Verhältnissen zieht jede öffentliche Kundgebung die allgemeine Aufmerksamkeit in

viel höherem Maße auf sich, als es vielleicht anderswo der Fall wäre; zum sachlichen Interesse kommt das persönliche Interesse hinzu. Möge letzteres auch in diesem Falle der Sache zu Gute kommen, für die der Verfasser mit voller Ueberzeugung eintritt.

Heutzutage giebt es unter uns verhältnißmäßig nur Wenige, die sich ernstlich mit philosophischen Fragen beschäftigen. Am meisten Leser findet wohl noch der Modephilosoph mit seiner Philosophie des Unbewußten. Hier finden die Leser ein Stück gesunder Philosophie des Bewußten, die nicht wie jene in einen trostlosen Pessimismus ausmündet, sondern in eine Welt des Positiven einführt, wo ein selbstbewußter Geist das Steuer führt. E. K.

Hippel's Lebensläufe. Für die Gegenwart bearbeitet von Alexander von Oettingen. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig. Duncker und Humblot. 1880. VI u. 504 S. Preis 6 M. 40 Pf.

Es darf als ein ungemein erfreuliches Zeichen der Zeit begrüßt werden, daß die von uns bereits im Novemberhefte v. J. (S. 526 ff.) empfehlend angezeigte Bearbeitung von Hippel's Lebensläufen nunmehr nach weniger als Jahresfrist schon in zweiter Auflage hat erscheinen können. Indem des verehrten Bearbeiters liebevolle Mühwaltung, aus dem fast vergessenen alten Hippel wieder ein lesbares Buch zu machen, von Seiten der deutschen Leserwelt so die dankbarste und glänzendste Anerkennung gefunden, hat diese ebenso sehr sich selbst wie den Autor und den Bearbeiter geehrt und der prophetischen Apostrophe des ersteren an sein Buch zur Verwirklichung geholfen: „Erzürne dich nicht, liebes Buch, wenn dein Fleisch gezüchtigt und dein Leib getödtet wird, dein Geist soll erhalten werden zum Tage einer neuen Ausgabe. Und wenn dann die Posaune des Geschmacks die Barbarei deiner Diction und Sprache wegscheucht und deinen gestorbenen und also von Sünden gerechtfertigten Leib zur Auferstehung und zum Leben aufhauchen wird — dann wirst du ein lebendiges und kräftiges Buch und einer unserer ersten Romane sein." Einer unserer ersten Romane, ein erquickliches Zeugniß wahrhaft christlichen und wahrhaft deutschen Humors dürfen Hippel's Lebensläufe in ihrer gegenwärtigen Gestalt wohl mit vollem Recht genannt werden, und wir glauben zuversichtlich die Hoffnung aussprechen zu dürfen, daß dieses Buch fortan ein Liebling des deutschen Hauses bleiben und nicht so leicht auf den Weihnachtstischen derer fehlen wird, die gewohnt sind, am heiligen Abend die Ihrigen mit den edelsten Früchten des menschlichen Geistes zu erfreuen. Es ist nicht eine völlig unveränderte zweite Auflage, welche wir uns hier dargeboten sehen, sondern „was die berufenen Fachmänner und alten Hippelfreunde hier und da mit Recht getadelt oder vermißt", ist in dieser neuen, sorgfältig durchgesehenen und überarbeiteten Ausgabe möglichst berücksichtigt worden und dadurch das Ganze zu noch größerer Abrundung gelangt. Dazu kommt, daß die Verlagshandlung es ermöglicht hat, diese Ausgabe bei sauberster Ausstattung doch zu nicht unwesentlich wohlfeilerem Preise herzustellen, und so trifft Alles zusammen, um das schöne Werk nun auch weiteren Leserkreisen leichter zugänglich zu machen. H.

Aus der christlichen Volksschriftenliteratur der letzten Zeit heben wir einige Verlagsartikel der Agentur des Rauhen Hauses hervor, die es wohl werth sind, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden und theilweise auch zur Bearbeitung für unsere Nationalen wohl geeignet sein möchten.

Für den Feierabend. Ein Volksbuch. 15. Kühn, E., Marie. Eine Erzählung aus dem Arbeiterleben der Gegenwart. Hamburg 1880. 136 S. Preis 80 Pf.

Eine unmittelbar aus dem Leben gegriffene, mit frischen Farben und in oft geradezu ergreifender Weise das Arbeiterleben in Deutschland nach seinen Licht- und Schattenseiten, namentlich aber mit Bezug auf die beklagenswerthen Ereignisse der letzten Jahre schildernde Erzählung. Auch die früheren Bändchen dürfen der Beachtung wohl auf's Neue empfohlen werden, so namentlich: Eine Magdalena, von E. Pfeifer; Gnadenführungen, von J. C. Scholz, Daheim und in der Fremde, von demselben; aus einem Kellnerleben, und der Rathsschreiber von Emil Frommel; Knechtsgeschichten von J. Nordheim; aus dem Leben eines Stillen im Lande, zwei Bändchen, und manches Andere. Es erscheinen hiervon alljährlich einige Bändchen, die, wie der Haupttitel es ausspricht, dem Volke eine gute Unterhaltung für die Feierabendstunden bieten sollen.

Wedig, A., des Lumpensammlers Pflegekind. Eine Erzählung für das Volk. Hamburg 1880. Agentur des Rauhen Hauses. 215 S. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Kreutzer, L., die Waldjungfer von Wildberg. Eine Erzählung aus dem Leben und für das Leben. Hamburg 1880. Agentur des Rauhen Hauses. 175 S. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Ebenfalls zwei ungemein ansprechende Erzählungen, welche, frei von aller, in manchen sogenannten christlichen Unterhaltungsschriften sich oft in unerquicklicher Weise hervordrängenden Tendenz, mit lebensvoller, die Aufmerksamkeit und Theilnahme stets rege erhaltender Darstellung einen tief christlichen Gedankengehalt in wohlthuendster Weise verbinden.

Schillingsbücher des Rauhen Hauses, Nr. 1—115, à 10 Pf.

Diese Schillingsbücher sollen Altes und Neues bringen, einmal ein Wort aus alter Zeit für den Bauersmann in dieser Zeit, ein andermal vielleicht eines aus neuer Zeit für den Bürgers- und Handwerksmann, dann ein drittesmal eins für Jedermann und alle Zeit — und so fort. Bekanntlich wechseln böse und gute Tage, theure und wohlfeile Zeiten; Väter und Mütter wollen Rath für ihren Hausstand, sie wollen Wegweiser oder Trost für ihre Kinderzucht; man besucht Kranke und begegnet Betrübten und will wissen, was man ihnen sagen soll; Waffen fordert ein Anderer gegen dieses und gegen jenes Laster seiner Dienstleute, Nachbarn oder Pflegebefohlenen; noch einer singt oder lernt zwischendurch gern ein schönes Lied oder merkt sich mit Freuden ein kluges Sprichwort und Schlagwort; oder er hört gern einmal eine erbauliche, dann auch wieder eine kurzweilige Geschichte: es hat der Männer und Frauen vor Alters und bis heute viel gegeben, die Stadt und Land, Wirthschaft und Hausstand viel genützt,

die Kirche und Schule geehrt, die wohlgethan und wohlgerathen haben, deren Namen werth sind, daß sie Jeder kenne; alte und neue Geschichten sind geschehen, aus denen alle Verständigen für immer Weisheit lernen können; — von diesen Dingen allen und von noch mehreren wollen die Schillingsbücher, je wie Zeit und Gelegenheit es fordern und möglich machen, kurz und gut reden und erzählen zum gemeinsamen Nutz. Den Einen wird das eine der Bücher freuen, den Andern das andere. Gute Speise in Büchern ist aber jedenfalls die, welche Gottesfurcht schützt und nährt; diese Speise in allerlei Weise, für den Werkeltag, wie für den Festtag bereitet, thut noth allem Volk; wer sie nicht aus diesen irdenen Schüsseln verschmähen will, der sei willkommen und führe viele Gäste mit herzu.

Wie viele wollen ihren Dienstboten oder einfachen Leuten am Sonntag Nachmittag gern eine gesunde Unterhaltung verschaffen und wissen nicht, wie und womit? Da versuche man es nur getrost und biete ihnen ein solches Schillingsbuch, der Lohn dafür wird den andern Tag ein freundlich Gesicht und herzlicher Dank sein, das weiß Schreiber aus eigener Erfahrung. Es giebt keine bessere Unterhaltung für das Volk, als gerade diese Schillingsbücher.

Wichern, Dr. J. H., aus der Büchermappe. Erzählungen. Hamburg, 1877. 226 S.

In schöner Ausstattung sieben ausgewählte Geschichten, die früher in den Schillingsbüchern erschienen sind.

Wichern, Dr. J. H., unsere Lieder. Fünfte Auflage. Hamburg, 1877. 392 S.

Wichern, Carolina, alte und neue Weihnachtslieder für Schule und Haus. Hamburg, 1880. 48 S. Preis 40 Pf. Wohlfeile Ausgabe in kl. Format 5 Expl. 1 Mk., 20 Expl. 3 Mk., 50 Expl. 6 Mk.

Ein kleines Büchlein ist das letztgenannte, aber mit seinen Texten und Noten ein lebendiger, klingender und singender Weihnachtsbaum! Im Ganzen sind es 60 Lieder, fast alle mit vollem Notensatze, ein Theil zweistimmig gesetzt, damit sie mit bescheidenen Kräften, also auch in Volks- und Sonntagsschulen leicht gesungen werden können, die anderen drei- und vierstimmig für geübtere Sänger. Alles weichliche und krankhaft Sentimentale aber, das auch in der Musik zum Schaden des Christenlebens leider nur zu oft gepflegt und schon dem Kindergemüth eingeimpft wird, sowie das an Geschmacklosigkeit grenzende Uebernaive einer hinter uns liegenden Zeitperiode ist gemieden, und in Melodie und Harmonie dem Gesunden, Kräftigen, darin der Pulsschlag jugendlichen Glaubenslebens schlägt, das ihm allein gebührende Recht gegeben.

Die gleichen Vorzüge sind auch der, bereits in fünfter Auflage erschienenen größeren Sammlung eigen, deren 375 Lieder am besten das noch immer vielfach herrschende Vorurtheil widerlegen können, als sei das Leben im Rauhen Hause ein mönchisch abgeschlossenes und auf rein geistliche Dinge beschränktes. Daß Frömmigkeit und Fröhlichkeit dort gleich liebevolle Pflege finden, wird durch diese Lieder in erfreulicher Weise bestätigt.

Ferner machen wir auf folgende, im Verlag von Georg Böhme zu Leipzig erschienene Novitäten aufmerksam:

12 brillantfarbige Sterne zum Christbaumschmuck. In Enveloppe 75 Pf.

Sorget nicht! 6 Spruchkarten mit Blumen und Vögeln. In Enveloppe 80 Pf.

Vertraue! 6 Spruchkarten mit Initialen und christl. Liederversen. In Enveloppe 60 Pf.

Blüthenzweige. 6 Blumenkarten mit Initialen und sinnigen Sprüchen. In Enveloppe 60 Pf.

4 christliche Sinnsprüche in Alpenblumenkränzen. In Enveloppe 50 Pf.

Schon Ende 1878 erschienen:

Christl. Neujahrsgrüße in Poesie. In Enveloppe 50 Pf.

Wir glauben, daß unsere Leser diese nach Zeichnung wie Farbendruck gleich ausgezeichneten Artikel mit Freuden begrüßen werden.

Starck, R., Wegweiser durch Bibel und Gesangbuch zum Gebrauch beim häuslichen Gottesdienste für das Kirchenjahr 1879/80. 22. Jahrgang. Riga, R. Kymmel. 1879. S. XII und 64.

Der unermüdlich treuen Arbeit des verehrten Verfassers ist in diesem Jahre die Anerkennung zu Theil geworden, daß von Seiten der evang. Gemeinden in Süd-Rußland eine Bestellung auf nicht weniger als 6000 Exemplare gemacht wurde. Wir sind der guten Zuversicht, daß das Büchlein auch fernerhin seinen Gang durch unsere Gemeinden machen und in aller Stille segensreich wirken wird.

Personal-Nachrichten.

Gestorben: 17. November P. emer. K. L. Bäckmann in St. Petersburg; 21. November Gen.-Superintendent Stephan v. Lipinski zu Wilna; 23. November em. Gen.-Superint. des St. Petersb. Consist.-Bezirks Dr. Karl Frommann.

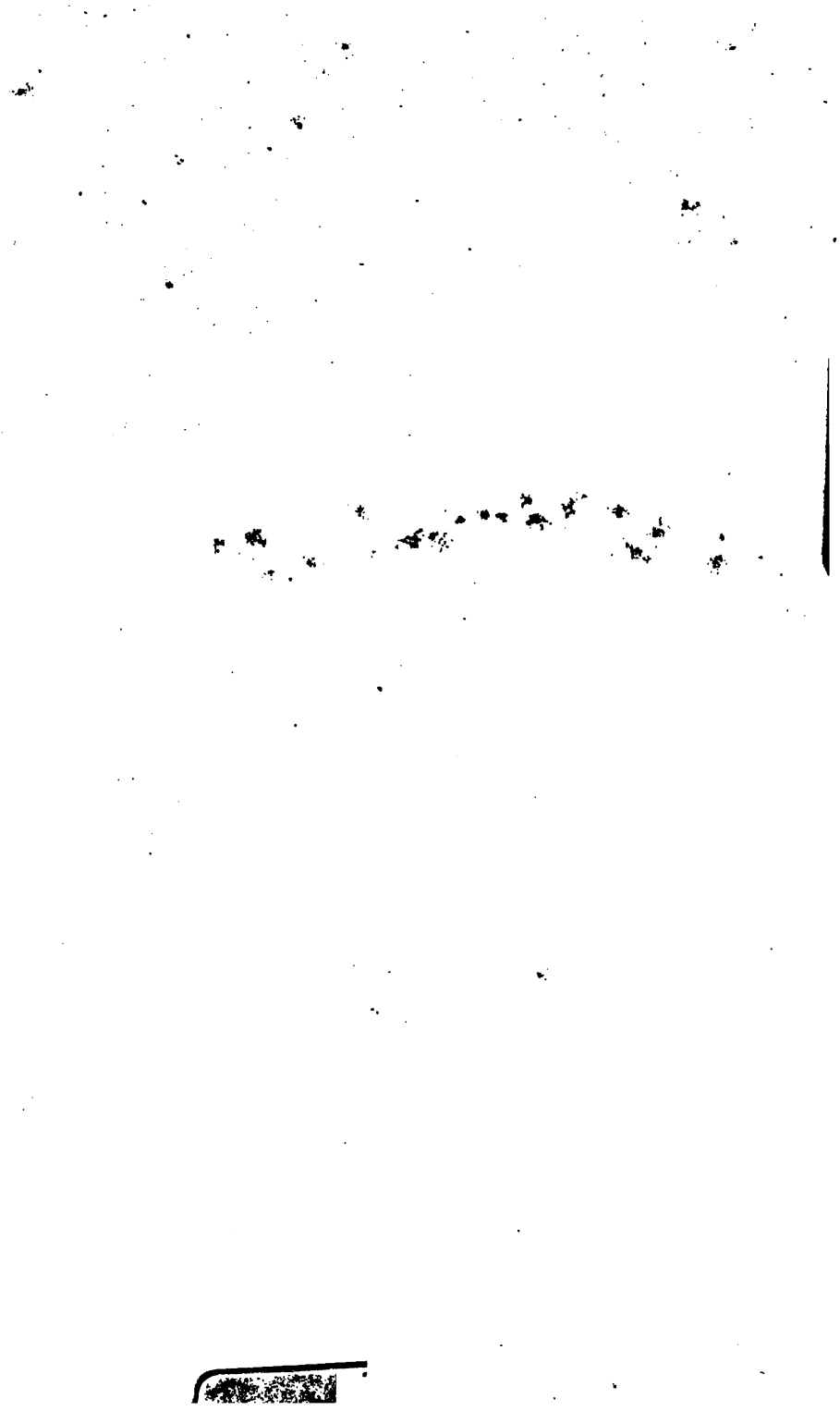
Gewählt: P. R. Schulz, bisher an der St. Annenkirche zu Mitau, zum P. in Eckau; P. Carl Graß, deutscher Prediger zu St. Johannis in Mitau, zum lettischen Prediger zu St. Annen daselbst; zum Propst des Wendenschen Sprengels P. R. Vogel zu Laudohn; P. E. R. Straus in Grunau zum P. in Taganrog.

Ordinirt: Cand. R. v. Ruckteschell zum P. am ev. Hospital in St. Petersb.

Sein 50jähriges Amtsjubiläum beging am 14. Nov. Superintendent Ignatius v. Börner zu Plotzk; ihr 25jähriges Amtsjubiläum begingen: am 14. November P. Eduard v. Börner zu Zdunska Wola; am 23. November P. L. E. Mozelli an der schwedischen St. Michaeliskirche zu Reval und Oberpastor J. Oehquist an der finnischen St. Marien-Gemeinde zu St. Petersburg.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Cand. J. Th. Helmsing.

Gegen den Druck dieser Schrift ist von Seiten des Livl. Evang.-Luth. Consistorii nichts einzuwenden. — Riga, den 28. November 1879. Dr. Christiani, Vicepräses.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 29. November 1879.

Druck von W. F. Häcker in Riga.